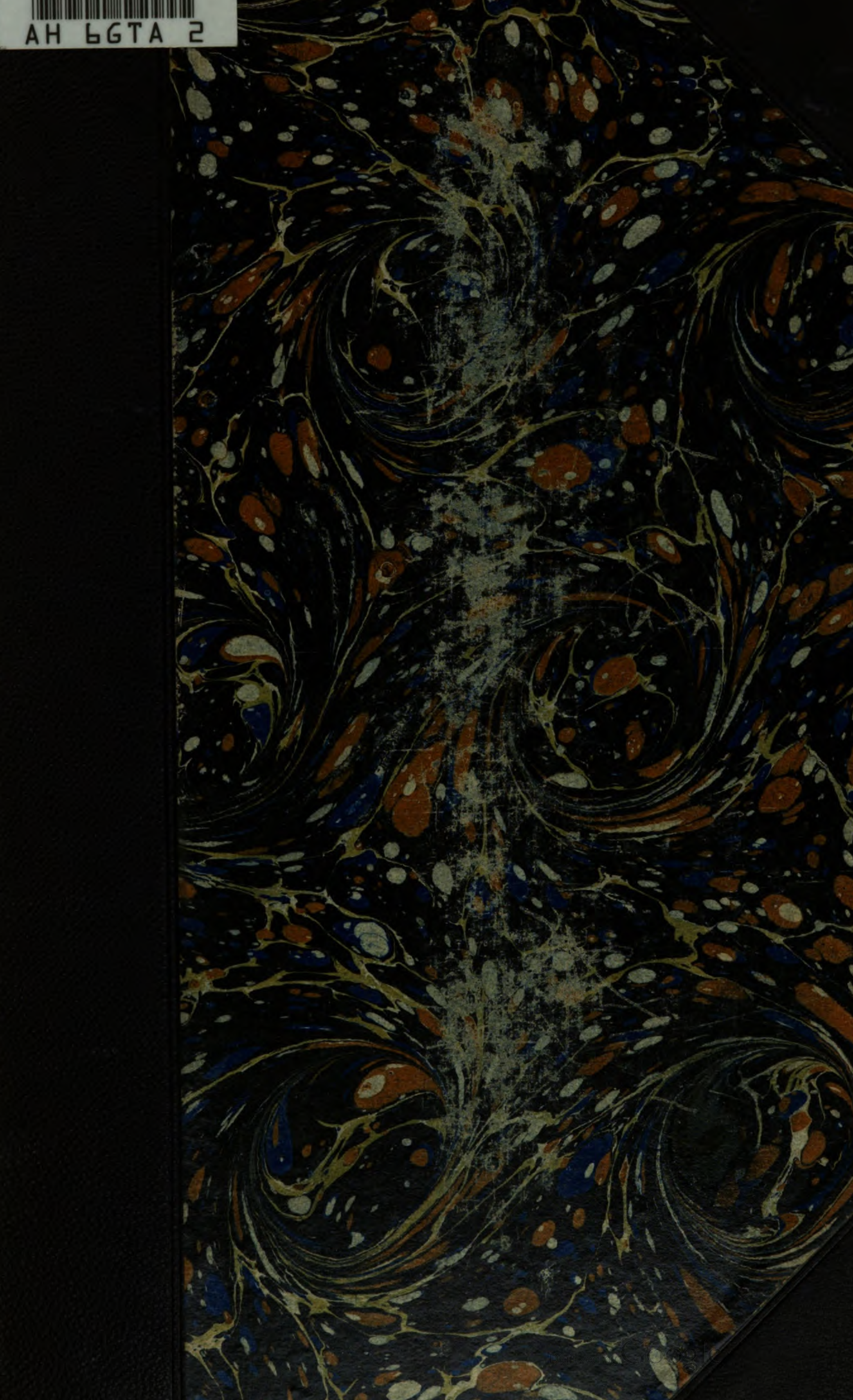
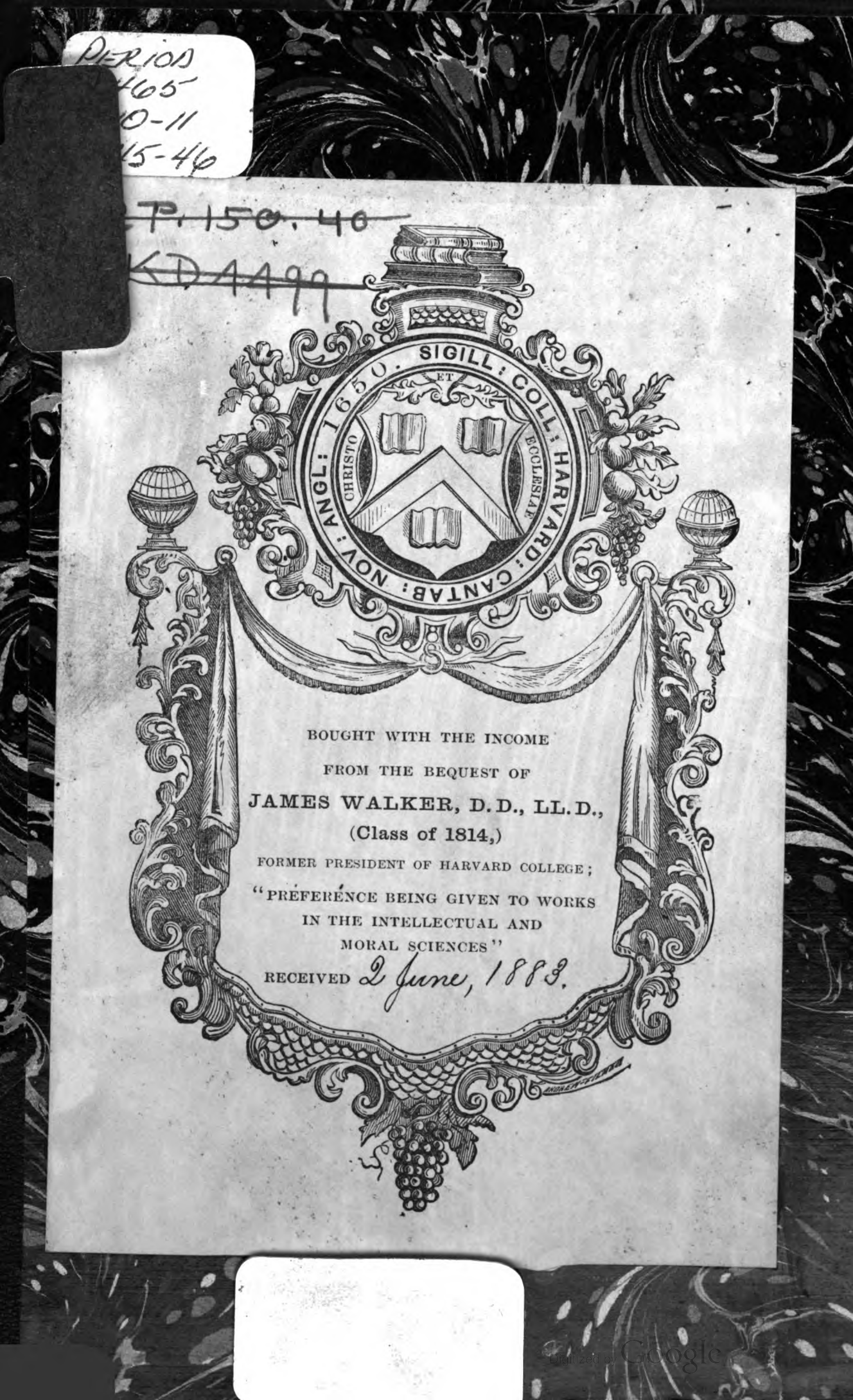

AH 6GTA 2


PERIOD
465
10-11
15-46
P. 150. 40
KD 4499
SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE BEQUEST OF
JAMES WALKER, D. D., LL. D.,
(Class of 1814,)
FORMER PRESIDENT OF HARVARD COLLEGE;
"PRÉFERÉNCE BEING GIVEN TO WORKS
IN THE INTELLECTUAL AND
MORAL SCIENCES"
RECEIVED 2 June, 1883.
Digitized by Google


HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
Digitized by Google

Zeitschrift

für

Protestantismus

und

Kirche.

Herausgegeben

von

Dr. G. Ch. Adolph Harleß.
Professor der Theologie in Leipzig.

Neue Folge.

Zehnter Band.

Erlangen,
Verlag von Theodor Bläsing.
1845.

—

Gedruckt bei J. J. Barfus.

Inhalt

des zehnten Bandes der neuen Folge.

Grenzen und Ausdehnung der Reformation in der evangelischen Kirche.

Die protestantische Kirche befindet sich in einer peinlichen Krisis. Man macht ihr Alles streitig. Man heißt sie stillstehen, wo sie fortschreiten soll; man treibt sie zum Fortschritt, wo sie stillstehen will. Sie hat an den neuerwachten Bestrebungen der katholischen Kirche einen heftigen Feind gegen sich, einen noch gefährlicheren an dem spekulativen Rationalismus in ihr selbst.

Die katholische Kirche macht es der protestantischen zum Vorwurfe, daß sie die Bibel von der Kirche getrennt und die Schriftauslegung unbedingt freigegeben habe; und sieht es als consequenten Fortschritt dieser Kirche an, wenn der Geist sich in stufenweiser Vollendung der Auktorität der Schrift entziehe und die Kirche endlich in sich selbst zerfalle. So Drey in der Vorrede zum zweiten Bande seiner Apologetik, Mainz 1843. S. IX ff.

Der speculative Rationalismus gibt dies Urtheil dem katholischen Theologen zu, erklärt aber die völlige Emancipation von der Bibel für den letzten Gedanken des Protestantismus, für sein innerstes Princip, und sieht eben in diesem Fortschritt die consequente Durchbildung, die wahre Verklärung des Protestantismus. So Zeller in Schweglers Jahrbüchern der Gegenwart, Juni 1844.

Diese Berührung der äußersten Extreme muß bedenklich machen, und es kann nicht schwer sein, nachzuweisen, daß das

Princip der evangelischen Kirche von beiden Parthien unrichtig aufgefaßt, und bei Feststellung desselben die Geschichte nicht zu Rathe gezogen worden ist. Denn es ist nicht wahr, wenn von Drey gesagt wird: „Der Protestantismus trennte die Bibel von der Kirche.“ Drey hätte sollen bestimmter sagen: von der katholischen d. h. römischen Kirche. Die römische Kirche aber hatte sich längst von der Bibel getrennt, und von dieser Seite sprach es der Protestantismus nur aus, daß die römische Kirche und die Bibel im Widerspruch sich befinden; eine Beobachtung, welche bis auf den heutigen Tag jeder erleuchtete Katholik machen wird. Von der eigenen Kirche d. h. der Kirche überhaupt sich getrennt zu haben, wird Drey nicht sagen können, indem ja vielmehr als Thatsache feststeht, daß Bibel und Kirche in der protestantischen Kirche gewissermaßen Wechselbegriffe sind. Die Bibel ist es, deren Urtheil sich die protestantische Kirche unterwirft, die sie als Auktorität ebenso über sich anerkennt, wie die römische Kirche den Ausspruch des Pabstes als Trägers der Tradition. Der Unterschied ist hiebei nur, daß die Auktorität der evangelischen Kirche sich auf die Urquellen des Christenthums zurück bezieht, die der katholischen aber auf abgeleitete Bäche. Die evangelische Kirche ist also auch dann noch im Vortheil, wenn der Unterschied der Auktorität nicht als der des Göttlichen und Menschlichen gefaßt wird. Somit löst sich also dieser unbegründete Vorwurf gegen das Prinzip der evangelischen Kirche in einen begründeten gegen das Prinzip der katholischen Kirche auf.

Nicht anders verhält es sich mit dem zweiten. Es ist nicht wahr, wenn von einer unbedingten Freigebung der Schriftauslegung als von einem Prinzip der evangelischen Kirche die Rede ist. Wäre dies das Prinzip der evangelischen Kirche, so hätte sie demselben im Augenblick ihres Entstehens schnurstracks widersprochen. Nicht nur die Sakramentirer, auch die Wiedertäufer, Schwenkfelder, Servet und Socin erkannten die Schrift als Auktorität an, und beriefen sich auf dieselbe. Warum

hat die evangelische Kirche sich ihnen entgegengestellt, sie nicht als die Ihrigen anerkannt? Eben weil sie die Schriftauslegung nicht freigegeben hat, nicht unbedingt freigeben konnte. Warum hat sie die drei ältesten Hauptsymbole in ihr Bekenntniß aufgenommen, wenn sie nicht ihren Zusammenhang mit der Kirche bis zum fünften und sechsten Jahrhundert bekennen, wenn sie nicht der Schriftauslegung Grenzen ziehen wollte? Warum hat sie die Rechtfertigung des Menschen durch Christum vermittelst des Glaubens so stark ausgesprochen, wenn dies nicht der Angelpunkt war, um welchen sich die ganze Anschauung in der protestantischen Kirche von Anfang an drehte? Warum hat sie das augsburgische Bekenntniß abgefaßt, wenn sie nicht damit bekennen wollte, daß sich die evangelische Kirche dem Sinn und Geist dieses Bekenntnisses unterwerfe?

Allerdings ist es eine Thatsache, daß sich, nachdem die Kirche in die Knechtschaft einer äußerlichen Orthodoxie gerathen war, und das Leben unter einer starren Form verkümmern wollte, durch den Pietismus und noch mehr durch den Rationalismus der Geist dieser Auktorität in stufenweiser Vollendung zu entziehen suchte, und daß es namentlich der speculative Rationalismus ist, welcher die völlige Emancipation nicht nur von dem materialen, sondern auch von dem formalen Prinzip des Protestantismus, von der Bibel, als die consequente Durchbildung desselben betrachtet. Aber hat nun Drey Recht, wenn er uns eben hieraus beweisen will, wie verderbt und verfehlt das Prinzip des Protestantismus in Absicht auf die Lehre war? Hat er Recht, wenn er S. 579 bei Schwegler (Jahrb. Juni 1844) sagt: „So hat eine Entwicklung des Grundprinzips die andere nach sich gezogen; und auf diesem Standpunkt hat die neueste Schule nicht Unrecht, wenn sie behauptet, daß das Prinzip des Protestantismus erst durch sie zu seinem vollen Rechte gelangt sey, und ihr Standpunkt das letzte Ziel der Entwicklung des christlichen Bewußtseyns bezeichne. Gegen diesen konsequenten Fortschritt vermögen polizeiliche

Verbote, Konfiskationen und dergleichen nichts"? Um hier bei dem letzten anzufangen, so hat allerdings die evangelische Kirche das, was der katholischen bis jetzt verborgen blieb, gleich von Anfang zu begreifen gesucht, daß der Geist nicht durch äußere Mittel, am wenigsten durch Autodafe's gedämpfet werden soll, und Luther hat nicht umsonst den Satz ausgesprochen, man müsse die Geister auf einander platzen lassen; aber sie hat niemals dies als eine Entwicklung ihres Grundprinzips betrachtet, indem sie dasselbe nie in die unbedingte Negation, und in die Freiheit gesetzt hat, welche zugleich eine Freiheit von der Bibel und ihrer Auktorität ist. Ihr Grundprinzip ist die Bibel, und diejenige Gesammtanschauung ihrer Lehre, welche sich aus den Schriften des Apostels Paulus insbesondere ergibt, und als die Gerechtigkeit aus dem Glauben ohne Zuthun der Werke ausgesprochen ist. Was der Pietismus, der vulgäre und speculative Rationalismus zu Tage gefördert hat; das benützt die evangelische Kirche, um ihren Lehrbegriff innerhalb ihres Prinzips immer mehr zu läutern und zu verklären, weil sie weiß, daß die menschliche Ausbildung der Lehre nicht irrthumslos ist; aber sie wird sich deßhalb weder von dem materialen noch von dem formalen Prinzip abtreiben lassen. Denn gäbe sie die Auktorität der Bibel auf, wie Zeller es deutlich fordert; so würde sie jeden festen Boden verlieren, und ihr Haus nicht nur auf den Sand, sondern in die Luft bauen. Es ist daher als ein blauer Dunst zu betrachten, wenn Zeller in Schweglers Jahrbüchern S. 579 sagt: „Man braucht weder ein Feind der Kirche noch ein irreligiöser Mensch zu sein, sondern eben nur ein konsequenter Protestant, um mit allen andern menschlichen Auktoritäten auch die einer von Menschen verfaßten, überlieferten, beglaubigten und erklärten Schrift zu verwerfen, und die Religion und Religionswissenschaft einzig und allein auf ihre innere Bewährung für den denkenden Geist zu gründen." Mit einer solchen Gesinnung ist man kein Protestant im historischen Sinne des Wortes, kein evangelischer

Christ, sondern ein Renegat, ein Revolutionär; und wenn man nicht berechtigt seyn sollte, diesen Standpunkt, den vor und in der Reformationszeit bereits ein Theil der sogenannten Poeten eingenommen haben, geradezu als irreligiös zu bezeichnen; so wird man doch demselben jede bestimmte Religiosität absprechen müssen, wenn er sich nicht etwa selbst in die des modernen Paganismus wird einreihen wollen.

Ebenso unhaltbar ist es, wenn Zeller S. 580 a. a. O. sagt: „es läßt sich in der That nicht absehen, wie man der Konsequenz des Katholicismus ausweichen will, wenn man die von der neuesten Theologie aus dem Protestantismus gezogene nicht zugibt." Ei, da hätte doch der Protestantismus schon vor Ablauf dieser dreihundert Jahre in den Katholicismus zurückfallen sollen. Vielmehr gerade wenn die von dem speculativen Rationalismus dem Protestantismus gezogene Konsequenz zu allgemeinerer Geltung gelangte, würde die unausbleibliche Folge darin sich offenbaren, daß das Volk, und Jeder, welcher Positives in seinem Glauben verlangt, zur römischen Kirche zurückkehrte, und nur noch das Häufchen spekulativer Rationalisten als verlorener Posten ohne Kirche zurückbliebe. So weit wird es aber nicht kommen, sondern vielmehr wird eben wegen dieser Konsequenzen, welche durch die neueste Theologie dem Protestantismus gezogen und beharrlich verfolgt werden, die evangelische Kirche sich genöthigt sehen, neben konsequenter Festhaltung der Grenzen ihrer Reformation, ihres formalen und materialen Prinzips, derselben nach einer Seite hin eine Ausdehnung zu geben, nach welcher sie schon lange hätte gegeben werden sollen, und wozu bereits da und dort ein Anfang gemacht ist.

Es ist dies die Verfassung der Kirche, eine Angelegenheit, die in unserer Zeit allerwärts ernsthaft zur Sprache gebracht wird. Und eben wenn die moderne Orthodoxie, wie Zeller a. a. O. S. 580 richtig sagt, sich von der Schrift auf die Kirche zurückzuziehen angefangen hat; so beweist sie

eben damit, daß die bisher vernachläßigte Entwicklung der protestantischen Kirche durch den Zeitgeist geboten, also nach dem göttlichen Willen zur Tagesordnung gekommen sei.

Daß die Kirche einer festen, organisch in einandergreifenden Verfassung bedürfe, bei welcher alle Mitglieder der Kirche Gelegenheit bekommen, auf die Entwicklung derselben einzuwirken, und so ein organisch gegliedertes Ganze entstehe; das sollte für uns Protestanten, die wir uns an die heil. Schrift halten, in welcher bereits die Präliminarien einer kirchlichen Verfassung gegeben sind, keines Beweises bedürfen. Denn, daß Jesus eine monarchische Gewalt und Regierungsform in der Kirche nicht beabsichtigte, wie sie in der römischen Gemeinschaft im Pabst und seinem Kardinals-Kollegium, in der protestantischen aber im christlichen Fürsten als obersten Bischof und seinem Konsistorium angestrebt und ausgebildet wurde, dafür wird man sich nur auf Matth. 20, 25 ff. beziehen dürfen. Vielmehr lag es im Sinne Jesu und seiner Apostel, eine gemeinsame Regierung der Kirche herbeizuführen und zwar so, daß solche, welche an Gesinnung und Glauben, an Gaben und Geisteskräften hervorragen, gleichsam das Apostelamt verwalten, die ganze Gemeinde aber als das höchste Organ der Entscheidung gelten soll. Der erste Satz geht aus Matth. 18, 15 ff., 1 Kor. 12, 28. Joh. 20, 22; der zweite aus Matth. 18, 17. Apostelgesch. 15, 6. 22. 21, 22. 1 Kor. 5, 4. unwidersprechlich hervor. Diese in der Schrift, welche normgebend für die evangelische Kirche ist und bleibt, liegenden Grundzüge einer aristokratisch-republikanischen Verfassung zeitgemäß weiter auszubilden, ist die Aufgabe unserer Kirche und des in ihr wirkenden Geistes, welchen wir auch hierin nicht dämpfen sollen.

Wie daher die katholische Kirche zur Ausbildung ihrer Verfassung der partialen und ökumenischen Koncilien bedarf und sich denselben nicht entziehen sollte; so ist es für die protestantische Kirche, deren Charakter die Freiheit ist, noch viel-

mehr Bedürfniß, durch Einführung der Synoden, an welchen nach protestantischem Prinzip auch Laien theilzunehmen haben, und welche in Bezirks-Kreis- und Landessynoden jedenfalls zu vollständigerer Vertretung abzutheilen sind, dem Geiste Jesu, der in der christlichen Gemeinde waltet, freiere Bahn zu machen. Die Reformation hat diese Einrichtung der Kirche bereits in ihrem Plane gehabt, wie aus vielen Dokumenten und Verhandlungen nachgewiesen werden kann; sie wollte hiedurch die von der römisch-katholischen Kirche verweigerten Koncilien ersetzen; aber man weiß, wie der Kampf um die Reinheit der Lehre die Ausführung dieser Ideen in den Hintergrund gestellt hat, und wie das Konsistorial-Regiment und damit das Territorial-System schon zu Kraft und Geltung gekommen war, als die Lehrstreitigkeiten endlich beigelegt waren.

Daß unsere Zeit einer solchen Repräsentation der Kirche sehr dringend bedarf, das wird sich einleuchtend nachweisen lassen, wenn wir auf die Gefahren aufmerksam machen, in welchen die evangelische Kirche sich derzeit befindet.

Der alte Feind, welcher ihr drohend entgegensteht, ist der Ultramontanismus in der katholischen Kirche. Man kann es nicht läugnen, daß seit einigen Jahrzehnten bedeutende Kräfte sich in der römischen Kirche erneuert haben. Der Jesuitismus, der abgesagteste und schlaueste Feind des Protestantismus, erhebt drohend sein Haupt von neuem, und gewinnt offenbar und im Verborgenen immer mehr Grund und Boden. Durch die Statistik läßt es sich nachweisen, wie fast in allen christlichen Ländern der Uebertritt zur katholischen Kirche zehnmal stärker ist als der zur protestantischen. Es ist Thatsache, daß die jüngere Generation der katholischen Geistlichkeit sich entschieden zum Ultramontanismus hinneigt, und daß sie alle Kräfte aufbietet, der katholischen Kirche auch in protestantischen Ländern eine bevorrechtete Stellung zu erringen. Um diesem Feinde wirksam begegnen zu können, muß die protestantische Kirche aus ihrer Zersplitterung heraus, und nach immer größe-

rer Einheit auch nach außen streben. Gustav-Adolphs-Vereine, obgleich ihnen nicht alles Gute auch für die Zukunft der evangelischen Kirche abzusprechen ist, wären ein schlechtes Surrogat für diese Einheit, um so mehr als sie nicht aus dem glaubigen Boden der Kirche hervorgewachsen sind. Zwar kann man sagen, eine ähnliche Belebung, wie wir sie gegenwärtig in der katholischen Kirche vor uns sehen, habe auch zur Zeit der Reformation selbst stattgefunden, und doch stehe die evangelische Kirche noch bis auf den heutigen Tag. Aber die Geschichte erzählt uns auch, welch ein beträchtlicher Theil bereits protestantischer Länder damals von der evangelischen Kirche losgerissen wurde, und wie vielleicht das Alles anders gegangen wäre, wenn die Kirche sich sofort namentlich in den lutherischen Gebieten eine festere Verfassung gegeben hätte. Und doch war damals das religiöse Element prädominirend, und wie Viele waren geneigt, heldenmüthig Leib und Leben, Gut und Blut an die Sache der erkannten Wahrheit zu setzen! Jetzt aber ist an die Stelle des religiösen der **industrielle** Geist getreten, und diesen kann man als den zweiten Hauptfeind der evangelischen Kirche betrachten. Es ist wahr, dieser Geist durchzieht auch die katholischen Länder. Aber dort ist er weniger schädlich weil eine wohlgeordnete Gliederung der Kirche ihn, wenn nicht zu überwinden, doch zu leiten vermag. Bei uns Protestanten ist das anders. Die Industriellen entziehen sich dem [illegible] der Kirche, und diese hat keine organische Einrichtung, [illegible] herbeizuziehen und sie zu einer religiösen Richtung des [illegible] zu führen. Die ganze Macht der protestantischen Kirche b[illegible] im **Worte**. Ein großes und wirksames Mittel, aber [illegible]n, wenn es laufen kann und ungebunden ist. Ob wir [illegible]n der evangelischen Kirche und ihren Einrichtungen in [illegible] Beziehung rühmen können? Abgesehen davon, daß sich [illegible] dem es gefällt, beharrlich dem Kirchenbesuch entziehen kann, wodurch also auch jede direkte Einwirkung auf ihn gehemmt wird; so ist auch die Seelsorge in der evangelischen

Kirche sehr geschwächt. Es ist bei unseren Verhältnissen dem Geistlichen nicht möglich, nicht erlaubt, nicht zuzumuthen, in jedes Haus sich einzudringen, und die Kirche hat keine Einrichtungen, um die Gemeindeglieder an den Geistlichen zu fesseln. Mit Recht gewiß ist der Beichtstuhl im römisch-katholischen Sinne des Wortes aufgegeben; aber wenn selbst in rein lutherischen Ländern nicht nur eine blos allgemeine Beichte allmählig eingeführt wurde, wenn auch die Anmeldungen zum Tische des Herrn fast blos noch dazu vorhanden zu seyn scheinen, um das Maaß von Brod- und Wein bestimmen zu können; so ist ja auch auf diesem Punkte dem Geistlichen das Mittel entzogen, mit den speziellen Verhältnissen und Bedürfnissen seiner Gemeindeglieder bekannt zu werden. Zwar ist in lutherischen sowohl als reformirten Gemeinden dem Pastor meistens ein Kirchenrath, Aeltesten-Kollegium, Bann- oder Kirchen-Konvent beigesellt; aber wie selten geht die Wahl dieser Gehülfen frei aus der Gemeinde hervor, wie locker ist ihr Verhältniß zum Geistlichen, wie oft auch diese Einrichtung eine inhaltslose, vom Staate maschinenmäßig angeordnete Form! Das patriarchalische Verhältniß des Pastors aber zu seiner Gemeinde, das früher da und dort mochte bestanden haben, hat allerwärts aufgehört, die Geistlichen, meist nur vom Staate den Gemeinden ohne ihr Zuthun gesetzt, fließen mit denselben nicht so innig zusammen als es sein sollte, werden viel zu viel als Kirchenbeamte, denn als Seelsorger betrachtet; und es wird sich so ziemlich überall das Verhältniß dahin gestaltet haben, daß außer amtlichen Beziehungen und bloßen freundschaftlichen Konnexionen die Geistlichen fast nie als Herzens- und Gewissens-Räthe benützt werden. Vielmehr werden die Häuser der Geistlichen durch ein gewisses stilles Verkommniß gemieden, und jeder andere Weg eher eingeschlagen, ehe Herzensangelegenheiten dem Seelsorger entdeckt werden. Es dürften nur seltene Persönlichkeiten hievon eine Ausnahme machen. Dieser Mangel an persönlicher oder genauerer Bekanntschaft mit den Gliedern der

Gemeinde muß auch auf die öffentliche Verkündigung des Wortes einen nachtheiligen Einfluß äußern. Bei einem so losen Verhältnisse kann der Prediger das Wort nicht recht theilen, nicht auf die speziellsten Verhältnisse anwenden; die Predigt bleibt zu allgemein, wird zu farblos, und übt auch nicht die Anziehungskraft auf die Zuhörer aus, wie eine Predigt, welche aus dem Leben des Volkes hervorgegangen das göttliche Wort bis in die innersten Winkel eines Gemeindelebens hineinträgt.

Hiezu kommt, daß auch durch die Strafgesetzbücher in manchen protestantischen Ländern das Wort Gottes gebunden ist. Wenn ein evangelischer Geistlicher sich erlauben wollte, nach dem Vorbilde und im Sinne Christi und der Propheten zu unserer Zeit zu reden; wenn er die Sünden der Könige und Obrigkeiten, die überhandgenommene Unkirchlichkeit der Beamten, die von oben nachgesehene, in den Städten und Residenzen unter den Augen der höheren Behörden am stärksten betriebene Entheiligung des Sonntages im Sinne der Propheten, eines Täufers, Christi selbst und der Apostel gebührend rügen; wenn er gegen die Heuchelei, die Werkheiligkeit, den falschen Gottesdienst der katholischen Kirche so wie die Reformatoren weiland eifern wollte; so wäre, auch wenn er sich noch so schlagend auf die Schrift als anerkannte Richtschnur der Predigt, auf die Bücher der Reformatoren als Vorbilder berufen wollte und könnte, nichts gewisser als daß er den Strafgesetzen verfiele, kassirt, seines Amtes entsetzt würde. Denn er hätte fürwahr, da keine gesetzgebende, schützende Kirchenbehörde, keine wahre Synodalverfassung vorhanden ist, nirgends eine Hülfe zu erwarten. Das Urtheil der öffentlichen Meinung ist in geistlichen Dingen gespalten, verwöhnt, irre geleitet, die Konsistorien sind nicht reine Kirchenbehörden, sondern fürstliche Kollegien, denen es, auch da wo es am Besten um sie steht, doch immer an Unbefangenheit und ihrer Stellung wegen an Freiheit des Urtheils fehlt; die Richter aber sind weltliche Beamte, die geistliche Dinge nicht wohl geistlich zu richten wissen.

Unter diesen Umständen ist der überhandnehmende materielle und industrielle Geist für die protestantischen Länder ein furchtbarer Feind; und soll ihm entgegengearbeitet werden, so muß die evangelische Kirche allerwärts eine Verfassung erlangen, durch welche, dem protestantischen Prinzip gemäß, auch die Laien zu größerer Theilnahme an kirchlichen Gegenständen geführt und in die organische Verbindung der Kirchenleitung hereingezogen werden.

Ein dritter Feind, den die protestantische Kirche namentlich zu besiegen hat, ist der gegenwärtige Zustand der Wissenschaft. Der alte, vulgäre Rationalismus ist theologisch überwunden, todtgeschlagen, zu Grabe getragen; aber als sublimirter, spekulativer Rationalismus, durch Hülfe der Hegel'schen Philosophie besonders bereits erstanden und in neuer Verjüngung erschienen. Während der alte Rationalismus noch in den niederen Volkskreisen festsitzt, und bei den Halbgebildeten, wie in der Beamtenwelt, gespensterhaft fortspuckt; wenden sich diesem neuen spekulativen Rationalismus, der ebenfalls wie sein entschlafener Vater nach dem Fleisch geboren ist *), theilweise die besten Talente und edelsten Kräfte der teutschen Jugend zu. Während aber der ältere sich in die Kirche eindrängte, sie zu beherrschen suchte; strebt dieser, seinen Einfluß auf sie dahin auszudehnen, um sie entweder aufzulösen oder dem Staate in die Hände zu spielen, was, wie er wohl weiß, eine ebenso vollständige Erschlaffung wenn nicht Auflösung derselben herbeiführen würde. Es ist daher gewiß Zeit, daß die Kirche bedenken lernt, was zu ihrem wahren Frieden dient, und nicht durch falsches Friedenrufen, wo keiner gemacht werden kann, und durch ungeistliche Vermittelungen zu ihrer eigenen schmählichen Auflösung schuldhaft beiträgt. Die evangelische Kirche verschmäht die gewaltsamen Mittel, welche die katholische anwendet, um sich der, in ihrem Sinn unwürdigen Mitglieder

*) Gal. 4, 29.

zu entledigen. Aber sollte es ihr nicht gestattet sein, um die Bibel und das augsburgische Glaubensbekenntniß geschaart, solche Einrichtungen zu treffen, daß dem Gifte des Unglaubens Gegenmittel entgegengestellt werden, daß wie über ein christlich geordnetes Leben, so auch über die heilsame Lehre gewacht werden könnte? Oder sollen die Kanzeln Tummelplätze menschlicher Weisheit seyn, wo wie bei den griechischen Sophisten vielleicht am Sonntag Nachmittag das Gegentheil von dem gepredigt wird, was am Vormittage verkündigt wurde; soll man den Gemeinden je nach den verschiedenen Stufen des Glaubens und Unglaubens, der in ihnen herrscht, auch ebenso die Prediger vertheilen, und auf glaubige Lehrer unglaubige folgen lassen, damit auch dieser Theil der Gemeinde seine befriedigende Nahrung bekommt? Heißt das etwa im apostolischen Sinne Allen Alles werden, um ihrer Viele zu gewinnen? Nein, die Kirchenleitung ist es schuldig, den Gemeinden nur glaubige Lehrer zu geben, unglaubige aber zu veranlassen, daß sie auf anderen Gebieten wirken, und nicht die Kirche Christi beflecken und zerrütten.

Ein vierter Feind, welcher der evangelischen Kirche viel gefährlicher ist als der katholischen, ist die Lehre vom christlichen Staate. Gegen diesen Begriff sollte man schon darum etwas mißtrauisch sein, weil er aus der Hegel'schen Schule stammt. Ein christlicher Staat in dem Sinne, daß alle seine Lebensthätigkeiten von dem religiösen und sittlichen Geiste des Christenthums durchdrungen sind, ist Aufgabe der christlichen Geschichte und Ziel ihrer Entwicklung. Hierin liegt aber keine Berechtigung, den Staat als je die Kirche absorbirend zu betrachten, und noch viel weniger, ihm jetzt schon eine Rolle zuzuweisen, der er seinem Begriffe nach nicht gewachsen ist, und durch welche nur die Kehrseite des mittelalterlichen Elendes verwirklicht würde. Denn der christliche Staat im Sinne der Durchführung eines konfessionellen Dogma durch die Zweige der Staatsverwaltung mit polizeilichen Mitteln ist nichts als

ein hölzernes Schüreisen. Ein Staat ist politisch und nur insofern christlich, als alle seine Bürger sich zum Christenthum bekennen. Das bedeutet aber zunächst nicht mehr, als wenn man in geographischer Beziehung von einem überrheinischen Staate redet. Damit daß alle Bürger sich zum Christenthum bekennen, gehen die Institutionen desselben noch nicht aus dem Geiste des Christenthums hervor. Das Christenthum ist freilich da, um den Staat zu verklären und seine Institutionen immer mehr mit dem Geiste des Christenthums zu durchdringen; aber der Staat ist nicht da, um das Christenthum zu leiten und zu ordnen. Zur Leitung des Staates braucht man andere Leute, als zur Leitung der Kirche. Alle Institutionen des Staates gehen aus dem Begriffe des Rechtes und der Legalität hervor, alle Einrichtungen der Kirche aus dem Begriffe der Religion und der Liebe als der wahren Sittlichkeit. Wie kann nun der Staat darüber herrschen, wodurch er selbst verklärt werden soll? Man hat den Begriff des Staates offenbar über seine Grenzen hinaufgeschraubt, wenn man ihn zum Vertreter aller Interessen der Menschheit machte, des Geistlichen wie des Leiblichen, des Himmlischen wie des Irdischen. Diesem Begriffe ist der Staat nicht gewachsen, und es wird auch in dieser Beziehung bei dem Worte Jesu bleiben: Ihr seid von unten, ich bin von oben; mein Reich ist nicht von dieser Welt. Je mehr daher der Staat diesen freilich schmeichelhaften, aber höchst unwahren Begriff sich aneignet; desto mehr wird er dem wahren Wohl der Kirche schaden. Er kann ja nur durch äußere Mittel wirken, während die Hauptwirkung der Kirche von innen herausgeht; er kann nur mit dem äußeren Gesetze befehlen und strafen, die Kirche nur bitten und ermahnen; bei ihm ruht alles auf dem Gesetze der Nothwendigkeit und des Zwangs, bei der Kirche Alles auf dem Gesetze der Freiheit und der Liebe. Je mehr daher der Staat durch Aneignung dieses falschen Begriffes auf dem Wege ist, die Kirche zu verschlingen; desto mehr muß die Kirche sich aufmachen, ihre Selbstständig-

keit zu bewahren *). Wir sind weit entfernt, mit Schleiermacher und Wolf zu behaupten, daß Kirche und Staat um so mehr gedeihen, je weniger sie sich gegenseitig berühren; vielmehr glauben wir, daß eine innige Verbindung zwischen Kirche und Staat vorhanden seyn soll, aber nur nicht so, daß ein Theil in das Gebiet des andern herrschend eingreife. So wenig es frommen kann, wenn die Kirche den Staat nur als ihren Knecht gebrauchen will; so wenig kann es gut sein, wenn der Staat die Kirche als seine Magd behandelt. Vielmehr sei das Verhältniß zwischen Kirche und Staat ähnlich dem Verhältniß in einer christlich geführten Ehe. Je inniger hier die Verbindung dem Geiste nach wird, desto schärfer muß die Unterscheidung nach außen sein. Denn nur je mehr die Persönlichkeit der beiden Gatten sich ausbildet und scharf ausprägt, desto vollendeter wird die Ehe seyn; wie der Zweck christlicher Ehen ist, in der innigen Verbindung zugleich die Selbstständigkeit beider Gatten zu befördern, so daß keines störend in das Gebiet des andern eingreift: so muß es auch Streben der christlichen Nationen sein, daß Kirche und Staat, je inniger verbunden, desto selbstständiger jeder Theil sein soll.

Diese Selbstständigkeit ist der Kirche bis jetzt nicht zu Theil geworden; aber es ist Pflicht des Staates, und zwar nicht nur Pflicht der Galanterie, sondern Pflicht der Pietät und Moralität, der Selbsterhaltung und des eigenen Gedeihens, sie der Kirche zu geben. Und er kann es durch allmählige, nicht zu langsame und nicht zu rasche, durch redlich gemeinte Einführung derjenigen Institutionen, welche in der heil. Schrift

*) Viel Richtiges und Anerkennenswerthes, wenn auch von ganz entgegengesetztem Standpunkt und in ganz anderer Absicht ausgesprochen, findet sich über den Widerspruch, der in dem Begriff christlicher Staat, wie er praktisch gefaßt wird, liegt, in Zellers Aufsatz hierüber in den Jahrbüchern der Gegenwart von Schwegler 1844.

vorgebildet sind, und eben damit im Prinzipe des Protestantismus liegen. Er möge es der Kirche gestatten, sich selbst denjenigen Leib zu geben, welcher ihrem Geiste und Wesen angemessen ist.

Und hier ist gewiß vor Allem als Grundsatz aufzustellen: die gemischten Gegenstände, bei welchen Staat und Kirche betheiligt sind, werden so geordnet, daß die Kirche ihren Einfluß auf den Staat nicht verliere; in reinen Kirchensachen aber höre jede Einmischung des Staates auf die Kirche auf, als in so weit das jus circa sacra gewahrt werden muß; die kirchlichen Behörden aber werden aus der Mitte der Kirche selbst gewählt, und dem Staate da, wo es für sein Interesse nöthig ist, nur das Placet vorbehalten.

Im Einzelnen aber sei es gestattet, die Presbyterial- und Synodal-Verfassung als die dem Geiste des Evangeliums angemessenste und im Prinzip der Reformation liegende Verfassung als die einzig richtige anzudeuten. Und da die bischöfliche Einrichtung, welche wir am Ende des zweiten Jahrhunderts in der Kirche ausgebildet antreffen, richtig aus dem Geiste des Urchristenthums, wie er im N. T. erscheint, insofern sie mit der Presbyterial- und Synodal-Verfassung Hand in Hand geht, abgeleitet zu sein scheint; so wird dieselbe auch jetzt mit der Synodal-Verfassung in Verbindung zu setzen seyn, eine Einrichtung, die dem Geiste der lutherischen Kirche entsprechen dürfte. Man weiß, wie Brentz und Melanchthon, besonders zur Zeit des merkwürdigen Reichstages zu Augsburg, sich so stark für Beibehaltung der bischöflichen Würde ausgesprochen haben, wie Luther selbst den ersten evangelischen Bischof weihte *),

*) Da dieser Gegenstand weniger besprochen ist, und Widerspruch erfahren dürfte, so wollen wir die Hauptstellen darüber mittheilen.

Brentz schreibt an Isenmann seinen Kollegen in Hall von Augsburg aus am 11. Sept. 1530. (cf. Cod. Suevo-Halensis

wie in den nordischen Gebieten der lutherischen Kirche, ebenso wie in der englischen Kirche die bischöfliche Verfassung beibe-

---

ep. 15). „De dominatione episcoporum in ministros ecclesiae eadem nobiscum sentiunt boni quique. Sed inquis, pseudoprophetae sunt et homocidae. Ac si nostra media et conditiones acceptarent, desinerent esse pseudoprophetae et homocidae. Ubique enim et semper excipimus libertatem et puritatem doctrinae, qua obtenta tunc dominationem episcoporum detrectares? Nescis, quantis oneribus premantur viri boni ecclesiastae in ducatibus evangelicis ab officialibus et praefectis principum. Et ut aula ministerium in ecclesia ordinet, bonis non videtur consultum. Expertus ipse quoque es apud nostros, quam prudenter, quam clementer rustici illi, sic enim voco laicos cives, ministrum evangelii tractent.

Melanchthon schreibt an Aulber in Reutlingen aus Augsburg am 23. Aug. 1530 (Corp. Ref. 11. 303): Pacis habenda ratio et posteritatis. Qualis autem ad posteros status futurus est dissoluta politia episcoporum? Profani jurisdictionem ecclesiasticam et similia negotia religionum non curant. — Ut res se habet, sedent in cathedra Episcopi. Hanc evertere nolim, si tamen conservare possim.

An Camerarius aber schreibt er ebenfalls aus Augsburg den 31. Aug. 1530: Utinam, utinam possim non quidem dominationem confirmare, sed administrationem restituere Episcoporum. Video enim, qualem sumus habituri Ecclesiam dissoluta πολιτείᾳ ecclesiastica. Video postea multo intolerabiliorem futuram tyrannidem, quam antea unquam fuit. (Ibid. p. 334.)

An denselben den 4. Sept. 1530: Qualis enim cedo futurus est status ad posteros in Ecclesiis, si omnes veteres mores sint absoluti, si nulli certi sint praesides?

Und an den sächsischen Minister von Carlowitz v. J. 1548: Politiam ecclesiasticam .... conservari opto. Fortassis natura sum ingenio servili. Sed tamen vere ita sentio, modestiam esse convenientem bonis mentibus, g r a d u s gubernatorum

halten worden ist. Daß sie nicht so segensreich wirkte, als man es erwarten konnte, davon liegen die Gründe nahe. Im Norden von Teutschland und Europa behielten die Bischöfe fast blos den Namen, ihre Stelle war mehr eine Ehrenstelle, ihr Wirkungskreis und Einfluß war zu beschränkt. In England dagegen war ihnen noch zuviel von dem katholischen Geist und Wesen gelassen; in beiden Gebieten fehlte die Presbyterial- und Synodal-Verfassung neben der Bischofswürde *).

---

non labefactare. Forma vetus collegiorum magno con ilio constituta est ad exemplum ecclesiae, quae in populo Israel fuerat, ut ibi doctrinae custodes et testes essent. Et sunt in collegiis illis alicubi docti viri. Nec existimandum est, ad diuturnitatem aulas principum illiteratorum futuras esse in custodienda doctrina diligentiores. (Corp. Ref. VI. p. 882 sq.) Luther weihte am 20. Jan. 1542 den Nikolaus Amsdorf zum Bischof in Naumburg ein, und betrachtete sich selbst als Bischof der evangel. Kirche. An der Mittagstafel bei dem Churfürsten zu Sachsen den 15. Mai 1543 ward in Beiseyn Luther's berathschlaget, daß man die Bischöfe ließe bleiben in ihrer Auktorität, allein, daß sie den Pabst verschwören, und seyen gottselige Personen, die das Evangelium fördern und ihm unterthan und gehorsam seien. (L. W. XXII. Halle 1743.) So wurde auch Paul Speratus Bischof in Preußen.

So sagt Camerarius in Vita Melanchthonis 1566. p. 127: Unum erat, quod paene omnibus reclamantibus ille (Melanchthon) non intermittebat suadere, non modo adstipulatore sed etiam autore ipso Luthero. Nimirum episcopi si concederent libertatem et usum purae doctrinae coelestis veritatis, secundum expositionem confessionis editae, ne recusaretur atque denegaretur restitutio ordinariae potestatis, seu administrationis suae quibusque dioecesis. Quod quidem quale esset, cum coeco, ut dicitur, apparere deberet, tamen varie et mirabiliter exagitatum fuit.

*) Aehnliche Halbheiten bewirkten in den meisten reformirten Län-

Wie aber die Bischöfe mehr das stabile und conservative Prinzip der Kirche zu repräsentiren haben, so die Synoden das mobile und liberale im edlen Sinne des Wortes. Durch diese Vereinigung von Festem und Flüssigem, beides mit entsprechenden Rechten bekleidet, scheint aber für das wachsende Gedeihen der Kirche am meisten gesorgt werden zu können. Was die Synodal-Verfassung betrifft, so muß sie richtig durchgeführt seyn, wenn sie Segen stiften soll. Und hiebei dürften zwei Punkte als wesentlich zu beherzigen seyn.

Der erste ist, daß zu den Synoden wenigstens in gleicher Anzahl mit den Geistlichen Laien mit Stimmrecht zuzuziehen wären. Dieser Grundsatz ergibt sich theils aus dem Vorbilde der Versammlung Apostelgesch. 15, 6. 21, 22, theils aus dem protestantischen Grundsatz von dem allgemeinen Priesterthum, theils aus der Beobachtung, daß unter den Laien oft viel mehr evangelischer Sinn und praktische Einsicht zu finden ist, als man auf den ersten Anschein vermuthen möchte, theils endlich aus dem Grunde, weil durch Beiziehung der Laien die ganze Gemeinde in das lebendige Interesse an der Kirche und ihren großen Gegenständen gezogen würde; was zu allen Zeiten wesentlich, in unseren unkirchlichen Tagen aber, bei viel religiösem Sinne, besonders nöthig ist. Synoden, auf welchen blos Geistliche Stimmrecht hätten, oder die Laien nur gelegentlich beigezogen würden, möchten bei dem zerrissenen Zustand der theologischen Gesinnung wenig inneren Gehalt und noch weniger äußeren Einfluß erlangen.

Der zweite wesentlich zu beachtende Punkt ist, daß die Mitglieder der Synode frei aus der Gemeinde hervorgehen, daß sie nicht an irgend ein Amt gebunden sind, oder blos willkührlich von obenher berufen werden. Das konnte in der Zeit

---

dern die Auflösung der angefangenen Presbyterial- und Synodal-Verfassung.

der Reformation gelten, wo der tüchtigen Leute so wenig und des Vertrauens auf vorzügliche Talente und auf den guten Willen der Regenten und Regierungen so viel war. In unseren Zeiten ist das anders. Bei dem allgemeinen Streben nach Mündigkeit könnte dem Bedürfniß nur durch freie Wahlen genügt werden. Eine andere Synode würde blos eine Schattensynode seyn, und wie so manche Beispiele zeigen, durchaus nicht befriedigen. Um dies in rechter Ordnung und ohne zu befürchtende Umtriebe zu bewerkstelligen, müßte die Synodalverfassung von unten nach oben fest gegliedert seyn. Das unterste Glied derselben wäre das Presbyterium oder der Kirchenrath in jeder Gemeinde. Dieser wäre nach vorangegangener Wahlpredigt und Gebet in der Kirche vorzunehmen, und zwar so, daß die Hälfte der Mitglieder je nach einer Reihe von Jahren wieder austräte. Es müßte schlimm um alles christliche Leben stehen, wenn hier nicht in der Regel andere Leute gewählt würden, als man sie zu den bürgerlichen Geschäften der Gemeinde braucht und wählt. Diesem Kirchenrathe müßte aber auch ein bestimmter Geschäftskreis anvertraut werden, und zwar nicht nur ein äußerer, sondern auch ein solcher, der auf das innere Leben der Gemeinde den genauesten Bezug hat, und besonders auch in der Seelsorge den Geistlichen unterstützt und dieselbe so wirksam als möglich machte. Aus diesen örtlichen Kirchenräthen würde die Bezirks-Synode gebildet werden, welcher der Superintendent vorzustehen hätte, aus dieser wieder die Kreissynode, die ein Bischof, und aus dieser die Provinzial- oder Landessynode, welche ein Erzbischof zu leiten hätte. So würden die Bedürfnisse und Wünsche der Kirche, so die Anträge und Petitionen gehörig vorbereitet und ventilirt werden, ehe sie an die gesetzgebende Synode gebracht werden könnten. Den Einfluß des Landesfürsten auf die kirchlichen Angelegenheiten würden die Konsistorien zu vermitteln haben, welchen übrigens eine bessere zeitgemäße Einrichtung zu geben wäre. Zugleich müßte jede Instanz von Synoden einen

genau bestimmten Wirkungskreis haben, so daß sie gewisse Einrichtungen und Ordnungen abschließend für sich zu verfügen, anderes, aber genau bestimmtes, an die höheren Instanzen zu bringen hätten. Ein gleicher genau begrenzter, in sich abgerundeter und mit den Kollegien zusammenhängender Wirkungskreis wäre auch den Pastoren, Superintendenten, Bischöfen und Erzbischöfen anzuweisen. Daß auf jeder Stufe ein weltlicher Kommissär von Staatswegen, jedoch ohne Stimmrecht, den Kollegien beizugeben wäre, versteht sich wohl von selbst. Wohl wissen wir es, daß durch äußere Einrichtungen allein, auch wenn sie die besten sind, der Kirche nicht geholfen werden kann. Und insofern setzen wir nicht alles Vertrauen auf eine bessere Verfassung. Ist doch auch schon bei dem Staate die Gesinnung der Beamten und Bürger wesentlich erforderlich, wenn gute Einrichtungen nicht illusorisch wirken sollen. Um wie viel mehr muß dies bei der Kirche der Fall seyn! Aber nehmen wir dem Staate seine gute Einrichtung, lassen wir ihn in Rohheit, in einem rechtlosen Zustande; so wird der gute Geist bald abnehmen und Sittenlosigkeit an die Stelle treten. Ebenso ist es mit der Kirche. Leibliches und Geistiges geht in jedem Organismus Hand in Hand; also am meisten in dem großen Organismus der Kirche. Wie es die leiblichen und äußerlichen Ordnungen allein nicht thun, so thut es auch der Geist allein nicht. Wie aber ein gesunder Geist sich einen gesunden Leib schafft, so wirkt ein wohlorganisirter Leib auch auf die schöne Entwicklung und das Wohlbehagen des Geistes ein. Diese unwidersprochenen und unwiderlegten Grundsätze werden uns nach beiden Seiten vor ungebührlichen Vorwürfen schützen; und wir wollen es hoffen, daß die Bestrebungen für eine wohlorganisirte Kirchenverfassung, welche als der eigentliche Fortschritt der Reformation zu betrachten sind, auf welchen unsere Zeit neben der inneren Belebung der Kirche hinzusteuern hat, ein glückliches Ende erreichen werden. Und wenn so die evangelische Kirche festen organischen Bestand für sich gewonnen

hat; so wird der Staat gewiß die Früchte davon in reichem Maaße zu genießen haben. Dann lasse man ruhig die Geister auf einander platzen; die Kirche, wohl verbunden in sich, wird sich vor ihren Feinden weniger zu fürchten haben, der Sieg wird immer, und zwar schneller als jetzt, auf der Seite der Wahrheit bleiben, wird da sich verherrlichen, wo der Geist Jesu in einem schönen wohlorganisirten Leibe wohnt.

Vaihinger.

Nachträge zur Kniebeugungsfrage.

Das letzte Stadium der Kniebeugungsfrage hat einen bedeutsamen Markstein in einer Schrift gefunden, von welcher ihr Urheber mit vollem Rechte sagt, es werde das Publikum erkennen, „daß der Verfasser als Einzelner dem Charakter treu „geblieben sey, welchen die ganze protestantische Kirche in „Bayern bisher bewährt habe, den der besonnenen und noth„gedrungenen Abwehr gegen Angriffe." Das sind die Worte, mit welchen der um die protestantischen Angelegenheiten hochverdiente Graf Karl von Giech seine Schrift *) gegen den Professor von Moy einleitet; Worte, deren Wahrheit sich jedem Leser dieses Antwortschreibens aufdrängen muß.

*) Antwort an den Verfasser der Schrift: „Offenes Sendschreiben „von einem Katholiken an den Verfasser der Schrift: Zweites „offenes Bedenken die Kniebeugungsfrage u. s. w. betreffend." Von dem Verfasser dieses zweiten offenen Bedenkens Karl Grafen von Giech. Mit zwei Beilagen. Nürnberg bei J. A. Stein 1845.

Was an diesem Schriftenwechsel persönlich ist, hat uns nur so weit Bedeutung, als es zugleich allgemeinere Standpunkte und Bestrebungen charakterisirt. Da sind aber allerdings gerade diese beiden genannten Schriften lehrreich genug. Sie zeigen deutlich, auf welcher Seite sich die leidenschaftslose Erwägung der Sache, die Ruhe der Ueberzeugung und jene Zuversicht finde, welche vom Besitz des guten Rechts unzertrennlich ist. Denn an dem Schreiben des Prof. von Moy ist, von ein paar ungereimten Anforderungen, die wir nachher mittheilen wollen, abgesehen, das wesentlich Neue nur jener Seitenblick auf verdächtige Motive, welchen man anzubringen pflegt, wo man dem Gegner nicht ehrlich in das Gesicht sehen und ihn Auge gegen Auge bekämpfen kann. „Sie kennen doch „wohl die bekannte Praktik", muß deßhalb Graf von Giech fragen, „welche darinnen besteht, die Gesinnungen eines „Gegners zu verdächtigen, wenn man gegen seine Hand„lungen nicht mit Erfolg aufzukommen vermag?" Ob Prof. v. Moy weiß, was er thut, ist vielleicht schwer zu beantworten; dafür aber, daß er thatsächlich jene Praktik übt, giebt sein offenes Sendschreiben hinreichend Zeugniß. Wer dagegen Freude an jenem Adel der Gesinnung hat, welcher nicht daran denkt, unehrenhaftem Angriff mit gleicher Waffe zu begegnen, sondern der Verunglimpfung nichts entgegenhält, als die Sicherheit eines guten Gewissens und die Gewährschaft einer makellosen, opferreichen Vergangenheit, der wird an der in ihrer Einfachheit und Ruhe doppelt beredten Sprache des Angegriffenen sich wahrhaft erquicken.

Zum Belege dafür, daß die Schrift des Prof. v. Moy an sich betrachtet nicht im Mindesten geeignet gewesen wäre, die fragliche Angelegenheit auch nur einen einzigen Schritt zum gedeihlichen Ziele weiter zu führen, muß ich mich auf das beschränken, was an ihr in Behauptungen die Sache selbst betreffend neu ist. Das ist freilich wenig genug. Das Meiste ist ein abgeblaßter Nachschatten des von J. Döllinger Bei-

gebrachten. Doch reicht auch das wenig Neue zur Bezeichnung des Standpunktes aus. Der Standpunkt des Herrn Prof. v. Moy ist der der religiösen Freiheit. Er will mit dem ganzen Ernste seiner religiösen Ueberzeugung dem entgegen seyn, was diese Freiheit beengen könnte. Wir müssen ihm glauben, denn er sagt es. Die Konsequenz seines freisinnigen Standpunktes ist freilich eine sehr eigenthümliche. Sie besteht in der Behauptung, daß im Namen der Kultusfreiheit und der verfassungsmäßigen gegenseitigen Achtung der Konfessionen die Protestanten gezwungen werden könnten, ja müßten, die Kniebeugung zu vollziehen. Denn Stehenbleiben wäre ja eine offenbare Störung des katholischen Gottesdienstes. — — Ex ungue leonem. Wir haben an der Klaue genug und verweisen Jene, die nach Weiterem lüstern sind, auf die Schrift des Herrn von Moy selbst so wie auf das, was Graf von Giech S. 38 ff. über jene scharfsinnige und frappante Interpretation des Verfassungs-Gesetzes von Seiten des Professors des bayerischen Staatsrechtes in aller Geduld und Ruhe bemerkt.

Graf von Giech hat aber selbst da nicht die Mühe gescheut, von Neuem zu widerlegen, wo das Vorgebrachte nur alte Entstellung war. Doch eben dies gab Gelegenheit Manches zu erörtern, was einem nicht kleinen Theile des lesenden Publikums neu seyn dürfte. Das unfreiwillige Verdienst, solche neue Beleuchtungen veranlaßt zu haben, gebührt Herrn Prof. von Moy. Die Leser z. B., welche sich aus den Verhandlungen der Stände vom J. 1843 (Bd. II der Verhandlungen der K. d. A. S. 219 ff.) der Argumente erinnern, mit welchen die in Bayern eingeführte Kniebeugung durch Berufung auf die früheren Verhältnisse in der Rheinpfalz und die jetzt noch bestehenden in Ungarn gerechtfertigt werden wollte, werden gut thun, hiemit die Erörterungen zu vergleichen, welche Graf Giech in seiner Antwort S. 21 ff. und S. 25 ff. giebt. Man wird nach ihnen nicht mehr behaupten, daß in Ungarn

die Kniebeugung vom Militär gefordert werde, trotzde[m] daß Protestanten und Katholiken gleich berechtigt sey[n,] sondern man wird sagen müssen, daß dieses Verhältniß nur dar[in] bestehen könne, weil Protestanten und Katholiken nicht gle[ich] berechtigt sind, sondern die Katholiken der herrschend[en] Kirche (ecclesia praedominans), die Protestanten nur einer [an]erkannten und genehmigten (ecclesia recepta) an[ge]hören und das ungarische Toleranzgesetz den Protestanten [den] Besitz der Duldung nur soweit zuerkennt, als es mit dem Fo[rt]bestand der zum Besten der herrschenden Religion gegeben[en] Gesetze und Privilegien vereinbar ist, (Patent vom 21. [O]ct. 1781 u. Religionsgesetz v. 1791) ein Verhältniß, welches [bis] auf den heutigen Tag besteht, da der Antrag der ungarisch[en] Stände auf Rechtsgleichheit und Gegenseitigkeit der chri[stl.] Konfessionen unerledigt blieb (Augsb. allg. Zeit. 1844. No. [...] Beil.). Ebensowenig wird man mehr behaupten, daß Bay[ern] schon darum vor 1803 aufgehört habe ein katholisches Land [zu] seyn, weil schon nach Maximilian's III. Tode die Rheinpf[alz] mit Bayern vereinigt worden sey und daß trotzdem in d[em] nicht mehr rein katholischen Lande die Kniebeugung bei d[em] rheinpfälzischen Heere stattgefunden habe. Man wird vielm[ehr] genöthigt seyn zuzugeben, daß beide Gebietstheile zwar un[ter] einem Regenten standen, aber in politischer und kirchli[cher] Beziehung ganz verschieden geordnet waren und daß [die] von dem Corpus Evangelicorum früher stets angefocht[ene] Kniebeugung seit der Religionsdeclaration vom 9. Mai 1[...] in der rheinpfälzischen Armee dadurch vermieden wurde, [daß] man observanzmäßig nur Katholiken zu Processionen c[om]mandirte. Es ist hier auch der Ort zur beiläufigen Bem[er]kung, daß auch die zweite Beilage zur Schrift des Grafen [v.] Giech denjenigen eine sehr empfehlenswerthe Zugabe [seyn] dürfte, welche noch immer glauben oder glauben machen w[ol]len, der Widerstand gegen eine angesonnene Kniebeug[ung] vor dem katholischen Venerabile sey eine moderne, den a[...]

Protestanten fremde Erfindung. Es ist ein Auszug aus Just. Henning Böhmer's Kirchenrecht der Protestanten, von welchem genügt die Anfangsworte anzuführen, welche lauten: „Die Anbetung des Venerabile hat seit der Reformation „zu großen Unruhen und Kämpfen zwischen den Protestanten „und Katholiken Anlaß gegeben.“ — —

Ueberhaupt haben die betrübten Verhandlungen in der berührten Angelegenheit oft genug Gelegenheit dargeboten, die Vertheidiger der Maaßregel vor den angeblich historischen Argumenten oder Parallelen zu warnen, mit welchen sie meinten, ihre Sache stützen zu können. Die Warnung ist aber fruchtlos geblieben, ja der neueste Bescheid auf die Anträge und Beschwerden der Generalsynoden vom Jahre 1844 (d. d. München 13. April 1845) hat unter seinen Argumenten nur wieder einen neuen, höchst auffallenden historischen Irrthum. Da heißt es nämlich unter Nr. 3: „Es ist eine durch die gedruckten Verhandlungen der Stände des Königreichs Sachsen „vom J. 1843 beurkundete Thatsache, daß die nun in Frage „gestellte Salutationsform durch mehr als einhundert Jahre „in dem sächsischen Heere bestand und ohne Anstand beobachtet „wurde, diese Thatsache aber stehet im Rückblick auf das besondere Verhältniß der sächsischen Landesfürsten als Häupter „des Corporis Evangelicorum den jetzt erst sich erhebenden „Beschwerden über Verletzung der Gewissensfreiheit durch die „erwähnte Salutationsform mit vollständig widerlegender Kraft „gegenüber.“ Dies lautet so, wie wenn ein Gebot der Kniebeugung für das sächsische Heer bestanden und dieses Gebot von einem der Häupter des Corpus Evangelicorum ausgegangen wäre, was wenn auch nicht ein beweiskräftiges Argument, doch eine völlig unbegreifliche Thatsache wäre. Allein in der Wirklichkeit verhält sich das Alles ganz anders. Erstens hat für die Königl. Sächsische Armee im Ganzen **niemals** eine solche Anordnung bestanden. Die, wahrscheinlich seit 1751 bestehende, durch Friedrich August II. ein-

geführte und jetzt auf die Klagen der Stände aufge
bene Sitte war die, daß bei dem katholischen Hofg
tesdienste eine Kavallerieabtheilung von 29 Mann (26 (
meine, 2 Unterofficiere und 1 Lieutenant) im Mittelgange
Kirche vor den Altarstufen aufgestellt waren, welche sich, n
auf ein militärisches Kommando, sondern auf ein gegebe
Zeichen mit dem rechten Knie auf den Fußboden niederließ
während die übrigen im Mittelgange und in den beiden Hau
schiffen der Kirche aufgestellten Soldaten, sämmtlich Infant
sten, ohne das Knie zu beugen, drei Hayen bildeten u
das Gewehr präsentirten, indem zwischen ihnen sich der Z
der Geistlichkeit und des Hofes hindurch bewegte. Die ob
dachte Kniebeugung der 29 Mann fand auf ein Zeichen d
Hoffouriers statt, sobald der Bischoff vom Hochaltare her r
dem Venerabile in der Hand den Ausgang des Altarplat
betrat. Diese Ceremonie ward dreimal im Jahre, nämlich a
Charfreitage, am heil. Abend vor Ostern nach 6 Uhr bei d
Auferstehungsfeier und am Fronleichnamsfeste beobachtet. B
greiflich ist, daß diese Sitte, welche nur beim katholisch
Hofgottesdienst vorkam, Wenige traf und von unzählig
Sachsen gar nicht gekannt war, eben deßhalb auch lange Z
ohne Anfechtung bestand. Als das erstemal im Jahre 1834
der Kammer Klage darüber geführt wurde, gab der damali
Kriegsminister sofort die Zusage, daß künftig nur katholisc
Gardisten zu diesem Dienst am Altare verwendet werden so
ten. Auf die erneuten Klagen aber der Stände vom Jah
18⁴²/₄₃ fand die Sitte am Fronleichnamsfeste 1843 zum letzte
Male statt und ist mit dem Charfreitag 1844 gänzlich u
für alle Zeiten abgeschafft worden. So verhält es sich mit d
ersten Seite der den sächsischen Verhältnissen entnommenen, a
geblich beweiskräftigen Parallele.

Was aber den zweiten Punkt betrifft, als sey von eine
Haupte des Corpus Evangelicorum eine solche A
ordnung ausgegangen, so dient darauf zur einfachen Erwied

rung, daß damals der Regent von Chursachsen eben nicht mehr Haupt des Corpus Evangelicorum war. Denn nachdem Friedrich August I. von Sachsen vom evangelischen Glauben abgetreten war, wurde dem Herzog Friedrich II. von Gotha die oberste Leitung des Corpus Evangelicorum unter Zuziehung des geheimen Rathscollegiums in Dresden übertragen. Schon im Jahre 1700 aber trat Gotha dieselbe an den Herzog von Sachsen-Weißenfels, Joh. Georg ab und als im J. 1717 auch der Churprinz Friedr. August II. von Sachsen sich der Konfession des Vaters anschloß und Preußen das Directorium in Anspruch nehmen wollte, ward festgesetzt, daß der Chursächsische Reichstagsgesandte in Regensburg dasselbe unabhängig von dem katholischen Regenten führen und seine Verhaltungsbefehle lediglich von dem evangelischen Geheimen-Rathskollegium in Dresden empfangen sollte. —

Die Einführung also der Kniebeugung bei dem sächsischen Heere durch ein Haupt des Corpus Evangelicorum ist nicht Historie, sondern Mythe, und auf das Königreich Sachsen könnte man sich höchstens berufen um zu zeigen, unter welchen Umständen Recht und Billigkeit gebiete, die eingeführte Kniebeugung wieder aufzuheben.

Allein wenn Herr Prof. von Moy in seinem mir eben erst zugekommenen (Antwort-) Sendschreiben „an den hochgeborenen Herrn Grafen Karl von Giech" *), ein Sendschreiben, in welchem der Streit auf lauter nicht hieher gehörige Dinge hinübergespielt wird, Recht hat, so ist ja jetzt auch in Bayern aller Grund zur Beschwerde gehoben. Wir wollen nun nicht dagegen erinnern, daß für die Reclamanten officiell nichts vorliegt, als die Allerhöchste Entschließung vom 13. April 1845, in welcher auf die Beschwerde der Generalsynoden vom

*) Regensburg bei Manz 1845. 26 S.

Jahre 1844 erwidert wird, daß die erwähnte Beschwerde als gegründet nicht anerkannt werden könne. Wir wenden uns vielmehr gern zu den Worten desselben Bescheides, in welchen auf die Befreiungen hingewiesen wird, die man zu Gunsten der protestantischen Glaubensgenossen im bayerischen Heere habe eintreten lassen oder zu der Ordre vom 4. Mai 1845, von welcher Herr Prof. von Moy behauptet (S. 8), daß durch sie „alle Protestanten der Linie von der Kniebeugung dispensirt seyen" *). Wenn es so wäre, so müßte es nicht blos überflüssig, sondern verwerflich genannt werden, wollte man einen abgethanen unseligen Streit muthwillig weiter fortsetzen. Aber mit so großem und warmem Danke wir die wesentliche Erleichterung anerkennen, die durch jene Verfügung den protestantischen Gewissen erwachsen ist, so muß doch auf der andern Seite eben so bestimmt bekannt werden, daß weder die Ordre so lautet, wie sie Herr Prof. von Moy citirt, noch daß, wenn man sie so günstig als nur möglich interpretiren darf, die Nothwendigkeit, vor dem sogenannten Venerabile zu knieen, für die protestantischen Soldaten unbedingt aufgehoben, und das Gravamen vollständig erledigt ist.

Ueber den wortgetreuen Inhalt der Ordre wissen wir erstens amtlich nichts Gewisses. Die Augsburger allgemeine Zeitung, die von ihr berichtet hat, ist kein Regierungsblatt. Wir nehmen aber an, daß sie im Stande gewesen ist, wortgetreu zu referiren. Dann hängt es zweitens immer noch von der Ausführung ab, wie man die Worte zu verstehen habe. Wir glauben

*) Die Ordre lautet so, wie sie in der Allg. Zeitung Nr. 125 steht, folgendermaßen: „Die in Beziehung der nichtkatholischen Konscribirten erlassene Verfügung vom 28. August 1844 (hinsichtlich der Ausrückungen das Sanctissimum betreffend), dehnen wir auf „alle Nichtkatholischen der Linie" aus. Alsbald soll nun den betreffenden Kommandos von dem hier Vorstehenden wörtliche Eröffnung zugehen."

zwar nicht zu irren, wenn wir unter den „Nichtkatholischen der Linie" das gesammte reguläre Militär, die Officiere, den Stab, die Kommandirenden begreifen und in diesem Sinne eine vollständige Dispensation annehmen. Aber wir haben hiefür keine Bürgschaft als unsere gute Meinung. Drittens ist die ertheilte Dispensation unter dieser Voraussetzung nicht in dem Sinne vollständig, daß alle protest. Militärpersonen von jeder Kniebeugung dispensirt wären, sondern die Dispensation tritt nur ein für die Theilnahme am katholischen Gottesdienst, bei welchem das anwohnende Militär zur Kniebeugung kommandirt wird. Wir wiederholen hier nochmals, daß uns diese Maßregel als Annäherung zum Ziele mit dankbarer Freude erfüllt; wir müssen aber leider eben so erklären, daß sie als Ultimat den Streit im Wesentlichen ungeschlichtet bestehen läßt. Denn es bleiben nach wie vor die drei Fälle, wie sie schon in dem „offenen Bedenken die Kniebeugungsfrage betr." 2. Aufl. Bayreuth 1845, S. 8. 9. besprochen sind und in welchen auch protestantische Soldaten zur Kniebeugung gezwungen werden können. Diese sind 1) wenn zur Begleitung des Hochwürdigsten eine Eskorte von einer Wache verlangt wird; 2) wenn das Hochwürdigste vor einer Wache (Schloßwache, Hauptwache, Thorwache oder dergl.) vorbeigetragen wird; 3) wenn eine im Marsch begriffene bewaffnete Truppenabtheilung dem Hochwürdigsten begegnet und der das Venerabile tragende Priester der Truppe den Segen ertheilt. Bleiben diese Fälle bestehen, so taucht der Streit immer wieder auf's neue auf. Principienkämpfe werden nicht damit ausgeglichen, daß man nur die Zahl der Anlässe verringert, bei welchen sie ausbrechen können. Der Dank für die Wohlthat nach einer Seite wird gelähmt vom Gefühl der Besorgniß, daß sich das Uebel jetzt nur auf die ungeheilte andere Seite werfen werde. Halbe Maßregeln sind in solchen Fällen keine Maßregeln.

Und in der That die drei Fälle, von welchen eben die Rede war, kommen nicht etwa blos hypothetisch vor, sie treten in der Wirklichkeit nahe genug und werden unter Umständen

den protestantischen Soldaten öfter in die gefürchtete Nothw digkeit versetzen, als die früher kommandirte, verhältnißmä seltene Theilnahme am katholischen Gottesdienste. Man n nur wissen, wie oft, zwar nicht in den katholischen Stät Frankens, wohl aber in denen Altbayerns die öffentlichen Kr kenprovisionen kommen, um ein anschauliches Bild von der m lichen Häufigkeit jener Fälle zu bekommen, von welchen nach H von Moy die Protestanten im Heere gänzlich dispensirt s sollen! Ein protestantischer Augenzeuge hat erst unlängst v einem solchen Fall in Amberg zu erzählen gewußt. —

Wollte Gott, man hätte statt aller dieser Erörterungen richten können, es habe wirklich fortan nun alle Fehd' ein Ent Wird denn keine Hand den Faden zeigen, der aus diesem L byrinthe führt? Wir fürchten, ein Gespenst wird sich imm drohend in den Weg stellen, das ist die barocke Vorstellung v der militärischen Zucht und Ordnung. Ist es denn wirklich d Grab der Mannszucht, wenn in den drei obbemeldeten Fälle nachdem der Truppe Halt! geboten oder die Wache heraus g rufen ist, man dem Katholiken, wenn ihn sein Herz drängt, e laubt, auf's Knie zu fallen, dem Protestanten aber, stehen bleiben? Geht ernstlich die Ordnung zu Schanden, wenn ei mal in einem solchen Fall nicht alle Kasketbüsche in gleich Linie über dem Boden stehen? Untergräbt es den militärisch oder den religiösen Geist des Heers, wenn man die Zeich der Religiosität innerhalb einer gewissen Schranke frei walte läßt, statt eine allgemeine Geberde der Andacht zu kommandiren Wahrlich wenn die Zeit der Erregtheit vorüber und in ein ruhigern Stimmung die frühere Gährung vergessen seyn wir kann eine neue Sphynx auftreten und die Frage vorlegen: Wa für eine Nothwendigkeit der kommandirten Kniebeugung sey und man wird das Räthsel nicht lösen. —

Korrespondenz.

Kirchliches aus Oberbayern.

In Briefen an einen Freund in Franken.

Erster Brief.

Lieber Freund!

Wenn ich mich anschicke, Dir, und weil auf diesem Wege, allen Brüdern, die sich mit uns für Genossen am Reich wie an der Trübsal und an der Hoffnung desselben achten, und unter ihnen denen zumal, welche sich des Segens brüderlicher Gemeinschaft im Glauben und in der Uebung des Glaubens erfreuen dürfen, — von unserm Leben und Wesen in dieser Diaspora nähere Kunde zu geben: so geschieht dieses freilich zunächst nur, um dem Verlangen meines eigenen Herzens Genüge zu thun, welches mich schon längst dazu mahnte und drängte. Jeder redet gerne von den Freuden und Leiden seines eignen Hauses mit denen, mit welchen er sich in Liebe und durch Liebe verbunden weiß. Warum sollte das nicht noch viel mehr bei einem Hause der Fall seyn, welches wie unsre Kirche durch seine Wohnlichkeit und Herrlichkeit das Herz mehr ein- und in Anspruch nimmt, als jedes andre von Holz und Steinen, und wäre es auch von Gold gebaut? Und gewiß hat dieses Herzenverlangen eine genügende Erklärung seiner Entstehung und zugleich eine hinreichende Rechtfertigung seiner so gesuchten Befriedigung in jenem köstlichen apostolischen Worte, welches Paulus an seine Korinthier schreibt, welche ja auch wie dortmals die ganze Kirche eben erst eine Diaspora waren, die wir noch sind: „und so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit." (I, 12, 26.) So übt man ja nur die Pflicht brüderlicher Liebe, wenn man durch Kundmachung seiner Leiden oder Freuden die Brüder in den Stand setzt, die Seligkeit beides:

des Mit=leidens und des Sich=mit=Freuens zu erfahren. Ueberdies hast du mir — es ist nun fast schon zwei volle Jahre — die Versicherung gegeben, theils daß unsre eigenthümlichen Verhältnisse noch keineswegs bei Euch so bekannt sind, als sie es im Interesse unsrer Kirche, welches auch das Unsrige ist, wohl zu seyn verdienen, oder daß noch gar Viele nicht einmal von unserer Existenz etwas wissen, in welchem Falle ich selbst noch vor nicht gar vielen Jahren gewesen zu seyn Dir aufrichtig gestehe; theils daß Mittheilungen über unsre Lage und Angelegenheiten, wie es freilich billig, doch aber für uns recht erfreulich ist, gerne, ja begierig vernommen werden, so daß wir auch dadurch eine Bewahrheitung des vorhin angezogenen Ausspruchs des Apostels, deren er freilich nicht bedarf, zu erfahren uns lieb seyn lassen dürfen. Daß ich aber deine Aufforderung, solche Mittheilungen zu machen, so lange unerfüllt ließ, darüber will ich nicht unnütze Worte verlieren, vielmehr mich lediglich mit der Bitte begnügen, mir diese Zögerung weder als Mißachtung Deines Wunsches noch als Gleichgültigkeit gegen die Sache auszulegen.

Von vorne herein muß ich es vor Allem als meine innigste Ueberzeugung aussprechen, daß es in der gegenwärtigen Zeit, welche neben einem Haufen von beklagenswerthen Uebelständen und tief eiternden Wunden auch des Guten viel, namentlich eine sichtbar steigende Theilnahme an religiösen und kirchlichen Angelegenheiten aufzuweisen hat, eine Hauptaufgabe, ja eine heilige Pflicht unserer evangel. Kirche ist, ihre Kräftigung nach innen und sich selbst als treu in dem ihr anvertrauten Berufe auch dadurch zu beweisen, daß sie ihren zerstreuten Angehörigen noch Aufmerksamkeit zuwende und sich ihrer mit größerem Eifer annehme als bisher; daß sie auch in dieser Weise jenes schönen Hirtenberufes warte, der nicht allein behütet und pflegt was stark und fett ist, sondern auch und zumal das Verlorene sucht, und das Verirrte wiederbringt und das Verwundete verbindet und des Schwachen wartet, damit sie nicht des strafenden Urtheils schuldig werde, welches Ezechiel 34, 4 wider alle pflichtvergessenen Hirten und auch wider sie geredet hat, wofern sie jenes Berufes gänzlich vergißt oder ihn nur vernachlässigt. Seiner aber fleißig zu warten — dazu hat sie wie in ihm selbst so in dem Beispiele eine dringende Aufforderung, welches ihr die rö=

misch katholische Kirche wie immer so auch in der neuesten Zeit in der Sorgfalt, Klugheit, Umsicht und Beharrlichkeit giebt, mit der sie ihrer zerstreuten Glieder sich annimmt.

Ich will es deshalb nur offen gestehen: Dich und aller Gleichgesinnten an einen Theil der Diaspora unserer Kirche zu erinnern, eure Aufmerksamkeit auf sie zu lenken und durch diese eure liebende Theilnahme und Fürsorge — pro rata — zu wecken, endlich auf diese Weise wie durch die Erinnerung an einzelne Mißstände, an welchen wir wohl mit dem ganzen Leibe leiden, die Kundmachung einiger frommer Wünsche zur möglichen Beseitigung oder doch Verringerung solcher Uebel vor denen zu rechtfertigen, welche es mit dem Wohle der Kirche aufrichtig meinen und die ausgesprochenen Wünsche selbst weiterer Erwägung oder, wo es angeht, liebreicher Gewährung zu unterstellen, — ist die eigentliche Absicht der folgenden Mittheilungen, zu deren Entschuldigung das Gesagte genug seyn mag.

Für dieses Mal gedenke ich Dir, jedoch nur Weniges, nur das Nöthigste, von unsern innern Verhältnissen zu erzählen, ein andres Mal über unsre Stellung zu unserer Umgebung zu berichten, endlich in einem dritten Briefe einige mir schon längst am Herzen liegende pia desideria vorzulegen.

Unsere Kirche zählt dermalen in Oberbayern im Ganzen sechs, nämlich zwei Stadt- (München und Ingolstadt) und vier Landgemeinden: Großkarolinenfeld, Feldkirchen, Kemmoden und Oberallerhausen. Unsere Glaubensgenossen in Perlach, anderthalb Stunden von München, wünschen schon längst in der Reihe unserer Gemeinden die siebente zu bilden und sind, wie ich höre, noch immer mit den mancherlei Präliminarien beschäftigt, von deren vorgängiger Erledigung die Erreichung ihres Ziels abhängt. Nachdem sie bereits in den Besitz eines für ihre gegenwärtigen Bedürfnisse ausreichenden Hauses gekommen sind, indem es wenn gleich nur beschränkte Räumlichkeiten für Schul- und kirchl. Zwecke und Wohnung eines Vikars bietet, erübrigt namentlich die Herbeischaffung von Geldmitteln, von denen die anfänglichen außerordentlichen und später die regelmäßig wiederkehrenden Ausgaben bestritten werden können. Die drei erstgenannten Gemeinden bilden selbstständige mit abgegränzten Pfarrbezirken versehene und durch königliche Stiftung sämmtlich unter

der Regierung Sr. Majestät des Königs Maximilian aus Staatsmitteln dotirte Pfarreien: — die drei letztgenannten sämmtlich unter der Regierung S. M. des Königs Ludwig errichtete stabile Pfarrvikariate, welche gleichsam als Filialsprengel zum Bezirk der Pfarrei München gehören. Nach München und Großkarolinenfeld pfarren alle in Oberbayern weithin zerstreute Glaubensgenossen, welche nicht im Verband mit der minder umfangreichen Pfarrei Ingolstadt stehen, so daß die Sprengel der beiden vorgenannten Pfarreien einen ungewöhnlich großen Umfang haben. Die Seelenzahl beläuft sich in den vier Landgemeinden, welche als so recht eigentlich in der Zerstreuung lebend, unsre Aufmerksamkeit vornehmlich in Anspruch nehmen, durchschnittlich auf circa 400 Seelen, die aber nirgends an Einem Orte beisammen, sondern sämmtlich in geringerer oder größerer Entfernung von einander und in verschiedenen Ortschaften, oft ganz allein, stehen.

Die Geschichte der Entstehung dieser Gemeinden, die detaillirte Angabe statistischer Verhältnisse und die noch interessantere Betrachtung der eigenthümlichen Zusammensetzung derselben aus zum Theil heterogenen Bestandtheilen hinsichtlich ihrer Abkunft und der konfessionellen Verhältnisse, besonders des eigenthümlichen Typus, an welchem der spezifische Charakter ihrer heimathlichen Landeskirchen nicht undeutlich erscheint, — liegt meinem Zweck zu ferne, als daß ich mich länger dabei aufhalten könnte oder wollte. Ueberdies ist für diejenigen, welche hierüber Näheres zu erfahren wünschen, bereits anderwärts *) hiefür Sorge getragen, namentlich was das Historische und Statistische betrifft.

Vier von unsern Gemeinden besitzen eigene Kirchen und zwei von ihnen auch besondere Dienstwohnungen für ihre Geistlichen; bei zweien, in Feldkirchen und Kemmoden ist Kirchen- und Schullokale und die Wohnung des Vikars unter Einem Dach vereinigt. Diese Gebäude, welche von außen angesehen in ihrer ganzen Gestaltung als ein eigenthümliches Zwitterding zwischen Wohnhäusern und Kirchen erscheinen und eben dadurch die Neugierde der vorbei Passirenden reizen, die nicht wissen, was sie eigentlich in ihnen zu erkennen haben, erinnern recht lebhaft an Missionsgebäude, wie an den hier

*) In den Annalen des Oberkonsistorialrathes Dr. Fuchs zu München.

in gewisser Beziehung missionirenden Beruf unserer Kirche. Im Erdgeschoß befindet sich die Wohnung des Geistlichen und das Schulzimmer; im ersten Stock das Kirchenlokale; auf dem Dache stehen Thürmchen und Kamine in brüderlicher Eintracht neben einander: jene liebliche Klänge, dieser schwärzlichen Rauch in die Luft oder vielmehr aufwärts entsendend; jene an die obere Heimath, diese an die Erde und ihre Bedürftigkeit erinnernd; beide ein Sinnbild unsres menschlichen Seyns, das auch dem Himmel und der Erde angehört. Die mancherlei Unbequemlichkeiten, welche aus dieser sonderbaren Mischung in der Bestimmung eines Gebäudes hervorgehen, dürfen wir für nichts rechnen, die wir auch für dieses Unvollkommene Gott nicht genug danken können. Die Schulgemeinde Lanzenried, welche in kirchlicher Hinsicht mit dem Pfarrvikariat Kemmoden verbunden ist, besitzt schon seit mehreren Jahren ein eigenes Schul- und Kirchenhaus mit einer Lehrerswohnung, ganz von derselben Art wie das zu Feldkirchen und Kemmoden, so daß sich die Zahl der für gottesdienstliche Zwecke bestimmten Stätten Alles in Allem auf sieben beläuft, an welchen allen auch gepredigt wird. Denn Lanzenried besitzt wohl noch keinen eigenen Geistlichen, dagegen ist der Vikar zu Kemmoden verpflichtet, je am dritten Sonntage dort Gottesdienst zu halten.

Alle Kirchengemeinden besitzen eigene Schulen; außerdem giebt es noch zu Perlach, Brunnreuth und Lanzenried eigene Schulen unserer Konfession. Jene steht mit der Pfarrei und Kirchengemeinde München, die zweite eben so mit Ingolstadt, die letzte desgleichen mit dem Vikariat Kemmoden und der dasigen Kirchengemeinde in Verbindung. Mithin beträgt die Zahl unserer Schulen im ganzen neun. Von diesen werden die zu München, Ingolstadt, Großkarolinenfeld, Brunnreuth und Lanzenried durch eigene Lehrer; die zu Feldkirchen, Kemmoden und Oberallershausen zugleich durch die dasigen Vikare, endlich die zu Perlach von einem Kandidaten besorgt.

Sämmtliche Pfarreien unserer Konfession sind mit fixen Bezügen aus Staatsmitteln dotirt; auch haben alle neun Schulstellen ein so ziemlich zureichendes Einkommen, indem die königl. Regierung, welche sich die Förderung des Schulwesens besonders angelegen seyn läßt, zur Sustentation der Lehrer relativ nicht un-

bedeutende Geldzuschüsse leistet. Dagegen die Vikare als solche sind kümmerlich bedacht, ob sie schon nicht blos als Lehrer, sondern selbst als Kantoren, Organisten und Meßner noch besondere Dienstleistungen zu machen haben und wären, wenn sie nicht zugleich die freilich geringen Schulgehalte zu beziehen hätten, leicht der Gefahr wo nicht des Verhungerns, doch des Verkümmerns ausgesetzt. Wenn man aber auch ihre Einnahmen als Geistliche und Schullehrer zusammenrechnet: so haben sie doch immer nur ein spärliches und mit ihren Leistungen in gar keinem Verhältniß stehendes Einkommen. Du weißt, l. Freund, daß ich nicht als Cicero pro domo rede; ich darf also schon sprechen wie ich denke, ohne mich der Gefahr blos zu stellen, meinen Worten andere Absichten untergeschoben zu sehen.

Nichts desto weniger sind die Gemeinden, welchen diese nur mit so geringem Solde bedachten Männer vorstehen, arg belastet und stärker wohl als irgend andre bei Euch oder sonst wo. Ich muß jedoch wiederholt daran erinnern, daß dieses nur von den Vikariats=, nicht aber von den Pfarrgemeinden gilt, welche letztere, wie bereits erwähnt, vom Staate dotirt sind und also auch keine außerordentlichen und ungewöhnlichen Leistungen für Pfarrei und Pfarrer zu machen haben; eben so, daß diese Lasten der Vikariatsgemeinden weniger von der Unterhaltung ihres Schul=, als, und zwar der Hauptsache nach, von der ihres Kirchenwesens herrühren, indem die erstere, wie gesagt, durch Zuschüsse der königl. Regierung bedeutend erleichtert ist. Dennoch bleiben die finanziellen Opfer, welche die genannten Gemeinden zu dem besagten Zweck zu bringen haben, immer noch groß genug. Sie haben jede jährlich zur Sustentation ihres Vikars 100 fl. in Baarem beizutragen; sie sind verpflichtet, die festgesetzte Stola für die vorkommenden Kasualhandlungen, — Beichtgelder Gottlob ausgenommen — zu bezahlen, welche freilich mäßig ist, aber in den meisten Fällen dadurch vergrößert wird, daß der Geistliche zur Vornahme derselben auf weite Entfernung mit nicht unbeträchtlichem Kostenaufwand herbeigeschafft werden muß; sie müssen lediglich aus eigenen Mitteln die Unterhaltung ihrer Baulichkeiten und die Bedürfnisse des Kultus bestreiten, die eine verhältnißmäßig nicht unbeträchtliche Summe jährlich in Anspruch nehmen; ferner liegt ihnen die Herbeischaffung

der nothwendigen Schulrequisiten, des Schulbrennholzbedarfs u. s. f. ob; zwei von ihnen müssen außer den oben erwähnten jährlichen 100 fl. noch überdies für jedes ihrer schulpflichtigen Kinder 6—7 Jahre lang das landesgesetzmäßige Schulgeld jährlich entrichten; die Meisten unter ihren Angehörigen können die Wohlthaten der Kirche und Schule nicht genießen oder die Ihrigen genießen lassen, ohne sich noch zu besondern Ausgaben für Zehrung, Mehraufwand in der Bekleidung und für Verköstigung ihrer Kinder veranlaßt zu sehen, weil sie selbst in weiterer Entfernung von ihrer Kirche wohnen und sie sonach ihre Kinder in den zwei letzten Jahren ihrer Schulpflichtigkeit im Vikariatsort oder in der Nähe desselben bei Glaubensgenossen in Kost und Wohnung unterbringen müssen, damit diese regelmäßig am Katechumenen- und Schulunterricht Theil nehmen können. Das sind die ständigen Lasten, welche auf unseren drei Landgemeinden zu Feldkirchen, Kemmoden und Oberallershausen, zum Theil auch auf den Landparochianen der Münchner Pfarrei ruhen. Größere Opfer noch hat ihnen die anfängliche Er- und Einrichtung ihres Kirchen- und Schulwesens gekostet; und bei bedeutenderen Baufallwendungen fallen ihnen überdies noch besondere Leistungen zur Last.

Diese Leistungen der genannten Gemeinden erscheinen um so größer, als Stiftungen, aus deren Fonds die Bestreitung der nothwendigen Ausgaben oder doch eine wünschenswerthe Beihilfe zu ihrer Deckung ermöglichte, bei keiner von ihnen vorhanden sind; auch darum, weil die Gemeinden selbst fast nur aus solchen Einwanderern bestehen, welche Armuthshalber und in der Absicht, sich besser durchzubringen, aus übervölkerten Gegenden in diese nicht sehr volkreichen Lande, deren zum größeren Theil fruchtbarer Boden noch für viele Tausende Platz und Nahrung bieten könnte, hergezogen sind. Uebrigens muß man es ihnen zur Ehre nachsagen, daß sie, einzelne Fälle ausgenommen, diese großen Opfer mit großer Bereitwilligkeit und Freudigkeit bringen, weil sie zum Theil schon selber den Segen erfahren haben, der ihnen aus solchen Leistungen in höheren Gaben und Gütern entsprießt und um seinetwillen sich glücklich preisen. Ich wenigstens entsinne mich aus solcher Leute Mund schon selbst gehört zu haben, daß sie, wenn sie auch noch so viel zu bezahlen hätten, denn doch mit ihren

Leistungen den gemachten Gewinn nicht aufwiegen könnten, vielmehr immerhin im Vortheil blieben. Auch geht es, Gottlob, in allen Haushaltungen der fraglichen Gemeinden, abermals nur wenige Ausnahmen abgerechnet, im Zeitlichen vorwärts, trotzdem daß sie für ihre kirchlichen Zwecke immer stark in Anspruch genommen bleiben. Der treue Gott, der im Geistlichen sich ihnen nicht unbezeugt gelassen, hat sie auch im Leiblichen gesegnet, zu ihrer Hände Arbeit und ihrem eisernen Fleiße Gedeihen gegeben und seine Verheißung wahr gemacht, daß denen, die das Himmelreich haben, auch das Andere alles zufallen soll.

Als einen Uebelstand können und wollen wir freilich es nicht beklagen, daß unsre Gemeinden zum Theil für ihre kirchlichen Zwecke so bedeutende Opfer zu bringen haben. Sind sie durch dieselben doch nicht ärmer, sondern eher reicher geworden; habe ich Dir doch schon angedeutet, welcher Segen aus dieser ihrer starken Beanspruchung bei beschränkten finanziellen Verhältnissen für sie bereits gekommen ist und wohl mit Gottes Hilfe noch kommen wird. Doch bleibt es immer ein begreiflicher und gewiß billiger Wunsch, ihnen diese Lasten erleichtert und den Bestand ihres Kirchenwesens selbst von dieser Seite sicher gestellt zu sehen, zumal da in diesem sich erst völlig organisirenden Gemeindewesen die Lasten immerfort wachsen und dieser Umstand wie die regelmäßige Wiederkehr der fixen Leistungen den Gebersinn derer, welche jene zu tragen und diese zu machen haben, leicht auf eine allzu harte Probe stellen könnte, die gut zu bestehen vielleicht nur die Wenigsten stark genug seyn möchten.

Drückender lastet dagegen auf unsern Gemeinden die weite Zerstreuung, in die sie von einander und ihre Glieder wieder unter sich leben müssen. Man wird sich einen Begriff von derselben machen können, wenn man hört, daß Feldkirchen 3, Oberallershausen 9, Kemmoden 10, Großkarolinenfeld 15, Ingolstadt 21 geometrische Stunden von dem Dekanatssitz München entfernt sind; ferner wenn man bedenkt, daß wiederum in den einzelnen Gemeinden die Angehörigen derselben bis auf eine Entfernung von einer halben bis fünf Stunden zur Kirche kommen müssen, und schulpflichtige Kinder täglich eine halbe, eine, anderthalb, auch zwei Stunden weit in die Schule zu gehen haben. Diese guten armen Geschöpfe sind

zumal dann zu bedauern, wenn anhaltender Regen oder Schnee die Wege verdorben hat oder wenn Sonnenhitze oder starke Kälte ihren noch schwachen Leib allzusehr den Unbilden der Witterung aussetzt. Durchnäßt, oft erfroren, oft das Angesicht von Schweiß triefend, kommen sie, doch meist mit fröhlichen Angesichtern, am Schulorte an. Dafür schmeckt ihnen freilich in der Mittagsstunde ihr Diner, — meist ein trockenes Stück Schwarzbrod, nicht zu klein — so trefflich, daß es eine Lust ist ihnen zuzusehen und man wohl selbst Appetit bekommen müßte, wenn man noch keinen hat. Begreiflicher Weise leidet unter diesen Umständen auch der Schulbesuch und das rasche Gedeihen des Schulunterrichts. — Oft genug wohnen sie mit ihren Familien in solcher Entfernung von einer Schule und Kirche ihrer Konfession, daß sie eine solche Schule gar nicht besuchen und die Erwachsenen nur in festlichen Zeiten, oft nur des Jahres einmal, oft auch Jahrelang gar nie dem Gottesdienst beiwohnen können. Wenn nun gar erst der innere Trieb ihnen fehlt, wie übel muß es da stehen mit dem Wallen zum Hause des Herrn und zu seinen Gottesdiensten!

Offenbar beeinträchtigt diese weite Zerstreuung unserer Glaubensgenossen das Gedeihen der religiösen und kirchlichen Entwicklung der Gemeinden selbst. Sie erschwert die Theilnahme an den gottesdienstlichen Versammlungen, die bei solchen Gemeinden um so nöthiger ist, als sie ihren vorwiegenden Bestandtheilen nach aus Leuten bestehen, welche in der Religion nur lückenhaft und brockenweise, manchmal so viel als gar nicht unterrichtet sind und oft kaum die nöthigsten Elemente des christlichen Glaubens inne haben; sie kostet, wie bereits bemerkt, nicht allein viele Zeit, sondern zum Theil auch Geld, weil ein so weiter Kirchweg, wenn er auch nicht immer Aufwand für Zehrung absolut nothwendig macht, doch gar zu leicht zu solchem verlockt, um so mehr, als man einen so löblichen Zweck, wenn das Herz fleischlich gesinnt ist, nur allzuleicht zu einem Vorwand für den Wirthshausbesuch und die mit demselben verbundenen Geldausgaben benützt; sie erschwert die spezielle Seelsorge, weil den Geistlichen, welche während des Winters den ganzen geschlagenen Tag mit Schulhalten und mit ihren Konfirmanden beschäftigt sind, keine Zeit zu so fernen Besuchen bleibt und während des Sommers die Gemeindeangehörigen auf dem Felde oder der Straße den

größten Theil des Tags in Arbeit, also nicht leicht zu Hause zu treffen sind; sie macht eine genaue Aufsicht auf die Erwachsenen und auf die Jugend rein unmöglich, obschon diese dringend Noth thut, weil die Wenigsten noch so weit im Glauben und Glaubensleben gefördert sind, daß sie ohne dieselbe nicht leicht auf allerlei Ungehörigkeiten und Abwege geriethen, und weil der Versuchungen und Lockungen zu allerlei Sünden in ihrer Umgebung sich nur zu viele finden; sie verhindert endlich das Entstehen und Wachsen eines eigentlichen Gemein= und Gemeindesinnes, weil sie durch den mangelnden Umgang mit Glaubensgenossen den Einzelnen zu sehr in seine Sonderinteressen vertieft, von der selbsteigenen Theilnahme an Gemeinde=Angelegenheiten und Ereignissen ausschließt und sonach für das, was nicht einmal gekannt ist, weder Theilnahme zu erwarten, noch zu bewahren, noch zu fördern, noch auch, wenn sie selbst vorhanden wäre, vor einem schnellen Tod zu sichern im Stande ist. Wohl hat, wie nicht zu läugnen, auch dieser Umstand in gewisser Hinsicht sein Gutes und er wird vielleicht mit der Zeit noch manchem Löblichen förderlich werden. Aber vorderhand springen uns nur die zahlreichen Nachtheile, welche er in seinem Gefolge führt, in die Augen, um sie zu beklagen, ist gewiß eben so natürlich als gerecht.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, alle unsre Glaubensgenossen, welche in kompakten Gemeinden leben, an die Wohlthat und Gnade solch eines geschlossenen Gemeinde=Wesens und Lebens zu erinnern, wie an den tausendfachen Segen, der aus dem Genuß brüderlicher Gemeinschaft entspringt. Was beide werth sind, das erfährt man erst, wenn man in der Zerstreuung lebend, sie entbehren muß; wäre es auch nur dadurch, daß man an Sonn= und Festtagen erst oft weite Strecken Weges zurücklegen muß, um nur am Gemeindegottesdienste Theil nehmen zu können. Mögen alle, die Kirche und Schule in ihrer Nähe haben, Gott auch für diese Wohlthat herzlich danken lernen!

Wie nachtheilig unsern Gemeinden ihre weite Zerstreuung ist, das zeigt sich zumal an denen, die am weitesten in dieselbe hinausgeworfen sind. Dieses Loos ist einem großen Theile der Landparochianen der Pfarrei München, manchen ledigen (dienenden rc.) Personen, auch Handwerkern und Angestellten beschieden. Von der

Verwilderung, welche in solche einzelne auf dem Lande in weiter Entfernung von ihrer Kirche wohnende Familien und Gemeindeangehörigen einreißt; von der oft gänzlichen Vernachlässigung der häuslichen Erbauung und der Kinderzucht überhaupt wie der christlichen insbesondere; von der Unwissenheit und der Gleichgültigkeit, in der Kinder solcher Familien in Sachen des Glaubens aufwachsen, weil sie wohl die kath. Schulen den bestehenden Verordnungen gemäß besuchen, aber alles und jedes Religionsunterrichts entbehren müssen; von der Unwissenheit und Gleichgültigkeit, in die mit der Zeit auch solche Gemeindeglieder, aller Pflege und Bethätigung des religiösen und kirchl. Lebens entbehrend, hineingerathen, welche nicht ohne ein gewisses Maß von Besitz in genannter Beziehung in ihre Zerstreuung hinausgezogen sind, — von dem allen kann man sich kaum eine der Wirklichkeit entsprechende Vorstellung machen, wenn man solche Dinge nicht selbst mit eigenen Augen geschaut und mit eigenen Ohren gehört hat. Ist doch über diese Verwahrlosung, unter der nicht wenige unserer glaubensverwandten Landfamilien am Besten Schiffbruch leiden, von einer Seite her laute Klage erhoben worden, von welcher es am allerwenigsten zu vermuthen gewesen wäre *). Da giebt es wohl zwölfjährige und noch ältere Kinder, die kaum ein Vater Unser beten können und wenn sie es können, so ist es zum Erbarmen, ein Gewälsch, das kein Deutscher versteht, ein Geplapper, von dem der Name Gebet wie Hohn und Ironie klingt. Da könnte man wohl wünschen, wie jüngst einer unsrer Freunde im gerechten Unmuth über solchen Jammer, lieber keine als solche Protestanten, müßte oder könnte man sich nicht vorderhand dabei beruhigen, daß die nicht in unsrer Macht und Hand liegenden Umstände es unmöglich machen, da Hilfe zu schaffen, wo sie noth ist. Der Herr möge das versehen und seinen verlassenen, solcher Noth preisgegebenen Schäflein bald mit gnadenreichem Heile nahen. So viel ist gewiß, daß die Pfarrei München auf eine regelmäßige Pastorirung ihrer Landparochianen von vorn herein verzichten muß, weil sie unter den gegebenen Umständen und bei den vorhandenen Mitteln resp. Kräften rein im Bereich der Unmög-

*) So viel ich mich erinnere, kam diese Sache selbst in der Ständekammer im Januar 1843 bei der Sitzung, in welcher die Kniebeugungsfrage verhandelt wurde, zur Sprache.

lichkeit liegt. Dagegen würde die so nothwendige und wünschenswerthe Aufstellung von eigenen Reisepredigern, die von Zeit zu Zeit die am weitesten entfernten und so von der Theilnahme an den Wohlthaten der Schule und Kirche so gut wie ganz ausgeschlossenen Gemeindeangehörigen zu besuchen hätten, um Kinder und Erwachsene zu dem Einen, was noththut, zu weisen, nicht so unmöglich und wie nun einmal die Verhältnisse liegen, wohl noch das einzige übrige Mittel seyn, um der Vergrößerung dieses Uebels zu wehren, vielleicht auch um es in engere Gränzen zurückzudrängen.

Eben so deutlich tritt diese Verwilderung in religiöser und kirchlicher Beziehung — die traurige Folge der Entbehrung eines kirchlichen Verbandes und des vielfachen Segens christlicher brüderlicher Gemeinschaft — an jenen einzelnen Individuen hervor, die als Handwerksgesellen oder Meister, als Dienstboten, als Angehörige des Sicherheits= oder Gränzschutzwachpersonals oder in andrer Eigenschaft für längere Zeit oder für immer in einer ganz katholischen Umgebung sich befinden, ohne Umgang mit Glaubensgenossen pflegen und für ihre religiösen Bedürfnisse Befriedigung finden zu können. Bei ihnen tritt die wüste Leere in Glaubens= und kirchlichen Dingen in ihrer widerwärtigsten Gestalt schroff hervor; man klopft da in leere Büsche; es hallt nicht wieder wie man hineinschreit, sondern — gar nicht. Hat man doch schon selbst von solchen hören müssen, welche durch die Ankunft eines Geistlichen ihrer Konfession, die noch meistens als ein erfreuliches Ereigniß angesehen und begrüßt wird, sogar geradezu in Verlegenheit gebracht worden sind; sind sie doch zum Theil zu feig, um von ihrem Glauben abzufallen, aber auch zu feig, um sich seiner nicht zu schämen und ihn mit Offenheit und Freudigkeit zu bekennen. Leider kann man oft auch von Familien nichts Besseres sagen, deren Häupter in öffentlichen Anstellungen sich mit den Ihrigen im Bezirke oder in der Nähe unserer Gemeinden aufhalten; denn bei ihnen hat die Weisheit der Zeit und ihr Geist oft schon vorher gethan, was bei Andern erst das Leben in weiter und langjähriger Zerstreuung ausrichtet. Jedoch das alles nur mit Unterschied und nicht ohne erfreuliche Ausnahmen.

Das übrigens muß ich Dir, lieber Freund, mit gerechtem Schmerz bekennen: meine Feder ist nicht im Stande, ein der Wahr=

heit entsprechendes Bild von solchen in der Zerstreuung emporgeschossenen Wildlingen zu zeichnen. Sie kommen mir immer vor wie ein besonderes genus hominum, dessen innerlicher und selbst äußerlicher habitus einen peinlichen, deprimirenden Eindruck auf die Seele macht und einem nur ein aufrichtiges Bedauern mit denen, die zu ihnen gehören, einen eben so herzlichen Glückwunsch für diejenigen, die nicht, wie sie, in die Zerstreuung geworfen und der Verwilderung Raub sind, zuletzt aber nur den innigen Wunsch übrig läßt, daß solchem Jammer bald in Gnaden ein Ende gemacht werden möge. So gehts einem, wenn man auf sein eigenes Haus zu sprechen kommt. Halte mir diese absichtslose Abschweifung einstweilen zu gut. Sie wird für ihren Theil dienen können, meine Wünsche für unsre Gemeinden als natürlich und billig zu rechtfertigen.

Ist die eben besprochene Zerstreuung unsrer hiesigen Gemeinden ein Mißstand, dessen Beseitigung nicht in menschlicher Macht liegt und der sogar, wenn nur zur Abwehr seiner schädlichen Folgen die vorhandenen möglichen Mittel aufgeboten werden, immerhin bestehen, vielleicht der Kirche noch einmal zum Segen werden mag: so könnte ein andrer Uebelstand, der gleichfalls von nachtheiligen Folgen für die bessere Pflege unserer Gemeinden begleitet ist, gar wohl durch unsre Macht gehoben werden — und wird es seiner Zeit wohl unausbleiblich müssen. Ich meine nämlich den Umstand, daß in drei Gemeinden die gleichzeitige Besorgung der Schul- und kirchlichen Geschäfte Einer und derselben Person obliegt, die dann natürlich mit Arbeiten überlastet ist. Eine Schule, welche 50—80 werktagsschulpflichtige Kinder zählt, nimmt wohl schon für sich ihren Mann ganz in Anspruch. Dies noch mehr da, wo äußere, lokale Umstände einen ganz regelmäßigen Schulbesuch erschweren, ja unmöglich machen. Neben einer beträchtlichen Kinderzahl, bei denen ohnedies in dem letzten und vorletzten Jahre ihrer Schulpflichtigkeit dem Vikar die Besorgung eines besonderen Katechumenenunterrichts obliegt, der, wenn man so sagen darf, mehr Zeit kostet und Sorgfalt fordert als anderwärts, — sollen nun noch sämmtliche amtliche Schreibereien, die gottesdienstlichen und Kasualhandlungen, die spezielle Seelsorge, die Geschäfte der Kirchenverwaltung u. s. f. besorgt werden; wobei in Erinnerung gebracht werden

muß, daß die Kasualhandlungen, wenn sie auch im Ganzen nicht so häufig vorkommen, doch sehr viel Zeit rauben, weil sie fast immer in geringerer oder größerer Entfernung vom Wohnort des Geistlichen vorgenommen werden müssen. So sind häufige Unterbrechungen der Schule, namentlich in Festzeiten und bei auswärtigen dienstlichen Verrichtungen, ein unausbleibliches Uebel; und umgekehrt, so weit der Geistliche für seine Schule verpflichtet und an sie gebunden ist, sieht er sich außer Stande, den Geschäften der speziellen Seelsorge sich zu unterziehen, oder seine Vorbereitung auf Predigten und öffentliche Vorträge so gründlich, als er es wünscht und schuldig ist, wie auch seine wissenschaftliche Weiterbildung, zu der ihn schon die örtlichen Verhältnisse gebieterisch herausfordern, in bestmöglicher Weise zu bewerkstelligen. Kurz es gilt auch hier das Wort, daß Niemand zween Herrn dienen kann. Ein Geschäft leidet mit unter dem andern; und nie wird der Geistliche seine beiden verantwortungsvollen Aemter so versorgen können, als er es gewissenshalber und im wohlverstandenen Interesse seiner Kirche eben so sehr, als seiner eigenen Gemeinde wünschen muß.

Wohl können wir dem Herrn der Kirche nicht genug danken, daß er uns vorerst so weit geholfen hat, daß wir die fraglichen Gemeinden unter der Pflege eigener Seelsorger, ihre Kinder unter der Zucht und in der Schule derselben wissen. Doch wie dankbar wir ihm hiefür seyn zu müssen und wirklich zu seyn mit Freuden bekennen, so wird uns doch der Wunsch selbst so wenig als seine Kundgebung mißdeutet werden: in möglichster Bälde diesen Uebelstand, welcher auf dreien unserer Gemeinden durch Vereinigung der Schul- und kirchlichen Geschäfte in Einer Hand lastet, beseitigt und für jeden Zweig des Amtes einen eigenen Mann am Platz zu sehen. Dies zu bewirken, bleibt das Ziel, dem die genannten Gemeinden nachzujagen haben. Wir aber vertrauen der brüderlichen Liebe unserer Glaubensgenossen in der Nähe und Ferne, daß sie zur Erreichung desselben uns in so weit behilflich seyn wird, als sie es seyn kann. Denn daß unsere Gemeinden selbst aus eigenen Kräften bis zur Aufstellung eigener Lehrer für ihre Schulen kommen könnten, das ist nicht allein ihrer Unbemitteltheit, beziehungsweise Armuth, sondern auch und mehr noch um deswillen

eine gegebene Unmöglichkeit, weil sie ohnedies schon mehr als genug mit Beisteuern für die Erhaltung ihres Kirchen- und Schulwesens, wie es gegenwärtig ist, belastet sind.

Meiner Absicht und meinem Zwecke liegt es ferne, Dir, l. F., eine genauere Schilderung der religiösen, innern kirchlichen und sittlichen Zustände unsrer hiesigen Gemeinden zu geben, wiewohl wir uns keineswegs zu scheuen hätten, — das soll nicht gesagt seyn, um irgend einem Menschen Ruhm zu geben, der ihm nicht gebührt, — dies zu thun. Denn das dürfen wir zum Ruhme und Preise Gottes bekennen: daß seine Gnade nicht an uns Allen vergeblich gewesen ist, vielmehr ein guter Scheerith von Herzen begierig horcht, wenn er, wie er zu thun pflegt, in lindem Säuseln an uns vorübergeht. Ich lebe der festen Zuversicht, daß außer jenen Früchten, die jetzt schon erkennbar in unsrer Mitte gewachsen, noch gar manche zarten Keime des Guten und Gottgefälligen bei uns vorhanden sind, welche durch Gottes Gnade in den kommenden Tagen sich zu völligen und ausgebildeten Früchten entwickeln werden. Es gilt das insbesondre von zweien unserer Gemeinden, deren reges Leben zu beschauen wahre Lust und Freude ist und zu denen zwei andere einen freilich schmerzlichen und wehmüthigen Gegensatz bilden. Doch, wie gesagt, ich will gerne das Erfreuliche und Tröstliche in unserem Gemeindeleben für mich behalten, damit es nicht durch unzeitiges Lob von Menschen erhoben oder gar verdorben werde und Zeit behalte, im Stillen und Verborgenen zu wachsen und zuzunehmen zur Ehre und zum Lobe Gottes.

Doch das fühle ich mich, und zwar lediglich darum, weil es in Beziehung auf die Zwecke meiner Mittheilung steht, zu bemerken gedrungen: daß trotz der vielen Lasten, welche auf unsern Gemeinden ruhen, alle kirchlichen Sammlungen regelmäßig einen relativ sehr bedeutenden Ertrag gewähren, so daß wir gewiß in allen Ehren mit unsern Leistungen dieser Art vor unsern glaubensverwandten Gemeinden bestehen können. Ich für meinen Theil finde dadurch nur meine Ueberzeugung bestätigt, daß Gemeinden, welche am wenigsten für ihre Gemeinde- d. h. kirchlichen Zwecke zu leisten haben, auch zum Geben am faulsten, diejenigen dagegen, welche in ihrem eigenen Haushalt stark beansprucht sind, zum Ge-

ben am bereitwilligsten sind. Und wenn ich dieser Sache Erwähnung thue, so wirst Du mir es nicht verargen, wenn es auch deshalb geschieht, um mit gutem Grunde unsere Gemeinden, menschlich zu reden, brüderlicher Handreichung eben so würdig zu erklären, als sie deren bedürftig sind. Freilich haben sie den Segen derselben schon oft und reichlich genug zu erfahren bekommen. Daß sie sich aber für ihn vielleicht durch die Bereitwilligkeit, mit der sie reichlich nach dem Maß ihrer Kraft zur Förderung kirchlicher Zwecke beitragen, dankbar erweisen wollen, ist löblich; und wir freuen uns herzlich, auch jenen Sinn unter uns heimisch zu wissen, mit welchem die arme Wittwe ihr Scherflein in den Gotteskasten legte.

Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß in allen unseren Gemeinden, in den meisten derselben schon seit längerer Zeit bereits Bibelvereine bestehen, welche zur Bibelverbreitung seit etwa durchschnittlich 10 Jahren schon namhafte Summen zusammengesteuert und die heil. Schriften in bedeutender Anzahl unter hiesige und fremdländische Glaubensgenossen verbreitet haben. Natürlich hat unsre eigenthümliche Stellung und Lage wohl das Ihrige zur Förderung der Bibelsache unter uns beigetragen. Aber es bleibt immer erfreulich, wenn von einer Gemeinde, deren Seelenzahl sich auf durchschnittlich 400 Seelen beläuft und deren Glieder aus geringen Mitteln für nothwendige kirchliche Zwecke alljährlich starke Beiträge zu machen haben; außerdem noch Jahr für Jahr für solche nicht absolut unausweichliche Zwecke je 20 — 30 fl. und darüber aufgebracht werden; erfreulicher noch, wenn unter diesen Gaben auch solche sich befinden, zu denen ein wahrhaft dankbares Herz getrieben hat, welches selbst das 10= und 60=fältige geben würde, wenn es nur die zu Gebot stehenden Mitfel erlaubten. Der Distrikts-Bibelverein München läßt jährlich einen eigenen Bericht drucken, in welchem über die einzelnen Lokalvereine spezielle Nachricht gegeben wird; und weil diese Dir und wenigstens unsern inländischen Glaubensgenossen zugänglich sind, so kann ich mich billiger Weise weiterer Mittheilungen über den Stand der Bibelsache in unseren Gemeinden für überhoben erachten *). Wenn Du es übrigens

*) Beispielsweise sey nur erwähnt, daß im Jahr 184 3/4 in unsern 4 Landgemeinden 109 fl. 30 3/4 kr. für die Zwecke der Bibelver-

besonders wünschen oder im Interesse der Sache für räthlich achten solltest, so würde ich Dir gerne bei günstiger Muße und Gelegenheit eine zusammenstellende und vergleichende Uebersicht der bisherigen Leistungen unserer Bibelvereine zukommen lassen.

Hiebei muß ich bemerken, daß die Wohlthaten unserer Bibelvereine, obschon sie vielleicht zunächst nur aus lokalen Bedürfnissen hervorgegangen sind, wohl nur zu Einem Drittel unsern eigenen Gemeindeangehörigen, dagegen sicherlich zu zwei Drittheilen solchen Glaubensgenossen aus Franken oder überhaupt aus den verschiedenen deutschen Ländern zu Theil werden, welche sich in unserer Mitte und Nähe als Fremdlinge, als Handwerker, Dienstboten, Gensdarmen, Gränzjäger u. s. f. aufhalten. So haben wir in der Thätigkeit für unsern Bibelverein das beste Mittel, auch den entferntesten Glaubensgenossen brüderliche Handreichung, und ich denke nicht die wenigstwerthe, zu thun und uns für diejenigen Gaben dankbar zu erweisen, womit sie uns schon erfreut haben und, wie wir nicht zweifeln, noch fernerhin erfreuen werden.

Die Freunde der Mission haben sich, meines Wissens, vorerst nur in Einer Gemeinde (München) zu einem Verein zusammengethan; aber wir sind der wohlbegründeten Hoffnung, daß längstens in 5 bis 8 Jahren und vielleicht in noch kürzerer Zeit in allen unsern Gemeinden Missionsvereine sich bilden und neben den Bibelvereinen bestehen werden.

Genug hievon. Niemand wird es uns verargen oder es gar für unrecht halten, wenn wir jedes, auch das geringste Gute, was wir in unsern Zuständen wahrnehmen, uns zu dankbarer Freude gereichen lassen. Denn davon abgesehen, daß unsre Gemeinden eben so wenig, als alle anderen, von den ansteckenden Berührungen neologischer Aufklärerei bewahrt geblieben sind, ist bei ihnen noch in besonderen Anschlag zu bringen, daß sie wenigstens zur Hälfte fast ein ganzes Menschenalter lang völlig verwahrlost, ohne alle geistliche und seelsorgerliche Pflege, und fast eben so lange sogar

---

breitung zusammenkamen, wovon 38 fl. 21 kr. aus Einer Gemeinde als die reichlichste, 13 fl. 33 kr. aus einer andern Gemeinde als die geringste Beisteuer erscheinen.

ohne Schulen geblieben waren; daß sie ohne den Segen und den Trost der Predigt des Evangeliums, selbst theilweise ohne den des Sakramentes oft Jahre lang, immerfort aber ohne den des Gemeindelebens und der Gemeinschaft in Wort und Sakrament unter einer ihnen fremden Umgebung wie à la Nordamerika leben mußten oder doch vielfach lebten; endlich daß sie aus solchen Bestandtheilen zusammengesetzt sind, die bei der vorherrschenden peinlichen Sorge für des Lebens Unterhalt wenig Zeit und Mittel, und vielleicht noch weniger Lust und Trieb hatten, auch dem Einen Noththuenden gebührende Sorge zu tragen.

Aus demselben Grunde wird es aber auch Jedermann begreiflich finden, daß neben manchen guten auch eine erkleckliche Menge von faulen Früchten bei uns gewachsen ist und immer noch wächst. Gern gestehe ich Dir, daß auch unsere Gemeinden an all den Wunden leiden, welche den ungehorsamen Kindern des Reichs die feurige Schlange Sünde zu schlagen pflegt; ja daß diese Wunden tiefer, klaffender und schmerzlicher für die seyn müssen, welche sie wahrnehmen, als anderwärts und unter andern Verhältnissen. Deshalb machen wir kein Hehl daraus, daß wir über Vieles zu klagen haben, was uns Scham macht und daß wir neben die erfreulichsten Erscheinungen auch die betrübendsten und rohesten Ausbrüche der Sünde, neben eine Gemeinde, in der der Fall lediger Weibspersonen etwas relativ Seltenes zu werden anfängt und wenn er vorkommt, durch ein immer mehr erstarkendes christliches Gemeindegefühl gerichtet ist, auch eine andere stellen können, in welcher die Zahl der unehelichen Geburten der der ehelichen nahe, manchmal gleichkommt und der sittliche Ernst, der solche Werke als Unehre und Schande — nicht aus Pharisäerei oder Hochmuth, sondern aus Liebe und in Demuth — richtet, wenn nicht gänzlich verloren, doch so geschwächt und abgestumpft erscheint, daß man gegenüber solchen niederschlagenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Sittlichkeit sich so ziemlich gleichgültig verhält. Doch ich will Dich nicht mit weiteren Klagen über das belästigen, was wir als Anstoß und Aergerniß gerne aus unsern Gemeinden entfernt sähen; Gott helfe, daß wir bald weniger Ursache zu klagen haben.

Das aber, was uns als zum Theil hervorgerufen durch unsere eigenthümlichen Verhältnisse, in welchen wir hier leben oder doch als

unter ihnen sichtbar heraustretend am meisten schmerzt, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Schon deshalb nicht, weil zwar wir die Klage anstimmen, dagegen der Klagegrund nicht bei uns, sondern anderwärts zu suchen ist. Ich meine nämlich jene beklagenswerthe Erscheinung, die der Herr an seiner Gemeinde zu Laodicea Apoc. 3, 15 rügt, — den religiösen Indifferentismus, der ein böses Erbstück der jüngst vergangenen Zeit mit der politischen Schlafmützerei und Neologie Hand in Hand gieng, und, wills Gott, mit dieser zugleich wieder verschwinden wird, wohl schon im Verschwinden, zum mindesten im Abnehmen begriffen ist; jene widerwärtige Lauheit, die den Christen um so viel unausstehlicher macht, als den Mann der Mangel eines männlichen Charakters, um wie viel der Christ höher steht als der Mann, und die sich theils in dummer Toleranz — ich weiß keinen besseren Namen für eine gewisse Art von Toleranz, — theils in der Faulheit zu freimüthigem Bekenntnisse, theils in der Trägheit bezüglich der Theilnahme an religiösen und kirchlichen Angelegenheiten, an Gottesdiensten und andern Bethätigungen des inwendigen christlichen Glaubens- und Gemeindelebens, theils in gränzenloser mit stoischer Apathie getragener Unwissenheit hinsichtlich der Dinge des Glaubens im Allgemeinen und der Eigenthümlichkeiten des evangelischen Bekenntnisses insonderheit äußert, theils endlich in Verheimlichung oder förmlicher Verhehlung des Glaubens, sogar im Mitmachen katholischer Ceremonien, Mitgang bei Processionen, Kerzentragen (!) u. s. f. trauriges Zeugniß von ihrem Vorhandenseyn giebt.

Man glaube ja nicht, — ich lege hiegegen ernstlichen und feierlichen Protest ein, — daß diese betrübende Erscheinung uns allein oder nur zum größeren Theile zur Last zu legen wäre. Im Gegentheil. Unsere Gemeinden leiden freilich pro parte virili mit an diesem Uebel. Wir haben einzelne Glieder, welche Helden, mehr noch solcher, die wenigstens keine Stümper sind in Laodicäischer Weise. Und das zwar in allen Ständen: unter dem sogenannten gemeinen Volke, wie unter den sogenannten Gebildeten. Wenn wir ehrlich seyn wollen, so müssen wir sogar bekennen, unter jenen mehr Entschiedenheit des Glaubens und größere Bekennertreue gefunden zu haben, als unter diesen. Es müßte denn seyn, daß unser Urtheil dadurch irre geleitet würde, daß uns bei denen, welche auf Bildung Anspruch machen und durch ihre

Stellung in religiöser Hinsicht weit selbstständiger, d. h. weit weniger Unannehmlichkeiten und Vexationen wegen ihres Glaubensbekenntnisses ausgesetzt sind und von denen man überdies ohne Ungerechtigkeit fordern könnte, daß sie wenigstens eine genügende *Kenntniß* ihres Glaubensbekenntnisses haben, und wenn sie sie nicht haben, sich dieselbe erwerben sollten, — daß uns, sage ich, bei ihnen jenes beklagenswerthe Laster der Lauheit wirklich zu einem gehaßten und unausstehlichen wird. Aber eben diese, den sogenannten gebildeten Ständen Angehörigen sind es, die nicht im Schooße unserer Gemeinden geboren und erzogen sind, sondern die wir aus ganz oder der überwiegenden Mehrzahl nach protestantischen Gegenden zu uns kommen und in unsere Mitte eintreten sehen. Wenn aber der gemeine Mann zaghafter ist, mit seinem Glauben entschieden hervorzutreten, und wenn seine Mittel es ihm schon oft unmöglich machen, ihn durch Theilnahme an kirchlichen Versammlungen und kirchlichen Angelegenheiten überhaupt sichtbar zu bethätigen, so frage ich: wer mag ihm, die Sache menschlich angesehen, das verargen? Dazu muß ich bemerken, daß die Klage über Lauheit unsrer Gemeindeangehörigen insbesondre jenen Glaubensgenossen gilt, welche aus andern Gegenden als Dienende, Handwerker, in niedern Anstellungen u. s. f. auf längere oder kürzere Zeit in unsrer Mitte oder Nähe verweilen; daß wir namentlich öfters von wandernden Handwerksgesellen in Erfahrung gebracht, daß sie in den Herbergen oder bei Meistern, von welchen sie zur Arbeit eingestellt werden, ihren Glauben förmlich verheimlichen, der Messe beiwohnen und nicht selten auch das Kreuzeszeichen mitmachen, damit man sie nur nicht als Angehörige unserer Kirche, als „Lutherische" erkenne. Sonach ist jene Erscheinung, die mir schon manche trübe Stunde gemacht, seiner Zeit auch schon die nächtliche Ruhe gestört hat, und über die ich bitterlich klagen muß, nur ihrem geringeren Theile nach uns in Rechnung zu bringen.

Also darüber täuschet euch nur nicht, daß dieser Laodicäische Tod nur bei uns, und nicht etwa auch wo anders vorhanden wäre. *Vielmehr kommt er hier unter unseren eigenthümlichen Verhältnissen eben nur erst recht zur Erscheinung.* Diese nämlich sind für ihn die Sonne, die ihn an's helle Tageslicht zieht und Allen, auch blöden Augen, sichtbar

macht. Wenn er darum anderwärts nicht so deutlich wahrgenommen, nicht so schmerzlich gefühlt, nicht so laut beklagt wird, als bei und von uns: so liegt die Ursache davon lediglich darin, daß ihm anderwärts die ihn beleuchtende und offenbarende Sonne fehlt. Eure Kinder sind es ja, die Jahrelang in Gegenden sich aufhalten, wo sie weder die Predigt des Wortes hören noch die Sakramente empfangen können, und wenn sie es, freilich nur mit Zeit- und Kostenaufwand können, nicht mögen; eure Kinder, die zu uns kommen ohne Gebetbuch, ohne Testament, von den Ihrigen auf eine gefahrvolle Wanderschaft hinausgeschickt ohne Fürsorge für ihr besseres Theil, ohne Seelenwegweiser und nur mit Marschrouten versehen; eure Kinder, die oft genug, wie sie doch sollten, nicht Rechenschaft zu geben wissen von dem Grund der Hoffnung, die in ihnen ist, denen, welche sie nicht selten von ihnen fordern; eure Kinder, die Wochen- und Monatelang an Orten weilen, wo sie mit glaubensverwandten Gemeinden singen, beten und an Gottes Wort sich erbauen könnten, aber das zu thun verschmähen, ihren Seelen zum Unheil, unserer Kirche zur Unehre; eure Kinder, die uns betrüben durch ihre Feigheit, welche sie hindert, ihren Glauben vor männiglich zu bekennen, und treibt, sich an heuchlerischem Mitmachen fremder kirchlicher Ceremonien zu betheiligen; eure Kinder, die zumeist aus irdischen Rücksichten, von zeitlichem Gewinn gelockt, von uns ausgehen und leichtfertig genug das theure Bekenntniß hinwegwerfen, welches ihnen billigermassen theurer seyn sollte, als Gut und Blut, weil es von ihren Vätern mit Gefahr Leibes und Lebens errungen und standhaft bekannt ist.

Halte mir, m F., diese harten Worte zu gut. Es sind wahre Worte. Lieber und leichter ist es mir, zu verheimlichen, was uns zur Ehre gereicht, als unsre Schäden zuzudecken und zu bemänteln, selbst auf die Gefahr hin, daß die von Rom kommen, mit Entsetzen ihre Hände aufheben, mit ihren Fingern auf uns deuten, und höhnend sagen: „sehet, welch' ein Volk! So verklagen sie sich selber!" Mit Verhehlen wird nichts besser gemacht; wer aber weiß, daß er krank ist, der kann Hilfe und Rath suchen, daß er heil werde von seinen Uebeln, und seine Gefreundte können kommen und ihm beistehen und ihn pflegen in brüderlicher Liebe. Wer denn Rath weiß und Hilfe zu bieten im Stande ist, der

säume nicht, sie den Suchenden zu gewähren. Und wenn sie nicht suchen, so suche er nach ihnen. Es lohnt sich wohl der Mühe des Suchens, wenn es gilt einer guten Sache.

Zwar kann ich, wenn ich mich nicht ganz arg täusche, Dir die Versicherung geben, daß bereits seit mehreren Jahren der Anfang zur Heilung des vielbeklagten Uebels unter uns gemacht ist. Das Verdienst, die nächste und gewissermassen kräftigste Veranlassung zu diesem Anfange gegeben zu haben, gebührt indeß nicht uns, sondern vielmehr denen, die gewisse Saiten bis zum Platzen gespannt haben und noch spannen. Manche einzelne Beispiele leben in meiner Erinnerung, an denen wir uns herzlich freuen können als an Seelen, die von dem bittersten Tode, dem der Lauheit, geheilt sind. Besonders das Kapitel der gemischten Ehen hat uns, obschon nicht unbeträchtliche numerische Verluste, doch gewiß großen innern Gewinn für innere Kräftigung und Stärkung, also größern Gewinn als Verlust gebracht, weil wir nicht wie drüben unsre Stärke nach Zahl und Maaß schätzen. Und das unter sogenannten gebildeteren wie nicht minder unter sogenannten gemeinen Leuten. Doch sind dies Alles nur leise, schwache Anfänge, von denen bis zu gründlicher Hebung des Uebels noch ein weiter Weg bleibt; sie können uns also weder das Recht noch die Pflicht nehmen, gegen den fraglichen Unhold strafend unsere Stimme zu erheben. Unbegreiflich bleibt es uns sogar, daß jene Zeloten, welche uns dermalen aufs Tollkühnste zu Leib steigen und sich drohend und schnaubend an unsere Gurgeln heranmachen, nicht schon mehr von unseren Angehörigen aus ihrem Schlafe aufgerüttelt und von ihrer Gleichgültigkeit geheilt, daß sie von den Aufgerüttelten nicht schon mehr kräftiger aufgerüttelt, von den in Heilung Begriffenen nicht schon mehr gründlicher geheilt haben. Vielleicht, wir wollen es hoffen, geschieht das noch.

Um so begreiflicher ist es dagegen, daß die Lauheit so vieler unserer Gemeindeglieder sich bei Manchen, man kann verhältnißmäßig sagen: Vielen in konsequenter Fortentwicklung bis zum Abfall von ihrer Kirche weiter bewegt. Eine Seele, die einmal in den Banden jenes Uebels gefangen liegt, hat keinen sichern Halt mehr, der sie vor noch Schlimmerem, dem Abfall von dem, was ihr einmal gleichgültig geworden ist, zu wehren im Stande wäre; sie trägt keine Kraft mehr in sich, den Reizungen des eigenen Fleisches und den Lockungen zu widerstehen, die oft genug aufrichtig gemeint und Ausbrüche einer an sich wahrhaft

erfreulichen Einfalt sind, aber unter den Händen blinder Eiferer in bodenlose, widerwärtige Proselytenmacherei umschlagen; sie ist ein Rohr geworden, das der Wind hin und her weht und das sich treiben und wiegen läßt von allerlei, oft nicht dem sanftesten und reinsten Wind der Lehre, und zwar dahin, wo ihr die eingebildete, gehoffte oder gebotene Aussicht auf eine Erleichterung ihres irdischen Daseyns am freundlichsten lächelt und sie zugleich miterlöst wird von mancherlei Unbehaglichkeiten und veratorischen Anfechtungen, die sie um ihr Glaubensgut zu erleiden hatte. Schon daraus erklären sich die zahlreichen Uebertritte zur katholischen Kirche, die besonders in den letztvergangenen Jahren bei uns vorgekommen sind, eine Erscheinung, die, wie ich höre, auch bei euch diejenigen ernstlich zu beunruhigen anfängt, welche es mit dem Wohl der Kirche aufrichtig meinen. Es darf jedoch hiebei nicht unbemerkt gelassen werden, daß von diesen Uebertritten nur eine ganz außerordentlich geringe Anzahl auf unsere eigenen Gemeindeglieder trifft, daß sie in manchen Gemeinden, so lange sie eigene Seelsorger besitzen, gar nicht und nur in Einer bis jetzt öfters vorgekommen sind, daß dagegen die meisten von solchen geschehen, welche sich bei uns oder in unserer Nähe als Fremdlinge aufhalten, sonach solchen Gemeinden angehören, welche in ungemischten oder der Mehrzahl nach evangelischen Gegenden bestehen.

Möge diese Bemerkung, wie sie es wohl im Interesse unserer Kirche soll, die verdiente Beachtung finden, bei denen zumal, die die Ihrigen in die Fremde entlassen, damit am rechten Orte, zur rechten Zeit und auf die rechte Weise solchen höchst betrübenden Erscheinungen ihre Quelle verstopft werde. Uebrigens bin ich der Ueberzeugung, daß für die nächste Zukunft die Uebertritte zur katholischen Kirche sich eher mehren als mindern werden. Denn die Quelle des Uebels besteht und läßt sich nicht so leicht, auch nicht so geschwind beseitigen. Sie empfängt ja ohnedies fortwährend Zufluß durch die gewaltige par force-Jagd, die neuestens auf uns in jeglicher Weise (wovon später einmal) gemacht zu werden pflegt und viele Hunde sind des Hasen Tod; nicht minder durch die nach wie vor verbleibende Zerstreuung der Gemeinden, die namentlich so einzelnen in die Verstreuung hinausgestellten Gliedern die Befriedigung religiöser Bedürfnisse erschwert oder geradehin unmöglich macht, das geringe im Geistlichen mitgebrachte Kapital schnell aufzehrt, ohne solches durch neuen Gewinn ersetzen zu können, Aufsicht und recht-

zeitige Warnung unmöglich, dagegen die Last der Scheu und Schmach, in der Nähe oder unter Glaubensgenossen als Abtränniger zu wandeln, gar leicht macht oder besser gänzlich beseitigt.

So natürlich aus diesen Gründen der bei uns nicht so seltene Konfessionswechsel ist, so gewiß ist es doch auch, daß er noch andere Ursachen haben muß, die ihn veranlassen, leicht machen und auf eine so bedeutende Anzahl steigern. Es ist nicht dieses Orts, sie näher zu untersuchen. Eine der wichtigsten und am stärksten wirkenden scheint uns in der eigenthümlichen — freundlichen! — Stellung der katholischen Kirche, ihrer Lehre und ihres Kultus zur Art und Natur des natürlichen Menschen zu liegen, über die ich mir vorbehalte, Dir vielleicht seiner Zeit noch meine Ansicht zur Prüfung vorzulegen. Sie empfängt natürlich ein bedeutendes Gewicht durch die an einen Glaubenswechsel sich knüpfenden oder doch von ihm gehofften zeitlichen Vortheile. Wie dem aber auch seyn mag: unter den Uebertretenden findet eine bedeutende Verschiedenheit Statt hinsichtlich der inwendigen Disposition, in der der Entschluß zum Abfall geboren wird und zur Reife gedeiht. Das muß man schon deßhalb a priori annehmen, wenn man nicht, wie es eben so unbillig als unwahr und mit der Erfahrung streitend wäre, ihren Abfall immer nur aus der Rücksicht auf zeitliche Vortheile ableiten will *).

Freilich, das ist gewiß, die Mehrzahl sucht im Abfall vom evangelischen Bekenntnisse blos das Irdische, sey es auch nur die Erledigung von der beschwerlichen Last, mancherlei Vexationen wegen jenes Bekenntnisses tragen zu müssen, sey es häusliche Unterkunft oder bequemeres Fortkommen im Dienst und in der Handwerkerei, sey es endlich die Erreichung solcher Zwecke, deren Durchführung nicht wohl möglich ist, ohne daß man auch in den Beziehungen des religiösen und kirchlichen Lebens mit denen gleichförmig wird, mit denen man es bereits hinsichtlich der Verhältnisse des gemeinen bürgerlichen Lebens ist. Neben dieser zahlreichen Schaar unter den Abtrünnigen steht ein geringeres Häuflein von Schwachköpfen, die weder den Gehalt und die eigen-

*) Ich habe hier natürlich weder die anderwärts noch anderswann vorgekommenen Uebertritte im Auge, sondern lediglich die bei uns Statt findenden.



thümliche Tiefe ihres eigenen Bekenntnisses gefaßt haben, noch auch zumal bei dem Mangel an weiterer gehöriger Unterweisung fassen können, denen dagegen ein in gewissem Sinne populärerer, mehr verstandesmäßiger, mehr auf der Oberfläche beim Aeußerlichen sich aufhaltender, das Herz viel weniger als dessen natürliche Seiten, den inwendigen Menschen weit weniger als den äußeren in Anspruch nehmender Glaube besser einleuchtet und mehr zusagt, und die eben deshalb mit geringer Mühe von der Unhaltbarkeit ihres bisherigen Bekenntnisses, über das man ihnen allerlei quid pro qui's ohne sonderliche Anstrengung aufhängen kann, und von der Vortrefflichkeit des anderen nun zu wählenden zu überzeugen, im ungünstigsten Fall zu überreden sind. Endlich finden sich unter den Abfälligen auch hie und da wahrhaft bedürftige und suchende Seelen, deren Gemüth, wenn ich so sagen darf, religiös disponirt und temperirt ist, die Sättigung für ihren religiösen Hunger begehren, aber in ihrem bisherigen Bekenntnisse nicht finden, nicht etwa, weil dieses sie zu gewähren nicht im Stande wäre, sondern weil sie es selbst so viel als gar nicht oder zu wenig kennen oder auszuüben keine Gelegenheit haben, indem sie von Glaubensgenossen ferne in der Zerstreuung leben, die dagegen volle Sättigung im katholischen Kultus zu finden meinen und wiederholt versichert werden, sie in demselben gewiß und zuverlässig erlangen zu können. Welch' ein leichtes Spiel hat mit Solchen eine Proselytensucht, die geschickt genug ist, um mit solchen Würfeln ein lukratives Spiel zu treiben! Bei den Erstgenannten legt die Laxheit sittlicher Grundsätze ein bedeutendes Moment mit in die Wagschale. Die Meinung nämlich, daß man äußerlich die Montur wechseln und dabei doch innerlich gesinnt bleiben könne, wie man möge, auch in einem andern Gewand, daß das ohne Versündigung, ohne Gefahr für das Seelenheil geschehen könne, ist weiter verbreitet und tiefer in die Herzen eingewurzelt, als man glauben sollte. Bei den Zweitgenannten kann, was die Schwäche der Erkenntniß nicht schon gewirkt hat, leicht die Vorspiegelung vollenden, daß unsre Kirche von dem alten ächt apostolisch christlichen Glauben abgefallen sey, und z. B. das Bekenntniß Gottes als des Dreieinigen von sich geworfen habe, und derlei andere Finten, mit denen Schwachköpfe leicht zu umgarnen und zu bestricken sind. Bei den Letzten endlich thut die Theilnahme am katholischen Gottesdienst, das eigene Schauen und Genießen des Brodes, welches die Seele zur Stillung ihres Hungers braucht und haben

könnte, wiewohl es am Ende doch nur einen Schein der Sättigung zu wirken vermag, das Uebrige, um den Wankenden zu gänzlichem Falle, den Entschluß des Glaubenswechsels zur Reife und Ausführung zu bringen.

Gerne würde ich Dich, l. F., mit solchen unlieben und meiner Absicht eigentlich ferne liegenden Dingen verschont haben, wenn ich nicht wüßte, daß solche Erfahrungen, als auf vieljährigen hier in unserer Zerstreuung angestellten Beobachtungen ruhend, so zu sagen unser spezielles Eigenthum sind, anderntheils, daß sie dienen können zu zeigen, wie und womit diejenigen ausgerüstet werden sollen, welche die Kirche aus ihrer nächsten Aufsicht und Pflege entläßt und in eine ihrem Bekenntniß fremde Umgebung in großen Schaaren hinausziehen sieht. Es sollte mich innig freuen, wenn auch aus andern Gegenden, in welchen unsre Kirche das Loos der Zerstreuung trifft, sich Stimmen vernehmen ließen, die wie über alle so besonders über solche Erscheinungen ihr Gutachten abgäben und zwar zu Nutz und Frommen der ganzen Kirche, die aus solchen Mittheilungen am deutlichsten wahrnehmen kann, wo und an welchen Uebeln sie leidet und was zu erstreben zum Heile ihrer Angehörigen ihr deßhalb heilige Pflicht ist. Wahrlich jenes Wort des Apostels 1 Kor. 12, 26. trifft zu und mit uns leidet die Kirche, wir leiden mit ihr. Mag aus der Wahrnehmung solchen Mitleidens auch das Herrlichgehaltenwerden kommen und das Mitfreuen für beide Theile: der Kirche mit ihren zerstreuten Kindern und diesen mit der ganzen Kirche. Das ist mein und gewiß auch Dein aufrichtiger Wunsch.

Nun, l. F., habe ich Deine Geduld, meinem eigenen anfänglichen Vorsatze zuwider, auf eine ziemlich starke Probe gestellt. Halte mir dies um der Sache willen zu gut. Hiemit für heute Gott befohlen! —

r. im März 1845.

X. Y. Z.

Kirchliches aus Oberbayern.

Zweiter Brief.

Lieber Freund!

Meinem Versprechen gemäß will ich Dir nun auch von unseren Verhältnissen Kunde geben, so weit sie mehr oder minder von unserer Umgebung abhängig sind. Wiewohl Du aus eigener Anschauung den biedern Menschenschlag kennst, der uns umgiebt, oder richtiger, in dessen Mitte wir wohnen: so kann ich es doch nicht unterlassen, ihm auch für meinen Theil das auf vieljährige Erfahrung gestützte Zeugniß einer derben Biederkeit, kindlicher Einfalt, naiver Offenherzigkeit, strenger Redlichkeit und einnehmender Gutmüthigkeit seinem größeren Theile nach zu geben. Ich sage: dem größeren Theile nach. Denn jenes Lob gilt weder von den nicht protestantischen Einwanderern, noch von denen, die durch die Nähe von Städten und durch Verkehr im Handel und Wandel patriarchalisches Wesen, die einfachen schlichten Sitten der Väter schon längst verloren und mit dem geraden Gegentheil vertauscht haben. Der Theil dagegen, welcher von diesen verderblichen Einflüssen unberührt geblieben ist, gewinnt, ja dringt einem unwillkührlich seine Zuneigung und Liebe durch unverdorbenes und zutrauliches Wesen ab. Da ich nicht wie ein Reiseskizzen jagender Tourist und aus dem Extrapostwagen meine Beobachtungen anstelle, sondern schreibe, was ich mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört habe; da ich in vielfacher Berührung mit Volksgenossen dieser Provinz stehe und oft schon, ohne es zu wollen oder zu hoffen, mancherlei Beweise ihrer Gutmüthigkeit und ihres zutraulichen Wesens empfangen habe: so wird mir hoffentlich Niemand Uebertreibung Schuld geben oder diese Anerkennung anerkennenswerther Charakterzüge des uns umgebenden Volksstammes bestreiten wollen. Eben so erfreulich und wohlthuend war und ist mir immer noch der zähe — ich finde keinen bessern Ausdruck für die Sache — kirchliche Sinn, der in diesem Volke lebt und sich in so manchen Erscheinungen deutlich kund giebt. Wenn das freilich oft zur Unzeit, am unrechten Ort, in falscher Weise geschieht, so ist das wohl zu beklagen, nimmermehr aber, daß der Sinn

so lebendig ist, welcher manchmal in so verkehrten Aeußerungen an den Tag tritt. Wie oft habe ich mich schon im Stillen gefreut, wenn ich an Sonn- und Festtagen, selbst beim schlechtesten Wetter, die Kirchgänger schaarenweise, den Unsrigen zur Beschämung, in ihre näher oder ferner gelegenen Kirchen eilen sah, in denen ihrer doch keine sättigende Speise wartet! Ist das bei uns hier, ist es droben so und warum nicht?? Mit diesem lebendigen kirchlichen Sinne hält die religiöse Anlage und Empfänglichkeit des Volkes gleichen Schritt. Ich halte mich für vollkommen berechtigt, auf sie aus mancherlei Anzeichen mit Grund einen Schluß zu ziehen. Ja ich glaube sagen zu dürfen, daß sie bei Vielen nur irgend eines geeigneten Anlasses, der bis jetzt noch mangelt, bedarf, um sich sofort zum Gefühl religiöser Bedürftigkeit zu steigern, bei welchem die rechte Speise stets eine günstige und gesegnete Aufnahme findet. Wie glücklich müßten diese guten Leute seyn, hätten sie nur das Wasser, davon Joh. 3. 10. 14 geschrieben stehet!

Wollte man jedoch hieraus die Folgerung ziehen, daß unter so bewandten Umständen unser Leben in dieser Zerstreuung das angenehmste von der Welt seyn müsse, so würde man von der Wahrheit weit irre gehen. Im Gegentheil hat es für uns viel Unangenehmes und Widerwärtiges, und wir können nicht ohne heimliche Wünsche an die Brüder denken, die die Gnade haben in geschlossener Gemeinschaft zusammenzuleben. So z. B. hören wir unsere Glaubensgenossen überall und beharrlich über Falschheit klagen, die sie erfahren müssen. Dieses will sich gar nicht zu dem vorneherein Gesagten reimen. Ich erkläre mir's eben so, daß das, was die Unsrigen Falschheit nennen, eine natürliche und nothwendige Ausgeburt jener sauberen Lehre von der Alleinseligmachenden ist, welche unabweislich, sobald man im Nächsten nicht den Nächsten, sondern nur den Glaubensfremden d. i. Glaubenslosen und Ketzer schaut, selbst den treuherzigsten Menschen denen gegenüber zu krummen Wegen verleiten muß, die man in den übrigen Verhältnissen und Beziehungen des gemeinen menschlichen Lebens achtet, schätzt und liebt. Weil denn einmal der Glaube des Menschen allerbestes und heiligstes Gut ist und bleibt, so stellen sich dem, der die Gabe der Krisis nicht hat, unter diesen Einen Kardinalpunkt alle Verhältnisse des bürgerlichen und gemeinen Lebens und empfangen von ihm aus Maaß und Gewicht, Richtung und Ziel. Es ist demnach gar nicht anders als natürlich, daß wir das in hinreichendem Maaße, mehr als es uns lieb ist, zu erfahren

und zu fühlen bekommen. Wie ein scheues Reh wird die natürliche Gutmüthigkeit und Zutraulichkeit, wenn sie einen Ansatz gemacht hat hervorzubrechen, wieder in das Herz zurückgescheucht, sobald der Gedanke an die Glaubensdifferenz, welche nie geringer als = seelenverderbendem Irrthum, meistentheils geradezu = dem Unglauben angenommen wird, im Herzen aufkommt. So liegt sie denn wie eine breite, tiefe Kluft zwischen ihnen und uns. Wir wollten gerne hinüber; sie versuchen es zwar in Ansätzen herüber zu uns: aber die Alleinseligmachende liegt in der Mitte, und wir können nicht, sie können nicht, es ist vergeblich. O wie schwer fällt es dem Herzen, zwischen sich und zwischen Menschen, zu welchen man sich persönlich hingezogen fühlt und denen man, durch den wahren Glauben frei, gerne ein voll, gedrückt und gerüttelt Maaß der Liebe böte, solch' eine vorderhand unübersteigliche Scheidewand liegen zu sehen! Vielleicht, — darauf hat mich ein kathol. Freund aufmerksam gemacht, mit dem ich von der Klage der Unsrigen und von meiner Weise sie zu erklären sprach, — ist auch dies eine Ursache des Uebels mit, daß das Volk an nicht — Indigenen höheren und niederen Standes seit der Säcularisation der Klöster eben nicht die angenehmsten und Vertrauen erweckendsten Erfahrungen gemacht hat und, durch solche Erfahrungen mehr als nöthig gewitzigt, scheu und mißtrauisch gegen Alles ist, von dem es nicht den heimischen Dialekt sprechen hört.

Das Uebel selbst ist in den letzten Jahren seiner Heilung um kein Haar breit näher gekommen. Es ist im Gegentheil von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag schlimmer geworden und wird es immer noch in schneller Progression. Die feindseligen Bewegungen und Begegnungen auf konfessionellem Gebiete, die sich in der Jetztzeit allerwärts zeigen, längst vor dem Kölner Ereigniß vorbereitet waren, an diesem aber erst gleichsam ein Recht im Herzen Deutschlands gefunden zu haben meinten, zeigen sich in reichem Maaße auch bei uns, wo sie einen wohlbereiteten Boden fanden, auf dem sie schnell und kräftig gedeihen mußten Ein gewisses Instrument war längst gebaut und besaitet. — auf alle Fälle kein Wiener, nicht einmal ein Deutscher Flügel, — als der auch aus politischen Zeitungen hinreichend bekannte Prediger Eberhard in München gewisse Saiten anschlug und ihm nach Wieser und Gignie mit schier noch kunstfertigeren Händen in vollen Akkorden fortissimo das angefangene Spiel fleißig fortsetzten. Wer da weiß, wie dieses Spiel öffentlich gespielt wurde — und das setze ich bei euch beyden voraus, —

den gelüstet's gewiß nicht darnach zu erfahren, wie es außerdem, wie es in bürgerlichen, häuslichen, in Familienverhältnissen im engern Sinne, wie es in Spitälern u. s. f. geschah. Ich aber fühle keinen sonderlichen Beruf in mir, mich mit solchen unlieben Dingen jetzt des Weiteren abzugeben. — Nimm noch die gleichfalls weltbekannten historisch-politischen Variationen über das allbekannte Thema: über katholisches Leben und protestantischen Tod, über die Alleinseligmachende u. s. f. hinzu: so hast Du ein trichordium, dessen Schall zwar von dort aus nicht in alle Lande der Welt, doch in alle ausgegangen ist, da wir innen wohnen. Wir haben ihn mit unsern Ohren gehört und hören ihn noch; er macht sich an uns, wie der Schatten am Leibe haftet. Derartiger Same gedeiht aufs Beste selbst ohne Wart und Pflege. Wenn nun erst auch die noch dazu kommt: dann hilf Himmel! Sie ist aber dazu gekommen, reichlicher als es Noth gewesen. Den Meistern des Spiels in jenem Orte hat es an einem Troß von Jüngern und Nachbetern nicht gefehlt. Einer um den Andern hat sich um ihre Fahnen geschaart. Dazu pflegen es solcher Meister Schüler noch zehnmal ärger zu machen als die Meister selbst und plumper zumal, weil sie eben nur Schüler sind. Nun denke man sich, wie getrompetet und gepaukt wird! Sollte es uns denn da Wunder nehmen, wenn um einige Kanzeln der Hauptstadt sich eine Menge von andern sammelte, von denen herab das Thema des Tags in dieser Hinsicht in der verschiedensten Weise, und wahrlich nicht immer in der feinsten, abgehandelt wurde? Wenn einmal ein kathol. Meister sich gegen seinen evang. Gesellen dahin vernehmen ließ: „ich habe, so lang ich auf der Welt bin, noch niemals so schimpfen hören"!? (als nämlich über Martinum in einer Predigt, welcher beide Genannte anwohnten.) Wenn die historisch-politischen Bauleute bald eine Menge von Kärrnern fanden, die ihre Texte für weitere Kreise mundgerecht machten? Wenn ihre Preziosa auf allen Drehorgeln geleiert und den guten Leutchen bei jeder Gelegenheit aufgespielt wird? Wenn Hans und Kunz, wenn Krethi und Plethi allerwärts Reisig zutragen für den großen Holzstoß, der angezündet ist und so lustig brennt? Wenn Ketzerverachtung und Bekehrungssucht, so kräftig genährt und aufgemuntert, zunehmen, ab dagegen der Friede und die Ruhe, darin wir lange Zeit mit einander gelebt? Wenn wir das zu unserem bittern Leidwesen erfahren mußten und noch erfahren? Dennoch kann ich darum dem Volke nicht gram seyn. Nur was eben in dasselbe hineingeschrieen wird, das hallt aus ihm wieder;

es ist irregeleitet ohne seine Schuld; es wird, ohne daß es das weiß, mit der allerverderblichsten Speise genährt: mit falschem Stolz und überhebender Einbildung auf den rechten Glauben, mit übermüthiger Erhebung und Verachtung wider den vermeintlich falschen Glauben. (Man vergleiche Joh. 8, 33 und 39; mit Luc. 3, 8 und Matth. 3, 9.) Wie ganz anders würde das Alles seyn, hätte es andere Führer, die die grünen Auen wüßten, liebten und suchten und ihre Schafe darauf zur Weide führten!

Fürwahr ein langes Liedlein hätten wir zu singen von den oft komischen, oft unanständigen, oft verletzenden und herausfordernden Sprüngen, mit denen es in verschiedenen Gegenden des platten Landes die Nachgänger der Choregen in der Hauptstadt ihnen nachthun, um an die Stelle der evangelischen Kirche und ihres Bekenntnisses ein Zerrbild hinzumalen, an dem wir eben so wenig als andere Leute Geschmack haben würden, wenn es ein wahrhaftes Bild wäre. Da muß denn unser Bekenntniß als ein seelenverderbendes, unser Glaube als ein gemachter und schriftwidriger (man höre!) unsere Kirche selbst als eine salva venia „Abtrittgrube" aufspazieren. So weit sind schon zwölfjährige Kinder in einer gewissen Art der Polemik gefördert, die vor einigen Jahren in einem ihrer würdigen Vorbild an unserer Kirche in M. zu sehen und zu riechen war, daß sie solche urkräftige Vergleiche anzustellen wissen! Instar omnium verweise ich die geneigten Leser auf ein Büchlein, das ganz dieser Sphäre angehört und somit für einen Typus der vorbeschriebenen Weise der Polemik gelten kann. Mir kam es dadurch zu Handen, daß es, wie auch andre Produkte des gleichen Geistes, z. B. das Sendschreiben des ci-devant Pfarrers K. Haas, man weiß nicht recht gewiß wie? in die Hände von Glaubensgenossen gebracht wurde, die mir es mittheilten. Sein Titel ist: „Rechtfertigung des Uebertritts einer Protestantin zur katholischen Kirche, geführt von Sebastian Zehetmayr, Priester. Regensburg 1843, Verlag von G. Joseph Manz." kl. 8. IV und 136 S. Man kann wirklich viel, sehr viel daraus lernen; sonderlich 1) wie der Romanismus mit ästhetisirenden Phrasen aufgeputzt, verstandesgerecht gemacht und sublimirt; 2) wie der bereits in den letzten Stadien seiner Selbstauflösung begriffene Protestantismus völlig in Staub und Asche gelegt zu werden pflegt; endlich 3) wie die geduldige Bibel zu schlagenden Beweisen für Halbwahrheit oder Unwahrheit tridentinischer Dogmen und aus denselben folgender Einrichtungen herhalten muß. Würde

es nicht zu weit führen, so möchte es sich wohl der Mühe lohnen, diesen Kämpen auf gegnerischer Seite auf seine Waffen und Kampfesweise hin etwas näher anzusehen, uns zu Nutz und Frommen. Doch mag's unterbleiben als zu weit führend.

Es widert mich an, mich noch weiter bei diesen odiösen Dingen aufzuhalten, an deren Schilderung ich ohnedies nur mit widerstrebendem Herzen gegangen bin. Aber das sage ich: es hätte solcher Klopffechtereien nicht bedurft, um unter unsere Umgebung Dunkel und Unwissenheit über evangelische Kirche und evangelische Lehre auszubreiten. Das Alles war schon vorher in reichem Maaße vorhanden. Dafür, wie wenig man weiß, was es mit unserem Bekenntniß auf sich hat, zeugt nicht allein das von Theilnahme und Freude begleitete Staunen, welches sich regelmäßig dann kund giebt, wenn man etwa Gelegenheit hat, aus öffentlichen Reden unserer Geistlichen etwas von dem denn doch christlichen Glauben unserer Kirche zu erfahren; das sieht man auch deutlich genug an manchen sprichwörtlichen Redensarten, die unter dem Volk gang und gebe sind. Von einer Sache, die keinen Halt hat, heißt es: „das hebt (hält, haftet,) wie der lutherische Glaube;" von einem recht verdorbenen Menschen pflegt man zu sagen: „der ist ärger als ein Lutheraner." Ich habe mir sogar von einem Menschen erzählen lassen, der bei Anfällen zeitweiligen Irrsinns die Anwesenden mit einer Skala aller möglichen Schimpfwörter traktirt, als letztes aber, gleichsam als Spitze und Zusammenfassung Aller, das Wort „du Lutherischer" braucht. Und wie könnte es auch anders seyn! Wer kennt nicht die vis inertiae, die den Menschen knechtet, wenn es gilt, sich über das zu belehren, was er für falsch hält? Das müßte ja wirklich ein Wunder seyn, wenn Jemand auf den Gedanken käme, darnach zu fragen, was an jenen Vorurtheilen wahr oder falsch ist! Und selbst wenn dieser Wunsch vorhanden wäre, so würde er doch unbefriedigt bleiben müssen, weil der Masse des Volks der Zugang zu Schriften, aus denen sie sich belehren lassen könnte, nicht offen steht; eben so fehlt ihnen die eigene Anschauung evangelischen Gemeindelebens, da wir unter ihnen als zerstreute Schafe leben und nur da oder dort eine Gemeinde und eigene Kirche haben. Ueberdies weiß Jedermann, wie stark die Macht des Vorurtheils zumal in religiösen Dingen ist und bis zu welcher, fast geradezu unübersteiglichen Höhe sie gesteigert werden muß, wenn sie noch so reiche Nahrung und so sorgsame Pflege findet. Deshalb ist aber auch unser Leben in solcher Zerstreuung ein wirklich verdrießliches. Ern-

sie gesinnte Naturen tragen und beklagen, was sie trifft, in stillem Schmerz; Gleichgültige schweigen dazu und denken, wie man sagt, ihr Theil dabei; heftige Charaktere lassen sich zu Unmuth und Bitterkeit hinreißen, die sich nicht selten auch in Worten Luft macht. Wie groß dieser Unmuth oft ist, davon hatte ich mich selbst zu überzeugen Gelegenheit, als ich einen Glaubensgenossen über diese Dinge zu beruhigen und ihm zu zeigen suchte, wie er sich unter solchen Umständen als ein Christ zu gebahren habe, indem ich ihn zugleich in einem Beispiele darauf hinwies, wie ich es selbst zu machen pflege. Er bemerkte mir darauf: er an meiner Stelle würde gewisse Dinge nicht ungeahndet haben hingehen lassen, wenn es nämlich ihm auch ein so Leichtes wäre, die Beleidigenden zur Strafe ziehen zu lassen. Gott gebe in Gnaden, daß dieses Gefühl der Erbitterung bei den Unsrigen nicht weiter um sich greift und daß sie wie Christen sich in die Zeit schicken lernen. Zorn ist auch Sünde, selbst wenn er gerecht ist; Unmuth hebt das Uebel nicht; Bitterkeit schadet nur den Seelen, die sich von ihr hinreißen lassen.

Es ist ganz begreiflich, daß die über das vermeintlich Seelenverderbende unseres evangelischen Bekenntnisses herrschenden Vorstellungen in Verbindung mit dem Gedanken an die alleinseligmachende Kirche den Wunsch erzeugen, uns von jenem zu dieser gebracht zu sehen, daß dieser Wunsch wiederum gewisse Bestrebungen gebiert, die sich unsre Bekehrung — man weiß, was das heißt, — zum letzten und höchsten Ziel gesetzt haben und überall, wo er solche Versuche gewahrt, ihnen aufs Kräftigste in die Hände arbeitet. Wie lebendig dieses Verlangen auch in einfältigen, aufrichtigen und wohlmeinenden Herzen ist, das sieht man an dem Beispiele jenes Handwerksmeisters, der gegen seinen protestantischen Gesellen äußerte: er möchte um Alles in der Welt kein protestantischer Geistlicher seyn; man könnte ja da keine Ruhe mehr haben, wenn man daran dächte, daß man so viele Seelen in die Hölle verführe. In solcher Gestalt kann man sich's wohl gefallen lassen, ja seiner sich freuen. Denn wer so seine Rechnung macht, dem sieht man's doch deutlich an, daß er's mit dem Heiligsten ernst und genau nimmt, und daß ihm bei der Einfalt, die das eigene Bekenntniß für alleinseligmachend hält, noch ein brüderliches Bedauern mit denen übrig bleibt, die seiner Meinung nach auf den Irrwegen des falschen Glaubens die Seelen verderben. Ich nehme gerne an, daß diese Einfalt des Herzens bei der Mehrzahl unserer Umgebung die Herrschaft hat, die Bekehrungs-

versuche erzeugt, die Bekehrungssucht ungrührt. Aber es ist nicht überall, nicht in allen Sphären so; und da wird uns, was wir anderwärts gerne entschuldigen und tragen, widerlich und unerträglich. Lästig sind und bleiben uns immer die Aeußerungen jener Proselytensucht, die uns wie die Luft von allen Seiten umgeben. Am schlimmsten sind in dieser Beziehung reisende Handwerker, auswärts dienende Personen, auch solche Individuen daran, die in einiger oder weiterer Entfernung von Kirche und Schule ihrer Konfession in die Lehre gegeben werden. Ich will davon schweigen, daß man oft Anstand nimmt, solche unserer Konfession angehörige Individuen einzustellen, daß da, wo es dennoch geschieht, alsobald die Entfernung derselben manchmal geradezu geboten, oft gefordert und veranlaßt wird, und daß sie unter allen Umständen nicht selten Dinge zu hören bekommen, die ihnen ihr Leben wie ihre Gemeinschaft mit einer christlichen Familie mit Wermuth tränken müssen. Aber das möget ihr Alle besonders um derer willen, die irgend wann und wie in eine solche Lage gerathen können, wohl merken: daß, weil die Unsern von Bekehrungszumuthungen überall gedrängt werden, es auch Noth ist, sie mit alle dem hinreichend auszurüsten, was dazu dient, denselben hinreichenden Widerstand zu leisten. Oft genug wird den Unsern Abfall von ihrer Kirche geradezu und unumwunden angesonnen; um dieser Zumuthung Nachdruck zu verleihen, wird im vollen Sinne des Wortes nichts gespart, was es auch sey; je nach Umständen wird auch auf eine verdecktere und feinere Weise zu Werk gegangen, um Einzelne zum Abfall zu bewegen und für eine andere Kirche zu gewinnen. Davon bin ich leider durch viele mir zu Gehör gekommene Klagen gewiß geworden, und die zu Euch wiederkommen, können es Euch selber sagen. Uebrigens bleiben wir Andern keineswegs verschont und wenn es da nicht auf einzelne Personen abgesehen ist, so doch immer auf ihre Familien. Günstige Gelegenheit dazu bieten die durch die Landesgesetze ohnedies bedeutend erschwerten Ansäßigmachungen. Zwar kann nach ihnen die Bewilligung der Ansäßigmachung in keinem Fall von der Konfession der betreffenden Individuen oder von den Bestimmungen über die religiöse Kindererziehung abhängig gemacht werden und wird es auch nicht. Aber das sieht man doch auch leicht ein, daß solche Gelegenheiten nur allzu günstig sind, um gewissen Bestrebungen kräftigst Vorschub zu leisten und wie viel leichter es ist, unter gewissen Bedingungen zu seinem Ziele zu kommen. Gemischte Ehen sind unter unsern Verhältnissen nicht abso-

lmt unvermeidlich; immer aber gereichen sie unserer Kirche zum Nachtheil. Denn wer kann auch bei dem besten Willen die Seinen unserer Kirche zu erhalten, ein Wille, der leider oft genug, um nicht zu sagen in den meisten Fällen, fehlt, dieses Ziel unter unsern Verhältnissen so leicht erreichen? Kein Wunder, wenn dann in der Regel, wenigstens der überwiegenden Mehrzahl nach, die Bestimmungen über die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen unserer Kirche zum Schaden ausschlagen, zumal da sich nicht selten auch ganz unberufene Hände, von denen es gerade am allerwenigsten zu erwarten wäre, in diese Dinge mit gewissem Ansinnen einmischen? Dasselbe ist der Fall bei Kindern, die, sit venia verbo, aus gemischter Unzucht erzeugt sind: sie gehen dem vorwiegenden Theile nach für unsere Kirche verloren. So erfreulich oft auf der einen Seite in allen diesen genannten Beziehungen treues Festhalten an der Kirche und an den Forderungen, die sie an die Ihrigen in solchen Lagen zu machen hat, so empörend noch öfter ist auf der andern Seite die gränzenlose Gleichgültigkeit und die feige Nachgiebigkeit der Unsern in dieser Hinsicht. Dennoch, und nicht allein darum, weil Gleichgültigkeit und feige Nachgiebigkeit in dieser Hinsicht in noch ganz andern Verhältnissen als bei uns in unverantwortlicher Weise zu Tage kommt, — absint exempla! —, wollen wir diejenigen, die so an ihrer Kirche schuldig geworden sind, nicht schelten, oder rechtfertigen, sondern entschuldigen: wir, die wir uns unserer eigenen Schwäche bewußt bleiben sollen und wissen, daß Gelegenheit Diebe macht. Suchen wir vielmehr was schwach ist zu stärken, damit wir nicht so oft noch den Jammer erleben, von unseren Kindern der gemeinsamen Mutter aufs Schmählichste den Rücken gekehrt zu sehen! — Thun wir vielmehr Buße für unsere Untreue, deren Schuld es ist, daß Solches geschieht und daß sogar Etliche der Unsrigen, die von uns ausgehen, weil sie nicht von uns waren, noch sagen können, was zu sagen sie frech genug sind, sie wollen sich „taufen" lassen, d. h. aus ihrer in eine andere Kirche scheiden: sie, die doch wissen sollten, wer getauft ist und wer getauft wird. Uebrigens würde man gewiß großes Unrecht thun, wollte man die Zahl der Uebertritte so hoch anschlagen, als sie vielleicht aus der Ferne oder nach unseren bitteren Klagen erscheinen, die nicht über die Menge, sondern über die That an sich so laut sind, weil wir wissen und im Herzen fühlen, was es heißt, dem Evangelio untreu werden, das die Väter mit Gefahr Leibes und Lebens, Gutes und Blutes errungen und

nachmals bekannt haben. Es haben diese Uebertritte eine nur im Verhältniß zu Unbegreiflichkeit und Treulosigkeit des Schrittes relativ große Zahl; und wir dürfen uns wohl freuen, daß wir ihnen gegenüber zahlreiche Beispiele von Solchen aufstellen können, die sich in diesem Feuer standhaft bewiesen und unter manchfaltigen Versuchungen zur Untreue gewissenhafte Bekennertreue bewährt haben.

Zu konfessionellen Reibungen und zwar zu Reibungen der unerfreulichsten und peinlichsten Art haben die Beerdigungen protestantischer Glaubensgenossen auf katholischen Friedhöfen schon vielfachen Anlaß geboten und bieten ihn immer noch, je länger desto mehr. Für nicht der Landesgesetze kundige Leser sey bemerkt, daß die bayerische Verfassungsurkunde in ihrer zweiten Beilage den irgendwo in der Minderzahl befindlichen Konfessionsverwandten den Mitgebrauch der Begräbnißplätze und Kirchhofglocken, von den kirchlichen Verhältnissen abgesehen, als gemeindliches, politisches Recht gewährleistet. Kraft dieser Bestimmung pflegen die Begräbnißakte verstorbener Protestanten auf den Kirchhöfen der Pfarreien, in deren politischem Gemeindebezirk sie wohnten, vorgenommen zu werden. Nun ist schon früher in dieser Zeitschrift von neuerlichen Anordnungen bayerischer bischöflicher Ordinariate die Rede gewesen, die im fraglichen Betreffe ergangen sind und in offenbarem Widerspruch mit den Landesgesetzen stehen, weil sie unter Anderm auch die Gewährung des Geläutes bei protestantischen Beerdigungen untersagen. Gleiche Erlasse in gleichem Betreff sind wie verlautet schon im Sommer des vorvorigen Jahres durch das erzbischöfliche Ordinariat München Freysing für seine Diöcese ergangen. Zwar ist darüber, so viel mir bewußt, nichts in öffentlichen Blättern bekannt geworden; aber man redet überall ungescheut und offen davon, und es wird sich auch zur Entschuldigung eines unlieben, Manchen anstößigen Verfahrens darauf berufen. Man sagt davon, daß nicht allein die Verweigerung des Glockengeläutes überhaupt, gleichviel ob ein protestantischer oder katholischer Geistlicher die Beerdigung vornimmt, förmlich angeordnet, sondern auch, daß die katholische Geistlichkeit, für den Fall, daß sie Protestanten zu beerdigen hat, weil die Herbeischaffung eines protestantischen Geistlichen nicht ermöglicht, angewiesen seyn soll, dem Beerdigungsakte lediglich im Civilgewande und als stummer Zeuge beizuwohnen, ohne Segen, Gebet, auch nur ein Vaterunser zu sprechen. Daß derartige Anordnungen wirklich ergangen seyn müssen, dafür bürgt ganz einfach die

zuverlässige Thatsache, daß schon mehrmals protestantische Leichenfeierlichkeiten ohne alles und jedes Geläute Statt haben und öfter noch die Verweigerung des Geläutes, welches neuerlich allein durch Anrufung und Gewährung polizeilichen Einschreitens erwirkt werden konnte, versucht worden ist. Daß dieses Verfahren mit reichsgrundgesetzlichen Bestimmungen eben so wenig als mit höheren Anordnungen im Einklang stehen kann, schließen wir daraus, daß in mehreren Fällen die betreffenden weltlichen Behörden mit allem Nachdruck einschritten und das versagte Glockengeläute mit polizeilicher Gewalt erwirkten. Ja es ist der Fall vorgekommen, daß ein Gerichtsdiener mit seinen Attributen ein öffentliches Leichenbegängniß begleiten mußte und einige andere, wo eine ganze Gerichts-Kommission während des Beerdigungsaktes zugegen war. Wir könnten da wohl die Frage stellen, was für ein Urtheil solchem Verfahren von dem Richterstuhl des Christenthums herab zugesprochen werden muß, namentlich in welchem Verhältniß es zu dem Gebote des Herrn Matth. 22, 21. und der apostolischen Einschärfung desselben Röm. 13, 1. 2. 4. 5. steht; aber wir lassen das und geben es einem Jeden anheim, sich die Antwort am rechten Ort zu suchen. Nur das sey bemerkt, daß wir auch an solchen Dingen wahrnehmen, was wir ohnedies schon von anderwärts zur Genüge wissen: daß die römische Kirche nur aut Caesar aut nihil seyn kann, daß sie entweder herrschen, allein herrschen muß, oder sie ist sie selbst nicht mehr. Recht beruhigend und erfreulich ist es, daß wir so kräftigen Schutz für unsere Rechte bei der Obrigkeit finden; immer wäre es freilich viel besser, wenn wir der Unannehmlichkeit überhoben wären, ihn suchen zu müssen. Dabei kann man sich aber des Gedankens nicht erwehren: wer schützt uns denn in Ausübung unserer Rechte, wenn die weltliche Behörde in einer wegen Unaufschieblichkeit der Funktion unerreichbaren Entfernung wohnt, oder wenn, was doch auch eben nicht unmöglich ist, sie nicht die nöthige Energie besitzt, um mit allem Nachdruck, der nothwendig ist, einzuschreiten? Wer hebt und heilt das Aergerniß, welches Christen aller Konfessionen an solchen Vorgängen nehmen müssen und erfahrungsgemäß wirklich nehmen, als an Vorgängen, die eine unbrüderliche, ja feindselige Lieblosigkeit zu offenbarer Schau stellen, und überdies mit den Gesetzen und Rechten des Landes, auch mit noch höhern Pflichten in klarem Widerspruch stehen? Welche menschliche Macht hat Kraft genug, um die Aufregung, den Unmuth und die Erbitterung nieder-

zuhalten, welche nothwendig alle die befallen muß, die so sich beleidigt, in ihren Rechten gekränkt und in den zartesten Verhältnissen der Pietät verletzt sehen, wenn sie anders nicht bis zu jenem vollkommenen Maaße des Mannesalters in Christo hindurchgedrungen sind, das es ihnen möglich macht, auch bei solchen Vorfällen und schmerzlichen Erlebnissen ruhig zuzusehen und allem Zorne zu wehren? Wer ist stark genug, um mit seiner Hand die Früchte eines so schlimmen Samens bei Anderen gebührend niederzuhalten, welche nothwendig aus ihm aufwachsen müssen, als da sind: Verachtung der Mitberufenen zu gleicher Hoffnung, aber Glaubensfremden, Spott und Hohn über sie, Lust und Trieb und erwünschten, wenigstens gelegenen Vorwand zur Ausübung gleicher unbrüderlicher Lieblosigkeit in den Beziehungen und Berührungen des alltäglichen Lebens? Und kann der gerechteste Richterspruch, kann der entschiedenste Tadel derer, die bei solchen Vorgängen die stimmeführenden Leiter und Tonangeber sind, kann die unverhohlenste und lauteste öffentliche Mißbilligung ihres Verfahrens von Seiten selbst des gemeinen aber im Ganzen von einem gesunden Sinne beseelten Volkes — kann das Alles das Wehe heilen, welches die Herzen trifft, wenn sie einen Glaubensgenossen, der ihnen oft genug Vater und Mutter, Gatte und Gattin, Sohn und Tochter, Bruder und Schwester auch nach dem Fleisch, Verwandter und Freund gewesen ist, so ohne Sang und Klang, einem Geächteten, nicht einem Erlöseten des Herrn gleich, seinen letzten Weg an eine Stätte machen sehen, die unter solchen Umständen höhnend, ja grinsend allen nur durch Gottes Barmherzigkeit heilbaren, sonst aber verlorenen Sündern das heilige Liebes- und Friedensgebot zuruft, welches uns der liebe, fromme, treue Schulmeister (sagt Luther) so freundlich und herzlich geboten hat mit Wort und That? Ja ich bekenne Dir's, l. F., es ist ein die tiefsten Tiefen der Seele verletzendes und peinigendes Gefühl, ein Missethäters- und Galgengefühl, bei Christenleichen die Glocken schweigen zu hören, den Leichenzug so in lautloser unheimlicher Stille dahinrauschen zu sehen und Brüder, die nur noch Eines Erbarmers bedürfen, nur bei Einem noch Erbarmen finden können, so von Menschengericht gerichtet in's Grab zu legen. Hätte ich einen Todfeind, so würde ich ihm wünschen, daß dieses ihm nicht geschehen möge, so wenig als ich mir selbst wünsche, das noch einmal zu erleben, davon ich eben nur erst Einmal Zeuge gewesen. Es ist wohl wahr, das Alles thut es nicht, ob Menschen selig sprechen oder verdammen,

ob Glocken läuten oder schweigen. Man kann sich dabei beruhigen, daß selig ist, wer im Herrn stirbt. Man kann sogar sagen: solch lautes Klagen über an sich gleichgültige Dinge ziemt sich für den Christen nicht, der noch viel Größeres und Höheres ertragen kann, ertragen muß. Nun mag seyn. Aber kommt nur erst einmal, hört und fühlt selbst, wie's beißt und peinigt: dann rechnet Ihr mich gewiß nicht mehr unter die Plusmacher.

Wie wohlthuend ist es dafür und welch' ein Trost für uns, welch' gutes Zeugniß zugleich für diejenigen, welchen wir dieses nachrühmen können: daß fast immer ein gutes Theil von Katholiken und zwar aus allen Ständen, namentlich auch aus dem mit Unrecht verschrieenen Bauernstande, sich über dieses neuerlichst gegen uns beobachtete Verfahren tadelnd und mißbilligend äußert. Es sind mir so manche Fälle selbst bekannt, in denen dies geschah, und zwar in recht kräftiger Weise. Wenn auch diejenigen, welche laut oder im Stillen mit dem, was uns bei den Beerdigungen der Unsern zu begegnen pflegt, unzufrieden äußern, nur aus einem natürlichen Billigkeitsgefühl heraus urtheilen, ohne sich des rechten Grundes bewußt zu seyn, um deß willen die Verweigerung des Grabgeläutes als eine nicht mit den Forderungen des christlichen Wesens übereinstimmende angesehen werden muß; wenn ferner Viele von ihnen zunächst nur durch persönliches Interesse für einen Verstorbenen, den sie im Leben achten gelernt und lieb gewonnen hatten, sich zur Bezeugung ihres Mißfallens an dem eingeschlagenen Verfahren angetrieben und herausgefordert fühlen: so müssen wir dies doch um so viel höher anschlagen, als sie regelmäßig mit Vorurtheilen gegen unsere Kirche aufgewachsen und genährt, mithin auch nicht im Stande sind, die Berechtigung derselben als einer wahrhaft christlichen Kirche einzusehen; und auch deshalb, weil die Beseitigung solcher gleichsam mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheile zunächst nicht in ihrer eigenen Macht liegt, ja weil sie zu derselben nicht einmal günstige Gelegenheit haben. So wehe denn uns immerhin das unbrüderliche Begegnen von Seiten der kath. Kirche thut, das sie gleichsam noch an den Leichnamen unserer Glaubensgenossen übt, so fühlen wir doch unsere gerechte Entrüstung durch eine freundliche Theilnahme von Seiten ihrer Angehörigen gelindert und wir können uns vorläufig schon dabei beruhigen, daß nicht den Gliedern der genannten Kirche überhaupt zur Last fällt, was nur einer Partei in ihr.

Ueberhaupt steht es mit unsrer Sache im Volke nicht so schlimm als es den Anschein hat. Meines Wissens hat es noch nie und nirgends unseren Brüdern, wie sehr es sich auch von ihnen durch den Glauben getrennt weiß, die Erweisung der letzten Ehre, das Geleite zum Grabe verweigert. Es übt im Gegentheil diese Christenpflicht mit zahlreicher und sichtlicher Theilnahme. Selten wird man droben in Franken auf Friedhöfen eine so ungetheilt aufmerksame und verhältnißmäßig zahlreiche Zuhörerschaft beisammen haben, als wir hier auf denselben Plätzen zu gewahren pflegen. Man nimmt so zu sagen dem Geistlichen, der bei solchen Gelegenheiten für gewöhnlich eine Grabrede hält, da in Ermangelung eigener Kirchen an die anderwärts bräuchlichen Leichenpredigten natürlich nicht zu denken ist, das Wort vom Munde weg. Die ganze Haltung, Aug und Ohr, Blicke und Mienen der Anwesenden, die in der Versammlung herrschende lautlose Stille zeugen deutlich von gespannter Aufmerksamkeit. Es mag seyn, daß der Reiz der Neuheit in vielen Fällen Manches dazu beiträgt. Doch möchte ich ihn nicht so gar hoch anschlagen. Denn dieser Kitzel ist leichter und schneller mit den Augen als mit den Ohren befriedigt. Wo diese länger stille halten, ist das etwas mehr als jene natürliche Neugierde: es hält sie verwundernde, oft staunende Freude über die unverhoffte Entdeckung, daß unser evangelisches Bekenntniß auch etwas von Gott, der Vater, Sohn und Geist ist, von den h. Sakramenten, vom Worte Gottes, von den Aposteln, von christlichem Glauben, Leben und Sterben weiß, und daß so viele Vorurtheile, die unseren Glauben dem Unglauben oder seelenmörderischen Irrglauben gleichsetzen, völlig ohne Grund und nichtig sind. Unverholen spricht man diese Freude auch aus; sie äußert sich in geradezu verwundernden Worten, in vielfach lobender Anerkennung des Gehörten; schlichte Bauersleute pflegen sie am wenigsten zu verbergen und drücken sie, wenn es geschieht, mit naiver Offenherzigkeit aus. Welchen günstigen Eindruck jedes auch nur brockenweise Bekanntwerden unseres evang. Glaubensbekenntnisses auf die Hörer macht, davon wird man sich überzeugen, wenn man vernimmt, daß man schon einmal diesen günstigen Eindruck durch die Vorspiegelung zu paralysiren gesucht hat, daß man sagte: was die Zuhörer vernommen hätten, das sey nur von der kath. Lehre (gleichsam) „zu leihen genommen.“ Wir wissen sogar von Leuten zu sagen, die sich auf prot. Leichenbegängnisse freuen, weil sie hoffen, etwas von dem Wort zu hören zu bekommen, damit, als mit der rechten Nahrung, der Herr

unsere Seelen speiset. — Liegt nun allerdings der nächste Grund dieser wirklich herzerquickenden Erscheinung darin, daß die Anwesenden deß gewiß werden, daß das evang. Bekenntniß ein wirklich und wahrhaft christliches ist: so würde sie doch nimmermehr stattfinden können, wenn nicht Empfänglichkeit für Gottes Wort in den Herzen, in Vielen vielleicht auch ein Hunger nach demselben vorhanden wäre. Dies ist eigentlich das Erfreulichste an der ganzen Sache. Anderntheils ist die vorbesprochene Erscheinung zugleich ein Zeugniß für die Kraft des Wortes und die Verheißung, die es hat, daß es nicht wieder leer kommen, sondern thun soll, das dem Herrn gefällt. (Jes. 55, 11.) Denn der Kunst und der Tüchtigkeit derer, die etwa den Dienst am Worte thun, wird sie doch hoffentlich Niemand in Rechnung bringen wollen? Sondern wenn es so ist, so ist es so, weil die Seelen für nicht vergängliche Speise empfänglich sind und Gottes Wort, welches bezeugt wird, dieses Verlangen vollkommen befriedigt. Daß es aber so ist, deß freuen wir uns von ganzem Herzen. Freilich fehlt es wohl auch niemals an Solchen, die nicht wissen noch sagen können, wie ihnen geschieht, und nicht selten schwebt Manchem jener Spott auf den Lippen und Mienen, davon Act. 2, 13 zu lesen ist: doch sind das nur Ausnahmen, die gleichsam in der Allgemeinheit der Regel verschwinden, und wir in diesen Landen müßten nicht Adamskinder seyn, wenn es nicht so wäre. Deshalb halten wir uns lieber an die erfreulichen Wahrnehmungen, als an unerfreuliche und finden in jenen Ersatz und Beruhigung für diese. —

Du siehst nun, l. F., daß wir zwar in mancher Hinsicht unser Loos zu beklagen haben, das uns in der Zerstreuung gefallen ist, und doch auch in unsern Trübsalen nicht ohne Trost sind, vielmehr so mancherlei Erfreuliches und Aufrichtendes gewahren. Wenn wir nur einmal alle zusammen recht gute Protestanten und recht gute Katholiken wären und die Beweise für unsern kirchlichen Eifer nicht in gegenseitiger Anfeindung, Verletzung und Verketzerung bei gröblicher Vernachlässigung des nächsten und hauptsächlichsten, der Sorge für der eigenen Seele Heil, sondern vielmehr in den rechten Dingen suchten und anstrebten, in gewissenhafter Treue am Bekenntniß, in einem dem Bekenntniß entsprechenden Wandel, endlich in der rechten wahren Liebe, die, weil sie nicht eine Frucht des Indifferentismus, sondern aus dem G l a u b e n geboren ist, Kraft und Stärke genug hat, um so viel möglich mit allen Menschen Frieden zu halten und im Gutesthun zu wetteifern: so würden alle Klagen bald verstum-

men und die Früchte es an das helle Tageslicht ziehen, wo der wahrhaft gesunde und lebenskräftige, wo der krankhafte und brandige Baum steht, — ob an den Wassern zu Siloah, (Jes. 8, 6) die da stille fließen, oder bei der Stadt, die jetzt lauter und vernehmlicher als je ihres Herzens heimliches Plaudern kundgiebt: „ich bins und keine mehr; ich werde keine Wittwe werden noch unfruchtbar seyn.“ Jes. 47, 8.

Γ. im Mai 1845. *Ξ. Y. Z.*

Der Judaismus der katholischen Kirche.

Erster Artikel.

Noch nie ist der Katholicismus unsrer Kirche mit solchem Trotze, ja man kann sagen, mit solchem Hohne entgegen getreten wie in unsern Tagen. Man hat uns zwar von jeher gehaßt und verfolgt, aber noch nie hat man uns so verächtlich behandelt wie es jetzt geschieht. Im Gefühle einer stolzen Sicherheit sieht man von den Zinnen der hohen Burg auf die zerstreuten Schaaren der unter sich uneinigen Protestanten herab und begreift den Haufen gar nicht, der lieber verdammt, als hinter den Mauern der ewigen Feste geborgen seyn will.

Diesem Stolze und Trotze gegenüber darf nun aber auch in uns das evangelische Bewußtseyn zu seiner ganzen Höhe sich aufrichten und aller Welt zeigen, wie weit an wahrhaft geistiger Größe es über jenem Geiste stehe, der mit Verachtung auf uns herabblickt.

Es thut auch wahrlich Noth. Nicht etwa als gälte es, sie zu bekehren, — ist doch das nicht unsre sondern Gottes Sache! Aber es handelt sich darum, das gute Recht unsrer Existenz nachzuweisen, durch offenes Bekenntniß der Wahrheit das Gewissen zu salviren und die vielen schwachen Seelen in unsrer Mitte, welche sich von dem gleißnerischen Schein des Gegners blenden lassen, in ihrem Glauben und im treuen Festhalten am Kleinod unsrer Kirche zu bestärken.

Nur eine Instanz scheint es uns zu geben, vor welcher der Katholicismus erliegen muß. Unsre Väter haben gegen sie

disputiret aus der Schrift, und jene antworteten ihnen aus Schrift und Tradition. Kein Wunder, daß in solchem Kampfe keiner von beiden Theilen unterlegen ist. Und hätten alle beide blos aus der Schrift gegen einander gestritten, doch wäre des Streits kein Ende gewesen. Denn eine jede einzelne Schriftstelle kann nur in dem Falle eine Waffe gegen den Gegner abgeben, wenn derselbe über ihren Sinn mit uns einig ist. So lange aber dem Gegner die Möglichkeit gelassen ist, uns den Sinn der angeführten Stellen zu bestreiten, gehen alle unsre Streiche in die Luft. Etwas ganz anderes ist es, wenn wir aus der gemeinschaftlichen Quelle aller Schriftstellen, aus dem Geiste, dessen Ausdruck sie alle sind, unsre Waffen entnehmen. Der Geist der Schrift ist aber der Geist des Christenthums selbst. Gegen den kann keine Religionsgemeinschaft, die Anspruch auf den Namen einer christlichen macht, sich auflehnen. Sie würde dadurch sich selbst als unchristlich bekennen, und könnte fortan nur darüber noch mit uns streiten, ob überhaupt das Christenthum die Wahrheit enthalte, oder ob dieselbe in einem andern dem Christenthum feindseligen Principe zu suchen sey.

Dazu also wollen wir unsre katholischen Gegner zwingen, daß sie mit uns rechten sollen über die Frage, ob ihr Bekenntniß christlich sey oder nicht. Sie sollen uns beweisen, daß ihre Lehre ein Ausdruck des Geistes ist, den Christus seiner Kirche, der Kirche des Neuen Bundes gegeben hat. Sie sollen uns darthun, daß sie im Evangelio wurzeln und daß ihre Kirche wirklich den Namen einer evangelischen, neu-testamentlichen verdient. In diesem Kampfe nun möchte sich's leicht herausstellen, daß ihre Lehre viel weniger im Geiste des Evangeliums begründet ist, als in dem Geiste der dem Christenthum vorangegangenen und von demselben überwundenen Religionen.

Es ist eine schon von Vielen geahnete und ausgesprochene Wahrheit, daß der Katholicismus nichts anderes ist als eine Fortsetzung des Heidenthums und Judenthums unter christlichem Namen und in christlichem Gewande. Aber man hat versäumt,

diesen Gesichtspunkt gehörig zu fixiren und zum Principe der Polemik zu machen. Der Raum dieser Abhandlung gestattet uns nicht, die Wahrheit dieses Grundsatzes in Bezug auf den ganzen Umfang der katholischen Lehre nachzuweisen. Wir beschränken uns für jetzt darauf, zu zeigen, daß erstens die subjektive Basis, welche der Katholicismus im menschlichen Gemüthe hat, identisch ist mit der dem Judenthum und Heidenthum gemeinsamen, sodann daß auch das objektive Religionsprincip des Katholicismus wesentlich eins ist mit demjenigen, auf welchem Heidenthum und Judenthum gemeinschaftlich ruhen, endlich aber, daß die Entwicklung dieses Princips innerhalb der katholischen Kirche vorherrschend im Sinne des Judenthums geschehen ist.

Die zwei Potenzen, welche sich um die Herrschaft im Menschenleben streiten, heißen Fleisch und Geist. Das Fleisch ist das materielle, irdische Element in uns, insofern es vom geistigen, göttlichen noch nicht durchdrungen und verklärt, sondern demselben feindlich entgegengesetzt ist. Darum hat das Fleisch Bedürfnisse, welche nur durch die Gaben dieser materiellen Welt befriedigt werden können. Der Geist aber stammt aus Gott, ja ist selbst göttlicher Art und kann deßhalb nur befriedigt werden durch Güter, die aus seiner überirdischen Heimath kommen. Die irdische Welt ist eine Schaubühne, auf der wir vorübergehend eine Rolle spielen; sie ist eine Schule, in welcher wir uns für das ewige Leben vorbereiten sollen. Das darf kein Mensch vergessen bei Gefahr, das wahre Ziel seines Daseyns zu verfehlen. Eingeschlossen in die Materie soll der Geist immer mehr dieselbe überwinden, aber nicht sie vernichtend, sondern sie durchdringend und verklärend. Wehe dem, bei welchem das Umgekehrte der Fall ist, d. h. in welchem das Fleisch den Geist unter sich bekommt, ihn abstumpft, ermattet, ertödtet.

Es ist schwer für den Menschen, dem Geiste die Herrschaft über das Fleisch zu verschaffen. Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht strafen lassen, denn sie sind Fleisch, lautet das

göttliche Urtheil über die Menschheit, bevor sie durch die Sündfluth verderbet ward. Diese Worte lösen das Räthsel der Geschichte. Sie allein geben uns Aufschluß auch über den Entwicklungsgang, den die christliche Kirche in ihrer sichtbaren Erscheinung genommen hat.

Es war eine Zeit, wo Gott der fleischlichen Gesinnung der Menschen sich anbequemen mußte. Denn er geht in der Führung des Menschengeschlechtes nach den Grundsätzen der weisesten Pädagogik zu Werke. Nicht fordert er von den Kindern, was von Männern zu erwarten ist. Darum hat er, bevor er die Offenbarung der vollkommenen geistigen Wahrheit gab, eine andre gegeben, die im Fleische dem Fleische seine dereinstige Ueberwindung weissagte.

Die Unfähigkeit von der sichtbaren Erscheinung zu abstrahiren und sich über dieselbe hinaus in das Reich der überirdischen geistigen Realität zu erheben, diese Unfähigkeit ist dem ganzen Menschengeschlechte in seinem Kindesalter gemein. Sie vermögen nicht zu glauben, nicht intellektuell anzuschauen, sie können nur leiblich schauen und was sie nicht leiblich schauen, hat so gut als keine Realität für sie. Darum haben sie von Anfang an das Ewige, Geistige, Göttliche herabgezogen in's Gebiet des Leiblichen, sinnlich Wahrnehmbaren. Sie haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel ꝛc., wie der Apostel sagt Röm. 1, 23 ff. — Dies die Gestalt des Götzendienstes. Und Jedermann weiß, daß in diesem Stücke die Juden vor den Heiden gar nichts voraus hatten. Denn wir finden bei ihnen bis auf die Zeiten des Exils dieselbe Unfähigkeit die rein geistige Gottesidee festzuhalten. Jehovah als der unsichtbare, als Geist, als der überirdische, im Himmel thronende entschwand ihnen alle Augenblicke unter den Händen, um einem sichtbaren Bilde, sey es seiner selbst, sey es einer andern, fingirten Gottheit Platz zu machen.

Um diesem Volke die Wahrheit nur einigermaßen verständ-

lich zu machen, mußte sie ihm in leiblich sichtbarem Bilde dargestellt werden. In's Fleisch hat Gott die Offenbarung des Alten Bundes hineingeschrieben.

Ein Volk hatte sich Gott aus allen Völkern erwählet, das ihm ein heiliges Volk, ein Volk des Eigenthums seyn sollte. Diesem Volke allein waren alle Offenbarungen und Verheißungen des Alten Bundes gegeben. So ruht also dieser Alte Bund auf einer materiellen Basis: auf der Stammeinheit des jüdischen Volkes. — Das Volk aber wurde nicht als solches, als schon gewordenes und ausgebreitetes Geschlecht, sondern es wurde in den Lenden seines Stammvaters, Abrahams erwählt. Diesem und seinem Samen nach ihm ist die Verheißung gegeben. So ist also Abraham derjenige, welcher dem Volke den Segen Jehovahs vermittelt, die Abstammung von Abraham dem Fleische nach ist das materiale Princip des Alten Bundes.

War nun dieses materiale Princip ein äußerliches, fleischliches Verhältniß, so darf es uns nicht Wunder nehmen, auch bei dem formalen Principe, dem Gesetze, ein ähnliches Verhältniß zum Fleische anzutreffen.

Wir nennen das Gesetz das formale oder negative Princip des Alten Bundes. Denn sollte das Princip der Abstammung nicht in so absolutem Sinne verstanden werden, daß jeder von Abraham abstammende eben dadurch, ohne alle Rücksicht auf seine sittliche Beschaffenheit Erbe der Verheißung sey (eine Annahme, welche der Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes durchaus widerspricht), so mußte jenem Princip als nothwendige Ergänzung eine Bestimmung darüber beigefügt werden, unter welcher Bedingung und in welcher Weise der Abrahamide den Segen Abrahams erben sollte. Diese Bedingung war nun: Gehorsam gegen das Gesetz. Nur der das Gesetz erfüllende Jude hatte Theil an den Privilegien seines Stammes. — Aber in einem Doppelten zeigte sich die Akkommodation auch dieses Principes an das Fleisch.

Wir fassen hier das Gesetz im weitesten Sinne als Be-

zeichnung a potiori der ganzen Alt-Testamentlichen Offenbarung und sagen demnach zuerst, es sey in der Form des Fleisches aufgetreten. Ein sichtbarer Ort der Erde war Mittelpunkt der Theokratie: Jerusalem. In Jerusalem stand der Tempel, der einzig legitime Ort der Anbetung, und im Allerheiligsten dieses Tempels war Gottes Herrlichkeit selbst räumlich gegenwärtig. Eine Menge von sichtbaren Gegenständen und Cerimonien symbolisirte die ewige Wahrheit, auf steinerne Tafeln sichtbar eingeschrieben wurde der Hauptinhalt des Gesetzes dem Volke vorgehalten. — Aber auch der Inhalt des Gesetzes war dem Fleische angepaßt. Es war nämlich keineswegs eine Offenbarung der absoluten sittlichen Wahrheit, sondern nur eine Vorstufe dem fleischlichen Sinne angemessen. Nur das Unerläßliche aller sittlichen Vollkommenheit forderte es. Man thut Unrecht, wenn man glaubt, daß der Dekalog den Juden in dem Sinne gegeben war, in welchem wir ihn unserm christlichen Volke erklären. Wenn z. B. gesagt ist: Du sollst nicht tödten! — so verstehen wir Christen in Bezug auf uns das Gebot so, daß wir darin nicht nur den groben Todtschlag, sondern auch alle und jede Art feineren Todtschlags im Geistlichen wie Leiblichen verboten finden. Dem Juden aber war die Blutrache, war überhaupt Haß gegen seinen Feind und Rache an demselben erlaubt. Uns verbietet das 6. Gebot alle und jede Art geschlechtlichen Umgangs, der außerhalb der legitimen, monogamischen Ehe stattfinden kann. Dem Juden war die Vielweiberei, war das Halten von Kebsweibern erlaubt. Wir meinen hiemit überhaupt nichts anderes, als was der Herr selbst ausspricht Matth. 5: Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst nicht tödten! Du sollst nicht ehebrechen! Ich aber sage euch u. s. w. Wie konnte der Herr deutlicher ausdrücken, daß er im Christenthum zwar nicht ein vom Alt-Testamentlichen wesentlich verschiedenes, aber doch graduell unendlich höheres Ideal der Sittlichkeit aufstelle und daß letzteres eben nur für die Alten und für die mit ihnen auf gleicher Stufe Stehenden gegeben sey? —

Und sagt Christus nicht ausdrücklich, daß um ihrer Herzenshärtigkeit willen Moses den Juden erlaubt habe, sich von ihren Weibern zu scheiden? Was ist diese Herzenshärtigkeit anders als jene Unfähigkeit des fleischlichen Menschen, die Höhe des sittlichen Ideales zu fassen und darzustellen?

Wie im Objekte der sittlichen Forderung zeigt sich die Akkommodation des Gesetzes an das Fleisch auch in dem Maaßstabe, den es bei Beurtheilung der sittlichen Leistungen anlegt. Es steht freilich geschrieben: Wer da hält alle Worte dieses Gesetzes, und sündiget an Einem, der ist's ganz schuldig! Und: Wer nicht hält alle Worte dieses Gesetzes, daß er darnach thue, der sey verflucht! Diesen Aussprüchen zufolge konnte keiner von denen, die dem Gesetze unterworfen waren, selig werden. Und doch waren sie Abrahams Same! Was half nun dieser Vorzug seiner Geburt dem Juden, wenn die Erlangung des ihm verheißenen Erbes erst noch an eine Bedingung geknüpft war, die sich als unerfüllbar herausstellte? Es wäre ihm so durch die eine Hand entzogen worden, was die andere darreichte. Es mußte also eine Ausgleichung dieses Widerspruchs vorhanden seyn. Diese ist nun gegeben in den Opfern, deren Darbringung freilich selbst schon ein Schuldbekenntniß, also Schuldbewußtseyn, Buße involvirte. Ja ohne diese begleitende Gesinnung wären die Opfer eine leere Cerimonie, ein wahrer Spott gewesen. Doch man konnte auch das Opfer in ein leichtes und bequemes Mittel seiner Sünde quitt zu werden, verkehren. Wie nahe lag die Meinung, daß die Gottheit den zeitlichen Verlust als Ersatz für die unterlassene, sittliche Leistung und das ihr sinnlich angenehme Blut und Fett als Mittel der Begütigung und Besänftigung hinnehme! Dieses Mittel zur Ausgleichung der sittlichen Mißstände konnte so leicht und dem Fleische so bequem erscheinen, daß eine Beschränkung unumgänglich nothwendig war. Wie konnte doch der Staat bestehen, wie konnte Ruhe und Ordnung gehandhabt und die öffentliche Sicherheit gewahrt werden, wenn jeder Frevel durch ein Opfer gebüßt werden konnte?

Deßhalb ist auf gewisse Vergehen, aber nur auf jene gefährlichsten, Staat und Religion in ihren Grundfesten bedrohenden die Todesstrafe unerbittlich gesetzt. Auf Ebal wurden diese Grundgesetze sammt dem Fluche, der dem Uebertreter drohte, feierlich proklamirt Deut. 27, 15—26. Unbedingter Fluch, der durch kein Opfer gesühnt werden konnte, war allen denen angekündigt, die den Götzen dienen oder den Aeltern fluchen, oder des Nächsten Grenze engern, unnatürliche Wollust begehen, dem Nächsten meuchlerisch nach dem Leben trachten würden u.s.w. — Der Israelite aber, der dieser gröbsten Ausbrüche der Sünde sich enthielt, für seine übrigen Vergehungen jedoch die vorgeschriebenen Opfer darbrachte, hatte alle negativen Bedingungen des Seligwerdens erfüllt. Er konnte wenigstens nicht verloren gehen. Daß in den Instituten des Alten Bundes selbst die weissagende Hindeutung auf das sittliche Ideal des Christenthums vorhanden war, und daß eine Vorahnung desselben, mehr oder weniger klar, im Bewußtseyn vieler Heroen des Alten Bundes sich vorfand, verkennen wir nicht, glauben aber nicht auf Betrachtung dieses Umstandes näher eingehen zu müssen, da wir jetzt blos das Gesetz an sich, in seinem Gegensatz zum Evangelium darzustellen beabsichtigen.

Eben weil das Gesetz einer doppelten Sphäre angehört: der geistigen durch seinen verborgenen, ewigen Inhalt, der fleischlichen durch seine dem zeitlichen und lokalen Bedürfniß angemessene Form, eben deßwegen, sagen wir, ist es einer zweifachen Auffassung fähig: einer fleischlichen und einer geistlichen. Nach göttlicher Absicht sollte das Gesetz als solches, d. h. als Zwangsgebot, als Offenbarung der Herrschermacht Gottes vor den Menschen seinen Knechten nur eine relative, vorübergehende Bedeutung haben. Die Menschen aber haben, eben weil sie Fleisch sind und lieber Knechte als Kinder seyn wollen, dem Gesetze als solchen eine absolute Bedeutung beizulegen versucht. Diese Auffassung nun, welche das Gesetz von Seiten des fleischlichen

Menschen überall und zu allen Zeiten erfährt; müssen wir jetzt etwas genauer betrachten.

Abrahams Samen und nur ihm ist die Verheißung gegeben. Zwei Momente sind es, die diesem Principe (dem materialen des Judenthums, wie oben gezeigt worden,) einen wahrhaft magischen Reiz in den Augen des fleischlich gesinnten Menschen verleihen. Das erste ist seine Objektivität, das zweite sein exklusiver Charakter. Verlangte Gott, daß der Mensch durch irgend eine subjektive Anstrengung sich zur Würde eines Abrahamiden erhebe, so würde letztere nur dem zu Theil werden, der sich diese Mühe nicht verdrießen ließe, aber auch jedem, der sie auf sich nähme. Aber die Abstammung von Abraham ist ein rein objektives Verhältniß, in welches nur bestimmte Individuen und zwar auf die zufälligste und für sie leichteste Weise, nämlich durch die Geburt eintreten. Welch' einen eigenthümlichen Reiz aber die Vortheile haben, die uns durch die Geburt zu Theil werden, sehen wir an unserm Adel. Denn wie der Adelige inmitten der bürgerlichen Gesellschaft, so steht der Jude unter den Nationen da. Man frage einmal einen Adeligen, wie er denn auf seine Geburt stolz seyn könne, da diese Thatsache ja eine ganz zufällige sey, zu deren Eintreten er nicht das Mindeste beigetragen habe, die also in keiner Weise ein Verdienst, einen Ruhm für ihn begründen könne. Saget ihm, er hätte ja gerade so gut in der Familie eines Tagelöhners und der Sohn des Tagelöhners hätte gerade so gut im Schooße seiner adeligen Sippschaft geboren werden können, und er wird Euch das gerne zugeben, aber er wird zugleich bemerken, gerade das, daß es hätte, so seyn können aber in der That nicht so sey, sey das Schöne an der Sache. Denn die Thatsache seiner Geburt von adeligen Ahnen beweise eben, daß der Lenker aller Dinge ihm gerade und nicht einem Andern den Vorzug der edlen Abstammung habe zuwenden wollen. Er sey also schon von dem Momente seiner Entstehung an, ja von Ewigkeit her ein von der Vorsehung Auserkorner und zu einer höheren Sphäre des Da-

seyns Prädestinirter. Und ebenso sucht ein jedes einzelne Individuum unter den Juden seinen Ruhm gerade darin, daß Gott selber ihm, dem Individuum durch das Faktum seiner Geburt aus Abrahams Samen eine nota distinctiva, ein Ehrenzeichen aufgedrückt habe, daß es also ein von Gott deutlich vor allen andern ausgezeichnetes sey. Der Werth dieses Ehrenzeichens wird nun aber noch durch seine Exklusivität bedeutend erhöht. Abrahams Nachkommen bilden ein geschlossenes homogenes Ganze, von dessen Herrlichkeit alle diejenigen absolut ausgeschlossen sind, die eben nicht durch die Geburt ihm angehören. Alle andern Ehrenstellen der Welt können errungen werden, die Ehre der Geburt nimmermehr. Denn es kann Keiner in seiner Mutter Leib zurückkehren und von Neuem geboren werden *). Darum eben fühlt sich der Adelige als ein Wesen höherer Art, weil eine unübersteigliche Kluft befestigt ist zwischen dem Boden seiner Existenz und dem der Andern. Seine Geburt drückt ihm

---

*) Das ist aber im Reiche Gottes möglich. Denn auch die Theilnahme an diesem gründet sich auf eine Geburt, nämlich auf die Wiedergeburt. Weil aber das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist, so ist jene Geburt nicht eine fleischliche sondern eine geistige, und ist als solche nicht ein Privilegium Weniger, sondern eine Gnade, die Allen zu Theil werden kann. Das Volk Israel, ein Volk von Knechten rekrutirt sich durch einen Akt der absoluten Herrschermacht Gottes, dem gegenüber der Mensch unfrei, prädestinirt ist. Denn die fleischliche Geburt ist nichts Anderes als eine prädestinirte Thatsache, bei der sich der Mensch, eben weil sie keine geistige, sondern eine leibliche ist, rein passiv verhält. Das Reich Christi, ein Reich von Kindern bildet sich in Folge freier Handlungen. Die Wiedergeburt, als geistiger Akt, muß nothwendig ein Akt der Freiheit seyn. Das Jüdische, Fleischliche der Prädestinationslehre tritt hier recht an's Licht. Die Gemeinde der Auserwählten ist nach ihr auf dieselbe Weise und mit denselben sittlichen Consequenzen entstanden, wie das Volk des Alten Bundes. Beiden liegt dasselbe Princip zu Grunde.

einen character indelebilis auf, der eben so wenig von Andern erworben als von ihm verloren werden kann. Nun muß man aber das menschliche Herz schlecht kennen, wenn man nicht weiß, daß Ehre seine größte Leidenschaft, ja was sage ich! sein größtes Bedürfniß ist. Alle Ehre aber besteht in Auszeichnung, Unterscheidung von Andern, Erhebung über Andere. Was wir mit Andern gemein haben, ehrt uns nicht, was uns aber von Andern unterscheidet, das ehrt uns. Woher käme es denn sonst, daß die Sucht nach etwas Besonderem dem Menschen so tief inwohnt? Der Egoismus findet seine volle Befriedigung nur dann, wenn das Ich das Ich κατ' ἐξοχήν ist. Dieses Exklusive der Dignität findet sich nun bei dem Adel als Korporation gegenüber andern Korporationen, und ebenso bei den Juden als Nation gegenüber den andern Nationen. Die Juden sind der Adel des menschlichen Geschlechtes.

Auch das formale Princip des Judenthums, das Gesetz, ist einer verkehrten Auffassung von Seiten des fleischlich gesinnten Menschen in hohem Grade fähig. Und zwar sagt es ihm in der Weise, wie er's versteht, so zu, daß er es um keinen Preis lassen will. Wenn Gott ihm Befreiung vom Gesetze anbietet, wenn er ihn aus einem Knechte zu seinem Kinde machen will, so ist ihm solche fröhliche Botschaft eine Thorheit und ein Aergerniß. Er will durchaus nichts davon wissen, daß das Gesetz nur eine relative Bedeutung haben, daß es einmal ein Ende nehmen solle. Es ist ihm die absolute Wahrheit und er hält es mit fanatischer Wuth als Gesetz, als Zwanggebot fest. Denn der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes; es ist ihm eine Thorheit und kann es nicht erkennen, denn es muß geistlich gerichtet seyn. Aus dieser fleischlichen Gesinnung erklärt sich alle Wuth, welche die Welt von jeher gegen das Evangelium gezeigt hat. Hätte Christus ihnen ein neues Gesetz gepredigt, hätte er ihnen die lästigsten und beschwerlichsten Werke vorgeschrieben, hätte er ihnen zugemuthet, daß sie sich peinigen sollten nach Art der Fakire, man würde ihn verstanden

und ihm gehorcht, man würde ihn gewiß nicht gekreuzigt haben.

Wir haben oben gesagt, daß Ehre das erste und größte Bedürfniß der Persönlichkeit sey. Und das ist nicht etwa ein Unrecht, es ist vielmehr ganz in der Ordnung und liegt schon in dem Begriffe der Persönlichkeit als einer gottentstammten. Eine ehrlose Persönlichkeit ist so gut als keine. Aber eben in der Göttlichkeit unsres Ursprungs liegt zugleich das Correktiv für die möglichen Ausartungen des Ehrtriebs. Als Kinder Gottes finden wir unsre wahre Ehre nur in ihm und durch ihn, wie er die seinige nur in unsrer Seligkeit sucht. Dem rechten Christen ist also seine Ehre nicht absolut, sondern nur relativ das Höchste. Im Kindesverhältniß, wie es durch Christus hergestellt ist, sind Egoismus und Selbstverleugnung, Freiheit und Nothwendigkeit eins. Aber dem natürlichen Menschen ist seine Ehre absolut das Höchste, denn er sucht sie nicht in, sondern außer Gott, indem er sich selbst zum Centrum des Weltalls macht. Ihm sind nicht Freiheit und Nothwendigkeit in Christo eins geworden, sondern sie sind ihm ewig geschieden, aber so, daß er die Freiheit zur Nothwendigkeit und die Nothwendigkeit zur Freiheit verkehrt, d. h. daß er eben so sehr an einer falschen, von Gott nicht gewollten Knechtschaft, als an einer falschen, ungöttlichen Freiheit fest hält.

Und hiezu ist ihm nun das Gesetz das nothwendige Mittel. Durch das Gesetz setzt Gott selbst den Menschen außer sich, sich gegenüber. Darum wird das Gesetz eine Scheidewand (μεσότοιχον φραγμοῦ Eph. 2, 14) genannt. Jener Zaun, der Menschen und Thiere von der Berührung des heiligen Sinai abhalten sollte, ist ein Symbol des Gesetzes selber. Nur aus der Ferne und unter Entsetzen einflößenden Naturphänomenen wird dem Volke der göttliche Wille proklamirt, Gott und der Mensch sind absolut getrennt, der Schöpfer weilt unnahbar in seiner Sphäre und weist durch drohenden Befehl die Kreatur in die ihrige zurück. Aber eben dadurch wird eine Reaktion des

Egoismus im zurückgestoßenen Menschen hervorgerufen. Das ideale Knechtsverhältniß setzt zwei excentrische Kreise, deren Mittelpunkte sich mit gleicher Stärke abstoßen und anziehen, so daß sie weder jemals Eins werden, noch je sich völlig von einander trennen können. Das Gesetz, obgleich es den Menschen erniedrigt, gesteht ihm doch eine scheinbar unbedingte Selbstständigkeit zu: es besiehlt ihm und droht, aber es überläßt doch den Vollzug des Befehles gänzlich seiner eigenen Kraft. Es enthält somit eine Anerkennung der sittlichen Tüchtigkeit des Menschen, die ihm über Alles schmeichelhaft ist. Der Mensch fühlt sein mächtigstes Bedürfniß, das nach Ehre, befriedigt durch das Zutrauen, welches der Gesetzgeber ihm schenkt. Diese Befriedigung ist so groß, daß dem Menschen nicht leicht eine sittliche Forderung zu schwer scheint. Im Gegentheil, um seinen Ehrgenuß zu steigern, lädt er sich in willkührlicher Askese eine Menge von Werken, Entbehrungen, ja Schmerzen auf, die das göttliche Gebot ihm gar nicht zugemuthet hatte. Doch zeigt sich gerade in diesem Punkte, welch' feinen Betrug das Fleisch mit dem Gesetze zu spielen und wie es dasselbe zu seinem Vortheil umzugestalten weiß. Die Forderung des Gesetzes geht nämlich auf ernstliche Bekämpfung der Sünde. Diese aber zu lassen ist der fleischliche Mensch keineswegs gewillt. So sehr ihm die Idee des Gesetzes an sich recht ist, eben so wenig konvenirt ihm jenes ernste Gesetz, das aufrichtige Bekehrung fordert. Was thut er deßhalb? Er setzt an die Stelle der ewigen, göttlichen Gebote willkührliche Menschensatzungen, durch deren beschwerliche Erfüllung er sich von der noch beschwerlicheren der göttlichen loskaufen zu können meint. Dies ist die Heuchelei des Pharisäerthums, gegen welche jener bekannte Ausspruch des Herrn gerichtet ist: Wehe euch Schriftgelehrte und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr verzehntet Minze, Till und Kümmel und laßt dahinten das Schwerste im Gesetz, nämlich die Barmherzigkeit, das Gericht und den Glauben.

So findet der Heuchler in der Idee des Gesetzes das Mit-

tel, seinen sittlichen Stolz und seine sinnliche Lust zugleich zu befriedigen.

Doch geht dem Trieb der hochmüthigen Selbstthätigkeit die Lust zur Trägheit auf eine merkwürdige Weise zur Seite. Wir haben eben bemerkt, wie sehr diese Trägheit des Fleisches bei Vorzügen, die auf die bloße leibliche Geburt sich gründen, ihre Rechnung findet. Etwas ganz ähnliches findet nun in dem Verhältniß der Knechte zum Gesetze statt. So wie der fleischlich Gesinnte es liebt etwas zu thun, damit er ein Verdienst habe, aber so, daß, was er thut, ein leichtes und doch schwierig scheinendes sey, ebenso liebt er es, daß er sich nicht selbst zu besinnen brauche auf das, was er thun soll, sondern daß ihm dies in einer fertigen Instruktion deutlich vorgeschrieben werde. Dieser Satz wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt. Alle diejenigen Menschen, welche noch vorherrschend auf der Stufe des materiellen Seyns stehen, z. B. die Kinder, rohe Volkshaufen, Schaaren gemeiner Krieger oder Handarbeiter ꝛc., diese alle fordern, daß ihnen keine geistige Anstrengung über das Wie ihrer Arbeit zugemuthet, sondern daß ihnen jeder Schritt, den sie thun sollen, von der leitenden Einsicht vorgezeichnet werde. Ein solcher Haufe ist ohne eine höhere Intelligenz, die für ihn denkt und ihm befiehlt, rathlos und unfähig seine rohen Kräfte zu gebrauchen; er hat ein unabweisliches Bedürfniß nach einem Herrn, und mit der Freiheit weiß er so durchaus nichts anzufangen, daß es ihm angst und bange wird, sobald er nur einen Augenblick sich selbst überlassen ist. Die Vollständigkeit des Mosaischen Gesetzes und sein Eingehen in das kleinste Detail des Lebens erklärt sich aus diesem Bedürfniß des natürlichen Menschen. Es könnte nun aber das Verlangen des letzteren nach deutlicher vollständiger Instruktion als ein sehr löbliches, als ein Beweis von Demuth und Gewissenhaftigkeit erscheinen. Und dem wäre allerdings so, wenn knechtischer Gehorsam das absolut richtige Verhältniß des Menschen zu Gott wäre. Es gibt aber ein Verhältniß, in dem ohne Gesetz der

Wille Gottes doch unendlich besser erfüllt, und seine Ehre so wie die der Kreatur selbst unendlich besser gewahrt wird. Wir meinen das Kindesverhältniß. Das Kind nämlich mit dem Zeugniß der Kindschaft im Herzen ist so Eins mit dem Vater, so ganz von seinem Geiste durchdrungen, daß es gar nichts Anderes thun kann noch will, als was dem Vater gefällt. Gott dienen ist seine höchste Lust, sein freiester Entschluß, ihm nicht dienen wäre ihm Zwang. Es bedarf deßhalb keiner Instruktion mehr. Das lebendige Princip, welches es im Herzen hat, leitet es in alle Wahrheit, und lehrt es, des Vaters Willen nicht mehr bloß nach dem äußern Laute des Buchstabens, sondern nach der ganzen Tiefe seines geistigen Gehaltes zu erfüllen (Jer. 31, 31—34). Wo nun Gott einmal sich als Vater geoffenbart und den Menschen die Möglichkeit eröffnet hat, in das Verhältniß von Kindern zu ihm zu treten, da noch eigenwillig Knecht bleiben und von der Freiheit der Kinder Gottes keinen Gebrauch machen zu wollen, ist ein Frevel und eine Beleidigung, die der barmherzigen Liebe Gottes angethan wird. Denn diese scheinbare Gewissenhaftigkeit ist im Grunde nichts Anderes als fleischliche Trägheit. Was ist nämlich leichter, nach dem Buchstaben einer Instruktion handeln, oder im Geiste dessen, der sie gegeben hat? Heißen jene nicht unnütze Knechte, die nichts weiter thun, als nur eben das, was ihnen vorgeschrieben ist? Jedes Gesetz hat das Eigenthümliche, daß es eine einschläfernde Wirkung auf die ihm Untergebenen ausübt. Es überhebt sie gänzlich der Mühe des Denkens, des organischen Producirens, und treibt sie blos zu einer mechanischen Thätigkeit an. Und gerade dieses Arbeiten im Schlafe, wo der Leib sich rührt, während der Geist erstarrt ist, diese äußere Vielgeschäftigkeit, verbunden mit größter geistiger Stabilität, ist der Wahlplatz, auf welchem das Fleisch am liebsten seine Lorbeeren sucht. Die organische Thätigkeit der selbstständigen aber doch dem Willen Gottes entsprechenden Hervorbringung, die Offenbarung jenes Standpunktes, auf dem wir zugleich Knechte und doch frei

sind, ist unendlich mühsamer, wiewohl unscheinbarer, weil innerlich verborgen, als die laute glänzende Thätigkeit der gesetzlichen Werkheiligkeit. Das ist eben der Betrug des Fleisches, daß es um den Ruhm der Thätigkeit zu haben, das organische Handeln ächtet und dem mechanischen ausschließlich huldigt. Nicht umsonst straft aber der Apostel diejenigen mit scharfen Worten, welche in der Freiheit, zu der sie berufen sind, und die nicht nur ein Recht, sondern auch eine Pflicht für sie ist, nicht beharren wollen, sondern sich umwenden zu jenen schwachen und dürftigen Satzungen, durch deren Befolgung sie dem Fleische wohlthun, während der Geist der Kindschaft, der freie Geist des in der Liebe thätigen Glaubens dadurch unterdrückt wird. Gal. 5.

Wir haben also erkannt, wie zwar das Gesetz recht und gut ist, so jemand sein recht brauchet, wie aber mit seiner Eigenthümlichkeit selbst die Möglichkeit eines Mißverständnisses gegeben ist. Dem fleischlich gesinnten Menschen als Zuchtmeister auf Christus gegeben, wird es von ihm für die absolute Offenbarung genommen, und weil er etwas Anderes als Knecht weder seyn kann, noch seyn will, so klammert er sich an's Gesetz aus allen Kräften an, und mit fanatischer Wuth verfolgt er das Evangelium, die Offenbarung des Geistes. Das Gesetz ist das Evangelium des Fleisches. Wo und wann nur immer das Fleisch sich regt, wird es das Gesetz als die einzige ihm adäquate Religionsform postuliren. Insofern das Fleisch durch das Christenthum noch nicht absolut überwunden ist, insofern dasselbe vom Anfange der Kirche an bis auf den heutigen Tag nicht ermangelt in allen religiösen Erscheinungen seine bedeutende Rolle zu spielen, finden wir durch die ganze Geschichte der Kirche hindurch eine fleischlich-gesetzliche Auffassung des Christenthums gegenüber der geistlich-evangelischen. Ja wir können sagen, daß alle Differenzen auf religiösem Gebiete, welcher Art sie auch immer seyn mögen, sich einfach auf den Unterschied von Gesetz und Evangelium, d. i. Fleisch und

Geist als ihre tiefste Wurzel zurückführen lassen *). Es giebt also überhaupt nur zwei theologische Standpunkte: den gesetzlichen und den evangelischen, wie ja die Schrift sich theilt in Gesetz und Evangelium, wie alles Seyn in Geist und Materie, und wie überhaupt der Mensch zu seinem Gott in keinem andern Verhältniß stehen kann, als entweder in dem eines Knechtes, oder in dem eines Kindes.

Noch müssen wir jene Karikaturen des Heiligsten erwähnen, die den edlen Früchten ächt christlichen Geistes in der gesetzlichen Sphäre entsprechen. Wir meinen Fanatismus, Proselytismus, Scholastik. Der Fanatismus, wo er sich auch zeigen mag, ist immer das Symptom einer fleischlich-gesetzlichen Richtung. Denn dem Fanatiker ist sein Dogma ein absolutes, für alle gültiges, unerbittlich strenges Gesetz, ein Gesetz, das keine Entschuldigung des Nichtwissens oder Nichtkönnens annimmt, sondern dessen Wahlspruch ist: Unterwirf dich oder stirb! Und wie der Fanatiker selbst diesem Gesetze sklavisch gehorcht, so will er, daß es auch jeder Andere thue. Wer es nicht thut, über den ist ipso facto das Urtheil gesprochen (ἤδη κέκριται Joh. 3.), und er selbst, der fanatische Knecht, übernimmt mit Freuden die Rolle des Henkers. Und zwar thut er das um so lieber, als es ihn einerseits wurmt, daß man es wagte, seiner Ansicht und seiner Parthei zu widerstehen, andrerseits aber es ihm viel leichter und bequemer dünkt, mit Keulen den Mund zu stopfen als mit Gründen.

Auch der Proselytismus ist der knechtisch-gesetzlichen Richtung eigenthümlich. Er ist die Karikatur der christlichen, auf

*) Dieser Unterscheid zwischen dem Gesetz und Evangelio ist die höchste Kunst in der Christenheit, die alle und jede, so sich des christlichen Namens rühmen oder annehmen, kennen und wissen sollen. Denn wo es an diesem Stück mangelt, da kann man einen Christen vor einem Heiden oder Juden nicht erkennen; so gar liegt es an diesem Unterscheid. Luther zu Gal. 3, 23 u. 24.

die Liebe sich gründenden Missionsthätigkeit. Das Gesetz fordert nur äußere formelle Unterwerfung, nicht innere Uebereinstimmung, es will den Menschen nur äußerlich, nicht innerlich beherrschen. Es fragt gar nicht darnach, ob es seinen Untergebenen auch Lebensprincip geworden sey. Wenn diese nur so gestellt sind, daß sie gehorchen müssen und durch Zwang jeder thatsächliche Widerstand ihnen unmöglich gemacht werden kann, so ist es befriedigt. Ob innerlich widersprochen wird, ist ihm gleichgültig. Das Streben nun, die Andersgläubigen äußerlich der Herrschaft des Dogma als des absoluten Gesetzes zu unterwerfen, ist eben der Proselytismus. Weil ihm die äußerliche Unterwerfung genügt, braucht er auch die äußerlichsten Mittel. Die Wuth aber, der fanatische Eifer, mit welchem die Proselytenmacherei betrieben wird, erklärt sich abermals nur aus der Befriedigung, welche der subjektive Hochmuth des rohen, fleischlichen Menschen durch das äußere Anwachsen und Mächtigwerden seiner Parthei erhält.

Die Scholastik endlich ist die Karikatur der wahren, christlichen Theologie. Als ihr Objekt erkennt sie nur das Gesetz an. Nur an dem bereits fertigen und gesetzlich fixirten Dogma ist sie auf mechanische Weise thätig. Ein organisches in sich Aufnehmen und Fortbilden des göttlich gegebenen Keimes kennt und mag sie nicht. Ein äußerliches Zersplittern in unendliche Distinktionen, ein kasuistisches Anwenden auf unzählige Fälle, ein sophistisches Räsonniren und Disputiren gegen spitzfündige Einwendungen ist alles, was sie leistet. Wir haben aber oben gesehen, wie selbst die regste, mechanische Thätigkeit doch nur der Trägheit des Fleisches Vorschub leistet, indem sie eine wahrhaft geistige, organisch-produktive Thätigkeit nicht nur nicht fordert, sondern sogar aufs entschiedenste negirt.

Betrachten wir nun die Religion des Geistes, das Christenthum.

In Christo hat sich Gott als Vater geoffenbart. Die Fülle seiner Herrlichkeit, die ganze Tiefe seiner Gottheit, die vollen=

dete Harmonie seiner Eigenschaften ist durch diese Offenbarung an den Tag gekommen. Eine höhere, umfassendere Stufe der Offenbarung gibt es nicht, denn es ist die höchste Ehre und zugleich die höchste Liebe, Vater zu seyn. Ist aber Gott Vater, so sind wir in Christo seine Kinder. Wie die Vaterschaft von Seiten Gottes, so ist die Kindschaft von unsrer Seite die höchste Stufe des gegenseitigen Verhältnisses. Gott und Mensch von entgegengesetzten Punkten der Peripherie ausgehend, treffen in dem Sohn- und Vaterverhältniß als in dem absoluten Centrum zusammen. Sie sind nun Eins geworden, der Zweck der Geschichte ist erreicht.

Ist Gott Vater, so ist unser Verhältniß zu ihm vor allen Dingen ein unmittelbares. Es ist ein Unsinn sagen zu wollen, daß Kinder, um zu ihrem Vater zu gelangen, eines außer Gott stehenden Vermittlers bedürfen, oder daß der Vater sich seinen Kindern nur durch eine von ihm verschiedene Mittelsperson mittheilt. Gott ist selbst Mittler geworden in Christo Jesu seinem Sohne; alle menschliche Vermittlung, wie sie im Alten Bunde zwischen dem Herrn und den Knechten nöthig war, hat aufgehört.

Ist Gott Vater und sind wir Kinder, so ist's klar, daß wir Zugang zu ihm haben an dem Orte, wo er wesentlich und wahrhaftig ist, d. i. im Himmel. Denn Kinder haben allezeit Zutritt in das Gemach des Vaters, wo freilich Niemand als nur sie ihn stören darf. Der himmlische Vater hat deßhalb für seine Kinder keinen irdischen Ort mehr nöthig, an dem er seine Herrlichkeit wohnen und um ihrer Schwachheit willen ihnen sichtbar zur Erscheinung kommen lasse. Es ist die Zeit gekommen, daß man weder auf dem Berge Garizim, noch in Jerusalem ihn anbetet, sondern, dieweil Gott ein Geist ist, sollen auch, die ihn anbeten, im Geiste und in der Wahrheit ihn anbeten. Nicht mehr sinnlich, sondern geistig nehmen die Kinder Gott wahr, mit dem Geiste suchen sie ihn in den geistigen Regionen auf; sein wahrhaftes, geistiges Wesen erkennen sie

und widmen ihm eine Anbetung, die nicht mehr in äußerlichen Cerimonien, sondern in einer Bethätigung der ewigen, göttlichen Wahrheit besteht, deren Fülle er ihnen geoffenbart hat. Ihr Wandel ist im Himmel, der Mittelpunkt ihrer Gemeinschaft ist nicht mehr das irdische Jerusalem, welches ja nur zur Knechtschaft gebiert, sondern das Jerusalem, das droben ist, die Freie, welche ist unser aller Mutter. Obwohl nun Gott den irdischen Wohnort seiner Herrlichkeit verlassen hat und unsre Augen ihn auf keinem Punkte der Erde mehr entdecken, so ist er uns darum nicht ferner, sondern im Gegentheil näher geworden. Denn für den Geist verschwinden die Schranken des Raumes. Es ist uns als Kindern vergönnt, in jedem Augenblicke ihm nahe zu seyn und seine Nähe im Innersten unseres Herzens zu empfinden. Denn, wir wiederholen es, unser Wandel ist im Himmel und soll im Himmel seyn. Denn ihr seyd nicht gekommen, sagt der Apostel (Hebr. 12, 18 ff.) zu dem Berge, den man anrühren konnte und mit Feuer brannte, noch zu dem Dunkel und Finsterniß und Ungewitter u. s. w., sondern ihr seyd gekommen zu dem Berge Zion und zu der Stadt des lebendigen Gottes, zu dem himmlischen Jerusalem und zu der Menge vieler tausend Engel, und zu der Gemeine der Erstgebornen, die im Himmel angeschrieben sind, und zu Gott, dem Richter über Alle, und zu den Geistern der vollkommenen Gerechten, und zu dem Mittler des Neuen Testamentes Jesu, und zu dem Blute der Besprengung, das da besser redet denn Abels. Daß aber Gott auch zu uns nahe, daß er uns entgegen komme und um uns zu sich zu erheben, selbst in seinem Geiste zu uns herabsteige, davon redet der Apostel, wenn er spricht: Denn ihr habt nicht einen knechtlichen Geist empfangen, daß ihr euch abermals fürchten müßtet, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! Derselbige Geist giebt Zeugniß unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind.

Ist nun Gott ein Geist, ist seine Gegenwart nicht mehr

eine sichtbare, sondern sein Thun und Wesen ein verborgenes, so ist es klar, daß wir nicht vermittelst des Schauens, sondern nur vermittelst des Glaubens zu ihm gelangen können. Denn zum Schauen des Absoluten ist die Sehkraft des irdischen Geistes zu schwach. Nur der Glaube dringt in jene Tiefen, in denen unser himmlisches Erbe uns aufbewahrt wird; der Glaube aber ist die Kraft, die uns allen Entfernungen und allen materiellen Schranken zum Trotz in die selige Nähe unsres Gottes und zum realen Genuß der ewigen Heilsgüter bringt. Dem Knechte wird das Glauben nicht zugemuthet, weil in sein Bereich gar nichts kommt, was nur vermittelst des Glaubens percipirt werden könnte. Denn das Gesetz ist ja schon der Fassungskraft des natürlichen Menschen angepaßt; seine Gebote so wie seine Drohungen und Verheißungen bleiben ganz innerhalb der Sphäre des Materiellen, sinnlich Wahrnehmbaren Deut. 28. Seine Kinder aber, denen Gott im Evangelio das Höchste geoffenbart hat, erprobt Gott durch den Glauben; denn auf den rührenden Fuß des liebevollen Zutrauens setzt sich Gott den Menschen gegenüber, indem er Glauben von ihnen fordert. Wer nur immer auf das Zutrauen des Nächsten Anspruch macht, setzt seine Liebe zu diesem als ihm bekannt voraus. Nur Liebe gibt und erwartet Zutrauen. Darum ist auch der Glaube ein gegenseitiger. Denn Gottes Zumuthung an uns, ihm ganz zu vertrauen, setzt eben ein Zutrauen von seiner Seite in uns voraus. Er traut uns zu, daß wir ihn nicht nur für des Betrugs unfähig, sondern auch der höchsten Liebe und Macht für fähig halten. Also ist der Glaube ein Wechselverhältniß, das nur zwischen Personen, die sich lieben, stattfinden kann. In welchem Verhältniß ist aber wechselseitiges Zutrauen mehr eine in der Natur begründete Erscheinung, als zwischen Vater und Sohn? Vater und Sohn sind die natürlichen Typen der vertrauenden Liebe. Trennet sie und lüget bei dem Einen auf den Andern, sie tragen die Widerlegung eurer Lügen in ihrem Herzen. Also

ist Glaube das Band, welches im Neuen Bunde den Menschen als Kind mit Gott seinem Vater verknüpfet.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß der Glaube nicht ein bloßes historisches Fürwahrhalten, sondern ein Thun ist (ein ἔργον Jak. 2 und in diesem Sinne kann dann natürlich der Apostel sagen: ἐξ ἔργων δικαιοῦται ἄνθρωπος καὶ οὐκ ἐκ πίστεως μόνον). Der Glaube ist nur Eine Manifestation der thatkräftigsten Liebe und kann deßhalb so wenig ohne Werke bleiben, als ein gesunder, kräftiger Baum ohne Früchte.

Doch daß im Neuen Bunde ein Band wechselseitigen Zutrauens zwischen Gott und Menschen besteht, zeigt sich auch noch auf herrlichere Weise. Gott schreibt seinen Kindern kein Gesetz mehr vor vgl. 1 Tim. 1, 9. Weder ein detaillirtes Moralgesetz, noch ein fertiges Lehrsystem, noch ein ausführliches Organisationsdekret giebt er ihnen. Wohl aber legt er seine göttlichen Ideen als lebendige Keime in sie, und insofern sind sie allerdings nicht ohne Gesetz 1 Kor. 9, 21. Hebr. 8, 10. — Und darin eben besteht Gottes Glaube an seine Kinder, daß er ihnen zutraut, sie werden seine göttlichen Gedanken ihnen zur Ausführung überlassen nicht verkennen, noch verunstalten oder gar veruntreuen und unterdrücken, sondern sie werden mit inniger Liebe, als verwandte Geister, in seine Gedanken eingehen und dieselben durch ihre freie Thätigkeit zur Darstellung in der Wirklichkeit bringen. Freilich überläßt Gott die Entwicklung des Reiches Gottes nicht unbedingt den Menschen, welche zur Theilnahme und Arbeit an demselben berufen sind; denn sie hören nicht auf, dem Fleische unterworfen zu seyn, und würde auf diese Weise das Unkraut den Waizen bald überwachsen und erdrückt haben. Vielmehr behält er sich die göttliche Oberaufsicht und Leitung vor. Aber er versteht es, freie Geister zu regieren. Wie in der Weltregierung überhaupt, so in der Führung des Reiches Gottes insbesondere, weiß Gott Freiheit und Nothwendigkeit zu vereinigen, d. h. er läßt dem Menschen seinen freien

Willen, er zwingt ihn zu nichts, aber er weiß es so zu machen, daß die Menschen theils gerade dadurch, daß sie Ungöttliches thun, theils dadurch, daß sie das Göttliche endlich doch selbst als das einzig Heilbringende erwählen müssen, das von ihm beabsichtigte Resultat auf wundersam verschlungenen Pfaden herbeiführen. — So bekommt das Reich Gottes oder die Kirche Neuen Testaments den Charakter eines freien, lebendigen Organismus, weßhalb denn auch Christus selbst in wiederholten Gleichnissen sie mit Organismen vergleicht. Man sehe Matth. 13, 31 ff., wo das Himmelreich ein Senfkorn genannt wird, welches zwar das Kleinste ist unter allen Samen, aber wenn es erwächst, das größeste wird unter dem Kohl. Oder Marc. 4, 26 ff., wo es heißt: Das Reich Gottes hat sich also, als wenn ein Mensch Samen aufs Land wirft und schläft und stehet auf Nacht und Tag, und der Same gehet auf und wächset, daß er es nicht weiß. Denn die Erde bringet von sich selbst zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Waizen in den Aehren.

Dies führt uns darauf, noch einige Worte über das Wesen der Kirche Neuen Testamentes zu sagen. Wie unterscheidet sich eine Gemeinschaft von Knechten von einer aus Kindern bestehenden Gemeinschaft? Wir haben gesehen, daß der Mensch durch das Knechtsverhältniß außerhalb Gott gesetzt wird. Er darf Gott nicht nahen, denn Gottes Nähe ist ihm, dem Sünder, tödtlich, durch einen Zaun ist er von der Gemeinschaft seines Gottes ausgeschlossen. Daraus folgt, daß die Gemeinde der Knechte nicht Gott selbst zur materialen, unmittelbaren Basis ihrer Existenz haben kann, sondern sie ist gegründet auf menschliche Grundlagen. Die Abstammung von Abraham haben wir gesehen, ist das materiale Princip der Kirche Alten Testaments. Ist dies nun nicht ein rein menschliches, ja ein rein äußerliches, leibliches Verhältniß? Ist dadurch nicht ein Mensch, Abraham, zum realen Grundstein der Kirche gemacht? — Wir haben ferner gesehen, daß die Allgemeinheit dieses Ver-

hältnisses beschränkt war durch die Forderung strengen Gehorsams gegen das Gesetz. Der Israelite mußte nicht nur im Allgemeinen seine Bereitwilligkeit, dem Gesetze zu gehorchen, erklären, sondern er mußte auch gewisse fundamentale Gebote unbedingt erfüllen, widrigenfalls ihn unnachsichtlich die leibliche Ausrottung aus der Gemeinde traf. Für die der menschlichen Schwachheit unvermeidlichen Fehltritte aber, welche als peccata venialia Verzeihung finden konnten, mußte er zu diesem Behufe die vorgeschriebenen Opfer durch den Priester darbringen lassen. Ist hier nun nicht wieder ein menschliches Verhältniß, nämlich der subjektive Gehorsam, also das eigene Thun des Menschen, zur Basis der Kirche gemacht? Es war für die Juden die Möglichkeit gegeben, die Kirche Alten Testamentes gänzlich zu zerstören: sie durften nur durch fortgesetzte Vermischung mit Nicht-Hebräern ihr Abrahamisches Blut verlieren, und durch Uebertretung der fundamentalen Gebote die formellen Bande ihrer Gemeinschaft sprengen. Denn wenn kein Abrahamisches Blut mehr da war, und das Gesetz nicht mehr erfüllt wurde, dann hatte ja die Kirche Alten Bundes aufgehört zu existiren. In beiden Fällen sieht man, wie ihr Bestehen von den Menschen, ihren Gliedern, abhing. — Aus diesem materiellen Charakter ihrer Grundprinzipien ergiebt sich uns noch eine andere höchst wichtige Eigenthümlichkeit der Alt-Testamentlichen Kirche. Insofern sie nämlich nur aus Abrahamiden und Erfüllern des Gesetzes bestehen konnte, sehen wir, daß sie nur homogene, keine heterogenen Elemente in ihrer Mitte dulden durfte. Wenn nie und in keinem Falle in den Principien selbst irgend einer Gemeinschaft ein Widerspruch oder Gegensatz sich finden darf, so mußten die Juden gegenüber Abraham und dem Gesetze vollkommen unter sich übereinstimmen, wenn sie nicht aufhören wollten, das heilige Volk zu seyn. Ein Gegensatz in diesen Beziehungen, der geduldet und nicht sofort wäre ausgestoßen worden, hätte die Existenz der Theokratie bedroht. Wo aber kein Gegensatz stattfinden darf, da ist auch keine Freiheit, kein

leben, keine Entwicklung, keine Geschichte. Wir wissen wohl, daß man von einem organischen Fortschritt der Erkenntniß auf dem Gebiete des Alten Testaments, von einer successiven Entfaltung der Offenbarung spricht. Aber bei diesem Fortschritt verhielten sich die Menschen rein passiv, sie waren nicht die Subjekte, sondern die Objekte desselben, die Offenbarung wurde ihnen successive in immer schärferer, speciellerer Fassung von außen her mitgetheilt, aber sie entwickelte sich nicht in ihnen und aus ihnen heraus. Der Offenbarungsakt des Alten Bundes umfaßt einen Zeitraum von vielen Jahrhunderten; es war ein langer Schulunterricht, in welchem von vielen sich folgenden Lehrern den Schülern immer Neues gesagt worden ist, weil sie von selbst nicht darauf gekommen wären. Der Offenbarungsakt des Neuen Bundes koncentrirt sich auf einen Zeitraum von wenigen Jahren. Er dauerte nur so lange als nothwendig war, um das Senfkorn zu pflanzen. Von da an keine Offenbarung mehr von außen her, wohl aber von innen heraus, d. h. Entfaltung des göttlichen Keimes im Bewußtseyn der Kinder.

In der Kirche des Neuen Bundes nämlich offenbart sich Gott als Vater. Hier ist also unmittelbare und reale Gemeinschaft zwischen ihm und den Menschen, seinen Kindern, möglich. Darum ist er selber durch seine Person und sein Wort der lebendige Grundstein der Kirche. Die Existenz dieser hängt nicht mehr ab von der subjektiven Beschaffenheit ihrer Mitglieder, nicht von äußerlichen, fleischlichen Verhältnissen, sondern von dem Vorhandenseyn des objektiven göttlichen Grundes. Christus selbst ist der Eckstein seiner Kirche und er ist persönlich und lebendig in ihr gegenwärtig durch die Sakramente und das Wort. Wo also das Wort Gottes, die Bibel, in einer Kirche noch vorhanden ist, und wo die Sakramente noch rein verwaltet werden, da ist Christus selber noch da und wirksam, und eine solche Kirche ist noch eine wahre Kirche. Weil aber die Existenz der Kirche durchaus nicht von einem subjektiven mensch-

lichen Verhältniß, sondern nur von dem objektiven Vorhandenseyn jenes göttlichen Grundes abhängen kann, so sagen wir in Beziehung auf das Wort ausdrücklich: nicht wo das Evangelium von Menschen noch rein gepredigt wird, sey die wahre Kirche, sondern wo das Wort Gottes selber noch vorhanden ist, d. h. wo jedem Mitgliede der Kirche noch der freie, unbeschränkte Zugang zum Worte Gottes gelassen ist, wo dieses nicht verboten, oder durch alle möglichen Schwierigkeiten, menschlichen Zusätze und Erklärungen in seiner reinen Einwirkung auf die Menschen gehemmt, also so gut als beseitigt ist. Nicht die Art wie die Diener der Kirche über das Wort und die Sakramente predigen, giebt dieser ihren Charakter, denn dann hinge ja ihr Bestehen von den Predigern ab, sondern daß ein jeder Laie ohne Mittler und Dolmetsch selbst das Wort Gottes zur Hand nehmen und daraus Nahrung für seine Seele suchen kann, das ist die Hauptsache, denn auf diese Art ist Christus selbst noch unmittelbar der Eckstein seiner Kirche, er wird nach seiner Weisheit die lesenden Laien über den Sinn der Schrift durch den Geist erleuchten, und so wird eine Kirche, in der gar nichts Gutes mehr ist, als nur das Eine, daß sie Keinem die Bibel verwehrt und Keinem die Sakramente verstümmelt, noch eine rechte, sichtbare Kirche seyn, sie wird noch Seelen der unsichtbaren Kirche zuführen. Sind nun Wort Gottes und Sakramente an sich in ihrer unmittelbaren Wirksamkeit und nicht die Lehre über sie Basis der Kirche, so ergiebt sich ferner, daß in der Kirche Gegensätze gar wohl stattfinden können. Die Kirche Neuen Testamentes hängt ja in ihrem Bestehen nicht von der Beschaffenheit ihrer Glieder ab, es ist also nicht Bedingung ihrer Existenz, daß sie aus homogenen Elementen bestehe, sondern sie kann gar wohl die heterogensten Elemente in ihrer Mitte dulden (Matth. 13, 24 ff.), weil das den unantastbaren, ewigen, göttlichen Grund selbst nicht im allermindesten alterirt. Im Gegentheil, es ist gut und heilsam, daß in der Kirche um den Eckstein herum sich kämpfende Partheien bilden. Er wird dadurch

erst recht zur Entfaltung seines Reichthums gebracht. Es ist gut, daß Gegensätze da seyen, denn nur im Kampfe erstarken die Kinder und werden sich ihres Kleinods immer klarer bewußt. Die Kirche Neuen Testaments ist also eine freie; Freiheit ist ihr Lebenselement, Freiheit giebt sie einem Jeden und fordert sie von einem Jeden für sich. Sie fürchtet nicht für ihren Grund, denn sie weiß, daß er göttlich und also unerschütterlich ist. So lange man diesem Grunde nur seine Wirksamkeit nicht raubt, d. h. so lange man das göttliche Licht nicht unter den Scheffel stellt, fürchtet sie auch für sich nichts. Sie duldet, daß der Grund selber angegriffen werde, und wo solche Angriffe laut werden, freut sie sich, denn sie sind Vorboten des vollkommenen Sieges. Nur wo die schändlichste aller Betrügereien gespielt wird, wo man nämlich äußerlich dem Worte Gottes alle Reverenz erweist, es in kostbaren, aber verschlossenen Bänden dem Volke zeigt und vor ihm kniet, während man das Lesen der Bibel dem Volke verbietet oder doch so erschwert, daß es soviel ist als verboten, nur da ist der Grund selbst der Kirche entzogen, und eine solche Gemeinschaft ist ein Jeder berechtigt zu verlassen, der auf keinem andern Grunde fußen will, als auf dem, der geleget ist: Christus.

So hat also die Kirche Neuen Testaments diese Kennzeichen: Nicht Menschen noch Menschliches ist ihr Grund, sondern Gott selbst in Wort und Sakrament; sie hat keinen Mittler zwischen sich und Gott, denn Christus selbst ist in seinen Kindern unmittelbar; sie ist nicht eine sklavisch beschränkte, sondern eine freie Kirche, in welcher Streit und Kampf seyn kann, ja seyn muß. Denn so lange Wort und Sakrament noch da sind, ist Christus selbst noch da und in ihm das Unterpfand des gewissen Sieges.

Darf es uns Wunder nehmen, wenn jene geistigen Tiefen, welche Christus uns geoffenbart hat, keineswegs immer und überall in der christlichen Kirche erkannt worden sind? Gewiß nicht. Vielmehr erinnern wir uns an jenes göttliche Wort, welches

für alle Perioden der irdischen Geschichte Wahrheit bleibt: Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht strafen lassen, denn sie sind Fleisch! — Auch in den für das Christenthum Gewonnenen ist das Fleisch noch mächtig, und deßhalb unterläßt es nicht, gegen die ihm widerwärtige geistige Natur des Evangeliums zu reagiren. Wie wir aber oben gesehen haben, daß es gerade seine gefährlichsten Streiche am besten zu verhüllen weiß, so müssen wir das auch hier bemerken. Indem es sich den Anschein giebt, das Christenthum in seiner vollendeten Herrlichkeit darzustellen, hat es den ausgetriebenen Dämon des Heidenthums und Judenthums wieder heraufbeschworen, ihm ein christlich Gewand umgehängt und ist so der letzte Betrug ärger denn der erste.

Noch ein Wort über Kandidaten-Verlöbnisse.

Im Februar- und Märzheft dieser Zeitschrift hat sich eine Stimme über die „frühen Verlöbnisse der Pfarramtskandidaten" und zwar wider dieselben vernehmen lassen. Ohne Zweifel ist diese nun öffentlich zur Sprache gebrachte Sache nicht nur für den Kandidatenstand überhaupt und viele zu demselben gehörige Individuen insbesondere von Bedeutung, sondern auch für die Kirche selbst nicht ohne Belang, da ihr jener Stand jetzt schon wenigstens de facto wiewohl ohne Rang und Titel dient und die denselben bildenden Individuen über kurz oder lang in die Reihen ihrer Diener definitiv eintreten, und weil sie bei dem persönlichen Wohl und Wehe ihrer Diener nimmermehr unbetheiligt seyn kann. Vielleicht öffnet deßhalb auch die verehrte Redaktion einem weiteren theilweise entgegnenden Worte über

diese Angelegenheit ihre Spalten und vergönnt mir diese Freiheit, der ich dem Kandidatenstand nicht mehr angehöre, auch nicht ein solcher bin, der sich während der Expektanzzeit verlobt hat, demgemäß wenigstens nach dieser Einen Seite hin zu einem ruhigen, unparteiischen Urtheil befähigt erscheine.

Bevor ich jedoch die negativa aufstelle, sollen zuvor der status controversiae und die affirmativa kürzlich bereinigt werden. Vollkommen Eines Sinnes und derselben Ueberzeugung weiß ich mich mit dem befreundeten Einsender jenes Artikels darin, daß die Wahl der Gattin ein eben so bedeutungsvoller und folgenreicher Schritt, als eine selbst für gläubige und erfahrene Christen schwer zu lösende Aufgabe ist; daß diese Wahl für einen Diener am Evangelio noch eine besonders ernste Bedeutung und größere Schwierigkeiten hat, weil seine Gattin außer den allgemeinen als wünschenswerth und nothwendig anerkannten Eigenschaften einer christlichen Hausfrau noch besondere und eigenthümliche besitzen soll, damit sie ihm in seinem schweren Beruf, wiewohl schweigend nach des Apostels Befehl, eine treue Gehilfin werden könne; endlich darin, daß solche Wahl je nach den Zeitverhältnissen und vielleicht gerade unter den gegenwärtigen oft noch viel mehr Schwierig- und Bedenklichkeiten unterliegt, wenn und weil derartige besondere Zeitumstände an die Wahl die Forderung eines nicht gemeinen Maaßes herzlicher Gottesfurcht, strenger Häuslichkeit und wahrer — nicht eingebildeter und sogenannter — Bildung gebieterisch stellen, aber gerade solche Tugenden — wie heut zu Tage — zu den seltenern gehören, oder gewöhnlich nur in unzulänglichem Maaße, oft nur in Fratzen und Zerrbildern vorhanden sind.

Unser dissensus bezieht sich also lediglich auf den Zeitpunkt, den καιρός, welcher zur Vornahme einer so schwierigen Wahl als der rechte erscheint. Unsere socialen Verhältnisse sind nun einmal so gestaltet, daß sie den Eintritt in den ältesten und heiligsten Orden nicht nur bedeutend erschweren, sondern auch ihn zumeist erst im reiferen Mannesalter möglich machen.

So kommt die von der heil. Schrift als berechtigt anerkannte Bedürftigkeit des Mannes, um deren Willen Gott das Weib geschaffen hat, sobald sie der Mann ernstlich zu fühlen beginnt, in Konflict mit jenen äußerlichen Verhältnissen. Was Wunder nun, wenn ihrer Viele sie dadurch vorläufig zu heben suchen, daß sie Verbindungen eingehen, welche für den Christen so gut wie für den bloßen Mann von Wort die dereinstige wirkliche Vollziehung der Ehe als nothwendige Folge setzen? In solchen Verbindungen sucht und findet der Mann einen Ersatz für das, was er nach göttlichem und menschlichem Recht haben darf und nach dem wohlberechtigten Wunsche seines eigenen Herzens gerne haben möchte, aber um äußerlicher Verhältnisse willen noch nicht haben kann. Es ist begreiflich, daß ein solches, wie jedes Surrogat das nicht vollständig zu gewähren im Stande ist, war die Sache selbst. Dennoch nehme ich keinen Anstand zu behaupten, daß Verlöbnisse, welche längere oder kürzere Zeit vor der Ehe geschlossen werden, beiden Theilen zu nicht geringem Segen gereichen können und solchen Segen erfahrungsgemäß schon wirklich gebracht haben. Und kommt dieser dem des ehelichen Lebens nicht gleich, so kann das eben der Natur der Sache nach nicht anders seyn. Doch wie dem auch sey: die Berechtigung, ein Eheverlöbniß einzugehen, wird Niemand beanstanden wollen, weil sie in und mit der Berechtigung zur Ehe zugleich gegeben ist; daß solche Verlobungen oft längere Zeit der Ehe vorausgehen, wird Jedermann aus den obwaltenden civilen Verhältnissen begreiflich finden; und daß sie nicht leisten, was der Ehestand selbst, wird kein billig Denkender als Anklage gegen sie selbst gebrauchen wollen. Meister Martinus, der gewiß nicht ohne gute, triftige Gründe an irgend einer Stelle, die zu citiren mir unmöglich ist, weil ich sie mir seiner Zeit nicht angemerkt, zu möglichst früher Eingehung der Ehe räth, würde wohl kaum mit so unerbittlicher Strenge als unser Freund gegen frühe Verlobungen zu Feld gezogen seyn, nachdem die Gestaltung

unseres bürgerlichen Lebens die Befolgung seines Rathes zur notorischen Unmöglichkeit macht.

Ich für meinen Theil nun möchte die bei uns oft 10 Jahre und noch darüber dauernde Kandidatenzeit eben so wenig als den ungeeigneten Zeitpunkt zur Verlobung ansehen, als die wirklich erfolgte Anstellung für den rechten erklären. Nicht genug, daß jene bei unsern unseligen Patronatsverhältnissen für die Einzelnen von sehr verschiedener Dauer ist und daß sonach auch die Anstellung bei dem Einen früher oder später als bei dem Andern fällt: so widerstrebt es meinem, ich will hoffen christlichen Gefühl, den Entscheid über eine rein ethische und innere Frage von solchen äußerlichen und in dieser Verbindung rein zufälligen Umständen abhängig zu machen. Das apostolische *τῷ καιρῷ δουλεύοντες* (Röm. 12, 11. wenn anders hier so zu lesen ist), und das *ἐξαγοραζόμενοι τὸν καιρὸν* (Eph. 5, 16) gilt gewiß auch hier. Darum möchte ich die kritische Frage: „wie lange soll denn ein Kandidat mit seiner Verlobung warten?" ganz anders beantwortet sehen, als es in der bezüglichen Korrespondenz pag. 170 oben geschehen ist und sie selbst lieber so fassen: wann ist der *καιρός* eingetreten zur Wahl der Gattin?

Auf diese Frage würde ich dann, von allen äußerlichen Verhältnissen, auch von der dienstlichen Stellung abgesehen, vorerst sagen: Zeit ist's, sobald nur vor allen Dingen die Wahrheit und die volle Bedeutung jenes göttlichen לא־טוב Gen. 2, 18, — welches zugleich alle müssigen, einseitigen und voreiligen, darum mißlichen Gedanken an einen freiwilligen, selbsterwählten Cölibat, dessen Berechtigung übrigens hiemit gar nicht in Abrede gestellt werden soll, einer scharfen Censur unterwirft und mit kräftiger Hand niederschlägt — nach seinem ganzen Umfang durch selbsteigenes Erfahren und Beobachten, durch persönliches Fühlen und Empfinden seine Bestätigung empfangen hat, deren es freilich nicht für sich, um seinet- sondern nur um der Schwachheit unseres Fleisches willen bedarf. Ich meine damit nicht das Fleisch, welches uns

etwa in die Ehe, sondern von ihr wegtreibt. Daß ich jugendliches Genebel und Geschwebel in Liebesphantasieen, hohle ästhetische Träumereien von häuslichem Glück, oder auch nur jenen bloß unbewußten und keineswegs noch verstandenen Zug der Geschlechter zu einander, welcher jenen Faseleien allen zu Grund liegt und das Daseyn giebt, gleichwie er auch der rechtmäßige Wegweiser in den gottgeordneten und gottgesegneten Ehestand ist, nicht jener höhern Erkenntniß und tiefern Erfahrung gleichgesetzt, selbst nicht einmal mit ihr in Vergleich gestellt wissen will: Das wird mir wohl Jedermann ohne weitere Versicherung gerne glauben. Was ich meine, ist vielmehr etwas ganz Anderes und wesentlich davon Verschiedenes. Es ist nicht leere Träumerei und ein Lustwandeln in bodenlosen Lüften: sondern ein solidet Niederschlag aus dem fluidum eines in seiner Besonderheit und Verlassenheit von der göttlich verordneten Genossenschaft wenn nicht bis an und selbst über die Gränze des Mannesalters, doch bis an und oft über die Gränze gereiften Mannessinnes geführten Manneslebens, ein Niederschlag, welchen die Kraft des göttlichen Wortes zur Sekretion und Konsolidirung geführt hat. Es ist die durch Erfahrungen — auf welche Weise, durch welche Mittel, unter welchen Umständen, ob in Verhältnissen des Hauses oder des Dienstes sie gemacht werden, ob in einer oder in verschiedenen oder in allen Beziehungen, das ist vollkommen gleichgültig — vermittelte Erkenntniß einer göttlichen Wahrheit, die man eben so wenig als jede andere ohne Strafe und Schaden für die Seele unbeachtet lassen kann und zu der ich mir alle, die überhaupt ehelich werden mit einem klaren Bewußtseyn dessen, was sie thun, durch dieselben Erfahrungen und Beobachtungen, die Einen aber insonderheit durch diese, die Andern insonderheit durch jene geführt denke. Das Kriterium der Wahrheit und Aechtheit dieser Erkenntniß, ein Merkzeichen, daß sie als völlig und vollständig vorhanden angesehen werden darf, haben wir daran, daß unsere Hände bei dem täglichen Gebet um die

manchfaltigen zu erflehenden Gaben von oben sich auch um die Gabe einer gottesfürchtigen und rechtschaffenen, bei Gott und Menschen wohlgelittenen Hausfrau aufzuheben anfangen. Daß dieser Zeitpunkt für die Einen früher, für die Andern später eintreten wird: wer möchte das bezweifeln? Wer aber möchte den Eintritt desselben als gerade an die in diesem Sinn ganz zufällige Anstellung im Amte geknüpft ansehen?

Mit dieser erfahrungsmäßigen Erkenntniß allein ist es jedoch nicht gethan. Diese erste Voraussetzung heischt eine zweite. Zur Gewißheit über die Sache selbst muß auch die Gewißheit über die Person kommen; zur Erkenntniß des „es ist nicht gut“ die Erkenntniß, wer nach Gottes Willen und durch seine Gnade das Nicht=gut des Alleinseyns in das Gut des Selbanderseyns wandelt; es soll das Herz, welches eine Wahl trifft, deß schon gewiß geworden seyn, daß die zu wählende Gehilfin und keine andere es ist, die ihm der Herr zur Lebensgehilfin beigesellet. Wie und auf welche Weise das Herz zu solcher Sicherheit kommt, das mag wohl Jeder nur von sich selbst sagen können, und oft genug wird es der Fall seyn, daß man diese Gewißheit hat und doch keine bewußte Rechenschaft von ihrer Entstehung sich geben kann. Aber das weiß ich mit mathematischer Gewißheit, daß einem Christen solche Festigung seines Herzens hinsichtlich der zu treffenden Wahl nicht von einem schmucken Leib, nicht von einem schönen Gesicht, nicht von Geist und Geistreichigkeit, nicht von Belesenheit, Kenntniß neuerer Sprachen und musikalischer Bildung, nicht von Rang, Stand und Vermögen kommt. (pag. 168.) Alle diese Dinge machen das trotzige und verzagte Ding, das Herz, nicht fest. Und auch das vermag ich mir nicht vorzustellen, wie ein christlich gesinntes Herz in Bezug auf die Wahl der Gattin mit sich selbst einig werden könne, ohne vorher den Rechten und Geboten der christlichen Weisheit Genüge geleistet, ohne auf die individuelle Art und Weise, ohne auf die Erziehung und Bildung, ohne auf die nothwendigen

häuslichen Tugenden der zu Wählenden gehörig Bedacht genommen, ohne die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß sie, ob sie schon die zu einer gottseligen Haus- und Pfarrfrau erforderlichen Eigenschaften noch nicht oder nur in unvollkommenem Maaße hat, — was ja nie der Fall ist und selbst nicht einmal seyn kann —, wenigstens so genaturt, geartet und erzogen ist, daß sie das Alles, was ihr noch fehlt oder in nicht hinreichendem Maaße zukommt, durch Gnade, welche Alle zu ihrem Beruf und Stand tüchtigt, empfangen kann. Darum sage ich auch: wer diese Rechte, diese Gebote der Weisheit gänzlich bei Seite setzt oder auch nur nicht nach Gebühr beachtet, — dem ist die Gewißheit seines Herzens hinsichtlich des zu wählenden Individuums eine reine Einbildung, **mera phantasia**, ein Selbstbetrug. Wer dagegen sie rechtzeitig gehört, beachtet und in Anwendung gebracht hat, dem kommt das Herz über unheimliches Wanken und Schwanken hinaus und über Einbildung, Phantasie und Selbstbetrug hinweg zu jener eigenthümlichen Zuversicht, welche ich als zweite nothwendige Voraussetzung in Bezug auf die zu treffende Wahl bezeichnet habe. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Gewißheit nicht von zufälligen äußeren Umständen vorbedingt sey, daß sie früher oder später eintreten, daß sie ein Kandidat eben so gut als ein Pfarrer haben, daß sie bei dem Einen wie bei dem Andern im Momente der Wahl gänzlich fehlen, auch falsch und trüglich seyn kann. Deßhalb halte ich aber auch eine Wahl nur dann für berechtigt und an der Zeit, wenn diese Gewißheit gleichviel ob einem Kandidaten oder angestellten Pfarrer einmal gekommen ist.

Sind nur vorerst diese beiden Hauptvoraussetzungen in genügender Weise erledigt, so wird man auch über andere minder wichtige Bedenken und Rücksichten leicht, und doch nichts desto weniger mit männlichem Christenernste hinwegkommen, die rücksichtlich des Zeitpunktes der Wahl gleichfalls in Bedacht gezogen werden müssen. Weil der Mann nicht für sich allein

und um seinetwillen da ist, sondern noch in manchfaltigen Beziehungen des Lebens steht, welche ihm heilig sind und heilig seyn sollen: so ist ihm zwar bereits mit Erfüllung jener Vorbedingungen das Recht gewährt zu einer Wahl zu schreiten; ob er aber von dieser seiner wohlbegründeten Berechtigung Gebrauch machen will oder soll, das hängt ihm nun noch in gewisser Beziehung von andern Erwägungen ab. Als solche denke ich mir z. B. die Rücksicht auf Wünsche und Willensmeinung der Aeltern, die Frage nach der Aussicht auf eine das tägliche Brod, menschlich zu reden, sichernde Anstellung, die Würdigung häuslicher Verhältnisse der eigenen Familie, die Berücksichtigung des Dienstes und besonderer mit demselben in Bezug stehender Zeitverhältnisse, unter ihnen der Gedanke an *τὴν ἐνεστῶσαν ἀνάγκην* in jeder Beziehung u. s. f., lauter Dinge, die nicht mit Leichtsinn und wie der gordische Knoten bei Seite geschafft werden dürfen, sondern nur im Glauben und durch Glauben überwunden werden können, sollen. Dabei handelt es sich nicht mehr um die Frage: ist es jetzt an der Zeit zu wählen? sondern die Frage stellt sich so: darf ich Gewissens halber jetzt schon zu dem schreiten, wozu ich mich im Glauben berechtigt weiß, oder legt mir dieser die Pflicht auf, entweder dieses Recht ganz unbenützt zu lassen oder doch die Ausübung desselben auf eine spätere Zeit hinauszuschieben? — eine Frage, welche wieder nicht aus zufälligen Umständen, sondern lediglich aus einem durch Gottes Geist geschärften christlichen Gewissen ihre Antwort empfangen kann. Hiemit aber sind wir auf einem Gebiete angekommen, das heiliges Land ist und ohne Frevel von den unzarten Füßen rein äußerlicher Zeitbestimmungen nicht betreten werden darf. Wer sich jene Frage im Gewissen mit Nein beantworten kann, sey es als Kandidat oder als Angestellter, der mag ruhig und getrost thun, wozu er sich im Glauben berechtigt weiß, ohne zu befürchten, einer unglückseligen Anticipation schuldig zu werden und sich selbst dereinst bittere Vorwürfe machen zu müssen.

Nachdem wir uns vorher den Grund und Boden zum Stehen hergerichtet, seyen uns nun auch noch einige Bemerkungen über die fragliche Korrespondenz im Februar- und März-heft erlaubt. Unbeanstandet mag die Behauptung bleiben, daß unter den sog. „Studirten" gerade die Theologen am frühsten Schritte zu einer künftigen Verehelichung thun. Es fehlt mir an genügenden Erfahrungen, sowohl um ihr widersprechen, als um sie bestätigen zu können. Ist sie aber richtig, so kann, daß es so ist, dem Kandidatenstand nur zur Ehre gereichen. Als der ehemalige Domprediger Jais zu München, nachmaliger prot. Pfarrer im Großherzogthum Baden, im J. 1807 zur evang. Kirche übertrat und man ihm Schuld gab, er habe das um eines Weibes willen gethan, da ließen sich seine Widersacher dahin vernehmen: Jais sey ein Thor; er hätte ja in N. N. statt Einer — — — — Fiat applicatio! Mir möge es erlassen werden, einen kritischen Blick auf die Zeitsitten im fraglichen Betreff zu werfen. — Und wenn so viele Aeltern, denen doch die lange Wartezeit und die Spärlichkeit eines Pfarreinkommens kein Geheimniß seyn kann, nichts desto weniger zu frühzeitigen Verlobungen ihrer Kinder mit Individuen des Kandidatenstandes ihre Einwilligung hergeben: so ist gewiß auch das ein redendes Zeugniß dafür, daß sie gerade zu jungen Theologen ein gutes Zutrauen haben und daß sie das zeitliche Glück ihrer Angehörigen, so weit es von Menschen abhängt, in solchen Händen für gesichert ansehen. Darum kann ich es für gar nichts Anderes, als für eine Unbilligkeit ansehen, daß der gelehrte Einsender dies gänzlich ignorirt, aber gewiß unabsichtlich, wie ich gerne glaube.

Gegen die Kandidatenverlöbnisse selbst argumentirt er nun so, daß er vorerst die unlautern Triebfedern aufdeckt, aus welchen sie entspringen und hiemit zugleich die gewöhnlich für sie vorgebrachten Gründe konfutirt, sodann einige positive Gründe gegen dieselben beibringt. Allein, aufrichtig zu reden, mir kommt es so vor, als träfen seine Streiche nicht recht und als wäre der, der sie

führt, ein ἀέρα δέρων. Es würde mit der Entschuldigung und Rechtfertigung früher Verlöbnisse schlimm aussehen, wüßte man nicht bessere Gründe, als die angegebenen, für sie vorzubringen. Sie noch besonders aufzuführen, wäre hier zu umständlich; auch mangelt mir die gehörige Lust dazu und zwar, weil mir aus dem Eingangs beregten Grunde die Erfahrung abgeht. Mag das Andern besser dazu Befähigten überlassen bleiben. Und da der Einsender für die erst nach der Anstellung im Amt eintretende Verlobung positive Gründe anzuführen unterläßt, so hat er mich auch der Mühe überhoben, manche gewichtige Bedenken gegen sie namhaft zu machen. Vielleicht möchte mancher noch Suchende viel lieber die mit einer Anticipation verknüpften Mühseligkeiten getragen haben, als die Pein ziel- und endlosen Suchens — was für ein Ende nimmt es oft genug! — noch tragen. Ich gebe unbedenklich zu, daß bei Manchem eine wirklich unglückselige Anticipation, unbewußter Klein- und Unglaube zu früher Verlobung treibt; aber was ist damit gegen frühe Verlobungen selbst und überhaupt bewiesen, wenn man sie als aus unreiner Quelle fließend betrachten muß? Könnte man nicht wenigstens eben so viele Ehen namhaft machen, die eben auch nur aus unlautern Ursachen geschlossen wurden und noch werden? Und würde man damit etwas gegen die Ehe selbst beweisen können? Wenn, wie Schleiermacher gesagt haben soll, von seinen Zuhörern — Studenten, Damen und Offizieren — die zweitgenannten um der Studenten, die letztgenannten um der Damen, und nur die Studenten um Schleiermachers willen kamen: beweist das etwas gegen den Kirchenbesuch? Und können nicht eben so viele Verlöbnisse in wahrhaft glücklicher als in unglücklicher Anticipation, eben so viele im Glauben als im Klein- und Unglauben geschlossen werden? Zumal da ja doch dieser Anticipation immer ein wahres Bedürfniß und ein richtiges, berechtigtes Gefühl zu Grund liegt? Endlich: können die namentlich aufgezählten unlauteren Motive nach unserer Ansicht von der Sache nicht eben so gut alle im

Pfarr- als im Kandidatenstand obwalten?? — Was aber die ἐνεστῶσαν ἀνάγκην betrifft, so bin ich, zumal nach den neuesten Erfahrungen, gar nicht gemeint, sie in der dargelegten doppelten Beziehung zu läugnen, erkenne sie vielmehr in ihrem ganzen Umfang und nach ihrem vollen Gewicht als ein bedeutsames Moment an, da sie seiner Zeit in den genannten Beziehungen und in noch weiterer Ausdehnung meiner Erwägung unterlag: aber es ist ja eben auch mit ihr wieder nichts bewiesen, sintemalen sie zu viel beweist und eben so gut gegen die Verehelichung überhaupt und recht eigentlich gegen sie spricht, und nicht allein gegen frühe Verlobung. Bildet sie eine nicht absolut gegen den Eintritt in die Ehe entscheidende Instanz überhaupt, so ist sie eben so wenig beweisend gegen Verlöbnisse, die vor dem Vollzug der Ehe stattfinden.

Was aber die gegen frühe Verlobungen sprechenden positiven Gründe des Einsenders anbelangt, so kommen sie mir eben so unstichhaltig vor, als die Konfutation derjenigen, welche für dieselben vorgebracht zu werden pflegen. Wohl hat der liebe Freund darin Recht, daß ein Kandidat, an dem eben erst nur 6 Tage lang im Examen schriftlich und mündlich experimentirt worden ist, und der Menschen und Dinge wenigstens zur Hälfte noch durch eine akademische Brille sieht, nicht mit derselben Umsicht und Bedächtigkeit die Eigenschaften einer zu ihrem Beruf tüchtigen Pfarrfrau zu würdigen weiß, wie einer, der eben so viele Jahre lang im Feuer und Pulverdampf der Praxis exerzirt hat. Allein einestheils verlobt man sich ja nicht gerade am Tage nach dem Examen, anderntheils ist es eben auch keine Unmöglichkeit, daß ein solcher Neophyt, — wenn er anders während des vierjährigen Fachstudiums so viel gelernt hat, daß er die Wichtigkeit und Aufgabe seines Berufes erkennt und mehr als aus Vorlesungen aus Gottes Wort weiß, was der Herr von einem Weibe fordert, welches Ihm wohlgefallen soll, — dennoch eben so gut als ein oft nur durch äußerliche Noth zum Heirathen gedrängter Angestellter zu würdigen

versteht, worauf er bei seiner Wahl vor allen Dingen zu sehen hat. Endlich gesteht Einsender selbst zu, daß Alter nicht immer ein Bürge des Verstandes, nicht immer ein Freibrief gegen Thorheit und Unbesonnenheit ist; und wir fügen bei, daß man in einem gewissen Alter und unter gewissen Umständen leichter der Gefahr, Fehlgriffe zu thun, ausgesetzt ist, als in der freieren und frischeren, oft mit besserem Takt aus einem richtigen Gefühl als aus überkluger Besonnenheit handelnden Zeit des beginnenden Mannesalters. Oder haben denn etwa die Pfarrer in ihrer Anstellung eine habeas corpus Akte gegen schmucke Leiber, schöne Gesichter, Geistreichigkeit, Stand, Vermögen und all die Götzen, vor denen das Fleisch niederkniet und anbetet? Haben wir allein schon in unserem Titel einen Schutz- und Freibrief caesareae majestatis gegen die listig gelegten Schlingen und wohl bestrichenen Leimruthen spekulativer Mütter, die ihre Töchter um Alles in der Welt im wörtlichen Sinne gerne „an den Mann" gebracht sähen? Macht uns Rang und Stand sicher gegen die liebäugelnden Lockungen des Erlkönigs Mammon, so daß Kandidaten allein durch sie zu Schaden und Fall kommen, wir aber ungefährdet ausgehen sollten, die wir die Spärlichkeit eines Pfarreinkommens besser kennen und gebührlicher zu würdigen wissen als (in diesem Stücke) ganz unerfahrne Kandidaten?? Cantabit vacuus coram latrone viator! Indeß exempla sunt odiosa, odiosissima! Vor Allem hätte doch der Korrespondent beweisen müssen, daß nur Kandidaten, nur die armen Kandidaten und nicht auch die Herrn Pfarrer bei ihrer Wahl allein jene Rücksichten zu nehmen pflegen, die jeder christlich gesinnte Mann mit Indignation von sich weisen muß, und deren Verwerfung als unchristlicher, um nicht zu sagen schändlicher Motive, wohl schon zur Genüge aus dem oben Gesagten erhellt. Aber es ist das nicht geschehen. — Auf die Behauptung, daß es besser sey de facto frei zu bleiben, legt der Korrespondent selbst kein Gewicht, weil sie in konsequenter Folgerung zum römischen Cölibat fortführt, unangesehen deß, daß es auf

bei ihr heißt: quod erat demonstrandum. — In dem unterstellten Fall, daß ein Kandidat als Vikar oder Pfarrverweser in einer oder der andern Familie vor Anknüpfung eines (scilicet bräutlichen und nicht bloßen Liebes-) Verhältnisses, dem gegründete Bedenken entgegenstehen, zu warnen hat, wird er, was seines Amtes ist, mit demselben Nachdruck und derselben Kraft zu thun vermögen als Verlobter wie als Nichtverlobter, vorausgesetzt, daß er diesen Schritt erst dann gethan hat, als er nach unsrer Ansicht an der Zeit war; im gegentheiligen Fall aber werden seine abmahnenden und warnenden Worte weit mehr Kraft und Nachdruck haben, wenn er selbst mit christlicher Wahrhaftigkeit und Offenheit, deren er sich nicht zu schämen braucht, wenn es einmal dem Amte gilt, sich als ein warnendes Beispiel hinstellt. — Ferner soll ein Kandidat qua Bräutigam bei den leidigen Meldungen nicht so ruhig, gewissenhaft und leidenschaftslos zu Werk gehen können, als wenn er es nicht ist. Mag seyn. Aber dann ist er eben noch kein Christ, der alle seine Dinge dem Herrn zu befehlen und auf andern Gebieten schon gelernt hat, was, wenn ich nicht irre, Bischof Sailer einmal äußerte: daß man getrost anklopfen darf an Thüren, die sich zeigen, aber dem Herrn es anheimstellen soll, ob er sie aufmachen will oder nicht; und seine Unruhe kommt nicht von seiner Bräutigamschaft her, sondern ist ein Kind seines Kleinglaubens. Uebrigens wird man, auch ohne verlobt zu seyn, nach fünfjährigem Herumirren der Provisorien übersatt bis zum Ekel und der dringende Wunsch, in eine fixe Anstellung zu kommen, ist auch bei Nicht-Bräutigamen lebhaft vorhanden, was wahrscheinlich nicht allein bei dem Schreiber dieser Zeilen der Fall gewesen. — Die dringenden Bedürfnisse der Mission sind mir nicht unbekannt. Aber sicher läßt sich Niemand, der inneren Beruf und Lust dazu hat, in ihrem Dienst zu wuchern mit dem von Gott verliehenen Pfunde, durch eine Braut daran hindern. Sondern umgekehrt: diejenigen, welche solchen Beruf nicht in sich tragen, nehmen keinen Anstand, sich durch ein bräutliches

Verhältniß zu binden, und darum kann uns auch dieser Grund gegen frühzeitige Verlobungen nichts gelten. In dem Fall aber, daß der innere Beruf zum Missionsdienst erst dann einem Kandidaten klar werden sollte, wann er sich schon durch Verlöbniß gebunden hat: so ist ja dieses Verhältniß nicht wie die Ehe ein unlösbares Band, und ein Mann, der die Gewißheit seines Berufs zum Missionsdienst hell und klar erkannt hat, wird im Glauben auch die Kraft besitzen, von jedem Bande sich frei zu machen, welches ihn an der Ausübung des erkannten Berufes hindert, jedoch versteht sich salva ratificatione des andern Theils. Uebrigens braucht er das nicht einmal. Viel leichter wird eine Gattin zu bewegen seyn, ihrem Manne in überseeische Länder unter die Heiden zu folgen, als die leiblichen Aeltern den Sohn von sich in eine so weite Ferne zu entlassen, aus der sie kein Wiedersehen auf Erden mehr hoffen dürfen, wenn sie menschlichen Gedanken und Berechnungen Gehör geben. Demgemäß ließe sich aus den gleichen Prämissen gegen die Heiligkeit jenes Bandes argumentiren, das nach Gottes Willen und Gebot zwischen Aeltern und Kindern besteht. Endlich sind anerkannter Maßen verheirathete Missionäre so zu sagen brauchbarer als unverehelichte, und nach keiner Seite hin können sonach die Bedürfnisse der Mission als Argument gegen Kandidatenverlobungen gelten.

Dies mag genug seyn, um die veränderte Stellung und Beantwortung der p. 170 aufgeworfenen Frage zu rechtfertigen. Dem Folgenden, das Schlußwort ausgenommen, pflichte ich vollkommen bei, indem ich mir in Erinnerung zu bringen erlaube, daß ich ja alle diese Gründe keineswegs als an sich genügende Motive zu einer Verlobung während der Kandidatenzeit geltend gemacht habe oder geltend machen will, vielmehr den Zeitpunkt für diesen Schritt ganz anders bestimme. Auch ich bin gerade kein erklärter Freund früher Verlobungen im Allgemeinen, kann sie aber eben so wenig und noch viel weniger so schlechthin als verwerflich ansehen. Und gewiß läßt sich

neben die etwas grell vorgekehrte Schatten- auch eine erfreuliche Lichtseite solcher Verlobungen stellen, deren Hervorhebung man in dem fraglichen Artikel so ungerne vermißt. Leider treffen die in demselben gerügten Mißstände eben so sehr die Verlöbnisse bereits angestellter Exkandidaten, und mit Unrecht wird also den Kandidatenverlöbnissen Schuld gegeben, was billigerweise an den Verlöbnissen überhaupt hätte getadelt werden sollen.

Deßhalb möchte ich auch den versprochenen Kandidaten nicht zurufen: poenitentiam agite, sondern Allen, die, wo nicht leichtsinnig, doch ohne die gehörige christliche Ueberlegung und *ἀκαίρως* in unserem Sinne ein ein unlösbares Band nach sich ziehendes Verhältniß eingegangen haben. Die Reumüthigen wird der Herr mit seiner Gnade heilen und verschaffen, daß ihnen aus dem, was sie gut zu machen meinten, aber böse machten, Gutes und Segen kommt. Wer aber noch zu wählen hat, dem leite der Herr das Herz nach seinem Wohlgefallen zu einer Gehilfin, die da ähnlich sey dem Bilde, welches Sal. Prov. 31; und die Apostel des Herrn 1 Tim. 2, 9—15; 1 Pet. 3, 1—6. Eph. 5, 22—24; 1 Kor. 14, 34. 35. uns vor die Augen malen.

Γ. im Mai 1845. *Ξ. Y. Z.*

Korrespondenz.

Kirchliches aus Oberbayern.

Dritter Brief.

Lieber Freund!

Mit dem, was ich Dir in meinen beiden ersten Briefen über unsere Verhältnisse mitgetheilt, glaube ich nun zur Genüge jene pia desideria begründet zu haben, die den Gegenstand meines heutigen Schreibens bilden sollen, nachdem sie mir schon von lange her auf dem Herzen gelegen waren. Mögen sie bei euch freundliche Aufnahme und Beherzigung finden, da sie ja keineswegs mit dem An-

spruch auftreten, die einzigen und alleinigen remedia zur Heilung unserer Schäden, sondern vielmehr nur solche zu seyn, welche ein nahestehender Beobachter durch die Erfahrungen vieler Jahre als nützliche und zweckdienliche erkannt hat.

Wiewohl sie nun mir als vollkommen begründet erscheinen, so könnte doch vielleicht in Dir oder in Andern die Frage entstehen, ob mir ein Recht zustehe sie auszusprechen, oder warum gerade ich mich dazu dränge es zu thun? Was nun das Letzte anbelangt: so habe ich lange genug zugewartet und Niemand hat sich gerührt; als ein vorwitziger Aufdringling möchte ich deßhalb nur mit Unrecht angesehen werden können. Ein Recht dazu aber, mit allerlei Wünschen hervorzutreten, will ich vor Niemanden aus etwas Anderem herleiten, als aus dem Zeugniß meines Herzens, das sich als ein Glied am großen Leibe weiß und fühlt. Als gleichsam äußerlich vom Leibe geschiedenes Glied hat es in seiner Abgeschiedenheit und Wittwenschaft gar Manches gesehen, erfahren, erlebt und gelernt, was es in anderer Lage gar nicht oder doch nicht so gründlich kannte. Darum macht es eben nur Gebrauch von dem Rechte seiner Gliedschaft am Leibe, wenn es das Alles vor denen lässet kund werden, welche desselbigen Leibes Glieder sind. Dennoch bin ich weit entfernt von der Anmaßung mich zum unfehlbaren Rathgeber aufzuwerfen. Nur das bitte ich alle Brüder dringend mit dem Apostel Paulus 1 Theß. 5, 21: das zu Sagende freundlich zu prüfen und was Gutes daran ist zu behalten.

Für's Erste nun wünsche ich herzlich, daß die Erinnerung an unsere Diaspora allen Brüdern ein Zeugniß dafür seyn möge, wie dankbar sie zu seyn haben für so manche Gaben und Gnaden, die sie genießen, aber selten nach Gebühr zu schätzen pflegen, während wir sie in der Zerstreuung entbehren müssen und so erst nach Würdigkeit werthhalten lernen. Oben an stehet da der Segen brüderlicher Gemeinschaft, den man erst recht würdigen lernt, wenn man seiner beraubt ist. Wie glücklich ist, wer ihn genießen darf! Wie beklagenswerth, wer ihn entbehren muß! Wie selten danken, die ihn haben, dafür, was sie in ihm besitzen! Wie lernen wir uns hier sehnen nach ihm! Mein Zeugniß steht da nicht allein. Denn was „Eine Stimme aus der Wüste" im Februar- und Märzheft dieser Zeitschrift in dieser Hinsicht sagt, dem pflichte ich vollkommen

bei. Weil brüderliche Gemeinschaft ein so kräftiges Mittel des Trostes, der Kräftigung, der Freude und der Erbauung im eigentlichen und vollsten Sinne des Wortes ist, so hat man gewiß alle Ursache dankbar dafür zu seyn, wenn man sich ihrer freuen kann. Was könnten wir auch mehr wünschen, als daß es Alle in der That und Wahrheit seyen, die an diesem Segen Theil haben?

Was ferner eure Gemeinden an der Nähe ihrer Schulen und Kirchen haben, daran denken wohl nur die Wenigsten, während wir es in unsern Verhältnissen gar schmerzlich lernen müssen. Allerdings ist das zunächst nur etwas Aeußerliches und an sich Gleichgültiges, ob man ohne alle Anstrengung der Füße oder aus geringerer oder weiterer Ferne an den Wohlthaten christlicher Kirchen und Schulen Theil nehmen kann. Man kann schon froh und zufrieden seyn, wenn man überhaupt nur eine Kirche und Schule hat. Aber weil wir nun eben einmal Fleisch und Blut sind, die nicht von selbst weichen, sondern in stetem Kampf und Streit überwunden seyn wollen, so ist es doch hoch anzuschlagen, wenn man die genannten Anstalten nicht nur überhaupt, sondern sie auch in der Nähe hat. Denn das Maaß der Kräfte, welches nöthig ist, um den Widerstand des Fleisches, seiner Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit bezüglich der Entfernung jener Anstalten zu besiegen, kann, wo dieser Umstand nicht Statt findet, füglich zu etwas Anderem und direkter in das Gebiet der Heiligung Einschlagenden verwendet werden, abgesehen davon, daß es oft genug gar nicht aufgewendet, und dadurch eine Veranlassung geboten wird, das Fleisch noch fleischlicher, träger und bequemer zu machen, wie das die Erfahrung an nur zu vielen Beispielen lehrt. Verdient nun nicht dieser, ich möchte sagen, Vorschub großen Dank? Wer denn bei euch träge ist zu Kirche und Schule und von jener sich oft durch geringe Entfernung, leicht durch halbzweideutiges Wetter und gerne durch andere geringfügige Umstände abhalten läßt: der denke nur an uns und an die weite Entfernung, die wir zu durchwandern, an die mancherlei Mißlichkeiten, die wir zu ertragen, an die nicht selten großen Opfer an Mühe, Zeit und Geld, die wir zu bringen haben, um vor dem Herrn zu erscheinen und seine schönen Gottesdienste zu schauen, so wird er gewiß seine Unlust mächtig gezügelt und seine Lust kräftig gestärkt sehen. Wenn ich daran denke,

wie in meiner Heimath aus einer halbstündigen Entfernung sogenannte Honoratioren (?) wirklich alle Jahre Einmal, am Charfreitag, zur Kirche kommen oder vielmehr kamen (— wie es jetzt ist, weiß ich nicht —) und wie sie auch über diese geringe Entfernung und die damit für Kirchgänger verbundenen Strapazen Klagen laut werden ließen: so finde ich darin ein wohlbegründetes Recht, die Nähe der Kirchen und Schulen als eine Sache zu bezeichnen, die man, wo man sie hat, nicht recht zu schätzen, für die man nicht nach Gebühr dankbar zu seyn weiß. Deßhalb freue ich mich aber um so mehr, Dir die Versicherung geben zu können, daß es bei uns keine Seltenheit ist, einzelne zerstreute Glaubensgenossen auf hohe Feste aus sehr weiter Entfernung mit bedeutendem Zeit- und Kostenaufwand, da ihre Reise öfters eine ein- und mehrtägige Abwesenheit von ihrem Wohnort erfordert, zum Hause des Herrn kommen zu sehen. Wir gönnen von Herzensgrund Allen, die nicht in gleich mißlicher Lage sich befinden, ihr Glück; aber das wünschen wir auch und zwar um ihretwillen, daß sie dafür den Zehnten des Dankes abtragen.

Gleiche Bewandtniß hat es mit einem geordneten und fundirten Kirchen- und Schulwesen. Die meisten Gemeinden zehren in dieser Hinsicht an dem, was die Väter eingesammelt haben, ohne nur daran zu denken, daß es anders seyn könnte und würde, wenn ihre Ahnen nicht zur guten Stunde den Vorrath, von dem sie leben, eingebracht hätten, und daß sie deßhalb denen verpflichtet sind, die so treulich für ihre Kinder gesorgt, wie dem, der der Väter Herz zu solcher Treue gelenkt hat. Nun bei uns sehet ihr, daß es auch anders seyn kann; daß man zur Einrichtung und Erhaltung von Kirchen- und Schulgemeinden auch Opfer zu bringen hat und zwar nicht unbedeutende; daß solche Opfer auch armen und unbemittelten Gemeinden gar wohl möglich sind, wenn nur in dem Herzen die Gesinnung wohnt, die sie geschickt macht, jene zu bringen; endlich daß da, wo man für die bezeichneten Zwecke keine Lasten zu tragen hat, eine doppelte Verpflichtung vorliegt, bei ander- und auswärtigen Reichsangelegenheiten sich in Handreichung leistender Liebe zu üben, der allein wir es zu danken haben, wenn wir für unsere eigenen Kirchen- und Schulzwecke mit Darbringung zeitlicher Gaben verschont bleiben. Mögen das alle unsere Ge-

meinden mit allem Ernste in dieser Zeit bedenken lernen, die fleißiger als für den Gottes=, für den Roth=, Ehren= und selbst Sündenpfennig ihre Kasten offen hält! Welch' eine Freude, welch' ein Trost und eine Hilfe für uns, welch' eine Ehre und Zier für die ganze Kirche müßte es seyn, wenn der an vielen Orten und in so vielen Herzen verschlossene Gotteskasten überall und bei Allen wieder offen stände.

Wie nothwendig ferner die Einpflanzung und sorgsame Pflege eines ernsten religiösen überhaupt und eines lebendigen kirchlichen Sinnes insbesondere in unserer Zeit sey, das lehren, denke ich, unsre Verhältnisse auch eindringlich genug. Nicht das, was Jeder weiß, und sich von selbst versteht, will ich sagen: nämlich daß das geschehen müsse um des Heils der Seelen willen. Sondern das will ich fragen: was soll aus den Gliedern unserer Kirche fernerhin werden, wenn sie wie bisher der Mehrzahl nach ohne einen geweckten religiösen und entschiedenen kirchlichen Sinn in die Zerstreuung hinausgehen? Sollen sie fortan in ihrer geistlichen Erstarrtheit, in ihrer heillosen Gleichgültigkeit, in ihrer widerwärtigen und unausstehlichen Lauheit ein Schandfleck für unsere Kirche bleiben, und denen von Rom noch neue Waffen des Spottes und des Hohnes über protestantischen Tod, über Selbstauflösung des Protestantismus, über die Unfähigkeit desselben eine wahre Kirche des Herrn zu seyn und ihre Zwecke zu erfüllen, in die Hände geben? Soll man ferner wie bisher diesem Volke und Land eine Bekanntschaft mit unserer Kirche nur durch diejenigen übrig lassen, an denen man weder Glauben noch Früchte des Glaubens wahrnimmt, sondern von beiden das gerade Gegentheil, und so es geschehen lassen, daß man um fauler Glieder willen Vorwand, Grund, ja selbst ein Recht gefunden zu haben meint, die Kirche selbst, der sie angehören, zu verunglimpfen und Zion noch mehr verächtlich zu machen, als es schon ist? Und wenn daheim der Mangel an religiösem und kirchlichen Sinn immer noch gleichsam getragen und gehoben wird durch die Gemeinschaft, unter deren heilenden Einflüssen er sich befindet, ohne sich ihnen entziehen zu können, selbst wenn der Wille dazu vorhanden wäre; wenn jener Mangel, über den wir klagend vor der ganzen Kirche auftreten müssen, andern Theils in der Masse mehr verschwindet und also weit leichter unbemerkt bleibt, oder Aufforderung und Gelegen=

heit genug hat, seine Blößen zu decken und sich selbst zu verbergen unter die äußerliche Theilnahme an religiös-kirchlichen Angelegenheiten und Akten: ist das etwa auch in der Fremde so? Oder findet da nicht vielmehr das Gegentheil Statt? Fehlt dem Uebel da nicht die heilkräftige und gar oft auch wirklich heilende Kraft der Gemeinschaft am Glauben und kirchlichen Leben, aus der man hinausgeworfen ist? Tritt es da nicht, wo es vorhanden ist, nur um so schroffer und widerwärtiger hervor, weil keine kirchliche Masse sich findet, die es zudeckt? Entsteht ihm da nicht alle Aufforderung und selbst Gelegenheit, Versteck zu spielen in todter Bethätigung an dem, was aus lebendiger Quelle lebendig fließen muß?? Die Antwort auf solche Fragen kann keinen Augenblick zweifelhaft seyn. Jede aber ist ein ernster Mahnruf an die Kirche und ihre Glieder, besonders an ihre Diener und an die Eltern, daß sie in vereinter Kraft auch um solcher Ursachen willen mit redlichem Fleiße und beharrlicher Treue sorgfältiger zumal als es bis jetzt geschehen, den göttlichen Samen in die Herzen der Ihrigen ausstreuen und ihn gewissenhaft pflegen, bis er bei Allen die Frucht wahrer Gottesfurcht und Gottseligkeit zu tragen beginnt, welche als Mitte zwischen todter Orthodoxie und unkirchlicher Frömmigkeit, auch in einer weiten Wüste eine liebliche Gottesau werden kann, die lieblich dufte einer ausgeschütteten Salbe gleich. Von der Pflege, die solche Frucht erziehen will, soll Keiner auch darum nicht ausgeschlossen seyn, weil ja Niemand weiß, wen es treffen wird, in der Zerstreuung zu wohnen.

Zu sagen, wie dieses Ziel zu erreichen, mit welchen Mitteln auf das Gedeihen religiösen und kirchlichen Sinnes bei den Angehörigen unserer Kirche hingewirkt werden kann und muß: dazu halte ich mich weder für befähigt noch berufen und berechtigt; es liegt das ja auch gar nicht in dem Zweck dieser Mittheilungen. Nur daß es geschehen muß, dafür will ich als Zeuge auftreten; nur darauf, was etwa zur Erreichung jenes Ziels für unsre zerstreuten Schafe hier und sonach auch anderwärts zunächst zu wünschen wäre, möchte ich fragend hinweisen. Wir haben es Alle gesehen und sehen es noch immer, wie die entschiedensten Interessen, materielle und geistige, politische und kirchliche, kommercielle und industrielle, allgemein und speziell wissenschaftliche u. s. f., sich in unserer Zeit in öffentlichen Blättern Organe suchen oder selber bilden. Muß uns

da nicht wie von selbst der Gedanke nahe treten, der, wenn ich nicht irre, bereits anderwärts schon ausgesprochen worden ist, daß für unsere evangelischen Gemeinden eine Zeitung oder Zeitschrift, die die religiösen und kirchlichen Interessen in ihrem vollsten Umfange zu vertreten sich zur Aufgabe zu setzen hätte, — natürlich auf dem Standpunkte der überwiegenden Mehrzahl in den Gemeinden, des sogenannten Volks und für dasselbe — ein wünschenswerthes und wahrhaft ersprießliches Unternehmen, weil ein dringendes Bedürfniß, seyn müßte? Wenn fast alle gedenkbaren Interessen und die materiellen mehr als je, wenn selbst nicht blos antikirchliche, sondern sogar antireligiöse Tendenzen, wie die communistischen und socialistischen, in solcher Weise Vertretung und Verbreitung suchen: warum sollten die höchsten Interessen des Menschen, die religiös-kirchlichen, unter dem bei weiten größten Theil der Kirchenangehörigen, dem Volke, unvertreten bleiben? Wir haben wohl Journale und überhaupt periodisch erscheinende Schriften genug für die Gelehrten und ihre Bedürfnisse, erbauliche in nicht geringerer Anzahl für das Volk: aber ein Blatt, welches die Pflege eines kräftigen kirchlichen Sinnes unter dem Volk und etwa auch unter den sogenannten gebildeten Laien zur Tendenz hätte und seinen Stoff dazu aus den Ereignissen und Erscheinungen der Zeit, besonders des kirchlichen Lebens, aus den innern und äußern Verhältnissen unserer Kirche, aus ihrer Stellung gegen den römischen Katholicismus, gegen den Unglauben in allen seinen Formen und Gestalten, aus ihrer Stellung zum Worte Gottes und zur Entwicklung des Reiches Gottes auf Erden u. s. f. nähme, — das ist wenigstens mir unbekannt. Wie förderlich könnte ein solches Blatt wirken, dessen Tendenz die eben angegebene, dessen Publicum das Volk wie es in den Gemeinden lebt, dessen Haltung und Sprache der Fassungskraft und den Bedürfnissen desselben angemessen wäre, — und wenn es auch zu weiter gar nichts nütze seyn würde, als daß es das Bewußtseyn von der Herrlichkeit unseres evangelischen Zions in unserem Volke lebendig macht und rege erhält! Es möchte also einem solchen Blatte ungefähr dasselbe Arbeitsfeld anzuweisen seyn, welches diese Zeitschrift sich erwählt hat, nur mit dem Unterschiede, daß es dieselben Bedürfnisse in anderen Kreisen zu vertreten hätte; es hätte die Tendenz im Ganzen mit dieser Zeitschrift gemein, nur Haltung,

Sprache und zum Theil auch der Inhalt müßten durch die Rücksicht auf den Leserkreis anders und für ihn berechnet seyn. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß ein solches wirklich vorhandenen Bedürfnissen entgegenkommendes Blatt einen guten Fortgang haben und, mit der Hilfe des Herrn, großen Segen für seine Kirche stiften würde. Gewiß ist diese Sache werth, von denen, die Zion lieb haben, mit Ernst bedacht zu werden.

Sodann erlaube ich mir die Frage, ob es nicht ein gerathenes und kräftiges, zugleich auch den Seelen zur Förderung gereichendes Wiederbelebungsmittel des durch die destruktiven Tendenzen der letztvergangenen und gegenwärtigen Zeit fast wie erstorbenen kirchlichen Bewußtseyns seyn würde, wenn wir unseren Gemeinden die reichen Schätze unserer Kirche an gediegenen Erbauungsschriften wieder leichter zugänglich machten und in die Hände zu bringen suchten? Jedermann weiß es ja, wie es in dieser Beziehung meist bei uns aussieht, und warum es so ist, das ist nicht schwer zu errathen; aber sollen wir es denn so bleiben lassen? O gewiß schon darum nicht, weil, wenn die Kinder der Kirche auch diese edlen Perlen ihres Hauses wieder kennen und lieben lernen, sie um solcher herrlicher Güter willen das Haus selbst schätzen und achten wissen, das so reich ist an köstlichem Gut, und weil doch gewiß solche Besitzthümer, auch bei äußerlicher Losgerissenheit von kirchlicher Gemeinschaft, Frömmigkeit und Kirchlichkeit wenigstens zu erhalten und vor gänzlichem Untergang zu schützen geeignet sind. Deßhalb war es mir eine rechte Freude, im Januarheft der evangel. Kirchenzeitung ein derartiges Unternehmen angekündigt zu finden, dem von Herzen ein guter Fortgang zu wünschen ist; deßhalb wünschte ich vorerst nur die Gebetbücher von Habermann und Stark, Schaitberger's Sendbrief, Müller's Erquickstunden, etwa auch Arndt's Bücher vom wahren Christenthum, die Augsbürgische Konfession und eine geistliche Liedersammlung (am Liebsten, bis etwa unserer Gesangbuchsnoth durch ein den Bedürfnissen entsprechendes kirchliches Gesangbuch abgeholfen seyn wird, die in dieser Zeitschrift bereits angekündigte und in 2. Auflage bei Liesching in Stuttgart in diesem Jahre erschienene) neben der h. Schrift gerne in Jedermanns Händen zu sehen. Recht an der Zeit wäre jetzt wohl auch eine ausgewählte Sammlung aus Luther's Predigten, weil die Un-

sern diesen gewaltigen Streiter Christi viel zu wenig, oft nur dem Namen nach kennen und die Gegner unsrer Kirche eifriger als je ihn und sein Werk verunglimpfen; es könnte so, wie mich dünkt, ohne weitere apologetische Bemühungen am Besten zum Bewußtseyn gebracht werden, welch' ein glaubensstarker Gottesmann er gewesen, und wie eitel, unverdient und boshaft die Schmähungen seiner Gegner sind. Die Verbreitung einer solchen Predigtauswahl müßte, besonders für die in der Zerstreunung Lebenden, ein wahrer Segen seyn. Auswahl sage ich; denn aus vielen Gründen, deren Darlegung ich mir füglich ersparen kann, halte ich die wenigsten Luther'schen Predigten, ihrer sonstigen Verdienste unbeschadet, für unsern Zweck für geeignet. In diese Sammlung wären etwa nur solche Predigten aufzunehmen, wie z. B. die über das Ev. Joh. 3, 16—21. am Pfingstmontag, die bei Raw in Nürnberg vor einigen Jahren besonders gedruckt erschien; sie müßten ganz unverändert gegeben, und höchstens könnten die so häufigen und zu diesem Gebrauch unnöthigen polemischen Passus weggelassen werden; es gäbe das eine kleine, aber um so köstlichere Auslese. Die Kraft des Glaubens und des Wortes, von denen die eine so stark als die andere in Luther's Predigten waltet, würde sicherlich gar Vieler Herzen anziehen und wie für die Sache so auch für den Mann gewinnen, der bis jetzt ihr in jeder Beziehung tüchtigster Vorkämpfer gewesen. Ich kann immer nur mit innigem Vergnügen daran denken, daß ich ganz aufmerksame Ohren fand und fröhliche Herzen machte, mir selbst aber Dank verdiente, als ich gelegenheitlich Abschnitte aus Luther'schen Predigten Glaubensgenossen vorlas. Dadurch und durch österen eigenen Gebrauch der Luther'schen Postillen auf die Sache aufmerksam gemacht, entstand in mir erst jener Gedanke und ich hatte auch schon Gelegenheit, mir mehrere zweckdienliche Predigten Luthers anzumerken, die vorzügliche Berücksichtigung verdienten. Mag wer Beruf und Muße dazu hat, Hand an's Werk legen, zu dessen Ausführung die Liebe der Brüder gewiß nicht ohne Erfolg und Handreichung angesprochen werden würde. Darin bestärkten mich jüngst die Aeußerungen eines theologischen Glaubensgenossen aus Sachsen, der dieses Unternehmen gleichfalls als ein recht wünschenswerthes anerkannte.

Wegen derer aber, die als reisende Handwerker oder Dienende

in die Zerstreuung hinausziehen, kann ich mich der dringenden Bitte an Aeltern und Seelsorger nicht enthalten, daß sie doch fernerhin ihre Angehörigen nicht mehr in die Fremde hinausgehen lassen wollen, ohne ihnen einige liebreiche Ermahnungen, auch in der Ferne ihres Gottes und ihrer Kirche nicht zu vergessen, auf den Weg mitzugeben, ohne ihnen zu ihren Habseligkeiten wenigstens ein N. T. und ein Gebetbüchlein beizupacken. Wirds denn ein so gar großes Opfer seyn, der Reise-Ausrüstung auch ein N. T., welches man überall um den geringen Preis von 40 kr. haben kann und ein „Habermännlein", welches nur auf 8 - 9 kr. zu stehen kommt, beizufügen? Und wenn man die Seinen mit Wäsche, Kleidern, Geld und Reiserouten versieht, damit sie eine glückliche Reise thun: warum will man sie denn nicht mit einem unbezahlbaren und doch um wenig Geld zu erwerbenden Besitz, mit einer Marschroute versorgen, welche sie unter allen Umständen brauchen? Man sage nicht dagegen: bei denen, die religiösen und kirchlichen Sinn haben, geschieht das ohnedies und bei denen, die ihn nicht haben, hilfts doch nichts. Denn es kommen oft genug Verhältnisse, Schicksale, Stunden über einen Menschen, in denen man gar gerne hervorsucht, was man lange verachtet hat; und wenn dann für solche Fälle bereits Vorsorge getroffen ist, wenn man einer einzigen Seele die Möglichkeit nicht abgeschnitten, sondern die Gelegenheit bereitet hat, sich Erbauung zu schaffen, so ist damit schon sehr viel gewonnen. In solchen Dingen möchte es wohl Manchem ergehen wie mir mit einem gewissen Kleidungsstück, Frack genannt, den ich gründlich zu hassen nicht umhin kann. Weil er aber einmal im Schrank hängt, so zieht man ihn doch je zuweilen an, damit er nur gebraucht wird.

Unsere Verhältnisse sind ferner ein sprechendes Zeugniß dafür, wie viel Ursache wir nicht blos hier, sondern überhaupt an allen Orten haben, den Unterricht in den konfessionellen Unterscheidungslehren mit allem Ernste und aller Umsicht zu betreiben. Ich halte zwar dafür, daß allein schon in einer lebendigen religiösen und kirchlichen Gesinnung, daß in der festen Begründung im eigenen Glaubensbekenntniß, zumal in rechter Erkenntniß desselben, eine sichere, ja die allein zuverlässige Gewähr für die schuldige Treue am Bekenntniß und für rechte Bekennertreue überhaupt gegeben ist. Denn die Thesis vermag schon für sich die Antithesis

abzuweisen; und wo das Princip in der Erkenntniß feststeht, da sind auch alle aus demselben abzuleitenden Konsequenzen gewährleistet. Nichts desto weniger bleibt eine fleißige und spezielle Berücksichtigung der konfessionellen Differenzen schon darum nothwendig, weil die Konsequenzen des Princips, selbst wenn es klar verstanden ist, nicht für Jeden gleich so offen zu Tag liegen, und deßhalb in der genannten Beziehung ausdrücklich nachgewiesen seyn wollen; auch darum, weil die Antithesis oft in so überraschender Weise auftritt, daß nicht jeder gleichwohl in evangelischer Erkenntniß wohl Bewanderte sie sofort mit der rechten Antwort abzuwehren vermag. Von Beidem habe ich mich schon öfters zu überzeugen Gelegenheit gehabt; vom ersteren kann man sich schon a priori und in der Praxis überall überzeugen.

Man darf nur einen Blick in die vulgären Streitschriften der römischen Katholiken werfen, welche nachgerade in großer Menge erscheinen, um zu bemerken, mit welchen sonderbaren aber überraschenden Klopffechterfinten man unsrem Bekenntniß zu Leib geht. Es geht nicht anders in Predigten, in seelsorgerlichen Unterredungen, im gemeinen Leben. So erinnere ich mich z. B. daß einmal Kinder mit dem Schriftbeweis (man weiß, was das heißt!) in die Enge getrieben wurden, daß die Werke selig resp. gerecht machen, nicht der Glaube. Die hart Bedrängten suchten sich mit dem angeführten Beispiele des Schächers am Kreuz zu retten, der ein Gottloser gewesen und doch in den Himmel gekommen sey, weil er noch in der eilften Stunde sich zum Glauben an seinen Heiland bekehrt habe. Allein hiegegen wurde replicirt, daß ja doch auch dieser Schächer ein gutes Werk gethan, nämlich den Andern um seines gottlosen Redens willen gestraft und um des willen die Verheißung des Paradieses empfangen habe. Das zum Beleg dafür, auf welche Fechterkünste wir zur Verantwortung unseres Glaubens gefaßt seyn müssen. Wenn mir ein andersmal ein Mann, der in früher Jugend aus der kirchlichen Gemeinschaft in die Zerstreuung hinausgeworfen worden war, ohne zuvor genügend in seinem Bekenntniß unterrichtet zu seyn, erzählte: es habe ihn einmal ein Katholik mit der Frage in Verlegenheit gesetzt, warum denn wir nichts von den Heiligen wissen wollten, so wir doch im 3. Artikel eine Gemeine der Heiligen bekenneten? — so sehen wir daran recht deutlich, wie unbehilflich in ähn-

lichen Lagen auch Solche sich benehmen, die übrigens ihrem Bekenntniß von Herzen zugethan sind, zugleich aber auch, wie mangelhaft oft genug die evangelische Erkenntniß biblischer Wahrheit selbst in solchen Dingen ist, die zu durchschauen ein geringes Maaß christlicher Gnosis hinreicht. Schämen wir uns nicht, dieses uns selbst zu gestehen! Lassen wir uns aber auch, die wir erfahren haben und noch täglich erfahren, was solche Unwissenheit unter den vorgemeldeten Umständen unserer Kirche für Schaden bringt, dadurch antreiben, mit größerer Sorgfalt fortan die Unsrigen in den Artikeln zu unterweisen, bei welchen unvereinbarer dissensus mit der Lehre der Römer herrscht, sey es, daß der Lehr- oder Aelternberuf uns diese Pflicht auflegt. Mit Dank muß man es deßhalb anerkennen, daß unsere oberste Kirchenbehörde schon vor Jahren die geeignete Berücksichtigung der Unterscheidungslehren im Religionsunterrichte ihrer untergebenen Geistlichkeit zur Pflicht gemacht hat, Niemand lasse sich von dieser anscheinend nutzlosen A.beit durch den Gedanken abhalten, daß das in ungemischt evangelischen Gegenden nicht nöthig sey. Denn bei keiner unserer Gemeinden liegt die Unmöglichkeit vor, daß nicht die einen oder die andern von ihren Angehörigen in die Lage gerathen könnten, in welcher ihnen Bekanntschaft mit den Unterscheidungslehren Noth thut und wohl zu Statten kommt; wohl bei den meisten, wir dürfen vielleicht auch sagen, bei allen die Wahrscheinlichkeit, daß etliche ihrer Glieder, selbst wenn es nur Eines wäre, längere oder kürzere Zeit in der Zerstreuung zu leben haben werden.

Wohl dürfte es sich der Mühe lohnen, etwas ausführlicher über die Art und Weise zu sprechen, in der der Unterricht in den Unterscheidungslehren, ein an sich eben nicht gar angenehmes Geschäft, zu behandeln ist. Worauf vornehmlich zu sehen ist, das lernt man, wenn nicht aus eigener Erfahrung und Anschauung, am besten aus den polemischen Schriften gegen unsere Kirche, die so ziemlich alle über einen und denselben Leisten geschlagen sind und in der Weise der Polemik und der polemischen Beweisführung am Catechismus Romanus einen Bannerträger haben, dessen Lektüre ich männiglich zu Nutz und Frommen unserer Kirche empfohlen haben möchte. Allein da es mir nicht darum zu thun ist, einzelne Winke über gedeihliche Behandlung der konfessionellen Differenzen im Un-

terricht, sondern nur darum, ein Zeugniß dafür zu geben, wie die Lage der Glaubensgenossen, die in der Zerstreuung leben, fleißige Berücksichtigung derselben gebieterisch erfordert: so beschränke ich mich auf diese zwei kurzen Bemerkungen. Vor allem sollen Art und Haltung dieses Unterrichts es den Kindern deutlich durchfühlen lassen, daß seine Quelle nicht Streitsucht, sein Zweck nicht Streit, seine Waffe nicht das Wühlen in jeder sentina der Gegner ist; sondern daß er geschieht im Gehorsam gegen das apostolische Gebot 1 Pet. 3, 15. 16, in der Absicht, zur Befolgung dieses Gebotes zu befähigen, und mit den Waffen, die allein der Wahrheit würdig sind. Der Geist wahrer Liebe, die von Spott, Verdrehung, Entstellung, von boshafter Verwechslung der Personen und Sachen nichts weiß, Gutes auch am Gegner bereitwillig anerkennt und wo es ohne Verletzung der Wahrheit, um die allein es sich handelt, geschehen kann, ihn auch gerne entschuldigt, soll auch über diesem scheinbaren Kriegshandwerk walten. Aber nur um Alles in der Welt keine afterprotestantische Liebe, keine afterprotestantische Toleranz, kein afterprotestantisches Liebäugeln mit römischen Schönheiten, davon wir leider immer noch die lächerlichsten, wahrhaft krähwinklerischen Beweise erfahren müssen! Jenen Geist der Liebe und des Friedens, der entschieden und doch mild, kampfbereit und doch schonend ist, ist etwas ganz Anderes, als dieser banqueroute Ungeist, als dieses kirchliche Philisterthum. — Sodann erlaube ich mir auch die Bemerkung, daß der fragliche Unterricht leicht die Gefahr bringen würde, eine unselige Streitlust in konfessionellen Dingen zu erwecken oder zu nähren, wenn man ihn etwa in eigenen Stunden ertheilen und als ein zusammenhängendes Ganzes behandeln wollte. Ueberdies werden ihn in diesem Falle Lehrer und Schüler nicht sehr kurzweilig finden und der Uebelstand kaum zu vermeiden seyn, daß man weit ausholen und bereits anderwärts Abgethanes noch besonders hereinziehen muß. Am ersprießlichsten erscheint es daher, die differenten Lehren je an den geeigneten Orten des Katechismus zu berücksichtigen, ein Verfahren, bei dem nicht nur Zeit, sondern auch dieses gewonnen wird, daß der Grund des dissensus sogleich klar und deutlich in die Augen springt, leicht gefaßt und besser behalten wird. Und in der That lassen sich ja alle Unterscheidungslehren ohne allen Zwang bei den

entsprechenden Kapiteln unseres Landeskatechismus unterbringen; einige können an verschiedenen Orten geeignet berücksichtigt und in Erinnerung gebracht werden, was gerade nichts schaden wird; will man dann noch zur Wiederholung einen kurzen zusammenhängenden Ueberblick über das Ganze der konfessionellen Differenzen geben, so wird das bei Konfirmanden oder Sonntagsschulpflichtigen nicht übelgethan seyn. — Doch ich kehre von dieser Abschweifung zurück, um Alle, die den Beruf haben, das Wort der Wahrheit zu theilen, nochmals inständig zu bitten, daß sie es nicht versäumen wollen, den Ihrigen die evangelische Wahrheit auch in ihrer protestirenden Stellung gegen den römischen Katholicismus fleißig einzuprägen und meinem auf vielseitige Erfahrungen gestützten Zeugnisse Glauben zu schenken, daß das nachgerade eine unabweisbare Nothwendigkeit geworden ist und für die nächste Zukunft bleiben wird, weil, wenn nicht alle Anzeichen trügen, die konfessionellen Wirren fortan eher zu- als abnehmen werden.

Bis hieher war ich mit meinem Schreiben gekommen, als mir das Aprilheft dieser Zeitschrift mit einer unsere Verhältnisse besprechenden Korrespondenz zugesendet wurde. Wie freute ich mich, so ganz unverhofft noch einen zweiten Zeugen für unsere Sache auftreten zu sehen, so daß ich schon nicht mehr mit meinen Klagen und Bitten allein stehe. Was in dieser Korrespondenz enthalten ist, bedarf nun eines besonderen Zeugnisses von meiner Seite nicht mehr, da wir beide es gaben, ohne von unserem Vorhaben gegenseitig etwas zu wissen. Es überhebt mich zugleich der Mühe, das zu wiederholen, was es zu Aller Kunde bringt, und ich beschränke mich zunächst auf die Doppelbitte, das Gesagte als auch hier gesagt anzusehen und einer ernsten Beachtung zu würdigen, was zwei von einander unabhängige und entfernt wohnende Zeugen auszusprechen sich wohl aus gleichen Gründen gedrungen sahen. Mögen insbesondere die Schlußworte jenes Artikels, die Worte: „Brüder, gedenket eurer armen Glaubensgenossen in Südbayern,“ in welche ich einen vierten Wunsch kleide, eine gute Stätte in allen Herzen finden, die die Noth der Glaubensgenossen nicht für fremde, sondern wie billig für eigene achten.

Unsre Noth ist allerdings zunächst eine innere, geistliche, aber auch und eben so sehr eine äußere, finanzielle. Doch hängen beide

auf's innigste zusammen, indem wir eine auch nur partielle Befreiung von jener nicht hoffen dürfen ohne Beseitigung dieser. Unsere Bedürfnisse sind groß und mancherlei. An manchen Orten, wie z. B. zu Landshut, Neuburg, Bruck, — sie könnten leicht um noch gar Manche vermehrt werden — ist die Bildung eigener Gemeinden unserer Konfession ein schreiendes Bedürfniß, welches befriedigt werden muß, wenn nicht unsre Kirche an den dortselbst Zerstreuten Schaden um Schaden nehmen, Nachtheil um Nachtheil leiden, wenn nicht, was unter ihnen noch stark ist, schwach, das Schwache schwächer oder gar, wie es so häufig der Fall, eine Beute der Proselytenmacherei und ein Eigenthum der römischen Nachbarin werden soll. Wollen wir fortan gleichgültig und theilnahmslos zusehen und hinfahren lassen, was wir gar wohl retten und bewahren könnten? Werden nicht Herzen sich finden, die dankbar genug sind für die Segnungen christlicher Kirchen und Schulen, die sie genießen, um sie auch diesen ihren verlassenen Brüdern zu gönnen? Eine unserer Gemeinden, die Perlacher, welche vorerst nur als Schulgemeinde konstituirt ist und schon zu diesem Zwecke mehr Opfer gebracht hat, als nach meiner Ueberzeugung ihre Kräfte für die Zukunft vermögen, ermangelt blos noch der nöthigen Geldmittel, um in die Reihe unserer oberbayerischen evangelischen Kirchengemeinden als eine neue und selbstständige einzutreten. Sollen wir sie auf halbem Wege stehen lassen und nicht auch das Unsrige thun, damit ihr Verlangen nach allsonntäglicher Erbauung endlich befriedigt werde? Sollen wir ihr durch unser Zaudern und Stillesein den Muth und die Lust nehmen, fernerhin mit Freudigkeit ihre Gaben darzubringen, und nicht vielmehr durch Erweisungen brüderlicher Liebe ihr Muth und Freudigkeit zu stärken, das gewünschte Ziel erreichen zu helfen suchen? Drei von unseren Gemeinden sehen die Besorgung ihrer kirchlichen und Schulgeschäfte in Eine und dieselbe Hand gelegt, ein Umstand, dessen mißliche Folgen sich da am allermeisten zu erkennen geben müssen, wo, wie bei uns, eine vel quasi missionirende Seelsorge und ungeschmälerte Muße für die Geschäfte des geistlichen Berufs überhaupt so nothwendig und heilige Pflicht ist. Soll denn nun dieser Uebelstand ungehoben bleiben, so lange irgend eine Möglichkeit vorhanden ist, ihn zu beseitigen? Soll fortan die Kirche unter der Schule, die Schule unter der Kirche, in beiden Fällen

aber die Kirche leiden und Schaden nehmen? Ist es uns darum nicht heilige Pflicht, nimmer abzulassen, bis kirchliche und Schulgeschäfte getrennt sind und je unter Hut und Pflege eines eigenen und geeigneten Individuums stehen, so daß wir sagen können, wir haben gethan, was wir konnten, und dürfen nun ruhig, mit gutem Gewissen den Segen von oben erwarten? Wir würden schon längst diese Trennung herbeigeführt und was wir wünschen, selbst gethan haben, wenn die mit beiderlei Functionen verbundenen Einnahmen nicht so gering wären, daß sie zusammen kaum ihren Mann mit Mühe unterhalten, geschweige denn getrennt. Als eigene Pfarreien sind ferner drei Gemeinden organisirt und was die Pfarrbesoldung betrifft, gesichert; aber ein eigenes Kirchenvermögen besitzt meines Wissens nur Eine derselben in hinreichendem, eine zweite wahrscheinlich nur in äußerst geringem Maaße, eine dritte so wenig, daß es sich kaum der Mühe lohnt, nur davon zu reden. Doch könnten wir das leicht verschmerzen, wenn nur unsere drei Vikariate, die es am nöthigsten bedürften, nicht von allem und jedem kirchlichen Gemeindevermögen entblößt und sonach mit all' ihren Ausgaben auf die sonn- und festtägigen Einlagen, dagegen wo diese nicht hinreichen, auf immer wiederkehrende Koncurrenzen angewiesen wären. Wie schwer ist es, in längst bestehenden Gemeinden ohne Kirchenvermögen zu hausen; wie schwer aber erst in solchen, die neben den gewöhnlichen Bedürfnissen noch andere ungewöhnliche und außerordentliche haben und deren Bestand eben mehr oder minder davon abhängt, daß sie die Mittel aufzubringen fortfahren, welcher sie für ihre kirchlichen Anstalten benöthigt sind. — — — Soll, darf das so bleiben? Dürfen wir es, ohne auch nur an Abhilfe zu denken, noch fernerhin versuchen, diese armen Gemeinden auf die Probe zu stellen, wie lange und bis wie weit ihre Bereitwilligkeit zu Opfern für kirchliche Zwecke reicht, ohne müde zu werden, ohne zu murren, ohne durch solche Anstrengungen sich die Sache selbst verleiden zu lassen? Hätten wir nicht vielmehr Ursache genug, durch thätliche Theilnahme an ihren Mühen ihnen Muth und Freudigkeit zu stärken und ihren Bestand selbst sicherer zu stellen? Ueber kurz oder lang muß die Aufstellung besonderer Reiseprediger und Evangelisten, an die man schon vor längerer Zeit und von verschiedenen Seiten gedacht hat, geschehen, eben weil sie so dringend Noth thut und

täglich, wie man aus den sich mehrenden bitteren Erfahrungen entnehmen kann, nothwendiger wird. Statt aller andern Belege spreche hiefür die einfache Thatsache, daß am grünen Donnerstage des heurigen Jahrs eine große Anzahl bayerischer Protestanten aus Laufen, Freylassing, Reichenhall, Berchtesgaden und der Umgegend, um nur einmal das Sakrament empfangen zu können, sich genöthigt gesehen hat, an einer evangelischen Kommunion in Salzburg, also im Ausland, theilzunehmen, deren Vornahme für die Salzburger Protestanten durch den evangelisch-lutherischen Pfarrer in Attersee von der österreichischen Regierung gestattet worden war. (Vielleicht sehe ich mich bald in der Lage, über dieses erfreuliche Ereigniß etwas Näheres mitzutheilen.) Können wir das verantworten, daß die Angehörigen unserer Landeskirche, weil wir sie im Stich lassen und uns um sie nichts kümmern, in der Fremde die Befriedigung für ihre religiösen Bedürfnisse suchen müssen? Wann und wo dieses geschieht, das gilt freilich vollkommen gleich; aber ich frage doch: müssen wir uns nicht schämen, daß wir solches erleben? Nicht schämen, wenn ich euch sage, daß mir schon Leute unter die Hände gekommen sind, die binnen 18 Jahren gerade zweimal an einer Kommunion Theil genommen haben und Andere, bei denen es nur in jahrelangen Zwischenräumen geschah? Und wie anders kann für solche einzeln Zerstreute gesorgt werden, als durch Aufstellung eigener Reiseprediger, die an keine bestimmte Stelle gebunden, von Ort zu Ort wandern, um zu thun, was unter solchen Verhältnissen allein noch für Befriedigung religiöser Bedürfnisse geschehen kann? Nun, wenn es nicht geschieht, so werdet ihr es noch hören, wie Vielen kein anderes Auskunftsmittel mehr übrig bleibt, als sich — der römischen Kirche in die Arme zu werfen, die sie zu diesem Zweck so gerne, Tag und Nacht offen hält! Wie wünschenswerth wäre es auch, wenn wir nicht so oft durch Mangel an Geldmitteln, die wir bei den besten Mitteln ex propriis in hinreichender Menge nicht aufzubringen vermögen, gehindert wären, Armen und Unbemittelten hie und da ein Erbauungsbuch in die Hände zu bringen, was unseren Gemeindeangehörigen ja zwanzigmal nöthiger ist, als denen, die sich in und mit der Gemeinde erbauen können, und was in unserer Lage viel öfter Noth thut als anderwärts, weil wir von allen Seiten her aus ungemischt evangelischen Gegenden uns Solche

zuströmen sehen, die in fraglicher Beziehung auch mit dem dringendst Nöthigen nicht versehen sind! Wahrlich, wenn für diesen Zweck etwas geschähe, wenn wir nur hie und da über eine Sendung guter asketischer Schriften frei zu disponiren hätten, so wäre das nicht für uns, sondern lediglich für die geschehen, die wir in kirchlicher Hinsicht nur als Gäste aus andern Gemeinden ansehen können.

Das sind unsere dringendsten Bedürfnisse. Und auf was sind wir zu ihrer Deckung gewiesen? Wir selber sind als Privaten und als Gemeinden wo nicht arm doch unbemittelt und ohnedies schon zur Genüge belastet, sogar ohne Aussicht auf nahe bevorstehende Minderung unserer Leistungen. Der Gustav-Adolphs-Verein, selbst die Annahme solcher Gaben, die von ihm herrühren, ist verboten und eine Aenderung dieser Sachlage auch nicht im Entferntesten in Aussicht gestellt, wiewohl wir der Zuversicht sind, daß zu diesem Ende da die zweckdienlichen Schritte geschehen werden, wo Recht und Pflicht hiezu vorhanden ist. Ein eigener, selbstständiger Verein zur Unterstützung der zerstreuten und hilfsbedürftigen Gemeinden unserer Konfession ist wohl schon vielseitig besprochen, selbst beantragt worden, aber noch nicht konstituirt, noch weniger genehmigt, wiewohl wir uns auch in dieser Hinsicht dem Vertrauen hingeben, daß das, was so dringend Noth thut und so vielseitig gewünscht wird, geeigneten Orts gebührende Vertretung und Förderung finden werde. Auf was Anderes also sind wir gewiesen, wenn nicht auf die Handreichung, die wir von der Liebe der Brüder gar wohl fordern dürfen, mit Zuversicht hoffen und dringend uns erbitten? Mag sie sich nun zu dem einen oder andern der genannten Zwecke, mag sie sich einzeln und je nach Herzensdrang oder, was wir allerdings am meisten wünschen müssen, als geschlossener Verein bethätigen: das kann uns Alles gleichviel gelten, wenn sie nur einmal mit Ernst zu geschehen anfängt. Und ich dächte, dazu sey es hoch an der Zeit. Mit Nichtwissen kann sich wenigstens unsere Landeskirche nicht mehr entschuldigen, seit wir ihr unsere Noth öffentlich zu sagen und zu klagen angefangen. Noch viel weniger befürchten wir, sie werde die heilige Pflicht helfender Liebe verläugnen oder nur verabsäumen wollen; über das ist sie, deß halten wir uns für versichert, durch die wachsende Kraft des Glaubens und der Liebe in ihr hinaus. Was sie für die Mission thut oder doch thun soll,

das kann sie der Pflicht, für diese innere Mission nach Kräften zu sorgen, nicht überheben. Denn hier gilt das Wort ihres Herrn, das Eine zu thun und das Andre nicht zu lassen. An Kräften fehlt es ihr nicht, kann es ihr nicht fehlen; denn wo nur der Wille, da sind auch Kraft und Mittel zum Geben. Ich will darüber nicht scheel sehen, daß jährlich Tausende so zu sagen protestantischen Geldes aus diesem Königreiche nach Köln gehen; dieser Bau, er ist ein Werk zur Ehre Gottes; in seinen Hallen wird noch Christus gepredigt werden, der unsere Gerechtigkeit ist; er ist ein Werk deutschen Glaubens, deutschen Geistes, deutscher Kraft. Aber wenn wir einmal die Bilance ziehen und fragen, wie viel ihr gegeben habt für diesen, wie viel für unsern Bau, der doch auch ein Werk zur Ehre Gottes, zur Pflege verlassener Seelen, zum Heil stamm- und glaubensverwandter Brüder, dazu nothwendig und unaufschieblich, das jener nicht, ist: müssen wir da nicht erröthen über der Antwort? denn welcher Bau, ob jener in Köln oder aber ob der unsrige uns mehr am Herzen liegen sollte, darüber kann wohl kein Zweifel seyn. Aber freilich — — —. Sapienti sat! Ueberdies: sehet ihr nicht auch, wie schnell und reichlich die zerstreuten Glieder der römischen Kirche Unterstützung und hinreichende Hilfe finden, wo sie sich an andern Orten unsers Königreichs und Deutschlands in unserer hiesigen Lage befinden? Wisset ihr nichts von Schwabach, Ansbach, Nürnberg, Hof, Leipzig und andern Orten? Man kann sich aufrichtig und ohne Heuchelei freuen, wenn Konfessionen die Mittel zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse finden und sich zu ihrer Beschaffung die Hände der Glaubensgenossen in der Nähe und Ferne aufthun. Aber den Wunsch kann uns doch auch Niemand verargen, daß in gleicher Weise die Angehörigen der evangelischen Kirche mit eben dem Eifer Bedacht auf die Noth ihrer zerstreuten Glaubensgenossen nehmen, welche in dieser Zeit mehr als je auf die Liebe und Handreichung ihrer Brüder angewiesen, oder um es recht zu sagen, beschränkt sind, ohne welche sie eine Abhilfe ihrer Noth, menschlich zu reden, nicht gewärtigen können.

Wenn wir nun eure Liebe für uns besonders in Anspruch nehmen, so geschieht das, von allem oben Gesagten abgesehen, auch darum, weil wir uns wohl als ein geringes, doch auch als

ein durch die besondern Umstände aller Sorgfalt und Pflege werthes Glied am Ganzen der Kirche ansehen müssen. Die besondere Bedeutung dieses vom Leibe äußerlich getrennten Gliedes sehen wir darin, daß es einen gleichsam missionirenden Beruf zu erfüllen hat, beides nach außen und nach innen. Nach außen sollen und können unsere Gemeinden dienen, die zahlreichen Vorurtheile gegen evangel. Bekenntniß und gegen die evang. Kirche zu zerstören, die gegen beide erhobenen und immer wiederkehrenden Beschuldigungen zu entkräften und als nichtig zu beweisen, eine bessere Bekanntschaft mit unserer Kirche und ihrem Wesen wenigstens vorzubereiten und sie auch in den Augen ihrer Widersacher an den Ort zu stellen, dahin sie gehört. Das kann aber nicht geschehen, ohne zugleich, wie es auch schon annähernd erfolgt ist, eine bessere Bekanntschaft mit der Bibel und dem in ihr enthaltenen Gottesworte herbeizuführen; und wer sollte sich nicht von Herzensgrund freuen, wenn es geschieht, nicht dringend wünschen, daß es je länger desto mehr geschehen möge? Schon um dieser eigenthümlichen Stellung willen erleben wir auf diesen südlichsten Vorposten unserer Kirche Alles, was ihr zu Wohl oder Wehe gereicht, mit doppelter Freude oder doppeltem Leidwesen; eben deshalb fühlen wir uns aber auch mit besonderer Vorliebe zu ihnen hingezogen und halten sie unserer besondern Aufmerksamkeit und Fürsorge werth. — Nach innen liegt der missionirende Beruf dieser Abtheilung der Kirche darin, daß sie ihren Hauptbestandtheilen nach mit ihrer Arbeit an Halbverwilderte gewiesen ist und ohne Aufhören solche Zuflüsse aus andern Landestheilen empfängt, an denen sie ein gleiches Werk zu verrichten hat. Von dem ersten ist schon zur Genüge die Rede gewesen; was aber das zweite anbelangt, so sey es mir vergönnt darauf aufmerksam zu machen, wie unter unsern Verhältnissen, die das Bedürfniß kirchlicher Gemeinschaft in allen nicht ganz und gar erstorbenen Herzen auf's lebendigste zu fühlen geben, diese Arbeit mit der meisten Hoffnung auf günstigen Erfolg verrichtet werden kann, wie ich denn gar nicht daran zweifle, daß schon Mancher aus dieser Zerstreuung nicht ohne Gewinn für seine Seele in die Heimath zurückgezogen ist. Auch um dieser eigenthümlichen Stellung unserer Gemeinden zur ganzen Kirche willen wird es Niemand für Uebertreibung, Wichtigthuerei oder sonst was halten, wenn wir diese Diaspora einer besonders

sorgfältigen Pflege, der Aufmerksamkeit der Kirche und brüderlicher Handreichung für werth erachten und mit der Bitte um diese uns an euch wenden, denen es gewiß möglich ist, unsern Mangel zu ergänzen.

Möge denn unser Wünschen nicht vergeblich, unser Bitten nicht ohne Erfolg bleiben. Das begehren wir, wir wissen nicht ob mehr unsertwegen, oder um der guten Sache, um der Kirche willen. Darum „nehmet euch der Heiligen Nothdurft an," (Röm. 12, 13.) „Gott dankend für seine unaussprechliche Gabe." (2 Kor. 9, 15.) Und damit Niemand träge sey zu diesem Werke der Liebe, so bedenke er das apostolische Wort: „Wenn aber Jemand dieser Welt Güter hat und siehet seinen Bruder darben und schließet sein Herz vor ihm zu: wie bleibet die Liebe Gottes bei ihm?" (1 Joh. 3, 17.) und wisse: „Die Handreichung dieser Steuer erfüllet nicht allein den Mangel der Heiligen, sondern ist auch überschwänglich darinnen, daß Viele Gott danken für diesen unsern treuen Dienst und preisen Gott über eurer unterthänigen Bekenntniß des Evangelii Christi und über eure einfältigen Steuer an sie und an Alle." (2 Kor. 9, 12. 13.) Wer aber die Hand zur Steuer aufthut, der thue es mit einem Herzen, das in der That und Wahrheit sprechen kann: „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre, um Deine Gnade und Wahrheit, (Ps. 115, 1.) und im Gehorsam gegen das Gebot des Apostels: „ein Jeglicher nach seiner Willkühr, nicht mit Unwillen oder aus Zwang; denn einen fröhlichen Geber hat Gott lieb." (2. Kor. 9, 8.)

Zuletzt habe ich noch eine bittende Anfrage an diejenigen, welche nicht sowohl mit zeitlichen Gütern gesegnet als mit den Gaben des Glaubens, der Erkenntniß und des Wortes hinreichend vom Herrn ausgerüstet und dadurch befähigt sind, einen gewiß nicht geringen Beitrag zur Förderung des geistlichen Wohles unserer in dieser wie in jeder andern Diaspora lebenden Glaubensgenossen zu leisten, wenn sie sich herbeiließen, der Abfassung einer den Bedürfnissen unserer zerstreuten Kirchenglieder entgegenkommenden Schrift Kraft und Zeit zu widmen. Was ich meine, will ich gleich sagen. Es ist nämlich schon vor längerer Zeit durch mancherlei Erfahrungen, nicht hinter dem Schreibpult, die Ueberzeugung in mir entstanden, daß denen, welche eines gegenwärtigen und lebendigen Rathgebers und Wegweisers in der Zer-

streuung und auf den eigenthümlichen durch diese bereiteten Wegen entbehren müssen, ein schriftlicher unter allen Umständen zugänglicher benöthige und daß in gewisser Beziehung den Bedürfnissen zerstreuter evangelischer Familien wie der Einzelnen am besten und auf dem kürzesten Wege dadurch abgeholfen werden könnte, daß man ihnen ein aus ihren Bedürfnissen entsprungenes, auf sie berechnetes Buch, welches die wichtigsten in Erwägung kommenden Verhältnisse berücksichtigte, in die Hände gäbe. Ich will mich nicht dabei aufhalten zu sagen, wie ich zu dieser Ueberzeugung gekommen bin, noch auch bei dem, wodurch sie sich als wohlbegründet erweisen läßt; sondern statt dessen nur daran erinnern, daß auch Andre dieser Ansicht sind, wie der bei Raw in Nürnberg 1844 erschienene „Rathgeber für ev. Christen auf dem Lande, besonders für Solche, welche zerstreut und entfernt von einer Kirche ihres Glaubens wohnen," zur Genüge beweist. Indeß scheint mir mit diesem Büchlein, dem ich, ohne Schmälerung seiner sonstigen Verdienste, eine größere Vollständigkeit, eine noch einfachere und populärere Sprache, vor allem aber einen bedeutend wohlfeileren Preis wünschen möchte, dem vorhandenen Bedürfniß nicht vollständig abgeholfen zu seyn. Als solches tritt aber in neuerer Zeit eine Richtigstellung des Verhältnisses unserer Kirche und ihrer Angehörigen zur römisch-katholischen immer entschiedener und fühlbarer hervor und demgemäß wäre dieses Verhältniß auch zum Mittelpunkt der fraglichen Schrift zu erheben. Nicht als ob dadurch eben nur unzeitiger Streit geweckt oder böswillige Streitsucht gepflegt werden sollte; denn jener ist bereits in übervollem Maaße vorhanden und diese vergeht uns schon kraft der Lage, in der wir uns finden. Sondern deßhalb, weil nur der, welcher sich zuvor seinen Standpunkt gesichert hat, mit Sicherheit und Erfolg von demselben aus operiren kann, weil also unsre Brüder nur dann einen solchen Wandel, wie wir ihn wünschen müssen, in ihrer eigenthümlichen Stellung führen können, wenn sie sich ihren protestantisch-kirchlichen Standpunkt ihrer Umgebung gegenüber gesichert sehen. Ja ich darf geradezu behaupten: wer in unseren Verhältnissen nicht mit einer entschieden kirchlichen Gesinnung sich bewegt, der wird uns mit seinem Gebahren in jeder Hinsicht immer nur zu Klagen, Tadel, Befürchtungen, nie aber zu Zufriedenheit, viel weniger zu Lob Anlaß bieten; ohne kirchliche

Entschiedenheit giebt es bei uns am allerwenigsten evangelisches Leben, dieses letztere in seiner vollsten Bedeutung gefaßt.

Diese aus der Natur der Sache, wie aus den hiesigen Orts- und gegenwärtigen Zeitverhältnissen geschöpften Erwägungen, denen die Unkirchlichkeit so vieler unserer Glaubensgenossen ein trauriges Zeugniß giebt, lassen für die Zerstreuten vor allem ein Büchlein wünschen, das geeignet wäre, sie auf den rechten, ihren Verhältnissen angemessenen Standpunkt zu setzen, und wenn sie sich schon auf demselben befinden, sie darauf zu bewahren und zu bestärken. Als Einleitung zu demselben könnte eine kurze Ansprache dienen, in der sie auf ihre besondere Lage und Stellung, auf die aus derselben hervorgehenden eigenthümlichen Verhältnisse, Rücksichten und Pflichten aufmerksam zu machen wären. Sodann wäre im ersten Hauptabschnitt, den ich kurzweg den dogmatisch-ethischen nennen will, — man vergönne mir diese Bezeichnung — ein gedrängter Abriß der evangelischen Lehre in ihrem innern und nothwendigen Zusammenhang zu geben. Es könnte dabei von dem Begriff der Kirche (mit dem wir heut zu Tage aus allen Winkeln und Ecken beschossen werden!) ausgegangen und er selbst durch Hinweisung auf die apostolische und Reformationszeit richtig gestellt werden, so zwar, daß sich aus der einfachen Thesis zugleich klar die Richtigkeit römischer Phantasieen von der Kirche ergeben würde. (Löhe's drei Bücher von der Kirche bieten dazu einen schätzbaren Beitrag, natürlich mutatis mutandis für den Leserkreis.) Sofort müßte durch Darlegung des evangel. Bekenntnisses, unter steter Berücksichtigung des Gegensatzes, bewiesen werden, wie die evangel. Kirche die ganze, volle, reine und lautere christliche Wahrheit hat. An diese dogmatische Exposition würde sich die ethische Beweisführung reihen, daß es denen, die in der evangel. Kirche den Vollbesitz christlicher Wahrheit haben, heilige Pflicht ist, an derselben und um jeden Preis und unter allen Umständen festzuhalten, sie mit dem Herzen, Wandel und Munde vor männiglich zu bekennen und sich in keinerlei Weise des Evangelii zu schämen. Hiebei kämen vor allem die betreffenden Aussprüche des Herrn und seiner Apostel und im Gegenhalt zu ihnen auch die leichtfertigen, ja schändlichen Meinungen über Glaubenswechsel in Erwägung. Daß diese letzteren besonders

berücksichtigt werden müßten, kann keinem Zweifel unterliegen, da es z. B. gar keine so seltene Meinung ist, daß man ohne Heuchelei und Versündigung katholische Ceremonien (Kreuz, Kerzentragen, Opfern ꝛc. ꝛc.) mitmachen, ja sogar äußerlich katholisch werden und im Herzen evangelisch bleiben könne. An diesen ersten würde sich der zweite Hauptabschnitt reihen, den ich den historischen nennen will. Er hätte einzelne Beispiele evangelischer Glaubenszeugen aufzustellen, an denen zu sehen wäre, wie es unserer Kirche nicht an solchen fehlt, die der Pflicht auch des äußerlichen Bekenntnisses der Wahrheit vor den Menschen unter allen Umständen, mit Gefahr, selbst Verlust Gutes und Blutes nachgekommen sind, die dadurch alle jene Entschuldigungen und thörichten Meinungen, mit denen Verhehlung des Bekenntnisses, Betheiligung an unevangelischen Ceremonien und selbst Abfall von der Wahrheit bemäntelt zu werden pflegen, thatsächlich Lügen gestraft und so uns ein Beispiel gegeben haben, dem nachzufolgen wir wohlthun, weil wir dazu in den hellen und klaren Aussprüchen des göttlichen Wortes in fraglicher Beziehung ein wohlbegründetes Recht haben. Ich bemerke dabei, daß sich diese Auswahl von Beispielen treuer Bekenner der Wahrheit auf die Reformationsepoche und die ihr folgende Zeit zu beschränken hätte, um sogleich den Einwand abzuschneiden, als seyen die aufgeführten Zeugen ein ausschließliches Eigenthum der römischen Kirche. Derartige Erzählungen wären gewiß ein lautes, kräftiges Amen auf die vorangehende und anderwärts begründete Ermahnung zur Treue am evang. Bekenntnisse und würden als selbstredende Zeugen vielleicht bei der Mehrzahl besser wirken, als die tüchtigste und schlagendste Beweisführung aus dem Worte Gottes selbst. — Für den dritten, den apologetisch-polemischen Hauptabschnitt bliebe dann die schrift- und symbolgemäße Beantwortung der gewöhnlichen römischen Einwürfe und Abwehr der Anschuldigungen gegen unser Bekenntniß übrig, in die zugleich eine jedoch möglichst kurze Vertheidigung dieses letztern eingeflochten werden könnte. Dabei müßten natürlich alle Einwürfe auch in der plumpen, trivialen Form auftreten, in der sie gewöhnlich und nicht vom gemeinen Volke allein gemacht werden. Zwar sind sie fast immer die nämlichen, doch erscheinen sie auch meist in veränderter Form und Gestalt, weßhalb es gar nicht unzweckmäßig wäre, wenn zum Behufe ihrer Abweisung in

der fraglichen Schrift über sie von denen gegenseitige Mittheilung gemacht würde, die vermöge ihrer Stellung Gelegenheit haben sie zu erfahren. Nur so könnte jene Vollständigkeit erzielt werden, welche erforderlich ist, um die in der Zerstreuung Angefochtenen in die Lage zu setzen, allen möglichen Einwürfen gebührend begegnen zu können. Es müßte dabei zugleich mit besonderem Fleiße hervorgehoben werden, wie unsere Kirche in der That Alles hat, dessen die römische sich oft gegen uns rühmt, als hätten wir es nicht; die neumodische Aufputzung römischer Irrlehren und Mißbräuche in ihr gebührendes Licht gestellt und ihres Tandes und Flitterwerkes entkleidet; jeder der Wahrheit geradezu widersprechende und also den Seelen gefährliche Irrthum mit dem Ernste des Eifers für die Wahrheit gestraft und aus dem einfachen, klaren Schriftwort widerlegt werden. Kurz, es wäre dieser dritte Abschnitt nichts anderes als ein populärer Unterricht über die Unterscheidungslehren, jedoch in einer durch das praktische Bedürfniß gebotenen Form. Der Schluß des Ganzen könnte eine Paränese bilden, die (in der Weise des oben citirten Rathgebers) die Pflichten vorzuhalten hätte, welche Bekenner des evang. Glaubens in solcher eigenthümlichen Lage gegen die Kirche, die Ihrigen und sich selbst zu beobachten haben, und welche ihnen insonderheit auch den Bekennern anderer Konfessionen gegenüber, als verfaßt in dem königlichen Gebote der Liebe aufliegen.

Ich bin keineswegs gemeint, die zahlreichen Schwierigkeiten zu mißkennen, die mit der zweckdienlichen Verabfassung eines solchen Buches verbunden sind; eben so wenig von der Einbildung geknechtet, als wäre die eben vorgeschlagene Ordnung desselben eine nothwendig zu beobachtende oder allein empfehlenswerthe. Nur das behaupte ich: daß wir uns durch Schwierigkeiten nicht zurückschrecken lassen dürfen, wenn wir einmal etwas als dem Heil der Kirche und ihrer Kinder förderlich erkannt haben, und daß in der einen oder andern Weise der angegebene Inhalt in dem gewünschten Buche vorkommen müsse, wenn es dem Bedürfniß unserer zerstreuten Gemeindeglieder abhelfen soll. Was insbesondere den letzten Theil desselben betrifft: so besitzen wir zwar schon manche Schriften über die konfessionellen Unterscheidungslehren, und haben nächstens eine neue von kundiger Hand zu erwarten, wenn sie nicht vielleicht

schon erschienen ist, was ich, als vom literarischen Markte gänzlich abgeschnitten, nicht sagen kann. Allein, um außer Anschlag zu lassen, daß es mit einem Unterricht in den Differenzen allein noch nicht geschehen, und mit ihm insbesondere für die in der Zerstreuung Lebenden noch nicht gesorgt ist, — so haben wir eben, wie mich bedünkt, — die Vorzüge der bereits erschienenen Schriften sollen damit keineswegs beanstandet werden — noch keine auch für die einfältigsten Laien, für Landleute, Handwerker ꝛc. genügende und eine solche nach dem, was mir von ihrer Eintheilung bekannt geworden ist, auch wohl von der neu erscheinenden nicht zu gewärtigen, wiewohl diese für ihren Kreis einem gleichfalls lebendig gefühlten Bedürfnisse abhelfen möchte. Das Bedürfniß, dem wir so gerne Abhilfe geleistet sähen, bleibt also; und durch die mir brieflich gemachte Einwendung, ein Unterricht in den Unterscheidungslehren für das Volk, sey ein Faden ohne Ende, konnte ich mich nicht abhalten lassen, dieses Bedürfniß öffentlich auszusprechen, und um Bedachtnahme auf seine Befriedigung zu bitten; vielmehr halte ich an dem Vertrauen fest, daß sich doch auch für diese Noth wird geeignete Fürsorge treffen lassen, nachdem sie einmal faktisch besteht. Nur der grundlosen Meinung gebe man sich nicht hin, daß mit einem Büchlein über die streitigen Lehren an sich schon und ohne vorausgehende dogmatische und ethische Begründung, ohne begleitende historische Brgründung durch vorgeführte Beispiele eine zweckdienliche und wirksame Abhilfe erzielt werden wird. — Kaum besonders zu erwähnen brauche ich wohl, daß Ton und Haltung eines solchen Buchs durchaus populär, etwa in der Weise des Schaitberger'schen Sendbriefes seyn, daß es sich in treuherziger Liebe, mit entschiedenem und doch milden evangelischen Geiste an die zerstreuten Glaubensgenossen wenden, und ihnen zwischen den Zeilen noch etwas mehr als in den Zeilen zu lesen geben müßte. Kürze und Wohlfeilheit wären zwei weitere wünschenswerthe Eigenschaften desselben. Hinsichtlich des letzteren Punktes ließe sich wohl die Sache am leichtesten erzielen. Denn daran zweifle ich nicht, daß wenn nur einmal der zu seiner Verabfassung geeigenschaftete Mann sich gefunden hat und es durch das Urtheil kompetenter Richter als zweckdienlich erklärt ist, sich auch Solche finden werden, die für ein so nützliches Unternehmen zeitliche Gaben gerne darbringen, damit

das Büchlein unter Unbemittelte umsonst vertheilt, von Zahlungsfähigen höchstens um den kostenden Preis erstanden werden kann. Nun wünschen wir nichts mehr, als daß sich recht bald eine genügend befähigte Hand hervorthun möge, die zum Heil unserer zerstreuten Schafe und zum Frommen der Kirche selbst dieses Werk angreift, von dem wir Segen für unsere und jede andere Zerstreuung wie für die ganze Kirche zuversichtlich hoffen.

Zum Schlusse muß ich noch in aller Kürze zwei scheinbar ganz außer dem Zusammenhang liegende Fragen thun. Warum sind die Einleitungen und Summarien Luther's aus unsern Bibelausgaben verschwunden? Wäre es nicht eine für Bibelleser förderude Hilfe, wenn wir sie noch darin fänden? Hat bei euch in Franken noch nirgends sich das Verlangen nach ihrem Wiederbesitz geregt? Könnt ihr euch nicht vorstellen, daß **wir** sie am schmerzlichsten vermissen müssen, weil unsere Bibelleser zumeist auf sich selbst gewiesen und von denen, die ihnen erklärend nachhelfen könnten, regelmäßig so weit entfernt sind, daß sie sie nicht zu Rath ziehen können? Dürfen wir nicht etwa den Wunsch laut werden lassen, wenigstens diese Einleitungen und Inhaltsanzeigen und etwa die Confessio Augustana dazu in unsern Bibeln wieder zu bekommen, wenn eine mit ganz kurzen erläuternden Anmerkungen versehene Ausgabe nicht zu Stand gebracht wird? — Sodann die Frage: warum hören wir denn so wenig, oder eigentlich gar nichts, von unseren Brüdern, denen in der Zerstreuung ein gleiches Loos gefallen ist wie uns? Nichts aus den verschiedenen Provinzen — aus den uns benachbarten zerstreuten Gemeinden — des österreichischen Kaiserstaates, aus dem südlichen Rußland, von der Ostsee, aus den katholischen Gegenden Schlesiens und andern Orten, dahin wir verstreut sind? Wäre es nicht ein in dieser Hinsicht dem Heile der Kirche förderliches Unternehmen, wenn wir hie und da etwas von einander zu hören bekämen, unsere Freuden und Leiden uns zum gemeinsamen Besitz machten und so durch schriftliche *κοινωνία* uns zur inwendigen im Geist stärkten? Sind nicht gerade unsere gegenwärtigen Zeitverhältnisse so gestaltet, daß sie dieses Verlangen in Allen auf's Lebendigste erzeugen müssen, die da bekennen Einen Leib, Einen Geist, Einerlei Hoffnung ihres Berufs, Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott und Vater Aller, und

die darum fleißig sollen seyn zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens und wie immer es geschehen kann? Dürften wir deßhalb nicht den Wunsch laut werden lassen, daß fortan auch hier das Alte aufhören und ein Neues kommen möge, daß die disjecta membra unsrer theuer werthen Kirche sich hie und da von ihrem Leben und Wesen gegenseitig Kunde zusenden und so sich öffentlich bekennen mögen als wenn schon disjecta doch individua membra an dem Einen großen Leibe? Wahrlich, wir können in dieser Beziehung eben so sehr wie in mancher andern sagen: tempus est loquendi, quia jam praeteriit tempus tacendi!

Mit dem herzlichen Wunsche, daß, wie auf unser langes Schweigen endliches Reden gefolgt ist, so nun ohne Aufschub dem bittenden Worte die helfende That sich anreihen möge, entbiete ich Dir, l. F., sammt allen denen, die den Herrn lieb haben und seine Erscheinung, den brüderlichen Gruß des Friedens.

Γ. im Juni 1845. *Ξ. Y. Z.*

Lichtfreundliche Vorsicht und ein unvorsichtiger Lärmruf.

Als Dr. Dinter unlängst in Königsberg den Vorschlag machte, die dortigen Lichtfreunde sollten sofort ihren Austritt aus der evangelischen Kirche erklären und entweder eine eigene Gemeinschaft bilden oder sich den katholischen Dissidenten anschließen, da glaubte Schreiber dieses, das sey ein mannhafter und folgerichtiger Vorschlag; aber die Majorität der Königsberger Versammlung verwarf denselben. Da die Gründe für dieses Verwerfungsurtheil unbekannt sind, hat man sich auch einstweilen des Urtheils über dies Verfahren zu enthalten. Aber unwillkürlich mußte man sich dessen erinnern, was unlängst die „protestantischen Freunde in Breslau" über das Motiv ihres Verhaltens veröffentlicht haben *). Sie sind sich des Widerspruchs mit der bestehenden evange-

*) Erste Mittheilung der protest. Freunde in Breslau. Den Freunden zur Beherzigung, den Gegnern zur Prüfung. Breslau in Commission bei F. E. C. Leuckart. 1845.

lischen Kirche vollkommen bewußt. Das hindert sie indessen gar nicht, in der Kirche zu bleiben. Denn (so heißt es S. 14) „sind von früher„her einige Ausdrücke und Formeln vorhanden, welche Diejenigen unter „uns, die Diener der Kirche sind, von Amtswegen aussprechen müssen, „ohne daß sie von der Wahrheit derselben überzeugt seyn können: so „wird der Wunsch in ihnen seyn, daß sie dieser Obliegenheit überhoben „seyn möchten, und das Streben, darauf hinzuwirken; indessen der „Vorgang Jesu (!!!) lehrt uns, in der Hoffnung uns zu „fügen, die fortschreitende Entwickelung des Christenthums werde solche „Einzelheiten beseitigen." — Diese saubere Jesuitentheorie findet sich in unmittelbarem Zusammenhange mit dem (S. 13) aufgestellten Postulat der Lichtfreunde: „Was wir nicht mit der vollsten Ueberzeugung von „seiner Wahrheit und in dem reinsten Bewußtseyn unserer Wahr„haftigkeit vom Princip aus bis in seine feinsten Aus„führungen sagen können, das bleibe untersagt!" — — Fragt man sich erstaunt, was denn in aller Welt in ihren eigenen Augen ein solches zweizüngiges Verfahren rechtfertige, so erfährt man zu noch größerem Erstaunen nichts als den Satz: bleiben wir nicht in der Kirche, so bleiben die Anderen darin, und dann ist zwar gar nicht unsere Sache, wohl aber die Kirche verloren, die unserer Geistesfreiheit verlustig geht. Denn, so sagen sie (S. 10): „Wollten die Geistesfreien die Kirche verlassen und sich zu „eigner Gemeinschaft konstituiren, so hätten Jene" (die Bekenner des kirchlichen Bekenntnisses, also die Geistesunfreien) „das Regiment in den „Händen und die evangelische Freiheit, das köstliche Gut, das die Hel„den der Reformation, das unsere ruhmwürdigen Vorfahren durch schwere „Kämpfe, durch blutige Kriege uns erworben und erhalten haben, wäre „so gut wie zu Grabe getragen." So lautet das kostbare Argument. Die Begeisterung jener Enkel der Reformation besteht darin, sich einzubilden, daß unsere Väter mit Vergnügen ihr Blut für Nachgeborene verspritzt haben, welche ihrerseits sich ein Vergnügen daraus machen, jenen Glauben mit Füßen zu treten, für welchen die Altvordern ihr Herzblut einsetzten. Hiebei nennen sie sich trotzdem echte Enkel dieser Väter und gehen unter diesem Titel daran, die Geistig-Blutverwandten jener „ruhmwürdigen Vorfahren" wo möglich aus der Kirche, dem väterlichen, bluterkauften Erbe hinauszuwerfen. Also lautet das Programm der Wahrhaftigen und Geistesfreien, die den protestantischen Namen in Generalpacht zu nehmen sich anschicken.

Ich will diesen hier nicht die Ehrlichkeit jener vorhalten, die auf der Höhe des antireformatorischen Zeitgeistes angelangt, wie etwa ein Jordan den Geistesfreien die klägliche Halbheit und Geistesunfreiheit ihres Standpunktes vorwerfen, oder wie Lic. Schwarz offen im Gegensatz zur reservirten Autorität Christi aussprechen, daß es sich für die Bekenner der freien Wissenschaft jetzt um den Sturz der letzten Autorität nämlich Christi selbst handle. Ich möchte heute blos um die Erlaubniß bitten, auch in diesem Blatte den Protest mitzutheilen, welchen Hr. von Florencourt in einer Versammlung bei Naumburg gegen die geistesfreie Wahrhaftigkeit der Lichtfreunde einlegte, worin er mit höchster Unvorsichtigkeit die große Vorsicht der Wahrhaftigen antastet. Hr. von Florencourt ist mit den Tendenzen dieser Zeitschrift wahrscheinlich so wenig befreundet, als mit der Liberalität des urureutschen Jahn, der sich geneigt zeigte, den Zweifel an die Wahrhaftigkeit der Naumburger u. s. w. Lichtfreunde mit einer teutsch-sultanischen Strangulation des Zweiflers zu ersticken, wie Hr. von Florencourt berichtet. Allein da Hr. v. Florencourt an das gesammte deutsche Zeitungspublikum appellirt und seine Rede gleich Anfangs in einem seinen Gesinnungen nicht verwandten Blatte abdrucken ließ, so wird der Redner den Abdruck seines Wortes hier jedenfalls doch noch lieber haben, als jene Jahn'sche Appellation vom Geist auf die Faust. In folgender Gestalt war von Florencourt's Inserat im Rheinischen Beobachter zu lesen:

Naumburg, 9. Juli. Nachfolgende Rede wurde von mir am 8. Juli in einer Volksversammlung bei Naumburg gehalten, nachdem Herr Pastor Uhlich das Wesen und Streben der protestantischen Freunde in gewohnter beredter Weise auseinandergesetzt hatte. Eines besonders günstigen Erfolges hatte ich mich freilich nicht zu erfreuen. Nicht nur wurde ich von allen Seiten ausgezischt, sondern es ging auch nicht ohne thätliche Drohungen ab. Beinahe wäre ich unter den ehrwürdigen Händen des Vaters Jahn zu der Ehre des Märtyrerthums gelangt. Mein Gegner, der Herr Pastor Uhlich, wurde dagegen bei seiner Erwiederung mit Beifallsstürmen überschüttet. Da derselbe mich jedoch keineswegs überzeugt, sondern eben durch seine ganze Art und Weise nur noch mehr in meiner Ansicht von den protestantischen Freunden bestärkt hat; so appellire ich von dem Urtheile der Naumburger Volksversammlung an das gesammte deutsche Zeitungspublikum und ersuche Sie um Aufnahme

dieser Rede in Ihre Zeitung. Daß ich im Uebrigen mit der Tendenz Ihrer Zeitung nicht übereinstimme, könnte ich sowohl bei Ihnen, als bei dem ganzen Publikum als bekannt voraussetzen. Doch würden Sie mich verbinden, wenn Sie diese meine ausdrückliche Reservation mit abdrucken ließen.

Meine Herren!

Ich bin kein Redner und verstehe es nicht, frei zu sprechen; es fällt mir daher auch nicht ein, Sie überreden zu wollen. Nur um meine eigene Ansicht zu wahren, erlaube ich mir einige Sätze auszusprechen. Ich wende mich damit vorzugsweise an diejenigen Herren Geistlichen, welche sich Rationalisten nennen, oder Lichtfreunde. Ich muß voraussetzen, daß Sie die zehn Gebote kennen. Auch daß Sie mit dem Inhalte derselben übereinstimmen, setze ich voraus. So rufe ich Ihnen eins dieser Gebote in's Gedächtniß zurück, welches da lautet: Du sollst nicht falsch Zeugniß reden. Verstehen Sie wohl. Du sollst nicht falsch Zeugniß reden! Bis jetzt haben Sie falsch Zeugniß geredet, das können Sie nicht läugnen. Sie haben Zeugniß abgelegt für eine Sache, an die Sie selber nicht glaubten. Dieses Ihr unwahres Treiben hat die schlimmsten Folgen gehabt, schlimme Folgen für Sie, schlimme Folgen für das ganze Volk. Der geistliche Stand ist in allgemeine Verachtung gekommen, man betrachtet ihn allgemein als ein Lügenhandwerk, welches keinen anderen Zweck habe, als seine Genossen zu nähren und zu kleiden. Ich rede hier nicht von einzelnen Ausnahmen, sondern von der allgemeinen Regel. Ja, das ist die weitverbreitete Ansicht von Ihnen und Ihrem Stande in der großen Masse des Volkes; dahin haben Sie es allmählich gebracht durch das falsche Zeugniß, welches Sie fortwährend ablegen. Sie selbst merken es vielleicht nicht oder wollen es nicht merken, wie es in der öffentlichen Meinung mit Ihnen steht, Sie wollen sich Ihr eigenes Elend vielleicht nicht selber eingestehen; Sie schmeicheln sich noch mit einem Wirkungskreise, den Sie längst verloren haben. Ja, meine Herren, wer einmal an die Oeffentlichkeit appellirt, der darf sich nicht wundern, wenn Alles zur Sprache kommt, was die öffentliche Meinung auf dem Herzen hat. Ihre Stellung, meine Herren, wie sie bis jetzt war, verträgt das helle Tageslicht der Oeffentlichkeit nicht. Warum haben Sie selber den Schleier weggezogen, der Ihre Blöße nothdürftig verhüllte?

Aber auch für Ihre übrigen Mitmenschen ist diese Ihre fortgesetzte

Unwahrheit von den schlimmsten Folgen gewesen. Das Beispiel der Geistlichen hat seine Früchte getragen. Wenn mit dem Heiligsten, was der Mensch besitzt, so offen ein lügenhaftes Spiel getrieben wird, sollte das nicht einwirken zuletzt auf den ganzen Volkscharakter? Wer mit unwahrer Phrasenmacherei aufgenommen wird in die Gemeinde der Christen, wie das durch Sie geschieht am Tage der Konfirmation, wer ein Glaubensbekenntniß nachsprechen muß, von dem er längst gemerkt hat, daß der Vorsprecher es selber nicht glaubt, meinen Sie denn, daß der es später so genau nehmen wird mit seinen eigenen Worten und Ueberzeugungen? Ja, unser Volk ist unwahr geworden, unwahr durch und durch. Hohle pomphafte Phrasen, von denen das Herz Nichts weiß, gehen geläufig von Mund zu Mund, falsch Zeugniß wird geredet auf allen Gebieten des Lebens, und Sie sind es, welche das Volk diese Kunst gelehrt haben. Fragen Sie unsere Juristen, wie viele falsche Eide wohl jährlich geschworen werden mögen. O, was haben Sie aus uns Deutschen, was haben Sie aus der Kirche Christi gemacht? Aber es soll anders werden, sagen Sie ja. Sie wollen diese Unwahrheit aus Ihrer Stellung und aus Ihren Gemüthern herausschleudern; Sie wollen wieder Priester der Wahrheit werden, wie Sie bis jetzt Priester der Unwahrheit gewesen sind. Wohl, ziehen wir denn für immer einen Schleier über die Vergangenheit, nehmen wir an, daß die Feuertaufe der Wahrheit plötzlich über Ihre Gemüther ausgeströmt sey und dieselben rein gefegt habe von der täglichen Gewohnheit pfäffischer Lüge; nehmen wir an, daß Sie wirklich einen völlig neuen Menschen anziehen wollten, anziehen könnten. Ich glaube es nicht, ich wage es nicht zu hoffen, aber — ich wünsche es. — Also die Vergangenheit sey begraben und eine bessere Zukunft öffne ihre Thore. Von jetzt an also kein falsches Zeugniß mehr. Verstehen Sie mich wohl, meine Herren, kein falsches Zeugniß mehr, unter keinerlei Bedingung, unter keinerlei Gestalt, unter keinerlei listiger Ausrede! Von jetzt an also keine Akkommodation, keine reservatio mentalis, keine doppeldeutige Redensarten, bei denen sich jeder nach Belieben denken kann, was er will, kein hohles Pathos mehr, kein erkünsteltes Feuer, während es im Herzen todt und kalt ist! Diese ganze ekelhafte, widerliche Jämmerlichkeit, an die ich nur mit Scham zu denken vermag, an die ich mit dem tiefsten Widerwillen herangetreten bin, sie sey denn mit einemmal aufgegeben, nicht wahr, meine Herren? Das ist es doch, was Sie

wollen? das ist es doch, was ich bei meiner Untersuchung über die Zukunft ernstlich voraussetzen darf? — Nun denn, so werden wir uns leicht einigen. An der Spitze der Zukunft stehe also der Satz: Von nun an kein falsch Zeugniß mehr! Er sey die Richtschnur, die unsere Schritte in Zukunft leitet. — Kein falsch Zeugniß mehr werde also von Ihnen abgelegt bei der Taufe. Tragen Sie bei der Taufe nicht ferner mehr Glaubenssätze vor mit feuriger Stimme, mit zum Himmel gerichtetem Blicke, an die Sie selber nicht glauben! Verpflichten Sie die Taufzeugen ferner nicht mehr auf ein Glaubensbekenntniß, das Sie selbst für falsch halten; Sie glauben nicht mehr an die unbefleckte Empfängniß der Jungfrau Maria, — wohl, so legen Sie auch ferner kein falsches Zeugniß dafür ab bei der Taufe; — Sie glauben nicht mehr, daß Christus der Sohn Gottes sey, der zu seiner Rechten sitzt, — legen Sie dafür nicht wieder falsches Zeugniß ab; — Sie glauben nicht an Auffahrt gen Himmel, an Niederfahrt zur Hölle; — nun wohl, so unterlassen Sie Ihr falsches Zeugniß dafür in Zukunft. Es ist ein elender Nothbehelf, der die Lüge nur noch schlimmer macht, wenn Sie dem Glaubensbekenntnisse eine Einleitung in dunkeln, verblümten Redensarten vorausschicken, worin Sie leiser oder deutlicher anzudeuten versuchen, daß die Sache nicht so ernstlich gemeint sey. Wenn Sie nicht strikt und entschieden Alles herauswerfen, was Sie für Irrthum halten, so verharren Sie in Ihrem falschen Zeugnisse. Haben Sie es denn in Ihrer unwahren Selbstgefälligkeit nie gemerkt, meine Herren, haben Sie es denn auf den peinlichen, schmerzlichen Gesichtszügen der Aeltern nie gelesen, wie sehr Sie die Gemüther verletzten, indem Sie sich selbst im voraus als Lügner ankündigten? Glauben Sie, daß es uns nicht tief in die Seele geht, wenn unsere Kinder, denen wir Herzenseinigkeit von Gott herabflehen, gleich beim Eintritte in die Welt, in demselben Augenblicke, wo sie in den Bund der Wahrheit aufgenommen werden sollen, mit unlauteren Histrionenmanieren empfangen und mit dem Makel der Lüge bespritzt werden? Also eine andere Taufformel, ein anderes Glaubensbekenntniß in Zukunft für Sie. Diese Forderung werden Sie ganz gewiß selber an sich stellen, wenn Sie wirklich kein falsches Zeugniß mehr ablegen wollen. — Eine zweite Forderung: Um der Wahrheit künftig die Ehre zu geben, werden Sie auch bei der Konfirmation ein Glaubensbekenntniß zu Grunde legen, welches Nichts enthält, was Sie für irrig halten. Sie müssen demnach

auch Ihren Religionsunterricht reinigen von all' dem, was Ihrer Ansicht im Wege steht, und zwar offen und frei müssen Sie dabei verfahren, nicht mit halben Andeutungen und in jesuitischen Schlangenwindungen. Sie müssen die Bibel gerade so erklären, wie Sie sie auffassen. Drittens: Sie müssen demnach den lutherischen Katechismus abschaffen und einen neuen an seiner Stelle einführen, der blos reinen Deismus und christl. Sittenlehre in Ihrem Sinne enthält. Auch diese Forderung der Wahrhaftigkeit werden Sie nicht in Abrede stellen. Viertens muß ein neues Gesangbuch durch Sie in Ihren Gemeinden eingeführt werden, worin jede Hindeutung auf ein Wunder, auf die Versöhnungslehre, auf die Auferstehung des Fleisches, auf den jüngsten Tag gänzlich fehlt. Mit Gesängen, die nur ein einziges Wort davon enthalten, dürfen Sie Ihren Gottesdienst nicht ferner einleiten, wenn Sie nicht von Neuem falsch Zeugniß ablegen wollen. Durch Textverfälschungen der alten schönen Gesänge, wie dieses von Ihrer Partei leider so häufig geschehen ist, dürfen Sie sich dabei auch nicht zu helfen suchen, wenn Sie nicht neben der Sünde eines literarischen Falsums auch noch eine Sünde gegen den guten Geschmack begehen wollen. Fehlt es Ihnen an jener tiefen Poesie und an jener innigeren Frömmigkeit und Glaubensfreudigkeit, von welchen jene schönen alten Gesänge durchweht sind, so müssen Sie warten, bis wieder begeisterte, fromme Dichter auch unter Ihnen erstehen. Einstweilen müssen Sie sich schon mit matterer Waare begnügen. — Die ganze Perikopenordnung müssen Sie ferner fünftens umwerfen. Wenigstens drei Viertel der Evangelientexte, über die Sie bis jetzt gepredigt haben, dürfen Sie nicht ferner in den Mund nehmen. Sie glauben nicht an das Wunder, darum dürfen Sie der Gemeinde auch das Wunder nicht mehr vorlesen, oder Sie fallen in Ihren alten Fehler zurück, Sie legen abermals falsch Zeugniß ab. Jene unwürdige Taschenspielerei, vermöge welcher Sie, nachdem Sie den Text nach seinem Hauptinhalte, dem Wunder, der Gemeinde vorgetragen hatten, plötzlich ein ganz anderes Thema unterschoben, welches mit den Haaren herbeigeholt war und in gar keiner inneren Beziehung zu dem biblischen Texte stand, dürfen Sie nicht mehr exerciren. Sie dürfen die Wunder nicht mehr wegeskamotiren, wie Sie bisher gethan, sondern Sie müssen sie ganz aus dem Spiele lassen. Wenn man einmal einen Text zu Grunde legt, so muß man auch wahrheitsgetreu bei dem Sinne desselben anknüpfen. Das Wunder muß nicht mehr dazu dienen, um

Ihre Geschicklichkeit im Volteschlagen zu zeigen. Was ist es anders, als ein Taschenspielerkunststück, wenn Sie das Evangelium der Speisung des Volkes durch wenige Brode und Fischlein an die Spitze Ihrer Predigt stellen und dann mit einer geschickten Seitenschwenkung davon reden, wie Christus uns auch mit geistiger Speise erquickt habe? oder wenn Sie das Evangelium vortragen, in welchem Christus den Sturm auf den Wassern beschwört, und Sie nun davon Gelegenheit nehmen, uns aufmerksam zu machen, wie er auch den Sturm in unserer Brust beschworen habe? Was ist ein solches Gebahren anders, als ein taschenspielerisches Wortkunststück, durch welches der Sinn wegeskamotirt und statt dessen ein bloßes Wort untergeschoben wird? Ziemet sich ein solches Gaukelspiel für Männer, welche Lehrer christl. Moral seyn wollen? Sie werden es also in Zukunft gewiß unterlassen, und um es zu können, müssen Sie drei Viertel aller Perikopen ausmärzen und sich blos etwa an die Bergpredigt, an einzele schöne Gleichnisse und vielleicht an einige apostol. Briefe halten. Wenn Sie wirklich aller Unwahrheit entsagen wollen, wenn sie wirklich in Zukunft kein falsches Zeugniß mehr ablegen wollen, so werden Sie auch mit dieser meiner Forderung übereinstimmen. — Und endlich sechstens werden Sie mehrere unserer wichtigsten christl. Feste aufgeben und abschaffen müssen. Weihnachten als den Geburtstag unseres Meisters können Sie noch ferner mit Ihrer Gemeinde feiern. Sie können auch noch ferner in stiller Trauer am Freitage den Kreuzestod verehren, aber der Auferstehungsmorgen wird bei Ihnen und Ihrer Gemeinde schon wegfallen müssen, denn Sie glauben nicht mehr an die Auferstehung Christi von den Todten. Von Himmelfahrt ferner kann bei ihnen gar nicht mehr die Rede seyn, der Festtag hört auf; und wenn Sie Pfingsten noch ferner feiern wollen, so rathe ich Ihnen wenigstens an die Stelle der Feier des h. Geistes eine Frühlingsfeier daraus zu machen. Ich rede nur von denen Herren Geistlichen, welche den Glauben an Wunder und an die übernatürliche Persönlichkeit Christi, welche den Glauben an Erbsünde und Versöhnung im Sinne der symb. Bücher aufgegeben haben. Daß diese um kein Jota anders handeln können, wenn sie die lange gewohnte Lüge aufgeben, wenn sie nicht fürder falsch Zeugniß reden wollen, das, meine Herren, wird und kann mir Niemand bestreiten. Oder hätten unsere rationalistischen Geistlichen es wirklich schon so weit gebracht, wäre der letzte Rest von Wahrheitssinn im Volke bereits schon so weit verdorben

und angefault, daß auch hiergegen ein Widerspruch möglich wäre? sollte die offenbare nackte Lüge vom Volke in Schutz genommen werden können? Ich will es nicht glauben, ich glaube auch nicht, daß einer der Herren Geistlichen, welche meine Voraussetzung trifft, gegen meine Forderungen Widerspruch einlegen kann. Die Sache ist also abgemacht, wir sind einig. Aus dem einfachen Gebote, daß wir nicht falsch Zeugniß ablegen sollen, sind die Konsequenzen der kirchl. Reformen für die Lichtfreunde gezogen. — Und diese Reformen, mit denen Sie nicht länger warten dürfen, wenn Sie nicht länger Lügner seyn wollen, von denen der nächste Sonntag schon Zeuge seyn muß, wenn es Ihnen wirklich Ernst ist, diese denken Sie wirklich in der alten Kirche durchzusetzen? Ihr wenig geschärfter Wahrheitssinn hat sich dieselben vielleicht in dieser Ausdehnung noch nicht ausgemalt, sonst begreife ich wenigstens nicht, wie Sie nur an die Möglichkeit haben denken können, einen so plötzlichen Umsturz in einer Kirche zu bewirken, die noch immer treue und wahre Anhänger genug ihr eigen nennt. Auf dem Wege gütlicher Ueberzeugung werden Sie diese Anhänger gewiß für's erste nicht gewinnen können, solche sanguinische Illusionen werden Sie sich selber nicht machen. Es würde Ihnen also Nichts übrig bleiben, als die Anhänger des alten Glaubens mit Gewalt aus ihrer eigenen Kirche zu entfernen. Ist das Ihre Absicht? Meine Herren, bedenken Sie wohl, was Sie thun, bedenken Sie, auf welche Weise Sie Diener dieser Kirche geworden sind? Durch Lüge und Verstellung sind Sie es geworden, durch tägliche Lüge und Verstellung haben Sie sich als solche darin erhalten. Sie haben sich darin eingeschlichen durch falsches Zeugniß, und jetzt, da Sie die Stärkeren zu seyn glauben, wollen Sie die alte Sünde der Lüge mit der neuen Sünde der Unterdrückung vertauschen? Meine Herren, ich mag über diesen Punkt mit Ihnen nicht streiten; wer nicht so viel Rechtssinn besitzt, daß er auf den ersten Blick das Niederträchtige eines solchen Versuches einsieht, der ist überhaupt alles Rechtssinns baar und ledig. Das Blut dringt mir zum Herzen und empört sich in meinen Adern, wenn ich daran denke, wie vor meinen Augen ein solches Attentat gelingen könnte, ich würde an der Gegenwart, ich würde an meinem Volke verzweifeln. Ja, ich verschmähe es, mit Ihnen hierüber zu streiten, wie ich es verschmähen würde, mit dem Betrüger über das Unmoralische seiner Handlungsweise Ansichten und Ideen zu wechseln. Aber ich rufe Ihnen die Worte jenes franz. Deputirten zu, die er bei einer ähnlichen Gelegenheit aussprach: Ihr

wollt frei seyn und versteht nicht einmal gerecht zu seyn. Nein, meine Herren, nicht durch solche ungerechte Mittel wird die Glaubensfreiheit errungen, die wir erstreben. Nur wenn wir gerecht sind gegen Andere, können wir Gerechtigkeit für uns fordern. Wo steht denn geschrieben, daß überhaupt nur eine einzige prot. Kirche seyn soll? Der Protestantismus kann nicht nur in verschiedenen Sekten sich darstellen, sondern er muß es auch. Bei den verschiedenen Glaubensrichtungen der heutigen Zeit führt die Idee einer einzigen Kirche nothwendig zum Glaubenszwange. Wesentlich verschiedene Glaubensrichtungen können nicht zusammen in einer Kirche leben, ohne daß die eine oder die andere unterdrückt wird. Das Zusammenbleiben derselben in einer Kirche führt zum Glaubenszwange, auch wenn der Staat sich nicht hineinmischt. Die wahre kirchl. Freiheit ist die Sektenfreiheit; diese Sektenfreiheit, sie wurde unter dem verstorbenen Könige uns genommen; mit Bajonetten wurden wir in eine und dieselbe Kirche zusammengetrieben. Sie ist wiederhergestellt. Der einzige große Sieg, den die Freiheit in Preußen kürzlich gewonnen hat, es ist die wiedererrungene Sektenfreiheit! Meine Herren, benutzen Sie diese Freiheit, bilden Sie eine neue Sekte, wenn Sie Kraft und innern Beruf in sich fühlen. Und wenn nicht, so legen Sie lieber Ihre Aemter nieder und entsagen Sie der traurigen Alternative, entweder Lügner, oder Unterdrücker zu seyn. Legen Sie nicht ferner falsch Zeugniß ab, aber begehren Sie auch nicht Ihres Nächsten Haus.

v. Florencourt.

Ich denke wir bleiben hier auch unsererseits einstweilen bei Herrn von Florencourt's Appellation an das Publikum stehen und überlassen Urtel und Nutzanwendung Jenen, welche bei der Frage nach Geistesfreiheit, Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit noch etwas Anderes einzusetzen haben, als die Tiraden Jener, welche ohne Geist und göttliche Freiheit unter falschem Namen nach dem Erbgut Fremder die Hand ausstrecken.

Der Choralgesang.

Mittelfranken im Juni.

Wie die Urtexte der Lieder, so werden in neuerer Zeit mit liebevoller Sorgfalt die ursprünglichen Choralmelodieen an's Licht gefördert. Wird unser Kirchengesang auf diese zurückgeführt werden können, oder tritt in Bezug auf die gegenwärtige Haltung dieser Urchoräle etwas Aehnliches ein, wie bei den Urtexten der geistlichen Lieder? — Ich weiß es nicht. Wie dem aber auch sey, so dürfen wir nicht vergessen, daß durch Herausgabe der alten Choräle und durch Singen derselben in kleineren Kreisen nur ein Anfang der Gesangregeneration unserer Kirche gemacht ist. Wie viele Gemeinden giebt es wohl, in denen auch nur die einfachsten und gewöhnlichsten Choräle richtig einstimmig gesungen werden — ja wie viel sind der Schulen, wo dies stattfindet? — Hat man erst klar erkannt, was die Gemeinden singen können und sollen, dann möge man auch verständig und kräftig dazu thun, daß sie es singen lernen. Den Schullehrerseminaren und den aus ihnen hervorgehenden Schullehrern liegt vor allen diese Verpflichtung ob.

Der Verfall unseres Kirchengesanges ist erschrecklich, er scheint mit dem Anpreisen der neuen Gesangmethoden gleichmäßig zu wachsen.

Manche rathen zur alsbaldigen Einführung der rhythmischen Choräle; dadurch könne man allem Uebel abhelfen, und der unleidlich eintönige und matte Gesang werde so mit einem Schlage gekräftigt und belebt werden. — Der Rath erinnert an jene Prinzessin, die zur Zeit einer Hungersnoth meinte: die Armen sollten doch Kuchen essen, wenn es ihnen an Brod gebräche. —

Ist denn der Kirchengesang einzig dadurch matt und mißtönend, weil man unrhythmische Choräle singt? Singen die Gemeinden diese unrhythmischen Choräle, trotz der Orgelbegleitung, falsch, ja taktlos, wie würden sie erst die rhythmischen entstellen? Ich wiederhole: man muß suchen durch Wiederbelebung eines guten Gesangunterrichts dem Uebel allmählich abzuhelfen. Aber der Unterricht allein heilt auch nicht radical,

denn unsre gewöhnlichen todten Liedertexte können nimmermehr lebendig gesungen werden; vielmehr entkräften sie den frischesten Sänger, daß ihm die Worte im Munde ersterben. —

Der Kirchengesang muß also zugleich durch gute Choralbücher, durch gute Gesangbücher und durch guten Gesangunterricht gehoben werden. Und hätten wir diese drei, so fehlte dennoch das Wichtigste, wenn der Gesang Gott und Menschen gefallen soll. Ich glaube, darum rede ich, sagt der Psalmist und der Apostel; ich glaube, darum singe ich, sage die Gemeinde. Fehlt ihr die Glaubensenergie zum freudigen Aufthun des Mundes, so ist und bleibt ihr Kirchengesang todt. Sänge sie auch das Beste richtig und taktfest, ja mit einem Schein von Empfindung, so würde sie dadurch das Urtheil des echten Kenners nicht bestechen, der eine zarte Empfindlichkeit für das geistige Element des Gesangs hätte.

Ueber die Lehre von der Berufung und ihren Einfluß auf die Mission.

Mit besonderer Rücksicht auf die Darstellung dieser Lehre, wie sie in der Schrift gegeben wird: Drei Bücher von der Kirche. Den Freunden der Lutherischen Kirche zur Ueberlegung und Besprechung dargeboten von Wilhelm Löhe, lutherischem Pfarrer. Stuttg. Verlag von Sam. Gottl. Liesching. 1845.

Die Lehre von der allgemeinen Berufung, deren genauere Erwägung und Erörterung in nachstehenden Zeilen vorgenommen werden soll, ist schon zu verschiedenen Zeiten der christlichen Kirche zur Sprache gekommen und zwar, wie natürlich, immer bei den Streitigkeiten, die sich über die Prädestination erhoben. So oft sich in der Kirche Christi Stimmen hören ließen für die absolute Vorherbestimmung Einiger zur Seligkeit und Anderer zur Verdammniß, so oft wurde auch die Lehre von der allgemeinen Gnade Gottes in Christo jenem Irrthum entgegengestellt, nur daß dies nicht immer nach biblischer Wahrheit, sondern auch öfter unter dem Einflusse des Pelagianismus geschah. Zum richtigen, dem Worte Gottes gemäßen*), Abschlusse kam

---

*) Daß die Konkordien-Formel nicht in einseitige Verstandeskonsequenz sich verirrt, daß sie nur eine Prädestination der Gläubigen zur Seligkeit, nicht aber auch eine Prädestination der Ungläubigen zur Verdammniß annimmt, daß sie hier sich in Demuth beugt unter die unerforschliche Weisheit Gottes, wie das Paulus Röm. 11, 33. thut, eben dies ist schriftgemäß. —

die Lehre von der allgemeinen Gnade Gottes in der Konkordienformel, weßhalb die evangelische Kirche von den später sowohl in der katholischen, als auch in der reformirten Kirche sich hierüber erneuernden Streitigkeiten ganz unberührt blieb.

Wie wir nun in der Konkordienformel die Lehre von der allgemeinen Gnade Gottes ganz der heil. Schrift gemäß haben, so ist da auch die richtige, schriftgemäße Lehre von der allgemeinen Berufung zu finden. Freilich genau entwickelt, ausführlich begründet und gegen alle möglichen Angriffe im Voraus geschützt, finden wir diese Lehre in der Konkordienformel schon deßhalb nicht, weil sie eine Bekenntnißschrift und kein dogmatisches Lehrbuch ist; und dann steht und fällt ja die Lehre von der allgemeinen Berufung ganz und gar schon mit der Lehre von der allgemeinen Gnade, weßhalb die Begründung dieser Lehre auch zugleich eine Begründung jener ist; man darf nur zu keinen schriftwidrigen Konsequenzen von dem schriftmäßigen Grunde fortschreiten und die konkrete Entwicklung nicht auf eine Weise fördern wollen, wodurch die Basis selbst zerstört würde.

Was uns aber zu einer genauen Erörterung der Lehre von der allgemeinen Berufung troß dem, daß wir sie schriftgemäß in unsern symbolischen Büchern bereits vorliegend finden, veranlaßte, ist eine Darstellung dieser Lehre und eine Motivirung derselben, wie sie in dem unlängst erschienenen Werklein enthalten ist: „Drei Bücher von der Kirche. Den Freunden der lutherischen Kirche zur Ueberlegung und Besprechung dargeboten von Wilhelm Löhe, lutherischem Pfarrer. Stuttgart, Verlag von Sam. Gottl. Liesching. 1845.“

So vortrefflich dieses Werklein im Ganzen ist, um so unlieber waren uns Einzelheiten und Besonderheiten, die eher unter die Paradoxa gerechnet, als zu den Orthodoxis gezählt werden dürften: und je mehr das Buch mit aller Sicherheit und Bestimmtheit der richtigen Schrift- und Kirchenlehre auftritt, desto mehr haben die Freunde der evangelischen Kirche Aufforderung, zuzusehen, ob nicht eine wirkliche und richtige

Kirchenlehre unrichtig begründet und in einer Gestaltung vorgeführt wird, wodurch sie die Kraft und Heilsamkeit der Wahrheit verlieren müßte.

Dies scheint uns aber der Fall zu seyn mit der Lehre von der allgemeinen Berufung, wie sie in dem genannten Buche in dem Kapitel mit der Ueberschrift: „Das helle Wort beruft alle Völker" S. 34 dargestellt ist.

Ganz richtig ist da S. 35 der Lehre von der Prädestination die Lehre von der allgemeinen Gnade Gottes, wie sie in unserer Kirche gelehrt wird, also entgegengesetzt: „Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Sein Wille ist, wie es Seiner nicht anders würdig ist, vollkommener Ernst. Darum mußte Christus eine Versöhnung für unsere Sünden stiften, nicht allein aber für unsere Sünden, sondern für der ganzen Welt Sünden. Und eben darum müssen auch die Mittel, dieser Versöhnung theilhaftig zu machen, der ganzen Welt kund werden, — oder, was dasselbe ist, Wort und Sakrament müssen allen Menschen kund werden, wie der Herr spricht: „„Also ist es geschrieben und also mußte Christus leiden und auferstehen von den Todten am dritten Tage, und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern und anheben zu Jerusalem." Luc. 24, 46 f. Kein Mensch sollte um seiner Sünde willen, die er am Gesetz gethan, verloren gehen, denn sie sind gebüßt; kein Mensch sollte um des natürlichen, in allen Herzen vorhandenen Widerstrebens willen wider Gottes Wort des ewigen Todes sterben, denn das überwindet bei allen, die ohne Bosheit, wenn auch nur aus pur menschlichem Interesse hören, die Kraft des h. Geistes durch das Wort. Verloren gehen sollte man nur durch muthwilliges, boshaftes Widerstreben gegen das berufende Wort. Um so mehr mußte also der Ruf des Wortes zu allen Menschen kommen."

So weit, sagen wir, ist die Lehre von der allgemeinen Berufung ganz richtig, der h. Schrift und unserer Kirchenlehre

gemäß dargestellt und wir wollen noch einmal aufmerksam machen auf die beiden Hauptbestimmungen: „Wort und Sakrament müssen allen Menschen kund werden," und: „verloren gehen sollte man nur durch muthwilliges, boshaftes Widerstreben gegen das berufende Wort;" denn sie müssen die Schnur seyn, nach der wir anderweitige Aussagen über die Lehre von der allgemeinen Berufung richten, sie müssen aber auch das Gesetz bilden, wornach wir andere Bestimmungen in dieser Lehre beurtheilen.

Hören wir nun den Herrn Verfasser der genannten Schrift weiter. Gleich zu Anfang des Abschnittes mit der Ueberschrift: „Das helle Wort beruft alle Völker", sagt er: „Aber leicht erhebt sich hier die Frage, schüchtern zwar, denn man ahnt etwas Unrechtes an ihr, aber doch erhebt sie sich: „Ist denn auch dies klare Wort zu allen Völkern aller Zeiten ausgegangen? hat es denn wirklich nicht an Gelegenheit für alle Völker aller Zeiten gefehlt, das Wort kennen zu lernen?" „Konnten denn alle Völker aus dem Worte zu Kindern und Stämmen der Kirche geboren werden?" Das Wort ist's, welches alle Gesammelten zu Einem heiligen Ganzen vereinigt und sie zusammen hält; es muß aber auch auf das Sammeln ausgehen, auf das Berufen und Erleuchten. Ist denn das auch je und je geschehen? hat Gott gesorgt, daß je und je alle Menschen berufen wurden von der Finsterniß zum Lichte, von der Gewalt des Satans zu Gott? — „Unsere Väter, ihrer herrlichen Lehre gemäß, antworten mit einem entschiedenen, unumstößlichen Ja." (S. 36). Wir bemerken hier eine Erweiterung, einen näher bestimmenden Zusatz zu der oben als richtig anerkannten Lehre unserer Kirche in den Worten: „alle Völker aller Zeiten konnten das Wort kennen lernen" — „je und je alle Menschen sind berufen worden," natürlich durch das helle, klare Wort. Nehmen wir hiezu noch die Bestimmung (S. 36): „innerhalb der Gränzen des zeitlichen Lebens wird die Be-

rufung vollendet;“ so haben wir die Behauptung: je und je alle Menschen, oder: zu allen Zeiten alle Menschen sind schon auf Erden, während ihres irdischen Lebens durch das helle, klare Wort berufen worden und werden berufen. Und diese Behauptung wird als Lehre „unserer Väter“, als schriftgemäße Lehre „unserer Väter“ bezeichnet.

Wir können nun nicht genau wissen, welchen Kreis von Lehrern der emphatische Ausdruck „unsere Väter“ umschreibt; aber daß die allgemeine Berufung in der so eben hervorgehobenen Erweiterung und nähern Bestimmung nicht Lehre unserer Kirche ist, das gedenken wir weiter unten zu beweisen.

H. Pf. L. sagt nun aber auch, es sey die Berufung schon zur Zeit der Apostel an alle Menschen auf Erden durch wirkliche Predigt des Evangeliums ergangen und will dies als Lehre der h. Schrift geltend machen. Er meint zwar S. 37: „Bei dieser auf Gottes Wort beruhenden Lehre (?) bedarf es natürlich in einzelnen Fällen keiner Aengstlichkeit, wenn etwa hie und da sich die Berufung nicht geschichtlich nachweisen läßt. Denn die Dogmatik ist über der Geschichte; die Geschichte aber, wenn sie uns in allen Fällen klar vorläge, würde der Dogmatik mit nichten widerstreben.“

Aber die Möglichkeit einer wirklich bereits zur Apostelzeit vollzogenen Berufung aller Völker zu Christo hält er für nachweisbar und meint: „mehr als nachgewiesene Möglichkeit bedarf man nicht, um die dogmatische Behauptung einer katholischen Berufung zu Christo geschichtlich nachgewiesen zu erkennen.“ Er gibt nun zwei Beispiele, wie die Möglichkeit einer bereits geschehenen Berufung aller Völker dargethan wird. Denn das glauben wir, ist seine Absicht, indem er a) Röm. 10, 18 und Kol. 1, 23 in Verbindung mit 1 Theff. 4, 15 ff. anführt und dann b) erwähnt, wie man Spuren einer geschehenen Berufung zu Christo auch unter den Völkern Amerikas aufsuchte und auch wirklich fand. Es ist aber bei der

prägnanten und oft mehr in der Begeisterung eines γλώσσῃ λαλῶν, als in der Klarheit einer ruhigen Erörterung fortschreitenden Sprache des Buches nicht immer leicht den rechten Sinn des Verfassers zu treffen.

Das Beispiel der geschichtlichen Nachweisung brauchen wir jedoch zu unserm Zwecke gar nicht zu berühren und das Beispiel aus der h. Schrift nur in sofern, als damit dargethan werden will, daß wirklich zur Zeit der Apostel schon allen Völkern das Evangelium verkündet worden, an alle Menschen die Berufung zu Christo ergangen sey. Denn die Wirklichkeit einer bereits zur Apostelzeit geschehenen Berufung aller Völker behauptet er zuletzt, während er nur die Möglichkeit derselben erweisen wollte.

Zwei Punkte sind es also, welche zunächst genauer untersucht werden sollen; 1) ob die angeführten Bibelstellen wirklich aussagen, daß zur Zeit der Apostel schon allen Menschen auf Erden das Evangelium gepredigt worden sey? 2) Ob es Lehre unserer Kirche ist, daß je und je zu allen Zeiten alle Menschen durch das Evangelium auf Erden berufen werden? —

Beide Fragen werden in der angeführten Schrift des H. Pf. Löhe mit einem entschiedenen und zuversichtlichen Ja beantwortet. Was aber wir gegen die Entschiedenheit und Zuversichtlichkeit dieses Ja! einzuwenden haben, möge hier vorgebracht werden. Hätte eine Untersuchung über die richtige Antwort auf diese Fragen auch kein anderes Interesse, als das Streben zur Wahrheit und zur richtigen Erkenntniß der Wahrheit in dieser Sache zu gelangen, so wäre schon dieses wichtig genug, um ihr einige Aufmerksamkeit zu widmen. Allein es hängt das praktische Interesse für die Mission ganz innig mit diesen Fragen zusammen, wie wir sehen werden; darum darf man ihrer richtigen Beantwortung schon Zeit und Fleiß widmen. Und sollte es uns in den nachfolgenden Zeilen auch nicht gelingen, die unwidersprechliche volle Wahrheit zu finden, so dürfte dadurch vielleicht doch eine An=

regung gegeben seyn zu weitern die Erkenntniß der Wahrheit fördernden Besprechungen über diesen Gegenstand.

Schreiten wir nun zur Untersuchung des ersten Punktes: ob wirklich die Stellen Röm. 10, 18 und Kol. 1, 23 in Verbindung mit 1 Theß. 4, 15 ff. aussagen, daß zur Zeit der Apostel schon allen Menschen auf Erden das Evangelium gepredigt worden sey?

Der Herr Verf. des angeführten Schriftchens begründet sein Ja! auf diese Frage in folgender Weise S. 37 f.

„Röm. 10. ist von dem Berufe aller Völker die Rede und der Apostel ruft V. 18 aus: „„Ich sage aber: Haben sie es (das Wort Gottes) nicht gehört? Zwar es ist ja in alle Lande ausgegangen ihr Schall und in alle Welt ihre Worte."" Aehnlich versichert derselbe Apostel der Heiden Kol. 1, 23.: „„Das Evangelium ist gepredigt unter aller Kreatur, die unter dem Himmel ist!"" Während man nun von der einen Seite diesen einfachen Aussprüchen der Schrift die Frage entgegenstellt: „„Wie kann das seyn, daß zur Zeit der Apostel schon der letzte Befehl des Herrn (Gehet hin rc. rc.) in Erfüllung gegangen ist?"" während man um des Neins willen, das im Herzen ruht, untüchtig wird, des Apostels Worte ganz einfach zu nehmen, während man da die Worte zu drehen und an ihnen zu mäkeln und eine hyperbolische Bedeutung unterzulegen anfängt; sehen im Gegentheil die Bekenner der Lehre von der allgemeinen Gnade in Pauli Worten eine Bestätigung ihrer Lehre; sie finden in seinen Worten nichts weiter, als eine konkrete Anwendung der abstrakten Lehre. Ja sie wissen Pauli Sinn gegen die Verdreher desselben in folgender Weise ganz wohl zu vertheidigen:" — hier wird nun 1 Theß. 4, 15 ff. angeführt, wo Paulus die Hoffnung aussprechen soll mit dem damaligen Geschlechte die Wiederkunft des Herrn zu erleben. „Für diese Hoffnung durfte Röm. 11, 25. u. Matth. 21, 14. kein Hinderniß seyn." „Das aber heißt jedenfalls nichts anders als: er muß es für möglich erachtet haben, daß noch zu seinen Zeiten das Evangelium und

seine Berufung zu allen Völkern und Menschen komme. Er hat also für möglich gehalten, was etliche jetzt noch nicht für möglich halten; und daß er's nicht auf Wunderwegen der Allmacht für möglich hielt, sondern durch das Evangelium und seine Predigt, beweisen die oben angeführten Stellen aus Röm. 10 u. Kol. 1. Ja, sie beweisen offenen Sinnen die Wirklichkeit! Sie sind die hellen Stellen, aus welchen seine Hoffnung 1 Theß. 4 erklärlich wird."

Lassen wir uns nicht abschrecken von dem in vorstehender Beweisführung gebrauchten exegetischen Hilfsmittel, wornach eine gegnerische Ansicht und Erklärung einer Bibelstelle von „Untüchtigkeit des Apostels Worte ganz einfach zu nehmen" (S. 38) und von Mangel an „offenen Sinnen" (S. 39) nicht undeutlich hergeleitet werden will.

Wir sind von ganzem Herzen ein „Bekenner der Lehre von der allgemeinen Gnade", finden auch in Pauli Worten (Röm. 10. u. Kol. 1.) eine Bestätigung dieser Lehre; aber doch können wir darin nicht ausgesprochen finden, daß schon zur Apostelzeit das Evangelium allen Menschen gepredigt worden und die Berufung zu Christo an Alle ergangen ist. Und selbst wenn dies wirklich so klar und ausgemacht wäre, wie versichert wird, so könnten wir doch der Folgernng nicht Raum geben, daß alle Menschen, welche nach der Apostel Zeit das Evangelium nicht haben und von der Berufung durch das Wort nichts vernehmen, als solche anzusehen seyen, welche „verloren gehen durch muthwilliges, boshaftes Widerstreben gegen das berufende Wort." — Denn nur um dieser Folgerung willen ist die vorgebrachte Deutung der bezeichneten Bibelstellen von Wichtigkeit und Bedeutung.

In Bezug auf die Erklärung jeder Bibelstelle, also auch der fraglichen, handelt es sich immer nur um den richtigen Sinn derselben. Dieser kann aber nicht ermittelt werden, wenn man nicht auf die Gedankenreihe Rücksicht nimmt, in welcher die Stelle vorkommt; denn diese bestimmt erst den Zweck und

die Bedeutung eines Ausspruches, nicht immer der einfache Wortlaut allein. Zudem hat ja jedes Wort auch einen gewissen Umfang der Bedeutung und seinen historischen Standpunkt; diesen in jenem zu ermitteln bei jedem vorkommenden Falle ist ebenfalls Aufgabe der Erklärung und die Ausdrucksweise wie der Sprachgebrauch des Schriftstellers oder des Ideenkreises, in welchem ein Ausspruch vorkommt, ist nicht minder zu berücksichtigen, um den richtigen Sinn zu finden. Dies wollten wir nur vorausschicken, um anzudeuten, daß mit dem Rathe, „die Worte ganz einfach zu nehmen," nicht immer gedient ist zur Auffindung des richtigen Sinnes. —

Betrachten wir nun zuerst Röm. 10, 18. Ἀλλὰ λέγω: μὴ οὐκ ἤκουσαν; μενοῦνγε εἰς πᾶσαν τὴν γῆν ἐξῆλθεν ὁ φθόγγος αὐτῶν, καὶ εἰς τὰ πέρατα τῆς οἰκουμένης τὰ ῥήματα αὐτῶν. Wir wundern uns, daß man eine so schwierige und in ihren Beziehungen noch so vielfach möglicher Deutung unterliegende Stelle gewählt hat, um daraus die Lehre zu erweisen, oder wenigstens damit die Lehre zu stützen, daß das Evangelium bereits zur Zeit der Apostel allen Menschen gepredigt und die Berufung an alle Völker gebracht worden sey. Denn nicht nur herrschen verschiedene Ansichten unter den Exegeten aller Zeiten darüber, ob hier Paulus von den Juden allein rede, oder von den Juden und Heiden zugleich; ob hier Paulus wirklich den 19. Psalm, woraus die Stelle genommen ist, als Prophezeiung auf seine Zeit angesehen habe und nun die Erfüllung dieser Prophezeiung nachweise, oder ob er, ohne den 19. Psalm prophetisch-messianisch aufzufassen, nur eine Stelle aus dem A. T. anführe, um zu zeigen, daß die Berufung zum Glauben schon längst geschehen sey; ja man ist nicht einmal einig darüber, ob denn Paulus nur von einer Berufung durch Gottes Wort, von einer Predigt des Evangeliums rede und nicht vielmehr von einer bloßen Predigt der Herrlichkeit Gottes durch die Natur.

So sagt Kalvin, — um nur eine Stimme aus dem viel-

tönigen Chorus der Erklärung dieser Stelle hier anzuführen — „Propheta enim non de Apostolis illic loquitur: sed de mutis Dei operibus, in quibus ita evidenter elucere dicit Dei gloriam, ut dici possint habere suam quandam linguam ad Dei virtutes narrandas. Fecit hic Pauli locus, ut allegorice totum Psalmum exponerent veteres, quos etiam sequuta est posteritas. Ita sine controversia sol, tanquam sponsum e thalamo egrediens, Christus fuit: Apostoli autem coeli fuerunt. Quos major tenuit religio, et qui se modestius gesserunt in Scripturae interpretatione, existimant, quod proprie de coelesti architectura dictum erat, Paulum ad Apostolos per allusionem transtulisse: verum quia animadverto, servos Domini majore ubique reverentia tractasse Scripturas neque adeo licentiose huc illuc flexisse: non possum persuaderi, Paulum sic abusum esse isto loco. Accipio igitur ejus citationem in proprio et germano Prophetae sensu, ut tale sit argumentum: Deus jam ab initio mundi suam Gentibus divinitatem manifestavit, etsi non hominum praedicatione, creaturarum tamen suarum testimonio. Nam etsi Evangelium tunc inter ipsas silebat: totum nihilominus coeli et terrae opificium loquebatur, ac praeconio suo autorem celebrabat. Apparet ergo, Dominum etiam pro eo tempore, quo foederis sui gratiam in Israele continebat, non tamen ita sui notitiam Gentibus subtraxisse, quin aliquam semper illis scintillam accenderet. Propius quidem electo populo se tunc manifestavit, ut merito domesticis auditoribus conferri potuerint Judaei, quos sacro suo ore familiariter docebat: quia tamen Gentes quoque eminus coelorum voce alloquebatur, hoc praeludio ostendit, velle se illis etiam tandem innotescere.“ —

Sehen wir aber auf den ganzen Kontext der Stelle, so müssen wir anerkennen, daß Paulus wirklich sowohl die fragliche,

als auch die andere in diesem zehnten Kapitel angeführten alttestamentlichen Stellen auf die Predigt des Evangeliums bezieht und hierin eine Erfüllung derselben angibt. Aber eben um des ganzen Kontextes willen müssen wir auch annehmen, daß Paulus eigentlich um der Juden willen diese ganze Beweisführung liefert, wenn gleich die Heiden auch daraus ersehen konnten und sollten, daß die Gnade Gottes in Christo als auch sie umfassend schon längst voraus verkündet war, wie sie denn ihnen nun wirklich zukam. Denn nachdem Christus als der einzige Heilsweg für das ganze, der Sünde und Verdammniß anheim gefallene Menschengeschlecht dargethan ist, nachdem gezeigt ist, daß durch Gottes Gnade in Christo alle Menschen selig werden sollen (c. 9.), daß sowohl Heiden als Juden zur Seligkeit durch Christum bestimmt sind; kommt er im 10. Kapitel darauf: das Widerstreben der Juden gegen das Evangelium zu besprechen, ihre Schuld darzustellen. Soll von einer Schuld des Unglaubens an das Evangelium die Rede seyn, so muß das Evangelium gepredigt worden seyn, so muß den um des Unglaubens willen schuldig Erkannten Gelegenheit geboten worden seyn, die Boten von der Gnade Gottes in Christo zu hören. Diese Gelegenheit hatten aber die Juden vor Allen: „ist ja doch ihr Schall ausgegangen in die ganze Erde und ihre Worte bis an die Ende der Welt;" sind ja doch die Boten des Evangeliums aus dem jüdischen Volke selbst gewesen, unter ihm zuerst aufgetreten und von da ausgezogen in fremde, in heidnische Länder. Und Israel besonders konnte zur Erkenntniß gelangen, daß diese Botschaft wirklich das längst verheißene Heil sey, (μὴ Ἰσραὴλ οὐκ ἔγνω;) da es Mosen und die Propheten hatte, welche es voraussagten, daß Gottes Gnade in Christo auch den von Gott nichts wissenden Heiden, auch den von Gott entfremdeten Völkern mitgetheilt werden solle (V. 19. 20.), wie es nun an dem Tag liegt und geschieht. — Dies halten wir für den richtigen Gedankengang und Zusammenhang, in welchem die fragliche Stelle vorkommt, und wir fanden ihn, der Haupt-

suche nach, schon bei Chrysostomus so (f. o. Ed. Lugd. 1687. Tom. III. hom. ad h. l.) Dieser erklärt die Stelle folgendermaßen: „Quid dicis? Non audierunt? ipse terrarum orbis, ipsique terrae fines audiverunt: et vos, cum quibus praedicatores isti tantum temporis commorati sunt, ex quibus et prodierunt, non audistis? Quanam poterit istud ratione fieri? si enim fines terrarum audierunt, multo magis vos. Deinde rursus est alia objectio. Sed dico, numquid non cognovit Israel? Quid enim? si audierunt quidem, dicta tamen non perpenderunt neque intellexerunt, quod hi illi a Deo missi essent? Nequaquam! Esaias enim diligenter eos notavit. Itaque et hinc oportebat praedicatores istos agnoscere non solum ex eo, quod hi non crediderunt — sed ex eo, quod inferiores se, nimirum eos, qui ex gentibus erant, videbant in majore honore constitutos esse.

Nach diesem Gedankengange konnte der Apostel nicht im Sinne haben, eine bereits geschehene und vollzogene Berufung aller Menschen auf Erden aufzuweisen und hervorzuheben; es konnte nur seine Absicht seyn und ihm genügen, darauf aufmerksam zu machen, daß die Juden zuverlässig die Predigt von Christo hören konnten und auch wirklich hörten, weil sie ja bereits weit und breit auch in den heidnischen Landen erschalle und vom jüdischen Lande ausgegangen sey.

Zwar wäre es möglich, daß dennoch aus den Worten des Apostels die Lehre gezogen werden könnte: es sey schon damals allen Völkern auf der ganzen Erde wirklich Christus gepredigt worden, wenn auch der Apostel nicht gerade beabsichtete, dies als Lehre da aufzustellen.

Allein wir fragen: in welchen Worten soll das enthalten liegen, daß bereits damals alle Menschen die Predigt von Christo gehört haben? Das Wort φθόγγος, „Schall“ bezeichnet nicht einmal eine Kundmachung, wie sie zum Begriffe der

Berufung gehört und wenn τὰ ῥήματα auch die wirkliche Verkündigung des Evangeliums bezeichnen kann, so bleibt doch immer noch die Frage: wo stehet denn, daß diese Verkündigung bereits in der Weise unter allen Völkern geschehen sey, daß ein Mangel des Glaubens an Christum eine Folge „muthwilligen und boshaften Widerstrebens gegen das berufende Wort" genannt werden kann? Dies aber ist nöthig, wenn der Unglaube als Schuld gelten soll. Doch man weist uns vielleicht auf die Worte πᾶσα ἡ γῆ und πέρατα τῆς οἰκουμένης. Aber wer wird nach dem Gedankengange des Apostels, dem es nur darum zu thun war, die bereits weit ausgebreitete und über die Grenzen des jüdischen Landes nach allen Seiten hinausgegangene Gnadenbotschaft einer Entschuldigung mit Unbekanntschaft den Juden entgegenzustellen, diese Ausdrücke πᾶσα ἡ γῆ und πέρατα τῆς οἰκουμένης ganz stricte nehmen und urgiren wollen? Steht ja Luc. 2, 1. sogar: ἐξῆλθε δόγμα παρὰ Καίσαρος Αὐγούστου ἀπογράφεσθαι πᾶσαν τὴν οἰκουμένην und Luther übersetzt: „daß alle Welt sollte geschätzet werden", ohne daß Jemand etwas Anderes darunter versteht, als das römische Reich.

Aber was nützte es auch, wenn man die Worte πᾶσα ἡ γῆ und τὰ πέρατα τῆς οἰκουμένης ganz stricte auffassen wollte als „die ganze bewohnte Welt"; das Verbum ἐξῆλθε hindert doch jede Deutung des Ausspruches auf eine wirklich schon zu jener Zeit, da der Römerbrief geschrieben wurde, vollzogene Berufung aller Völker auf Erden. Daß die Gnadenbotschaft ausgegangen sey in alle Welt, besagt doch offenbar nur dies Verbum, nicht aber daß sie schon überall angekommen und gewesen sey.

Also weder aus dem Zusammenhange noch aus den Worten der fraglichen Stelle läßt sich die Deutung rechtfertigen, daß schon damals das Evangelium allen Völkern der Erde gepredigt worden sey. Und wie eine solche Deutung zu keiner

Zeit Eingang und Geltung fand, wenn sie gleich hie und da zum Vorschein kam, werden wir später darthun.

Wenden wir uns nun zu der Stelle Col. 1, 23., aus der ebenfalls hervorgehen soll, daß schon zur Zeit der Apostel die Berufung zu Christo an alle Völker der Erde ergangen sey. Sie lautet also: *Καὶ ὑμᾶς . . . . νυνὶ ἀποκατήλλαξεν, ἐν τῷ σώματι τῆς σαρκὸς αὐτοῦ διὰ τοῦ θανάτου, παραστῆσαι ὑμᾶς ἁγίους καὶ ἀμώμους καὶ ἀνεγκλήτους κατενώπιον αὐτοῦ. Εἴγε ἐπιμένετε τῇ πίστει τεθεμελιωμένοι καὶ ἑδραῖοι, καὶ μὴ μετακινούμενοι ἀπὸ τῆς ἐλπίδος τοῦ εὐαγγελίου, οὗ ἠκούσατε, τοῦ κηρυχθέντος ἐν πάσῃ τῇ κτίσει τῇ ὑπὸ τὸν οὐρανὸν, οὗ ἐγενόμην ἐγὼ Παῦλος διάκονος.*

Bedenken wir nun, daß der Apostel mehrfache Irrthümer der Kolosser zu bekämpfen hatte und darunter namentlich judaisirende; erwägen wir, daß kein eigentlicher Apostel, sondern ein gewisser Epaphras Stifter der Christengemeinde zu Kolossä war und daß dadurch in ihr leicht auch Zweifel erregt werden konnten, ob sie denn wirklich das wahre, reine Evangelium, die lautere Wahrheit habe, so können wir leicht einsehen, in welcher Absicht der Apostel Paulus zu *τοῦ εὐαγγελίου οὗ ἠκούσατε* den Zusatz machte: *τοῦ κηρυχθέντος ἐν πάσῃ τῇ κτίσει τῇ ὑπὸ τὸν οὐρανόν.* Er wollte damit den Christen zu Kolossä nur das sagen: ihr habt dasselbe Evangelium empfangen, welches überall gepredigt wurde, natürlich wo eben überhaupt das Evangelium gepredigt wurde. Keineswegs also das lag in der Absicht des Apostels, die Nachricht mitzutheilen, daß das Evangelium bereits auf der ganzen Erde unter allen Völkern gepredigt sey; sondern nur das wollte er den Kolossern zur Beruhigung und Befestigung zu Herzen führen, daß sie dieselbe Heilslehre erhalten hätten, die anderwärts allenthalben, sowohl von ihm als auch von den übrigen Aposteln gepredigt wurde. Aber wollte man auch absehen von diesem Gedankengange, der auch dadurch noch als der richtige hervorgehoben wird, daß der

Apostel schon im 6. Verse die gleiche Versicherung giebt, — so bleibt doch immer noch die Frage: welche Worte oder welches Wort des fraglichen Satzes soll denn so ausgemacht andeuten, daß allen Menschen auf der ganzen Erde ohne Ausnahme bereits das Evangelium gepredigt worden sey? Soll das Wort πάσῃ diese umfassende Bedeutung haben, daß es im strengsten Sinne alle und jede (vernünftigen) Kreaturen der Erde, alle Menschen ohne Ausschluß irgend eines einzelnen Stammes oder Volkes bezeichnet? Wie viele Stellen des N. T. könnten wir aufweisen, wo das πᾶς diese Bedeutung nicht hat und nur in dem Sinne eines relativ großen Umfanges einer Menge oder eines Raumes oder besser einer relativen Allgemeinheit im Gegensatz zur Beschränkung auf einzelne Personen, Oertlichkeiten u. dgl. gebraucht wird. Wir führen nur einige an. Marc. 1, 5. heißt es: ἐξεπορεύετο πρὸς αὐτὸν πᾶσα ἡ Ἰουδαία χώρα καὶ οἱ Ἱεροσολυμῖται πάντες. Gewiß ist es noch keinem Menschen eingefallen, anzunehmen, daß alle und jede Bewohner des jüdischen Landes und der Stadt Jerusalem zu Johannes hinausgegangen seyen; sondern Jedermann wird eben die Redeweise in ihrer richtigen Bedeutung zu würdigen wissen und eine große Menge darunter verstehen.

Eben so ist es mit Matth. 2, 3.: „Da das der König Herodes hörte, erschrack er und mit ihm das ganze Jerusalem.“

Diese und noch mehr ähnliche Stellen zeigen, daß die Bedeutung von πᾶς nicht Alles, wozu es gesetzt ist, absolut umfaßt, sondern nur eine verhältnißmäßig große Zahl oder großen Raum bezeichnet, wenn gleich diese relative Bedeutung nicht sowohl im Worte selbst als in der Redeweise und in der Darstellungsform liegt, in welcher es vorkommt.

Findet man aber anderweitige Aussprüche, in denen das Wort πᾶς nur einen verhältnißmäßig großen Umfang und nicht eine absolute Totalität bezeichnet; so wird Niemand sagen können,

an dieser oder jener Stelle müsse es die Bedeutung einer solchen Totalität haben, wenn noch besonders Zusammenhang und andere relevante Gründe die Annahme einer solchen Bedeutung verhindern. Unter den Stellen, in welchen πᾶς die Bedeutung einer blos relativen Allgemeinheit hat, darf auch noch 1. Theß. 1, 8. angeführt werden. Da heißt es: ἀφ' ὑμῶν γὰρ ἐξήχηται ὁ λόγος τοῦ κυρίου οὐ μόνον ἐν τῇ Μακεδονίᾳ καὶ Ἀχαΐᾳ, ἀλλὰ καὶ ἐν παντὶ τόπῳ ἡ πίστις ὑμῶν ἡ πρὸς τὸν Θεὸν ἐξελήλυθεν. Nun ist aber aus Act. 17. bekannt, daß Paulus nur kurze Zeit in Thessalonich sich aufhalten und das Evangelium predigen konnte, und schon einige Wochen nach seiner Abreise von Thessalonich schrieb er von Korinth aus diesen ersten Brief an die Thessalonicher; kann da wirklich schon der Ruf von der Bekehrung derselben und von ihrem Glauben ἐν παντὶ τόπῳ — strikte gefaßt — bekannt gewesen seyn? Gewiß ist hier auch nur die relative Bedeutung einer allgemeinen Verbreitung des Rufes im Gegensatz zur Beschränkung auf Macedonien und Achaia anzunehmen. Kann nun auf das Wort πᾶς die Behauptung nicht gestützt werden, daß schon zur Zeit der Apostel allen Völkern das Evangelium gepredigt worden sey, so ist diese Behauptung auch aus keinem andern der beigefügten Worte abzuleiten. Denn der Zusatz ὑπὸ τὸν οὐρανόν ist nicht eine Bestärkung oder näher erklärende Bestimmung der absoluten Totalität des πᾶς, sondern ist nur eine Erläuterung zu κτίσις, um anzugeben, daß das Evangelium nur für die Kreaturen unter dem Himmel d. h. auf Erden, nicht aber für die Kreaturen im Himmel d. h. für die Engel gehöre.

Und ist die, wenn auch noch so weit ausgedehnte, Partikularbedeutung des πᾶς festgehalten, so mag die Bezeichnung der vergangenen Zeit im Particip τοῦ κηρυχθέντος noch so sehr urgirt werden, es trägt dies doch nichts bei zur Erweisung einer bereits überall und unter allen Völkern geschehenen Predigt des Evangeliums. Und doch könnten sich auch Stellen

vorzeigen lassen, in denen eine erst zukünftige Sache, die aber bereits ihren Anfang genommen hat, im Geiste der neutestamentlichen Schriftsteller schon als vollendet angeschaut und als vollendet dargestellt wird. —

Wir dürfen aber auch nicht unberücksichtigt lassen, daß besonders der Apostel Paulus es ist, der bei Erwähnung der Predigt des Evangeliums immer auf die Universalität dieser Predigt zurückkommt. Er als der Heidenapostel mußte dem jüdischen Partikularismus entgegenwirken; er mußte darthun, daß das Heil aus Christo nicht nur für die Juden, sondern für alle Völker der Erde gehöre; ihm mußten aber auch die Heiden, welche das Evangelium bereits angenommen hatten, als Repräsentanten der gesammten Heidenschaft auf Erden und als ein Beweis der Göttlichkeit und Richtigkeit seiner Lehre und seiner Praxis in Betreff der Universalität des Christenthums gelten, und gerade um dieser repräsentativen Bedeutung willen, welche die Bekehrung der ersten Heiden und die Verkündigung des Evangeliums in den nächstgelegenen Heidenländern hatte, konnte er zur Abweisung des jüdischen Eigendünkels und hochmüthigen Partikularismus, nicht nur sagen: „Das Evangelium ist für alle Völker der Erde," sondern auch hinzusetzen: „Das Evangelium ist schon allen Völkern gepredigt worden." — Bedient sich ja der Apostel Paulus öfters und besonders Röm. 10. der Predigt des Evangeliums unter den Heiden und der Bekehrung der Heiden zu Christo als eines Beweismittels, daß das Evangelium von Christo wirklich das von Gott im A. T. längst verheißene Heil der Welt sey. Eben daraus, daß auch die Heiden in dem Lichte Jesu Christi wandeln, wie das prophezeit wurde durch die Propheten des alten Bundes, sollen die Juden und Heiden erkennen, daß Jesus Christus wirklich die Wahrheit und das Leben sey. — Auf eine warme Weise sucht auch Justinus Martyr in seinem Dialog mit dem Juden Tryphon aus der Bekehrung der Heiden zu Christo dazuthun, daß

Jesus Christus der von Gott verheißene Messias sey, weil ja im A. T. dies voraus gesagt sey, daß durch den Messias auch die Heiden zu dem lebendigen Gott bekehrt werden würden. Cf. Ed. Paris. 1742. pag. 167. *ἐξ ἧς* (sc. *γραφῆς* Jes. 35.) *καὶ συνεῖναι ὑμῖν δυνατὸν πῶς καὶ τοῖς ἐρήμοις γνώσεως Θεοῦ, λέγω δὲ τοῖς ἔθνεσιν . . . ὁ λόγος προελέγετο, ἀρνηθῆναι αὐτὰ* (sc. *τὰ ἐξ ὕλης κατασκευάσματα*) *καὶ ἐλπίζειν ἐπὶ τοῦτον τὸν χριστόν.* S. 212. *μετὰ τὸ ἀναιρεθῆναι τὸν δίκαιον ἐκεῖνον ἡμεῖς λαὸς ἕτερος ἀνεθήλαμεν καὶ ἐβλαστήσαμεν στάχυες καινοὶ καὶ εὐθαλεῖς, ὡς ἔφασαν οἱ προφῆται* (Zach. 2, 11. Deut. 32, 16.), *ἡμεῖς δὲ οὐ μόνον λαὸς, ἀλλὰ καὶ λαὸς ἅγιος ἔσμεν, ἀλλὰ καὶ ἡμᾶς ἐξελέξατο ὁ Θεός.* —

Gilt es für einen Beweis der göttlichen Wahrheit des Evangeliums, daß es nicht blos den Juden, sondern auch den Heiden gepredigt werden sollte; so gewinnen die Ausdrücke *ἡ πᾶσα γῆ* und *κτίσις ἡ ὑπὸ τὸν οὐρανόν* ihre eigenthümliche Beziehung und Kraft gerade dem jüdischen Partikularismus gegenüber, ohne daß der wirkliche Einschluß a l l e r V ö l k e r in das Netz der Predigt des Evangeliums strikte zu fassen und zu urgiren ist. —

Wohin wir also unsern Blick richten — sey es auf den Gedankenzusammenhang, in welchem die fraglichen Stellen vorkommen, oder auf die Bedeutung und den Gebrauch der einzelnen Worte, oder auf das Verhältniß der neutestamentlichen Oekonomie zur alttestamentlichen — nirgends finden wir Grund und Veranlassung zur Deutung dieser Stellen auf eine bereits zur Zeit der Apostel geschehene und vollzogene Berufung aller Völker der Erde zu Christo durch die Predigt des Evangeliums.

Aber es soll ja diese Deutung aus 1. Theff. 4, 15 ff. gar wohl vertheidigt werden können und durch diese Stelle als der allein richtige Sinn des Apostels sich darstellen lassen. —

Wir haben schon oben den Gang dieser Beweisführung aus 1. Theff. 4, 15 ff. angeführt. Sie stützt sich auf die

Annahme, daß Paulus in der bezeichneten Stelle „ganz einfach die Hoffnung ausspricht, mit dem damaligen Geschlechte von Menschen die Wiederkunft des Herrn zu erleben." Mit Rücksicht auf das Wort des Herrn: „Es gebührt euch nicht, zu wissen Zeit oder Stunde," meint H. L.: „so wenig man wissen konnte, daß die Stunde Christi zu Pauli Zeit kommen würde, eben so wenig konnte man sagen: sie kommt nicht. Und eine Möglichkeit, daß die Stunde zu Zeiten Pauli kommen konnte, liegt doch mindestens in den Worten des Apostels. Liegt aber diese Möglichkeit darin, so mußte der h. Paulus in den von ihm Röm. 11, 25. wiederholten Worten des Herrn: Jerusalem wird zertreten werden von den Heiden, bis daß der Heiden Zeit erfüllet wird (Luc. 21, 24.) — und in jenen andern: Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker und dann wird das Ende kommen, (Matth. 24, 14.) **kein Hinderniß für seine Hoffnung finden.** Das aber heißt jedenfalls nichts anders, als er muß es für möglich erachtet haben, daß noch zu seinen Zeiten das Evangelium und seine Berufung zu allen Völkern und Menschen komme." Auf diese Unterlage wird nun der Schluß gebaut, daß Röm. 10, 18 und Kol. 1, 23 bestimmt aussagen, es sey die Berufung an alle Völker und Menschen damals bereits wirklich und in der That vollzogen gewesen.

Diese ganze Beweisführung und Vertheidigung hat mehr Schein, als Wahrheit. Paulus soll 1. Thess. 4, 15 ff. mindestens die Möglichkeit aussprechen, daß noch zu seiner Zeit das Ende komme, und Röm. 11, 25 u. Matth. 24, 14 sollen kein Hinderniß für seine Hoffnung seyn dürfen.

Allein der Brief an die Thessalonicher ist ja jedenfalls vor dem Römerbrief und vor dem Evangelio Matthäi geschrieben. Nach den sichersten und genauesten Untersuchungen hierüber fällt die Abfassung des Briefes an die Thessalonicher in das 52., des Römerbriefes in das 56. und des Evangeliums Matthäi hinter das 64. Jahr nach Christi Geburt. Waren die Worte

Röm. 11, 25 und Matth. 24, 14 noch nicht vorhanden, so konnten sie freilich kein Hinderniß seyn für die 1. Theſſ. 4, 15 ff. ausgesprochene Hoffnung des Apostels, sie können aber auch nicht als Mittelglied benützt werden, um darauf die Behauptung einer in 1. Theſſ. 4 enthalten seyn sollenden Möglichkeit zu gründen, daß noch zu Pauli Zeit allen Völkern das Evangelium gepredigt werde. Noch weniger können die Worte des Apostels Röm. 11, 25 eine „Wiederholung" der Worte Luk. 21, 24 genannt werden, da das Evangel. Luc. jedenfalls später verabfaßt wurde, als der Römerbrief, abgesehen davon, daß die Worte beim Lukas: *ἄχρι πληρωθῶσι καιροὶ ἐθνῶν* doch nicht ganz gleich bedeutend seyn dürften mit den Worten im Römerbrief: *ἄχρις οὗ τὸ πλήρωμα τῶν ἐθνῶν εἰσέλθῃ*. — Können aber die Worte Röm. 11, 25 und Matth. 24, 14 schon nicht dazu benützt werden, um durch ihre Vermittlung eine in 1. Theſſ. 4, 15 ff. ausgesprochene Möglichkeit der Wiederkunft Christi noch zu Pauli Zeit und also auch die Möglichkeit der vollzogenen Berufung noch zu Lebzeiten des Apostels zu erweisen, so können sie noch weniger in Verbindung mit 1. Theſſ. 4. die aus Röm. 10, 18 und Kol. 1, 23 behauptete **Wirklichkeit** einer bereits geschehenen und vollzogenen Berufung aller Menschen durch die Predigt des Evangeliums begründen. Eine Schlußfolge wie diese: "weil 1. Theſſ. 4. ausgesprochen ist, es könne das Ende noch zu Lebzeiten des Apostels Paulus kommen, — und weil Röm. 11, 25 und Matth. 24, 14 gesagt ist, es müsse vor dem Ende der Dinge zuerst allen Menschen das Evangelium gepredigt werden; so sagt Röm. 10, 18 u. Kol. 1, 23 aus: es ist das Evangelium wirklich schon allen Menschen gepredigt worden, — eine solche Schlußfolge ist offenbar eine unberechtigte und unrichtige. Sagen die Stellen Röm. 10, 18 und Kol. 1, 23 an sich dies nicht aus und ist eine wirklich geschehene Predigt des Evangeliums unter allen Völkern nicht aus ihren Worten und ihrem Zusammenhange zu

erweisen; so kann dies nimmermehr in der angeführten Weise geschehen. Daß aber diese Stellen dies nicht aussagen, haben wir gezeigt.

Nun könnte man entgegnen: Ist 1. Theſſ. 4, 15 ff. von Paulus die Hoffnung ausgesprochen, daß noch zu seiner Zeit das Ende der Dinge komme, so kann auch angenommen werden, daß schon hierin die Möglichkeit einer vollendeten Berufung noch zu des Apostels Zeit liege. Denn wenn auch 1. Theſſ. 4. früher gesagt ist, als Röm. 11, 25 und Matth. 24, 14; so kann es doch nicht im Widerspruch mit einem später geschehenen Ausspruche stehn, da sowohl die frühere als die spätere Aussage von dem h. Geist eingegeben sey, der sich nicht widerspreche. — Hierauf erwiedern wir: Eine Inspiration so mechanischer Art, daß dabei die Apostel bloße Maschinen in der Hand des heil. Geistes gewesen wären, kennen wir nicht, sondern halten dafür, daß eine innere organische Entwicklung und ein Wachsthum der eigenen Erkenntniß durch den Einfluß des heil. Geistes bei den Aposteln stattfand. Bei eigener organischer Entwicklung der Apostel aber bildet ein Fortschritt von geringerer Bestimmtheit zu größerer Klarheit, von keimartiger Auffassung einer Wahrheit zu vollständiger Entfaltung derselben keinen Widerspruch. Demgemäß wäre es auch kein Widerspruch zu nennen, wenn Paulus zuerst (1. Theſſ. 4.) die Hoffnung ausgesprochen hätte, daß zu seiner Zeit noch das Ende aller Dinge kommen werde, ohne alle Involvirung der Möglichkeit einer vollendeten Berufung zu seinen Lebzeiten; — während er später, wo die nähere Bestimmung in seinem Bewußtseyn vorhanden war: es müsse vorher das Evangelium allen Völkern gepredigt seyn, — weder die Hoffnung noch die Möglichkeit der Ankunft Christi zu seinen Lebzeiten mehr aussprach, eben weil er die Möglichkeit einer Vollendung der Berufung zu seiner Zeit nicht absehen konnte. —

Allein es ist gar nicht einmal ausgemacht, daß Paulus 1. Theſſ. 4, 15 ff. die Hoffnung ausspreche, „mit dem dama-

ligen Geschlechte von Menschen die Wiederkunft des Herrn zu erleben"; geschweige denn, daß er dies thue mit Involvirung der Möglichkeit einer Vollziehung der Berufung aller Menschen noch zu seinen Lebzeiten oder mit Beziehung auf Röm. 11, 25 und Matth. 24, 14. —

Der eigentliche Gegenstand der Darstellung 1. Thess. 4, 15 ff. ist weder überhaupt die Hoffnung der Zukunft Christi noch die Möglichkeit des Endes aller Dinge zu Pauli Zeit, sondern der Hergang mit Todten und Lebendigen bei der Wiederkunft Christi. Und daß in dem ἡμεῖς οἱ ζῶντες οἱ περιλειπόμενοι εἰς τὴν παρουσίαν τοῦ κυρίου nicht ausgesprochen ist, daß Paulus erwartete und hoffte, er selbst werde die Erscheinung des Herrn noch erleben, sondern daß damit eben überhaupt nur diejenigen gemeint sind, welche noch am Leben seyn werden, wann der Herr kommen wird, ja daß der Apostel Paulus keineswegs die Hoffnung hegte, es werde noch zu seinen Lebzeiten das Ende der Dinge erscheinen, das ist sogleich deutlich zu ersehen aus 1 Thess. 5, 1 und besonders aus 2 Thess. 2, 1—6, was doch kurze Zeit nach dem ersten Brief an die Thessalonicher geschrieben wurde. Und Act. 20, 29 redet er ja davon, was nach seinem Hingange in de Kirche sich ereignen werde, zum deutlichen Beweis, daß er den jüngsten Tag nicht zu erleben gedachte.

Schon Theophylakt erklärt aber auch ἡμεῖς 1. Thess. 4, 15 also: in sua persona omnes, qui tum invenientur, viventes intelligit.

Auch Luther in seiner Predigt über diesen Text bei der Leiche des Churfürsten Johann von Sachsen redet bei diesem ἡμεῖς nur von „denen, die danach leben werden", und es fällt ihm auch bei der Erklärung des 15. Kap. des 1. Korintherbriefes, wo V. 51. ähnlich steht: πάντες μὲν οὐ κοιμηθησόμεθα und wo Luther auch die ganze Stelle 1. Thess. 4, 15 ff. citirt, gar nicht ein, dem Paulus die Meinung zuzuschreiben, als hoffte er, den jüngsten Tag zu erleben.

Ja Kalov findet in diesem ἡμεῖς gerade die Ungewißheit der Ankunft Christi ausgedrückt, „qua forma loquendi usus videtur ob diei domini incertitudinem. — Und Bengel sagt zu dieser Stelle: unaquaeque generatio, quae hoc vel illo tempore vivit, occupat illo vitae suae tempore locum eorum, qui tempore adventus domini victuri sunt. Endlich in Christoph Starke's Synopsis bibliothecae exegeticae in novum testamentum heißt es zu dieser Stelle: „da sich Paulus hier mit einschließt, dürfen wir nicht denken, daß er den jüngsten Tag zu erleben gedacht habe, sondern er redet hier gemeinschaftlicher Weise mit dem ganzen Leib der Kirche, daran er ein Glied mit war, so gut als die Gläubigen, so zur Zukunft Christi leben werden." — Wenn aber gleich Paulus die Hoffnung nicht aussprach, daß er den jüngsten Tag selbst erleben werde, so mußte er doch immer die Wachsamkeit sowohl in seinen Zeitgenossen als auch in allen spätern Christen rege halten, eben um der Ungewißheit des Tages des Herrn willen, und dazu trug die Redeweise, wie sie der Apostel gebrauchte, wenn er von der Wiederkunft des Herrn sprach, besonders bei, wie denn auch Kalvin bemerkt: Quod autem in prima persona loquens se quasi unum facit ex eorum numero, qui usque ad diem extremum victuri sunt, eo vult Thessalonicenses in expectationem exigere adeoque pios omnes tenere suspensos, ne sibi tempus aliquod promittant. Nam ut demus, ipsum ex peculiari revelatione scivisse venturum aliquanto serius Christum, hanc tamen Ecclesiae communem doctrinam tradi oportuit, ut fideles omnibus horis parati essent.

Augustinus sagt in seinem 80. Brief an den Bischof Hesychius, den wir später noch weiter citiren müssen, ausdrücklich: Certe enim hoc saltem manifestum erat Apostolis, non eorum temporibus, cum hic in carne viverent, Dominum esse venturum; et tamen quis dubitet, eos praecipue vigilasse?

Drückt nun 1 Theſſ. 4, 15 ff. weder die Hoffnung noch auch die Möglichkeit aus, daß noch zu Pauli Zeit der Tag des Herrn kommen werde, ſo kann mit dieſer Stelle auch die Behauptung nicht vertheidigt werden, daß Röm. 10, 18 und Kol. 1, 23 eine wirklich bereits vollzogene Berufung aller Menſchen durch das Evangelium lehren. Ja wir glauben exegetiſch dargethan zu haben, daß weder dieſe Behauptung noch jene Vertheidigung auf einem irgendwie haltbaren Grunde ſtehe.

Es hat ſich aber die Anſicht, daß ſchon zur Apoſtelzeit die Berufung an alle Menſchen ergangen ſey, in dieſer Beſtimmtheit, wie es in der genannten Schrift des H. L. geſchieht, noch niemals geltend gemacht, was wir noch nachweiſen wollen. Wir wüßten unter den älteſten chriſtlichen Schriftſtellern keinen, der mehr Veranlaſſung und Aufforderung gehabt hätte, eine wirklich an alle Heiden bereits ergangene Berufung, wenn er von einer ſolchen gewußt hätte, hervorzuheben, als Juſtinus Martyr in ſeinem Dialogus cum Tryphone Judaeo. Denn hier ſucht er gerade daraus, daß das Evangelium den Heiden gepredigt werde und daß auch bereits die Heiden ſich bekehren zu dem lebendigen Gott, den Beweis zu führen, daß Chriſtus wirklich der in den altteſtamentlichen Schriften verheißene Heiland, daß das Wort von ihm wirklich für alle Menſchen Heilswort ſey. Wie oft er aber auch darauf zurückkommt, daß die Heiden dem Evangelio glauben; ſo haben wir doch keine Stelle finden können, worin er ſagte: bereits iſt allen Heiden das Evangelium gepredigt. Und doch wäre dies ein gewaltiges Ueberzeugungsmittel geweſen von der Erfüllung deſſen, was im A. T. ſo oft vorhergeſagt iſt, und von der Meſſianität Chriſti.

Die Zeit der erſten Erſcheinung Chriſti bezeichnet er als diejenige, in welcher er allen Völkern ſo bekannt wird, daß ſie alle Buße thun und ſich zu ihm bekehren können; aber dieſe Zeit gilt ihm erſt dann als geſchloſſen, wenn der Herr wiederkommen wird in ſeiner Herrlichkeit. Bei dieſer Anſicht konnte er natürlich nicht daran denken, daß ſchon von den Apoſteln

oder zur Zeit der Apostel allen Menschen das Evangelium bekannt geworden sey. Und wenn dies der Fall gewesen wäre, wer hätte dies eher wissen müssen, als Justinus, der dem apostolischen Zeitalter so nahe stund?

Irenäus (gest. 202) sagt zwar einmal (adv. haer. l. III. c. 1.) von den Aposteln: exierunt in fines terrae, — evangelizantes et coelestem pacem hominibus annunciantes; allein wie wenig er dabei im Sinne hatte, eine bereits unter allen Völkern geschehene Predigt des Evangeliums durch die Apostel anzudeuten oder zu lehren, ist an vielen Stellen deutlich zu erkennen.

In dem großen exegetischen Werke des Jesuiten Cornelius Corneli a Lapide im X. Bande findet sich zur Stelle Röm. 10, 18 eine ausführlichere Untersuchung darüber, ob schon durch die Apostel das Evangelium allen Völkern gepredigt worden sey? Da wird uns gesagt: S. Chrysostomus et Theophylactus putant, praedicationem Evangelii factam esse apud omnes gentes ante excidium Hierosolymae. Und zu Kol. 1. findet sich die Bemerkung: Ambrosius et Thomas Aqu. dicunt, quod ad omnes gentes olim pervenit fama Evangelii, licet non praedicatio nec fundatio ecclesiarum.

Was nun den Ambrosius anlangt, so lauten seine Worte: ubi enim praesentia hominis praedicantis defuit, sonus tamen et fama pervenit, sicut pervenerat opinio factarum virtutum in Aegypto ad omnes gentes teste Rahab meretrice.

Allein wir müssen hier gleich bemerken, daß ein bloßer sonus und eine bloße fama von Christo noch nicht genug ist zur wirklichen Berufung und also auch nicht für eine Berufung gelten kann, deren Verwerfung Schuld der Verdammniß nachzieht. Beruft nur das „helle Wort", so kann es eine bloße fama nicht thun. —

Bei Chrysostomus aber konnten wir durchaus die Ansicht nicht finden, daß schon zur Apostelzeit wirklich allen Menschen

das Evangelium gepredigt worden sey. Was er zu Röm. 10, 18 sagt, haben wir schon oben angeführt. Bei Kol. 1, 6 und 1, 23 aber erklärt er die Worte des Apostels: καθὼς καὶ ἐν παντὶ τῷ κόσμῳ u. τοῦ κηρυχθέντος ἐν πάσῃ κτίσει ausdrücklich so: „quoniam maxime confirmantur multi ex eo, quod multos habeant socios dogmatum, propterea subjunxit, sicut et in universo mundo“ und: „u. multorum testimonio eos volens stabilire.“

Und daß er die Ansicht von einer bereits allen Menschen zugekommenen Bekanntmachung des Evangeliums nicht hatte, erhellet wohl deutlich aus den Worten, die er zur Erläuterung des 26. und 27. Verses hinzufügt: „manifestatum est sanctis ejus, quam ob rem nunc quoque adhuc absconditur, si quidem manifestatum est solis sanctis. — Vide quomodo ubique reprimit eorum interrogationes! Quibus voluit, inquit. Ejus autem velle non caret ratione.“

(Schluß folgt.)

Der Judaismus der katholischen Kirche.

Zweiter Artikel.

Der Christ ist Gottes Kind und berechtigt, seinem Vater im Himmel unmittelbar nahe zu treten. Er soll sich von der Erde und ihrem Wesen immer mehr losmachen, sein Wandel soll im Himmel seyn, die innigste Verbindung seiner Seele mit Gott soll ihm zur täglichen liebsten Gewohnheit werden. Die ganze Fülle aber der göttlichen Herrlichkeit, die er hienieden zu schauen noch nicht vermag, soll er im Glauben erfassen. Was wäre nun doch der Glaube, wenn Gott nicht ein verborgener Gott, wenn er sichtbar, den Sinnen wahrnehmbar wäre?

Gerade Letzteres aber verlangt das Fleisch, während ihm die Geistigkeit Gottes und die Wahrnehmung seiner Herrlichkeit durch den Glauben durchaus zuwider ist. Nach einer Ver-

sinnlichung des Geistigen, nach einem Sichtbarwerden des Unsichtbaren, also nach einer Religion, die seinem Wesen homogen sey, trägt es unwiderstehliches Verlangen. Daher der Götzendienst der Heiden, in welchen Israel aus derselben Ursache so oft verfallen ist, daher die Akkommodation Gottes im Alten Bunde, nach welcher er auf eine sinnlich wahrnehmbare Weise den Juden in der Wüste sich zeigte und auf das Allerheiligste des Tempels sich niederließ, daher all' die äußeren Darstellungsformen in der Religion des A. Testaments, die bestimmt waren, die ewige Wahrheit auf eine dem Fleische erfaßbare Weise zu symbolisiren.

Wir erkennen nun dieses nämliche fleischliche Motiv wieder in dem allmählig sich ausbildenden Papismus. Wie diese durchaus antievangelische Idee an Elemente der Wahrheit angeknüpft, dieselben allmählig alterirt und zum geraden Gegentheil von dem, was sie ursprünglich waren, ausgebildet habe, wollen wir versuchen in gedrängter Kürze zu zeigen.

Von höchster Bedeutung war unstreitig in der Kirche der ersten Jahrhunderte die Tradition, oder vielmehr der Stock und Kern derselben, die regula fidei. Wenn ein Apostel in irgend einer Stadt nach längerem Aufenthalte durch Predigt und mitfolgende Zeichen eine christliche Gemeinde gestiftet hatte und nun im Begriffe war, diese wieder zu verlassen, so mußte er nothwendig das Bedürfniß empfinden, nicht blos dem Gedächtnisse und den schwankenden Empfindungen des Herzens den Inhalt der göttlichen Predigt zu überlassen, sondern denselben wo möglich einem festen, äußeren Dokumente anzuvertrauen, das im Stande wäre, ihn rein und unverfälscht auf die kommenden Zeiten zu bringen. Nun aber konnte der Apostel Bibeln, oder Katechismen, oder Traktate nicht austheilen, das Evangelium war überhaupt in Form einer Schrift noch nicht vorhanden. Was ist nun natürlicher, als daß er selbst den Hauptinhalt seiner Predigt in einer kurzen Formel zusammenfaßte und diese als leicht faßbaren und behaltbaren, aber auch lebendigen

und untrüglichen Kern der Lehre, aus dem mit Sicherheit das ganze Gebäude sich entwickeln und an dem jede kund gewordene Meinung sich prüfen ließe, der jungen Gemeinde hinterließ! Es ist die konstante Versicherung der Kirchenväter, daß die regula fidei oder das apostolische Symbolum apostolischen Ursprungs sey, und wenn wir auch fern davon sind, die rohe Fabel Rufin's zu glauben*), so scheint uns doch das eine Thatsache nicht nur von der größten innern Wahrscheinlichkeit sondern auch von historisch sattsam begründeter Glaubwürdigkeit zu seyn, daß die Apostel aus gänzlichem Mangel an schriftlichen Dokumenten dieses ungeschriebene, wenn gleich in manchfach wechselnder Gestalt, ihren Gemeinden übergeben haben. Auch die Beschaffenheit der Formel selbst deutet auf diesen Ursprung hin. Der Hauptinhalt des Christenthums konnte in den neugebildeten jüdisch- und heiden-christlichen Gemeinden gar nicht anders formulirt werden. Denn was konnte dem heidnischen Polytheismus und jüdischen starren Monotheismus gegenüber anders hervorgehoben werden, als daß die Christen glauben an einen dreieinigen Gott, Vater, Sohn und Geist, von denen der erste der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde, der zweite der Erlöser durch seine Menschwerdung, Tod und Auferstehung, der dritte aber die wesenhafte Macht der Heiligung, Reinigung und Einigung sey? — Kurz, bündig und klar mußte eine Formel seyn, die, dem Gedächtniß anvertraut, die Stelle geschriebener Dokumente vertreten sollte, und das ist das apostolische Symbol. Daß auch der übrige Inhalt der apostolischen Predigt den Gemeinden sich tief in Kopf und Herzen eingraben mußte, versteht sich von selbst, aber auf Ge-

*) Discessuri ab invicem normam prius futurae sibi praedicationis in commune constituunt: ne forte alius ab alio abducti diversum aliquid his, qui ad fidem Christi invitabantur, exponerent. Expos. in Symb. Apost.

nerationen hinaus konnte er sich entweder gar nicht oder nicht rein erhalten, das konnte nur eine kurze Formel. Daß aber wirklich mehrere Menschenalter hindurch jene mündliche Tradition das einzige, objektive Dokument des neu verkündeten Glaubens seyn mußte, ersehen wir daraus, daß die Verbreitung, gegenseitige Mittheilung und Sammlung der apostolischen Schriften ein Werk fast zweier Jahrhunderte war. Bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts waren die Schriften des Neuen Testaments nur hie und da, nicht überall verbreitet; Anfangs mußte nothwendig manche Gemeinde ohne alle Schrift seyn, nur nach und nach bekam sie einige; erst von der Mitte des zweiten Jahrh. an entstand die Sammlung der Neu-Testamentlichen Schriften in den 2 Hälften: Evangelium und Apostolus, und erst seit der zweiten Hälfte des II. Saec. begegnen wir dem Kanon als einem abgeschlossenen *). Es ist im unmittelbar göttlichen Ursprung des Christenthums begründet, daß nicht nur die verschiedenen Apostel im Wesentlichen dasselbe als Hauptinhalt ihrer Lehre angaben, sondern daß auch ein jeder von ihnen an den verschiedenen Orten seiner Wirksamkeit im Wesentlichen dieselbe Formel überlieferte, weshalb das apostolische Symbolum, einige minder bedeutende Modifikationen ausgenommen, der Hauptsache nach überall als dasselbe erscheint.

Was nun das Verhältniß dieser Glaubensregel zur Schrift betrifft, so können wir weder denen Recht geben, welche die Glaubensregel unbedingt über, noch denen, welche sie unbedingt unter die Schrift setzen. Vielmehr glauben wir, daß erstere

---

*) Vergl. Nitzsch Sendschreiben an Delbrück p. 42: Ehe es apostol. Schriften in den Gemeinden gab, erkannte man, was Christenthum sey, lediglich aus der mündlich überlieferten und im christlichen Bewußtseyn haftenden Apostellehre, und bediente sich zur Abhaltung der Irrungen solcher Abfassungen derselben, wie sie auch von den Aposteln schon gegeben oder in jeder Gemeinde bei den Taufbekenntnissen üblich geworden waren.

ihre eigenthümliche, wohlberechtigte, nothwendige Stellung neben der Schrift hat. Beide postuliren sich und ergänzen sich wechselseitig. Nitzsch hat ganz Recht, wenn er die Glaubensregel aus dem Worte, nämlich dem mündlich gesprochenen, hervorgehen läßt, aber wie wichtig dieser Extrakt, wie unumgänglich nöthig er sey, ergibt sich alsbald, so wie man sich ihn hinweg denkt, und die ganze Masse des mündlich Gelehrten auf einmal und confuse auf die Gemeinden einwirken läßt. Welche Garantie war dann vorhanden, nicht nur daß das Gelehrte in seiner wesentlichen Integrität sich erhalten, sondern auch daß es richtig werde verstanden werden? Würden die Gemeinden den allein richtigen Gesichtspunkt der Beurtheilung, würden sie das rechte Centrum, die lebendige Mitte wohl von selbst erkannt haben? Zahllose Erfahrungen *) beweisen, daß der Mensch der ganzen Masse göttlicher Offenbarung selbstständig gegenüber gestellt, das wahre Centrum derselben, von welchem aus allein sie richtig verstanden werden kann, durchaus nicht zu finden im Stande ist, sondern daß er sich an irgend einen, seiner Individualität gerade zusagenden Nebenpunkt anhängt, diesen zum Centrum macht und von diesem falschen Centrum aus nun die ganze Offenbarung mißversteht. Auf diese Weise entstehen alle die Irrthümer, in welche wir so häufig aufrichtig gläubige Seelen verfallen sehen. Diesem Uebelstande zu begegnen, haben die Apostel, nachdem sie den ganzen Inhalt der Offenbarung Gottes in Christo vor den Augen der Gemeinden auseinander gelegt hatten, nun auch gleichsam den Finger auf denjenigen Theil derselben gelegt, der ihr wahrer Mittelpunkt ist. So haben sie ihnen nicht nur den Schatz, sondern auch den Schlüssel zum Schatze übergeben, ohne welchen letzterer wenn nicht unnütz,

*) Wir verweisen z. B. nur auf die religiösen Sekten Englands und Nordamerika's, die größtentheils biblisch ja hyperbiblisch sind und doch den rechten Mittelpunkt der Bibel sammt und sonders verfehlt haben.

doch von zweifelhaftem Nutzen gewesen wäre. Diese Bedeutung nun, Schlüssel der Offenbarung, Offenbarung ihres wahren Centrums zu seyn, hat die regula fidei nicht nur gegenüber dem mündlichen Worte der Apostel, sondern auch gegenüber dem geschriebenen, und sie behält diese Bedeutung für alle Zeiten. Sie hat eben das zum Unterschied von der Schrift, daß sie nicht blos ordnend, sondern auch geordnet ist; in ihr tritt uns das wahre Centrum der Offenbarung so zu sagen leibhaftig entgegen. Die Schrift ist zwar viel ausführlicher, viel reicher an Entwicklungen einzelner Lehrpunkte wie an geschichtlichen Referaten, aber sie ist eben die reiche Entfaltung eines göttlichen Mittelpunktes, nicht der Wegweiser oder der direkte Fingerzeig auf diesen Mittelpunkt selbst, und so ist es auch nicht ihre Art, an sich selbst und unabweislich jene manchfaltigen Abwege unmöglich zu machen, auf welche man der Erfahrung nach so Viele vom Schriftwort aus kommen sieht. Darum sagen wir, daß Schrift und Symbol sich gegenseitig postuliren und ergänzen, und glauben hiemit das göttliche Recht der Symbole, ihre absolute Nothwendigkeit nachgewiesen, aber auch das Maaß angedeutet zu haben, welches sie nicht überschreiten dürfen. Nämlich nur Schlüssel und nichts als das sollen sie seyn. Daß der Schlüssel im Laufe der Jahrhunderte der Feile bedarf, daß er von seiner ursprünglichen rohen Einfachheit etwas verlieren und mehr in's Feine gearbeitet werden muß, gestehen wir zu und erkennen darin die Berechtigung der später hinzugekommenen Symbole. Aber wollte man den ganzen Inhalt der Offenbarung in die Symbole hinein entleeren, so würde dadurch der Schlüssel so unförmlich groß werden, daß er nicht mehr in sein Schlüsselloch paßte, und es würde dann unfehlbar jene Symbololatrie eintreten, welche das Bekenntniß nicht neben, sondern über die Schrift stellt.

Man verzeihe uns diese kleine Abschweifung. Es wird sich vielleicht später herausstellen, daß sie nicht so ganz unnöthig war.

Auf die Bedeutung der **regula fidei** gründet sich aber nun das so höchst bedeutsame Ansehen der apostolischen Gemeinden und ihrer Bischöffe in den ersten Jahrhunderten der Kirche.

Daß eine blos mündliche Tradition, so kurz und leicht behaltbar sie auch seyn mag, doch mit einer gewissen Aengstlichkeit aufbewahrt werden muß, springt in die Augen. Diese Aufbewahrung kann eben deßhalb nicht Sache aller seyn, sie kann nicht dem Zufall überlassen werden. Und wäre es auch möglich, daß eine ganze Gemeinde das anvertraute Wort in allen ihren Gliedern treu bewahrte, so kann doch kein einzelner von diesen Anspruch auf officielle Glaubwürdigkeit machen. Es folgt daraus, daß in den Gemeinden selbst Jemand mit der Bewahrung der Tradition amtlich beauftragt seyn mußte, damit seine officielle Aussage eine vollkommen sichere Garantie der Authentie des Mitgetheilten seyn konnte. Dieses Amt nun hatten die Bischöffe der apostolischen Gemeinden, und wenn ein jeder von diesen diese Funktion (Träger der Tradition zu seyn) unter den vielen, die er hatte, recht verrichten sollte, so mußte er die Tradition natürlich selbst auf officiellem, nicht etwa blos auf dem Privat-Wege erhalten haben, mit andern Worten, sie mußte ihm von seinem Vorgänger amtlich mitgetheilt worden seyn, und so ergibt sich endlich, daß auf der ununterbrochenen Succession der Bischöffe in den ersten Jahrhunderten der Kirche die objektive Zuverläßigkeit und Gültigkeit der als göttliche Offenbarung verkündeten Lehre beruhte. — Nicht aber allein die Authentie der mündlichen Tradition, sondern auch die Authentie der apostolischen Schriften beruhte für die alte Kirche auf dem amtlichen Zeugnisse der Gemeinden, an welche sie gerichtet waren und welche die Originalien noch hatten oder doch gehabt hatten, resp. auf dem Zeugnisse der Repräsentanten dieser Gemeinden d. h. der Bischöffe *).

---

*) Tertull. de praescr. haer. c. 21. Quid autem (Apostoli) praedicaverint, id est, quid illis Christus revelaverit, et hic prae-

Wir sind weit entfernt das Ansehen, welches den ältesten Kirchenvätern zufolge den apostolischen Gemeinden und ihren Bischöfen beigelegt wurde, tadeln zu wollen. Wir sind überzeugt, daß dieses Verhältniß für die damalige Zeit eine Nothwendigkeit war. Denn wie um alles in der Welt wäre es denn möglich gewesen, die Irrlehren verführerischer oder thörichter Menschen, die unächten Schriften betrügerischer Skribenten ferne zu halten, wenn nicht ein objektives, zuverläßiges, officielles Zeugniß vorhanden war, welches ganz einfach entschied: dieses rührt historisch von den Aposteln her und dieses nicht? — Sollten jene ersten Christen auf kritischem Wege jene Scheidung von Wahrem und Falschem vornehmen? Man weiß, wie schlechte Kritiker sie waren, und es ist ihnen dies auch gar nicht zu verargen. Denn wer immer Kritik üben, d. h. a priori sagen will, was ächt oder unächt sey, der darf nicht Anfänger, nicht Neuling, sondern der muß ergrauter Meister seyn. So hoch nun auch die ersten Christen in Bezug auf ihr Leben und ihren Glauben über uns stehen, so sehr sind sie doch in Bezug auf theoretische Erkenntniß Kinder gegen uns gewesen. Erst aus dem Judenthum oder Heidenthum übergetreten, mußte ihre Erkenntniß nothwendig etwas Schwankendes haben. Leicht konnte ihnen als

scribam, non aliter probari debere, nisi per easdem ecclesias, quas ipsi Apostoli condiderunt, ipsi eis praedicando, tam viva (quod ajunt) voce, quam per epistolas postea. Si haec ita sunt, constat proinde, omnem doctrinam, quae cum illis ecclesiis apostolicis, matricibus et originalibus fidei conspiret, veritati deputandam. C. 36. Percurre ecclesias apostolicas, apud quas ipsae adhuc cathedrae Apostolorum suis locis praesident, apud quas authenticae litterae eorum recitantur, sonantes vocem et repraesentantes faciem uniuscujusque. Proxima est tibi Achaja? habes Corinthum. Si non longe es a Macedonia, habes Philippos, habes Thessalonicenses. Si potes in Asiam tendere, habes Ephesum. Si autem Italiae adjaces, habes Romam, unde nobis quoque auctoritas praesto est etc.

christliche Lehre etwas beigebracht werden, was nur den Schein davon hatte, und ein festes äußeres Zeugniß, das unmittelbare Gewißheit gewährte, war für sie dringendes Bedürfniß. Es darf uns deßhalb keineswegs wundern, wenn wir z. B. selbst von Polykarp bei Irenäus (Fragm. Epist. ad Florin.) lesen: Wenn jener heilige apostolische Aelteste (Polykarp) dergleichen (Ketzereien) vernommen hätte, er würde laut aufgeschrieen und sich die Ohren verstopfet haben, und mit den gewohnten Worten: „Guter Gott, für welche Zeiten hast du mich aufgespart, daß ich solches erleben muß," würde er den Ort verlassen haben, an welchem sitzend oder stehend er solche Reden gehört hätte. — Noch weniger darf es uns befremden, wenn derselbe Irenäus von den christlichen Barbaren sagt: Wird Jemand solchen durch Unterredung in ihren Landessprachen verkünden, was die Ketzer ersonnen haben: sie werden sofort die Ohren verstopfen, und weiter fliehen als weit, und es nicht aushalten, ein so lästerliches Gespräch anzuhören. So weisen sie kraft jener alten apostolischen Ueberlieferung sogar jeden Gedanken ab an Jegliches, was jene irgend Abenteuerliches vorgebracht (Adv. Haer. III, 4). Diese Art und Weise, sich vor den Eindrücken häretischer Behauptungen zu präserviren, würde zu unsrer Zeit nicht nur eines Theologen, sondern auch eines Layen unwürdig seyn. Aber damals, im Kindesalter der Kirche, wo die Pflanze der christlichen Erkenntniß noch gar zart und schwach gewurzelt war, mochte sich einer unbedenklich vor ketzerischen Reden die Ohren zustopfen und zu seinem Bischof eilen, um zu erfahren, was ächte apostolische Lehre sey.

Dieses Ansehen der apost. Gemeinden und diese Bedeutung der Succession mußte aber in dem Maaße abnehmen, als der ganze Umfang der geschriebenen Offenbarung bekannt, und nicht nur die Authentie ihrer einzelnen Theile sondern auch die christliche Wahrheit überhaupt eine Sache öffentlicher Notorietät und in das allgemeine Bewußtseyn aufgenommen wurde. Ein Ereigniß,

um mich eines Gleichnisses zu bedienen, das von größter Bedeutung für eine Stadt ist, dessen Wirklichkeit aber nur durch wenige Augenzeugen bezeugt werden kann, wird so lange auf die Autorität dieser hin geglaubt werden müssen, als es nicht durch die Folgen selbst oder durch eine öffentliche, beglaubigte Bekanntmachung zu einem notorischen, für alle unzweifelhaften Faktum erhoben ist. Man wird im Anfange sich um jene Augenzeugen drängen; wer nur kann, wird aus ihrem Munde die Erzählung vernehmen wollen, man wird sich auf ihre Aussage berufen, sie werden wichtige Personen in der Stadt seyn. Laßt aber nun einmal jenes Ereigniß, sey es durch seine Folgen, sey es durch officielle Bekanntmachung, sey es endlich durch die Konsistenz, die es sich als unwidersprochen und unbezweifelt im Bewußtseyn Aller bildet, ein notorisches geworden seyn, so wird sich Niemand mehr, um die Wahrheit der Thatsache an sich zu erfahren, an jene Augenzeugen wenden. Ihre Bedeutung ist vorbei, die geschichtliche Realität des Faktums ruht auf andern, Jedem unmittelbar zugänglichen Grundlagen, sie haben aufgehört unentbehrlich zu seyn.

Und ebenso ging es mit den apostolischen Gemeinden. Nachdem das Christenthum durch alle Bollwerke des Judenthums und Heidenthums hindurch sich Bahn gebrochen, nachdem es mit offenbar göttlicher Kraft in den Herzen und Köpfen, ja in allen Verhältnissen des Lebens sich festgesetzt hatte, nachdem endlich der Kanon der h. Schr. abgeschlossen war und seinerseits auch bereits so allgemeine Anerkennung gefunden hatte, daß die Aechtheit der Hauptschriften von Niemand mehr bezweifelt wurde, wem fiel es da noch ein, nach Korinth, oder Thessalonich, oder Ephesus zu gehen, um zu fragen, was christlich sey, oder ob Paulus wirklich den unter seinem Namen kursirenden Brief an die Ephesinische Gemeinde geschrieben habe? Wo war im vierten Jahrhundert das Ansehen von Philippi, von Athen, von Thessalonich, von Ephesus? Hat

selbst Jerusalem seine Ansprüche als Geburtsstadt der Kirche und Sitz der ersten apost. Gemeinde durchsetzen können?

Man brauchte die Autorität der apostolischen Gemeinden nicht mehr. Die Tradition war aus einer lokalen und äußerlichen, eine universelle und innerliche geworden, sie war aufgegangen im allgemeinen christlichen Bewußtseyn, das nun zu seiner unwandelbaren Norm den festen, geschriebenen Kanon hatte. Welchen Werth sollte man noch auf die ununterbrochene Succession der Bischöfe legen, da es wahrlich nicht mehr darauf ankam, ob einer nachweisen konnte, daß er diese oder jene christliche Wahrheit durch die ununterbrochene Aufeinanderfolge amtlich glaubwürdiger Zeugen von den Aposteln überkommen habe. So wenig wir, um zu erfahren, was die Apostel gelehrt haben, nach einer solchen äußerlichen Tradition fragen, so wenig war es damals nöthig. Es stand mit großen deutlichen Zügen in der Geschichte geschrieben, das christliche Bewußtseyn sprach es auf tausendfältige Weise aus und die Schrift war da als authentische Bestätigung. — Nicht will ich sagen, daß man die Tradition als solche und den Kern derselben, das Symbol vergessen und vernachläßigt habe. Daß das apost. Symbol ewige Bedeutung hat, haben wir oben gezeigt, und daß es zu allen Zeiten eine gewaltige Stütze für den Glauben gewesen ist, zu wissen, daß die Lehre nicht eine neue, sondern eine uralte, von den Vätern überkommene sey, fällt uns nicht ein zu leugnen. Aber man gründete die objektive Realität der Thatsachen nicht mehr auf das mündlich überlieferte Zeugniß der Väter.

Nur Eine apostolische Gemeinde hat nicht nur nicht ihr Ansehen verloren, sondern dasselbe von Jahr zu Jahr zu erhöhen gewußt, so daß sie endlich als die Königin der Kirche dastand: Rom. — Aber dieses Ansehen war nicht mehr das der alten apostolischen Gemeinden, es war ein ganz anderes.

Rom war von Anfang an eine apostolische Gemeinde nicht gewöhnlichen Ranges gewesen. Im ganzen Occident war sie die einzige, die ihre Gründung unmittelbar einem Apostel ver-

dankte; alle occidentalischen Christen und Gemeinden also, wenn sie in dem Schatze authentischer, apostolischer Tradition schöpfen wollten, kamen zu ihr als zu der nächstgelegenen *). Paulus, Petrus und Johannes, als gerade die größten der Apostel, hatten sie durch ihre Gegenwart verherrlicht. Die beiden ersten galten als ihre Stifter und mit Recht; eben dieselben hatten ihr glorreiches Ende als Märtyrer in Rom gefunden. Aber auch das musterhafte christliche Leben der Römischen Gemeinde, ihre Wohlthätigkeit, unterstützt durch ihren Reichthum, die hohe Trefflichkeit ihrer ersten Bischöfe (z. B. eines Klemens, des dritten seit der Stiftung) verschafften ihr die Achtung der Schwestergemeinden in hohem Grade. Endlich mußte sich das Ansehen, welches das alte Rom als caput orbis terrarum genoß, unwillkührlich übertragen auf Rom als Sitz einer christlich-apostolischen Gemeinde.

Aber alle diese Elemente konstituiren noch keineswegs das spätere Rom. Sie sind im Gegentheil von der Art, daß wir Protestanten (wie auch Luther es gethan hat) sie unbedenklich anerkennen können. Denn es sind lauter historische Thatsachen, die ihren wohlbegründeten Werth für das christliche Bewußtseyn haben. Verlangte Rom blos Achtung wegen der glorreichen Umstände, die durch Gottes Finger seine Geschichte auszeichnen, sie sollte ihm unbedenklich werden. Wäre es nur selbst noch, was es im Anfang gewesen ist, so wollten wir es achten und ehren, wie die Christen der ersten Jahrhunderte es geachtet und geehrt haben, mit dem Unterschied natürlich, daß es als Trägerin des abgeschlossenen Stockes apost. Tradition gleich den andern Urgemeinden nicht mehr dasselbe Ansehen wie früher in Anspruch nehmen könnte.

---

*) Denn sie hätten eben so gut nach Philippi oder Thessalonich gehen können, oder man mußte der Autorität der andern Apostel und dem ausdrücklichen Zeugniß der Kirchenväter (cf. Tertullian l. c.) in's Angesicht schlagen wollen.

Aber die so eben bezeichneten Elemente legitimer Herrlichkeit sind für Rom die Keime einer nicht legitimen, nicht göttlichen, nicht geistlichen, sondern fleischlichen und sündlichen Größe geworden. **Principiis obsta!** sagt das Sprüchwort. Das hätten die Väter gewiß gethan, wenn sie die Folgen ihrer Verehrung für Rom vorausgesehen hätten.

Es kann nun keineswegs unsre Absicht seyn, eine Geschichte des Pabstthums zu geben. Nur die wesentlichen geschichtlichen Anhaltspunkte deuten wir an, um zu zeigen, daß unser Hauptgedanke, nämlich die Darstellung des Rückfalls aus der Religion des Geistes in die des Fleisches, nicht in der Luft schwebt, sondern in der Geschichte begründet ist.

Wenn Cyprian in seiner Abhandlung **de unitate ecclesiae** sagt: **Adulterari non potest sponsa Christi, incorrupta est et pudica. Unam domum novit, unius cubiculi sanctitatem casto pudore custodit,** — so ist dieser Satz in dem Sinne, in dem er ihn versteht, unrichtig. Er versteht nämlich unter der **sponsa Christi** die Kirche in ihrer sichtbaren äußeren Umgrenzung, die konkrete Kirche, der er angehörte, und als deren Mittelpunkt er die **cathedra Petri** bezeichnet. Er beginnt seine Argumentation mit dem Nachweis, daß Petro der Primat vor den übrigen Aposteln übertragen worden sey. Nachdem er die Stellen Math. 16. und Joh. 21. (**pasce oves meas**) citirt hat, fährt er fort: **Super illum unum aedificat ecclesiam suam, et illi pascendas mandat oves suas. Et quamvis apostolis omnibus post resurrectionem suam parem potestatem tribuat et dicat, sicut me pater misit et ego mitto vos, accipite spiritum sanctum etc., tamen, ut unitatem manifestaret, unitatis ejusdem originem ab uno incipientem sua auctoritate disposuit. Hoc erant utique et ceteri apostoli quod fuit Petrus, pari consortio praediti et honoris et potestatis, sed exordium ab unitate proficiscitur, et primatus Petro datur, ut una Christi ecclesia et cathedra**

una monstretur. — Also in Bezug auf honor und potestas steht Petrus den andern Aposteln ganz gleich, nur das hat er vor ihnen voraus, daß er allein der Grundstein der Kirche ist, und wie nun seine cathedra nur Eine ist, so könne auch die Kirche nur Eine seyn. Daß er aber unter der cathedra Petri die Römische Kirche versteht, sieht man deutlich aus dem 55. seiner Briefe, der an Kornelius Bischof von Rom gerichtet ist: Post ista adhuc insuper pseudoepiscopo sibi ab haereticis constituto, navigare audent, et ad Petri cathedram atque ad ecclesiam principalem, unde unitas sacerdotalis exorta est, a schismaticis et profanis litteras ferre, nec cogitare eos esse Romanos, quorum fides apostolo praedicante laudata est, ad quos perfidia habere non possit accessum. Für Cyprian hat also die Kirche Christi auf Erden schon einen sichtbaren Mittelpunkt. Aus der Einheit des Mittelpunktes schließt er ja auf die Einheit der Kirche, und der Bischof, welcher in jenem Mittelpunkte seinen Sitz hat, ist ihm der lebendige Repräsentant dieser Einheit. Es ist hinreichend bekannt, daß Cyprian mit dieser Vorstellung einer Repräsentation der Kircheneinheit durch die cathedra Petri keineswegs das Zugeständniß einer Superiorität in Macht und Würde verband. Er nennt den Römischen Bischof in allen seinen Briefen frater oder collega, und mit welcher Entschiedenheit er später die versuchten Eingriffe des Röm. Bischofs Stephanus und ebendesselben ihm häretisch scheinende Ansichten über die Ketzertaufe zurückwies, weiß Jedermann *). Aber sollte es wirklich mit der Idee des Neutestamentlichen Gottesreiches,

*) Cf. Epist. LXXIV ad Pompejum. — Acta tertii Concilii Carthagin. (a. 256) ed. Benedict. pag. 329. Die Worte der Eröffnungsrede Cyprians: Neque enim quisquam nostrum episcopum se esse episcoporum constituit, aut tyrannico terrore ad obsequendi necessitatem collegas suos adigit etc. erklärt Baronius selbst für eine Anspielung auf die Anmaßung des Stephanus.

in welchem die Geistigkeit Gottes im Gegensatz zur Materialität, in welchem seine Stellung als Vater im Gegensatz zur bisherigen Knechtschaft zur Erscheinung kam, sollte es, sagen wir, mit dieser Idee des Neuen Bundes vereinbar seyn, einen sichtbaren Mittelpunkt und eine sichtbare Repräsentation der Kirche als ein stehendes Amt anzunehmen? Wir wollten uns immer einen persönlichen Repräsentanten gefallen lassen, gleichsam ein lebendiges Denkmal der in der Idee trotz aller Gespaltenheit Einen Kirche, aber dann müßte eben auch diese Persönlichkeit allein als Denkmal dastehen, die Einheit der Idee müßte sich in der Einheit ihres Repräsentanten ausdrücken. Wir wollten es uns gefallen lassen, wenn man sagte: gleichwie das Menschengeschlecht nur Eine Familie bilden kann, weil es nur von Einem Adam, nicht von mehreren abstammt, ebenso kann die Kirche nur Eine seyn, weil Christus nur Einen als ihren Grundstein bezeichnet hat, weil nur Einer der erste Gläubige, der erste Christ gewesen, also nur Eine Reihe der Gläubigen von Christo ausgegangen ist. Der Umstand, daß man nicht Petrus allein als den (idealen) Repräsentanten der Einen Kirche annimmt, sondern auch seine Nachfolger, zerstört die Idee der Kircheneinheit, anstatt sie zu bestätigen. Denn wodurch kann ich denn z. B. die Einheit eines zahlreichen, in mehrere Zweige sich spaltenden Geschlechtes darthun, als dadurch, daß ich auf den gemeinschaftlichen Stammvater aller dieser Zweige und nur auf ihn zurückgehe? Denn wenn ich mich auf die in gerader Linie ihm succedirenden Familienhäupter berufen wollte, würde ich dadurch nicht gerade an die Gespaltenheit des Geschlechtes erinnern? Involvirt nicht von den direkten Nachfolgern des ersten Familienhauptes ein jeder den Gegensatz zu den andern Stammlinien, und sind sie so nicht lebendige Denkmale des Auseinandergegangenseyns der Zweige? So ist uns Petrus an sich Repräsentant der Einen Kirche, seine Nachfolger vermögen uns nur an die Zerrissenheit der Kirche zu erinnern, weil, wenn alles das nicht christlich ist, was nicht

Römischist, die Gesammtheit des nominis christiani keine, auch nicht einmal eine ideale Einheit bildet, sondern nur eine chaotische Baumgruppe, bestehend aus einem Stamm und Aesten, die zerstreut um diesen herum liegen.

Wir wollen nun Petro den Ruhm nicht abstreiten, daß er der Fels sey, auf welchen Christus seine Gemeinde gegründet hat. Aber wir verstehen die Worte Matth. 16, 18 und 19 im Lichte jener andern Luc. 22, 31 und 32: Simon, Simon, siehe der Satanas hat Euer begehret, daß er Euch möchte sichten wie den Weizen. Ich aber habe für Dich gebeten, daß Dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn Du dermaleins Dich bekehrest, so stärke Deine Brüder. — In diesen Worten wird Petro allerdings eine Superiorität eingeräumt, aber keine amtliche, denn die Schlüsselgewalt wird Joh. 20, 23 allen Aposteln in gleicher Weise übertragen, sondern eine rein persönliche. Er wird Fels genannt, aber nicht im absoluten, sondern nur im relativen Sinne: nämlich nur für den Apostelkreis war er in unmittelbarer und realer Weise ein Fels wegen seiner felsartigen Natur und wegen seines felsenfesten Glaubens, den er ja auch Matth. 16, 16 unmittelbar vor jener herrlichen Verheißung Christi so schön bekannt hatte. Insofern nun die ganze Kirche auf den Aposteln ruht, insofern, wenn jene Apostel gefallen wären, auch die jetzt bestehende Kirche nicht bestehen würde, ruht die ganze Kirche auch auf ihm, aber nur in mittelbarer und idealer Weise. Denn er ist jetzt nicht mehr Grundstein der Kirche in der Art, wie er es für die erste Gemeinde in Jerusalem gewesen ist, lebt er ja doch nicht mehr. Freilich das, was ihn befähigte, ein Fels für die junge, noch schwache Christengemeinde zu seyn, nämlich sein Glaube, das lebt noch, denn die Kinder wurden ihm geboren wie der Thau aus der Morgenröthe Ps. 110, 3. Die Kirche aller Zeiten hat menschliche Stützen gebraucht und gehabt, Männer, die durch Glaubens-Muth, feurige Liebe und entschlossenen Ernst ihre Brüder stärkten wie Petrus die Apostel. Und wir alle würden ohne

solche menschliche Vorbilder und Vorkämpfer, hätten wir jeder für sich allein kämpfen, von vorn anfangen und Bahn brechen müssen, nicht nur nicht weit gekommen, wir würden erlegen seyn. Was also Petro damals persönlich eigen war, was ihn auszeichnete vor seinen Brüdern und ihn befähigte, Stütze derselben zu werden, dasselbe ist noch heut zu Tage die subjektive, menschliche Basis der Kirche: denn auf dem Glauben ruht sie, und hätte sie nicht etwa nur momentan, sondern absolut keinen Gläubigen mehr, so würde sie aufgehört haben zu seyn. Und in diesem Sinne wollen wir auch recht gerne von Nachfolgern Petri reden. Weil Petrus der erste Christ, der erste Gläubige des N. Bundes gewesen ist, mag er immerhin in engerer Sphäre dasselbe seyn, was Abraham in weiterer ist. Gerade wie aber nur der Abrahams ächtes Kind ist, der den ächten Glauben hat, so ist Petri ächter Nachfolger nur der, welcher durch seine Gaben und seinen Glauben eine Stütze der Kirche zu seyn vermag wie Petrus. Gleichwie aber Abrahams geistige Kinder unter allem Volk auf Erden sich finden können, so auch Petri Nachfolger im Geiste. Wo felsenfester Glaube ist, da ist Petrus.

Absoluter, unmittelbarer und realer Grund der Kirche kann nur Christus selbst seyn, d. h. die Kirche aller Zeiten und aller Orten kann unmittelbar nur auf Christo selbst als ihrem realen und persönlichen Lebensgrunde ruhen: einen andern Grund kann Niemand legen außer dem, der gelegt ist, Christus 1. Cor. 3, 11. So gewiß wir auf dem Boden des N. Testamentes stehen, so gewiß wir nicht mehr Knechte sondern Kinder sind, so gewiß die Einigung von Gott und Mensch Ziel des Neuen Bundes ist (Joh. 17.), so gewiß duldet die christliche Kirche keinen andern unmittelbaren, realen und absoluten Grundstein als Christum selbst. Denn sowie Christus dieses Amt einem Andern überträgt, hört Gott auf, unser Vater zu seyn. Ein menschlicher Mittler ist dann wieder zwischen ihn und uns getreten, ein Zaun ist wieder da, wir

haben den Zug der Kinder Israel rückwärts gemacht, wir sind von Golgatha wieder vor dem Sinai angekommen. — So gewiß aber das Evangelium die absolute Wahrheit ist, so gewiß kann Petrus nicht der absolute Grundstein der Kirche seyn! Wie, an einen Menschen als ihren Fels sollte die Kirche gleich einer zweiten Andromeda angeschmiedet seyn? Von ihrem Zusammenhange mit diesem Menschen, von ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihn, von ihrem Gehorsam gegen seine Gebote hinge ihre Existenz ab? Dieses Menschen Person sollte der Kirche eine Garantie vor dem Untergange, eine sichere Bürgschaft des Sieges seyn? Weil die Kirche auf Petrus und nicht weil sie auf Christus gegründet ist, sollten die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen können? Oder Christus sollte nicht unmittelbar, sondern nur durch die persönliche, leibliche Dazwischenkunft Petri sie vor dem Falle zu bewahren vermögen? Die wahre Kirche sollte nicht da seyn, wo Christus ist, sondern nur da, wo Petrus ist? — Nein, Christus ist nicht nur fundamentum primarium, sondern unicum seiner Kirche, Petrus aber ist auch nicht fundamentum secundarium, sondern er ist für die Kirche im Großen und Ganzen nur einer der Steine des θεμέλιον Eph. 2, 20. Denn wenn Christus nicht das unmittelbare, reale Fundament der Kirche ist, sondern nur das mittelbare und ideale, so steht Petrus jedenfalls als Fundament der Kirche näher, mit andern Worten, er ist ihr eigentliches, wahres Fundament. Christus mag dann immer den Rang des Baumeisters haben, der das Fundament gelegt hat. Dann gehört er aber einer ganz andern Kategorie an als die Steine des Baues; er ist dann nicht ihresgleichen, nicht ihr Bruder und Freund, nicht Bein von ihrem Beine und Fleisch von ihrem Fleische, sondern ein absolut Anderer und Höherer, mit dem sie niemals Eins werden können. Die Schrift aber bezeichnet Christum als den Eckstein; also gehört er mit zum Bau, und zwar ruht derselbe unmittelbar auf ihm und nur auf ihm. Denn der Eckstein ist nur ein einziger und seine Funktion ist die eigentlich wesentliche, wahr-

haft geistige, absolut nothwendige. Grundsteine giebt es viele (θεμέλιον τῶν ἀποστόλων καὶ προφητῶν), kein einzelner von ihnen ist absolut nothwendig. Wie kann man es nun wagen, einen einzelnen von ihnen zu dem Range zu erheben, den nur der Eckstein haben kann?

Cyprian und alle, die sich auf ihn berufen, haben also übersehen, daß die Worte Matth. 16, 18 Petro nur persönlich und nicht seiner amtlichen Stellung nach gelten. Denn würde Petrus als ausschließliches Vorrecht vor den andern Aposteln das Amt überkommen haben, der absolute Fels der Kirche zu seyn, so würde Christus dadurch sich selbst als den wahren, unmittelbaren, persönlichen Lebensgrund aufgehoben, er würde das Wesen des N. Bundes, er würde sein ganzes Werk selbst zerstört haben. Die Worte müßten dann auch ganz anders lauten. Es müßte nothwendig heißen: Ich sage dir, du bist Petrus, Bischof von Rom, und auf diesen Fels will ich bauen meine Gemeinde u. s. w. — Denn diejenigen, welche von einer blos idealen Einheit der Kirche und Petro als Repräsentanten dieser Einheit nichts wissen wollen, sondern ausdrücklich auf eine materielle und lokale Einheit der Kirche und auf die cathedra Petri zu Rom als den realen und absoluten Mittelpunkt derselben dringen, müssen Petro ein Amt geben, das an einen bestimmten Ort gebunden und mit dem die Idee der Succession vereinbar sey. Nun war aber Petrus vor allem Apostel und gehörte als solcher der ganzen Kirche an. Zwar hat er seine apostolische Thätigkeit an vielen einzelnen Orten ausgeübt, z. B. in Jerusalem, in Babylon, in Antiochien und zweifelsohne noch an manchen andern. Jedermann fühlt aber, daß es Unsinn wäre zu sagen: Apostel von Antiochien oder Babylon, und daß also Petrus, wenn er Nachfolger und zwar an einem bestimmten Orte fixirte haben sollte, selbst noch etwas anderes gewesen seyn mußte als Apostel. Es war also nöthig, ihm ein Amt zu geben, das an einen bestimmten, konkreten Ort gebunden wäre, damit dadurch dieser Ort zum sicht-

baren Mittelpunkt der Kirche erhoben würde. Eine einzelne Stadt kann aber nur einen Bischof zum geistlichen Oberhaupt haben. Also müßte man Petrus vor allen Dingen aus einem Apostel zum Bischof machen. Konnte er aber absoluter Grundstein in seiner Eigenschaft als Bischof von Antiochien oder Babylon seyn? Nimmermehr. Nur Rom eignete sich zu dieser hohen Würde. Also machte man Petrus zum Bischof von Rom. Wenn es nun wirklich Christi Wille ist, daß der Bischof von Rom Fels der Kirche sey, warum hat er denn dann nicht zu Petro gesagt: Du bist Petrus, Bischof von Rom, und auf diesen Fels will ich bauen meine Gemeinde ꝛc. ꝛc.? —

Ist Petrus Fels der Kirche in seiner Eigenschaft als Bischof von Rom, so ist dadurch ein Ort auf der Oberfläche der Erde als Mittelpunkt der Kirche bezeichnet. An diesen Ort ist die Kirche mit derselben Nothwendigkeit gebunden, mit der die Peripherie ihr Centrum umgiebt. Von diesem Orte kann und darf sie sich nicht trennen, denn alle Verheißungen, welche der Kirche überhaupt gegeben sind, gelten zunächst diesem Orte und nur durch ihn der ganzen Kirche.

Wir haben früher gesehen, daß gerade das Wesen des Neutestamentlichen Gottesreiches darin besteht, daß Gott und Mensch als Vater und Sohn in der Liebe Eins geworden sind. Dadurch ist der Mensch ebensosehr zum Rang als zu der Macht eines Gotteskindes emporgehoben. Nicht nur ideal, sondern real wurzelt er im Boden seiner ewigen Heimath, denn sein Wandel ist im Himmel, er hat im Glauben unmittelbaren Zutritt zu dem Lichte, in welchem sein Vater wohnt; da ist sein Vaterhaus und da trifft er auch mit allen denen zusammen, die durch den Glauben so wie er Kinder Gottes geworden sind; da ist also der reale Mittelpunkt der Kirche, das himmlische Jerusalem. Es kommt alles darauf an, daß diese Beziehungen des Christen zu Gott und der unsichtbaren Welt, wie sie durch die Neutestamentliche Offenbarung begründet sind, durchaus nicht als bloße Idealitäten, sondern als volle, lebendige Realitäten gefaßt

werden. Denn das Vaterverhältniß Gottes ist ein so wahres, so konkretes, daß es vielmehr Grund und Urbild aller irdischen Vaterverhältnisse als deren Abbild ist. Es giebt gar nichts Realeres als unsre unmittelbare Einheit mit Gott unserm Vater in Jesu Christo, und als unser Heimathsrecht im himmlischen freien Jerusalem, welche ist unser Aller Mutter. Derjenige hat die objektive und subjektive Realität dieses Neutestamentlichen Vaterverhältnisses schlecht erkannt, welcher dasselbe im Bewußtseyn der Menschen dadurch stützen zu müssen glaubt, daß er ihm eine materiell sichtbare Repräsentation unterschiebt. Solches ist ein fleischliches Unterfangen; denn nur das Fleisch verlangt solche sinnliche Anhaltspunkte, der Geist nimmermehr. Jene Gemeinde von fleischlichen Knechten hatte Jerusalem und Moses; die Gemeinde der Kinder, welche im Geiste wandeln, hat Christum selbst und in ihm die volle Realität des Gegenwärtigen und Zukünftigen, des Sichtbaren und Unsichtbaren. — Es wird die ganze Kirche neuen Testaments augenblicklich zu einer irdischen, fleischlichen Anstalt, wenn man sie an einen sichtbaren Ort, als an ihr nothwendiges Centrum anknüpft. Denn die Materie ist zwar geschickt Symbol des Geistes zu seyn, also ihm zu dienen, aber nicht ihn zu ersetzen oder über ihn zu herrschen. Jerusalem, ein sichtbarer Ort, war unbedingt, wie auch seine Bewohner beschaffen seyn mochten, zum Mittelpunkt der Alttestamentlichen Theokratie erklärt, weil es ein bloßes Symbol und Vorbild seyn, weil der Geist nicht in voller Realität und Wesenhaftigkeit daselbst wohnen sollte. Nachdem aber die Schatten aufgehört haben und das Wesen erschienen ist, kann nicht mehr ein sichtbarer Ort absolutes Centrum der Kirche seyn. Denn der Geist bindet sich an keinen Ort, er ist frei. Ein Ort an sich kann böse und gut seyn. Wenn er nun böse würde, könnte der Geist in ihm bleiben? Wollt ihr denn sagen: dieser Ort kann vom Glauben nicht abfallen? Oder wollt ihr sagen, er muß Mittelpunkt der Kirche seyn, unbedingt, auf ewige Zeiten, mag nun an ihm Glauben herr-

schen oder Unglauben? Sehet ihr nicht, wie ihr auf diese Weise den Geist unter die Materie stellt, wie ihr die Materie als das Ewige, Wesentliche, den Geist als das Unwesentliche, Zufällige betrachtet? Denn dann ist ja der Mittelpunkt der Kirche nicht da, wo der Geist ist, sondern der Geist ist da, wo der sichtbare, leibliche Mittelpunkt ist. Habt ihr aber also den Geist der Materie unterworfen, dann sehet wohl zu, zu welchen Vorstellungen ihr über Gott selbst gelangt. Er wird Euch nicht mehr ein Geist im höchsten und reinsten Sinne seyn, nein, ihr werdet sein reines Wesen getrübt haben durch materielle Elemente, die Materie im schlechten Sinne wird ihm ankleben, aus dem Vater des Lichts wird er Euch ein Jehovah, ein El-Schaddai, ja wohl gar ein Zeus geworden seyn.

Den Juden war der Ort die Hauptsache. Nicht daß man überhaupt anbete, sondern daß man zu Jerusalem anbete, war ihnen das Wichtigste. „Jerusalem ist der Ort, da man anbeten soll," behaupteten sie gegen die Samariter, und diese, nicht minder fleischlich, stellten ihnen einen andern Ort entgegen, Garizim. Der Herr aber verwirft beide, indem er spricht, daß man weder in Jerusalem, noch auf Garizim, sondern im Geist und in der Wahrheit, gleichviel wo, Gott anbeten solle. Hat denn der Herr gesagt: Nicht in Jerusalem, noch auf Garizim, sondern in Rom sollt ihr anbeten? Fühlet ihr nicht, wie häßlich dieses Wort klingt, sowie man es dem Herrn in den Mund legt? Und doch hätte er so sagen müssen, wenn Eure Meinung die rechte wäre.

Als Cyprian einen sichtbaren Ort als absolutes Centrum der Kirche bezeichnete, hielt ers freilich nicht für möglich, daß an diesem Orte, daß von dieser cathedra Petri herab einmal gerade das Gegentheil von dem würde gelehrt werden, was sie zu seiner Zeit in Gemeinschaft mit der ganzen Kirche lehrte. Hätte er das voraus gewußt, er würde sich gehütet haben, sie oder irgend einen Ort auf der Erdoberfläche als absolutes Centrum der Kirche anzuerkennen.

Untersuchen wir nun aber auch, ob denn wirklich Rom sich

ganz besonders eignete, der sichtbare Mittelpunkt der Kirche zu seyn, weil es nun doch einmal einen solchen geben sollte.

Mögen wir die Schrift oder mögen wir das christliche Bewußtseyn befragen, immer lautet die Antwort, daß unter allen Orten der ganzen Erdoberfläche keiner zum sichtbaren Mittelpunkte der Kirche so wenig sich eignet als Rom. Warum nicht Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Kapernaum, warum nicht lieber das armseligste Dörflein des verachtetsten Landes? Warum denn gerade Rom? Wenn Gott in seinen Gedanken sich immer gleich bleibt, so muß er bei der Erhaltung und Führung seiner Kirche denselben Gesetzen folgen, die er bei ihrer Gründung beobachtet hat. Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist. Und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet und das da nichts ist, daß er zu nichte mache, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme! 1. Cor. 1, 27 ff. — Diesen Grundsatz hat er schon bei der Erwählung des Volkes Israel befolgt. Denn so spricht Moses zu Israel (Deuter. 7, 7): Nicht hat Euch der Herr angenommen und Euch erwählet, daß Euer mehr wäre denn alle Völker, denn du bist das wenigste unter allen Völkern. — Im N. Bunde aber tragen gar alle irdischen Objekte, deren sich der Herr zur Ausführung seiner Pläne bedient, so entschieden und so konstant den Charakter der Armseligkeit und Geringfügigkeit, daß man nicht zweifeln kann, Gott wollte gerade darin seine absolute göttliche Macht und Herrlichkeit offenbaren, daß er mit den unscheinbarsten Mitteln Großes ausrichtete. Daher Christi Geburt von einer armen Jungfrau und unter den armseligsten Umständen. Daher sein Wohnen in dem verachteten Galiläa (Joh. 7, 52) und in dem verachtetsten Städtlein dieser verachteten Provinz, von welchem selbst Nathanael sagte: was kann aus Nazareth Gutes kommen? Daher sein Leben in größter Armuth, denn er hatte nicht, da er sein Haupt hinlegte, und lebte von dem, was gegeben ward; daher sein schmachvoller Tod am Kreuze und unter

Verbrechern. Daher wählte er arme Galiläische Fischer zu seinen Jüngern, die ungelehrte Leute und Layen waren (Act. 4, 13) und nicht hochgelehrte Schriftgelehrte aus Jerusalem. Daher mußten diese seine Jünger in Armuth und Niedrigkeit einherwandeln (Luk. 10, 4), darum kamen sie nicht mit hohen Worten oder hoher menschlicher Weisheit, damit sie nicht den Sinnen imponirten, sondern die Herzen faßten durch Beweisung des Geistes und der Kraft.

Wie reimt sich nun zu diesem allem Rom als Hauptstadt der Christenheit? Man beweise uns die Möglichkeit, daß Christus so sich selbst habe widersprechen können, oder man gestehe zu, daß nicht mit seinem Willen der Stadt Rom jener Rang verliehen worden ist. Ist denn nicht Rom die urbs κατ' ἐξοχήν? Ist sie nicht caput orbis terrarum? Hat es jemals auf dem ganzen Erdenrunde eine Stadt gegeben, die ihr an Macht und Ruhm gleich käme? Ist sie nicht die große Stadt, die das Reich hatte über die Könige auf Erden? Rom war der Mittelpunkt der Welt, mögen wir nun Welt im politischen Sinne nehmen als orbis terrarum, oder im moralischen als Inbegriff aller irdischen Größe, Lust und Pracht. Rom war auch die geistige Kapitale des Heidenthums. Haben nicht die Götter des Kapitols sich mächtiger erwiesen, als die Götter aller andern Völker? Ja, wenn Jupiter der Gott des Erdkreises war, so hatte er in Rom seinen Herrschersitz. Rom hat alle heidnische Kunst und Wissenschaft in sich koncentrirt: nicht nur auf politischem, auch auf religiösem und wissenschaftlichem Gebiete gab es der Welt Gesetze. Und von diesem selben Rom endlich gieng aller Widerstand gegen das aufkeimende Christenthum aus. Im Namen seiner Götter und Cäsaren wurden die Christen zu Hunderttausenden hingewürgt!

Und dieses Rom nun macht man zum sichtbaren Mittelpunkt der christlichen Kirche! Den möchte ich sehen, der im Stande wäre, zwischen dem Genius der Stadt Rom und dem Genius des Christenthums auch nur einige Verwandtschaft und freund-

schaftliche Beziehung nachzuweisen. Es sollen zwar alle Orte der Erde dem Reiche Gottes unterthan und einverleibt werden, aber wenn es sich darum handelt, einen dieser Orte zum repräsentativen und herrschenden Centrum der Kirche zu machen, so fragt es sich doch wahrlich: hat dieser Ort im Bewußtseyn der Menschen nicht eine Bedeutung, welche der Bedeutung, die das Christenthum gewinnen soll, Eintrag zu thun im Stande ist? Nun meint man freilich, nichts könne dem Christenthum in den Augen der Menschen so zur Empfehlung dienen, nichts ihm so viel Glanz und Ansehen verleihen als der Name und die Autorität der Weltstadt. Wir aber sagen: dem Fleische sagt es zu, wie einen sichtbaren Mittelpunkt der Kirche überhaupt, so Rom als solchen zu haben, dem Geiste aber widersteht beides. Das Fleisch begehrt sinnliche Macht und Größe, dem Fleische imponirte die Herrlichkeit des caput orbis und ihm war es genehm, die Kirche Christi mit dem Glanze zu zieren, welcher den Wohnsitz Jupiters verherrlicht hatte. Aber was war die Folge? Nicht auf Petri, vielmehr auf der Cäsarn Stuhl stieg der Bischof von Rom. Denn wo ist an seinem Stuhle Petri apostolische Würde, Einfalt, Demuth und Armuth bemerkbar? Man redet von einem patrimonium Petri, als ob Petrus Ländereien besessen und als weltlicher Fürst geherrscht hätte, oder als ob er gar jetzt noch im Himmel sich irdischer Domänen freute. Hätte man doch lieber dieses patrimonium patrimonium Augusti genannt! — Wenn etwas zur Verweltlichung der Kirche, welche nicht nur wir Protestanten beklagen, sondern welche die katholischen Völker, Fürsten und Koncilien vor der Reformation so gut beklagt haben als wir, mit Macht beigetragen hat, so ist es diese verhängnißvolle Ankettung der Kirche an Rom gewesen. Das heidnische Rom hat sich in das christliche ausgeleert. Einen sichtbaren Mittelpunkt der Kirche wollte das Fleisch. Nun wohl, es hat einen solchen gefunden, von dem auch alle unsichtbare, geistige Herrlichkeit der Kirche Neuen Bundes so vollständig

gewichen ist, daß er vielmehr ein Mittelpunkt aller Herrlichkeit des Fleisches genannt werden kann.

Dies ist das Urtheil, welches das christliche Bewußtseyn über die Cyprianische Ansicht von der Repräsentation der Kircheneinheit durch Petrus als Bischof von Rom fällen muß. Wir müssen schon diese Ansicht als einen Abfall von der reinen Geistigkeit des Christenthums und als eine Rückkehr zu den *στοιχείοις τοῦ κόσμου* (Gal. 4, 3) betrachten. Freilich dürfen wir Cyprian selbst keine Schuld geben, denn weder kann ihm die Schärfe des rein evangelischen, geistig freien Urtheils zugemuthet werden, zu welcher wir Kinder der Reformation befähigt sind, noch ist er für die Konsequenzen verantwortlich, die man wider seinen Willen aus seinen Sätzen gezogen hat. Aber das müssen wir demungeachtet behaupten, daß seine Lehre von der Materialität des persönlichen Lebensgrundes und von dem lokalen Mittelpunkte der Kirche die Keime alles spätern Abfalls in sich enthält. Denn es war sehr natürlich, daß man bei der Vorstellung eines Repräsentanten nicht stehen blieb. Der Stolz der Römischen Bischöfe einerseits, günstige Konjunkturen andrerseits, wie z. B. das im Orient so lebhaft gefühlte Bedürfniß, die unendlichen Streitigkeiten durch einen Schiedsrichter definitiv entschieden zu sehen, die Rohheit der in's Römische Reich eingewanderten Germanen, die Politik ihrer Könige, durch Approbation des Römischen Bischofs ihre Staatsstreiche in den Augen des Volks zu sanktioniren — alle diese Umstände steigerten wie bekannt die Autorität des Pabstes bald von der eines bloßen Repräsentanten der Kircheneinheit zu der eines Stellvertreters Gottes auf Erden, welcher als solcher nicht nur die höchste Jurisdiktion in Sachen der Religion, sondern auch die Oberaufsicht über die weltlichen Obrigkeiten in Anspruch nahm.

Von ganz besonderer Wichtigkeit waren unter den genannten Momenten die subjektiven und unter diesen wieder jenes, das wir als das zweite genannt haben, nämlich die Rohheit der Germanischen Barbaren. Nimmermehr würde das Pabst-

thum inmitten der die alte Welt konstituirenden Nationalitäten zu der Höhe sich erhoben haben, die es unter ihren Ueberwindern, den Germanen, erreicht hat. Beweist uns nicht die Geschichte, wie wenig die Bewohner des Römischen Reichs vor der Völkerwanderung geneigt waren, den Ansprüchen der Päbste zu willfahren? In der nächsten Nähe von Rom behauptete Mailand seine Rechte als caput Italiae, die Afrikanische Kirche vertheidigte mit Entschiedenheit und Glück ihre Unabhängigkeit, der Orient aber, wiewohl ihm in den unentwirrbaren Streithändeln der schiedsrichterliche Spruch des Römischen Bischofs willkommen war, hatte doch keineswegs Lust, demselben jene absolute Machtvollkommenheit zuzugestehen, die er begehrte. Vielmehr stellte das Konzil von Chalcedon den Patriarchen von Konstantinopel dem von Rom an Rechten und Würden gleich, dem letzteren nur den Ehrenrang vor dem ersteren zugestehend, und die Patriarchen von Konstantinopel haben in der Folge eifersüchtig über die Bewahrung dieser ihrer Rechte gewacht. Wie abhängig endlich die Päbste bis auf die Zeit ihrer Verbindung mit dem Frankenreiche von den Byzantinischen Kaisern waren, erhellet schon aus ihrer bürgerlichen Unterordnung unter die Exarchen von Ravenna, und aus der Verpflichtung, die sie hatten, die kaiserliche Sanktion durch die Exarchen einzuholen, und beim Amtsantritte ihre Apocrisiarios nach Konstantinopel zu senden.

Unter einem in der Periode des Greisenalters und auf der Höhe der Ueberkultur stehenden Geschlechte konnte die Idee eines Stellvertreters Gottes nicht aufkommen. Jene Barbaren aber, ein frischer Staatenhumus auf die Ruinen der Römischen Kultur aufgetragen, repräsentiren eine neue Periode des Kindesalters der Menschheit und stehen insofern auf gleicher Stufe mit jenen heidnischen und jüdischen Nationalitäten, als deren gemeinsamen Grundzug wir den fleischlichen, geistigen Erkennens unfähigen Sinn erkannt haben. Nicht als ob wir mit dem Ausdrucke „fleischlichen Sinn“ eine absolut sündliche Anlage

bezeichnen wollten. Wissen wir doch gar wohl, wie reich jene germanischen Barbaren an Keimen der edelsten, geistigen Bildung waren, ja wir behaupten sogar, daß der germanische Geist, wie er in der Periode seiner Kindheit das Pabstthum erhoben und getragen hat, so, auf der höchsten Stufe seiner Entfaltung angelangt, dasselbe vernichten wird. Wenn das germanische Bewußtseyn als subjektive Basis das objektive Wort Gottes in seiner ganzen Tiefe als reines Evangelium erfaßt und von demselben durchdrungen, sich zur vollen Höhe des christlichen Bewußtseyns erhoben haben wird, dann hat die letzte Stunde des Pabstthums geschlagen. Aber damals in der Periode der Kindheit und Barbarei schreiben wir ihnen fleischlichen Sinn zu, insofern wir darunter verstehen „jene Unfähigkeit von der sichtbaren Erscheinung zu abstrahiren und sich über dieselbe hinaus in das Reich der ewigen, geistigen Realität zu erheben, welche Unfähigkeit dem ganzen Menschengeschlechte in seinem Kindesalter eigen ist."

Darum entschuldigen wir die rohen Germanen, wenn sie die Geistigkeit des Christenthums nicht erfaßt, sondern dasselbe in die Leiblichkeit hinabgezogen haben. Es war schwer für sie, das Centrum ihrer Religion immer nur jenseits der Erscheinungswelt, immer nur mit den Augen des Glaubens den verborgenen Gott, den verborgenen Gnadenspender, das himmlische Jerusalem zu suchen. Es sagte ihrer Natur vielmehr zu, täglich ein sichtbares Opfer für die Sünde darzubringen, an sichtbare Vertreter sich zu wenden, und aus deren leiblichem Munde die Worte der Absolution und konkreter Befehle zu vernehmen, als im Geiste unmittelbar Gott zu nahen, im Glauben das einmalige Opfer Christi anzunehmen und auf das Zeugniß und den Trieb des Geistes im Herzen zu lauschen, als den Urheber der evangelischen sowohl Heilsgewißheit als Heiligkeit. Wenn wir nun auch jene Barbaren vom menschlich-relativen Standpunkte aus entschuldigen, so müssen wir sie doch vom Standpunkte der absoluten Wahrheit aus verdammen. Denn der Idee des Christen-

thums widerspricht nun einmal die von ihnen beliebte Auffassung durchaus. Was aber die geistlichen Führer des Volkes betrifft, so sind diese viel weniger zu entschuldigen, als die Barbaren. Als Träger der Offenbarung mußten sie den tiefen und vollen Sinn des Christenthums kennen, sie durften denselben nicht aus pädagogischen Gründen einer Verflachung preisgeben. Sie mußten wissen, daß es eine Lästerung ist zu sagen: Barbaren können durch die reine Predigt des Evangeliums nicht in Zucht und Ordnung erhalten, noch zur Seligkeit geführt werden. Denn damit wäre ja ausgesprochen, daß das Evangelium nicht sey eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben. Wenn aber ja die Unfähigkeit des Volkes zur reinen Auffassung des Evangeliums eine relative Rückkehr zum Gesetze nothwendig machte, so durfte diese Koncession doch keinenfalls zur konstanten Regel werden, sondern in dem Maaße, in dem die Völker in der geistigen Kultur fortschritten, mußte die hierarchische Zuchtmeistergewalt von selbst wieder aufgegeben werden. Aber sie haben, was höchstens als Ausnahme von der Regel gelten könnte, zum absoluten Gesetz gemacht. Sie haben das Evangelium ganz durch's Gesetz verdrängt, die Kinder Gottes zu Knechten erniedrigt, Gott als Vater bei Seite geschoben und uns einen strengen Richter dafür gegeben, der nur durch das Fürwort seiner Günstlinge erweicht werden kann; sie haben ihrem eigenen Fleische zu Liebe dem Fleische der Menschen geschmeichelt, den Geist aber dem Verderben überlassen. Und weil Rom wohl fühlt, daß es geistig emancipirten Völkern gegenüber seine Sache verloren hat, ist es eifrig bemüht, soviel als möglich die Völker, denen es gebieten kann, auf der Stufe der Kindheit in Bildung und Erkenntniß zu erhalten.

Sie haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild, sagt Paulus von den Heiden. Die Juden waren bis in die Zeiten des Exils in beständiger Versuchung dasselbe zu thun, haben es auch oft genug gethan. In der Wüste mußte Feuer und Rauchsäule vor ihnen hergehen, Don-

ner und Blitz, Posaunen und göttliche Stimmen vom Sinai herab sie zittern machen, um sie von der Realität des unsichtbaren Gottes zu überzeugen. Und doch, als nur einmal eine vierzigtägige Stille eingetreten war und Moses, der göttliche Dolmetsch, nicht zu ihnen redete, weil er auf dem Berge war, da machte sich ihr Fleisch einen sichtbaren Gott, jenes goldene Kalb, von dem sie sangen: Siehe das sind deine Götter Israel, die dich aus Aegyptenland geführet haben.

Die Germanischen Barbaren aber, was thaten sie? — —

Sie gaben sich einen Stellvertreter Gottes. Was war aber des Zeus Bildsäule zu Olympia, was waren Aaron's Kalb, Micha's Bild (Judd. 17) und Jerobeam's Kälber zu Dan und Bethel anderes, als sichtbare Stellvertreter des unsichtbaren Gottes? Du sollst dir kein Bild noch Gleichniß machen, sagt das göttliche Gebot, denn ihr habt kein Gleichniß gesehen des Tages, da der Herr mit euch redete aus dem Feuer auf dem Berge Horeb (Deut. 4, 15 ff.). Das haben nun die Völker des Mittelalters freilich nicht gethan in der Weise, daß sie Bilder von Menschen-Hand an Gottes Statt verehrten. Aber sie haben einen sterblichen Menschen an die Stelle ihres Herrn und Vaters, der im Himmel ist, gesetzt und haben also Verzicht gethan auf das herrliche Vorrecht, das Christus ihnen erworben hatte, nämlich freien und unmittelbaren Zugang zum Vater zu haben als die geliebten Kinder. Anstatt die Augen aufzuheben gen Himmel und dem Herrn selber die Anliegen des Herzens vorzutragen, anstatt in der göttlichen Urkunde des geschriebenen Wortes die authentische Versicherung von der Gnade Gottes in Christo Jesu zu suchen und die vollkommene Bestätigung der erlangten Gnade nur vom Zeugniß des Geistes im Herzen zu erwarten, wenden sie ihre Augen und Füße nach Rom, denn da sitzt der, der ihres Gottes Stelle vertritt (ja zertritt), auf den hat Gott das ganze Geschäft der Regierung seiner Kirche abgewälzt, der vergibt und behält die Sünden an Gottes Statt, der gibt Gesetze, der bestimmt, wie geglaubt, gelehrt und ge-

lebt werden müsse, an Gottes Statt. Für ein christliches Gemüth, das die herrliche Freiheit der Kinder Gottes geschmeckt hat, gibt es aber keinen schauderhafteren Gedanken, als den eines Stellvertreters Gottes. Wo in aller Welt lassen denn Aeltern, so lange sie leben und gesund sind, ihre Stelle vertreten bei ihren Kindern? Wenn ein Vater sich in stolzer Entfernung von seinem Sohne hielte, ihm nie freien Zutritt gestattete, sondern alle Beziehungen zwischen ihnen durch einen Stellvertreter seiner väterlichen Gewalt vermitteln ließe, würde das nicht Jedermann mit Recht ein unnatürliches Verhältniß nennen? Was aber schon zwischen Menschen unnatürlich ist, das ist es noch tausendmal mehr zwischen Menschen und Gott. Denn Gottes Vaterschaft und unsere Kindschaft zu ihm (*υἱοθεσία εἰς αὐτόν* Eph. 1, 5) ist, wie schon oben bemerkt, ein so absolut reales Verhältniß, daß alle irdischen Vaterverhältnisse nur ein schwaches Abbild davon sind: denn Gott ist der rechte Vater über alles, was da Kinder heißet im Himmel und auf Erden. Der Knecht steht zu seinem Herrn so, daß er in scheuer Entfernung von ihm bleibt und nur durch eine dem Herrn näher stehende Mittelsperson seine Bitte ihm vorzutragen wagt. Aber deßwegen ist ja Christus Mensch geworden und hat Knechtsgestalt angenommen, deßwegen hat er gelitten und ist am Kreuze gestorben, daß wir hinzutreten könnten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhle, auf daß wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden auf die Zeit, wenn uns Hülfe Noth seyn wird. (Hebr. 4, 16.) Und damit wir ja wissen, daß wir im Neuen Bunde Kinder sind und nicht Knechte, sagt die Schrift: Ihr habt nicht einen knechtlichen Geist empfangen, daß ihr euch abermals fürchten müßtet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! — Aber nur der inwendige Mensch, der Geist hat Lust an der Kindschaft gegen ihn, zu der wir verordnet sind durch Jesum Christum nach dem Wohlgefallen seines Willens (Eph. 1, 5); das Fleisch zieht die Knechtschaft der Kindschaft vor, das Fleisch

ist es deßhalb, welches an die Stelle des unsichtbaren Vaters einen sichtbaren Stellvertreter gesetzt hat.

Aber, möchte vielleicht Jemand sagen, ist es denn nicht gerade eine Aeußerung des tiefen Respektes, welchen das Geschöpf Gott schuldig ist, wenn es nicht wagt, ihm unmittelbar zu nahen, sondern wenn es einen Stellvertreter übergibt, was es möchte zu Gott gelangen lassen, und umgekehrt von diesem Stellvertreter in Empfang nimmt, was Gott ihm mitzutheilen hat? Hat nicht also reine Gewissenhaftigkeit und die Gesinnung treuen Gehorsams die Menschen auf die Idee eines Stellvertreters Gottes gebracht? Ich antworte auf diese Fragen mit einem entschiedenen Nein! Denn es ist Gott viel größere Ehre, als Vater geliebt, denn als Herr gefürchtet zu werden. Und es ist für den Menschen viel leichter und seinem Fleische viel willkommener nach Rom zu wallfahrten, als in den Himmel, dem Pabst die Vergebung der Sünden abzukaufen oder abzuverdienen durch äußerliche Buße, als ihrer von Seiten Gottes gewiß zu werden durch ächte Buße und wahren Glauben; es ist endlich viel leichter, sich in Rom eine Entscheidung in religiösen Fragen als fertige Norm vorschreiben zu lassen, als die Entscheidung unter Gebet und Flehen als gemeinsames Resultat der Offenbarung Gottes in der Schrift, in der Geschichte der Kirche und in der Tiefe des christlichen Bewußtseyns selbst zu finden. Mit einem Worte, es ist für das Fleisch unendlich viel leichter und bequemer, mit dem Stellvertreter Gottes zu thun zu haben, als mit Gott selbst.

Wir wollen nun freilich keineswegs gesagt haben, daß die Päbste Stellvertreter Gottes seyn wollten in dem Sinne, in welchem es die Götzen der Heiden sind, und daß sie also, wie diese, göttliche Ehre und Anbetung in Anspruch nähmen. Von diesen Gedanken sind wir, wie wir hiemit feierlich erklären, weit entfernt, wiewohl uns andrerseits dem Katholicismus eine Analogie mit dem Götzendienste auch in diesem objektiven Sinne nicht zu fehlen scheint. Die Verehrung der Heiligen nämlich

und ihrer Reliquien, die Anbetung der Hostie und selbst in Bezug auf den Pabst der ritus der adoration erinnern uns zu sehr an heidnische Idololatrie. — Worin wir aber die Analogie vollständig finden, das ist die fleischliche Gesinnung, welche allen Menschen aller Zeiten, so lange sie noch auf der Stufe der Kindheit stehen, gemein ist. Wir haben diese fleischliche Gesinnung die subjektive Basis des Heidenthums und Judenthums genannt. Dieser subjektiven Basis entspricht aber auch das beiden gemeinsame objektive Religionsprincip, nämlich die Idee eines Stellvertreters Gottes. Weil nämlich im Heidenthum und Judenthum der Mensch noch auf dem Standpunkte der Fleischlichkeit steht, kann er der Gottheit, welche er als eine transscendente, unsichtbare weiß, nicht unmittelbar nahe kommen, sie tritt ihm nie anders entgegen, als in der Person ihres sichtbaren Stellvertreters. Der Jude gerade so gut wie der Heide verkehrt mit Gott nie unmittelbar, sondern immer nur durch die Vermittlung seines Stellvertreters. Aber nur nach seiner allgemeinen, formalen Seite ist dieses objektive Religionsprincip dem Heidenthum und Judenthum gemeinsam. Denn material gestaltet sich dasselbe auf dem Gebiete der Alt-Testamentlichen Theokratie freilich ganz anders. Dem Heidenthum nämlich fehlt der Begriff der Offenbarung, oder vielmehr es hat keine andere Offenbarung als jene allgemeine, in der Natur und im Gewissen gegebene. Die Gottheit steht ihm also nicht als eine aktive gegenüber, sondern nur als eine passive, die Gebete, Opfer, überhaupt den religiösen Kultus annimmt. Der Stellvertreter dieser Gottheit kann deßhalb auch nur ein passiver seyn, und weil er nur Gaben von den Menschen zu empfangen braucht, so kann er die Gottheit vollständig ersetzen. Darum heißen die Götzenbilder der Heiden stumme Götzen, die weder hören noch reden, weder handeln noch sich bewegen können (Jes. 44, 9 ff. 46, 5 ff.). In diesem Sinne nun wollen wir den Pabst Stellvertreter Gottes nicht genannt haben. Im Judenthum aber, welches auf

göttliche Offenbarung und zwar specialis gegründet ist, erscheint Gott als ein sich manifestirender, also aktiver, sein Stellvertreter ist also nicht Ersatzmann des passiven, sondern Organ des aktiven Gottes oder Mittler. Ein Mittler nämlich oder Vermittler ist eine Person, welche den thätigen Beziehungen zweier Personen auf einander zum Organe dient. Wir sagen zweier Personen auf einander, denn ein Mittler ist nicht eines Einzigen Mittler (Gal. 3, 19). Der Alt-Testamentliche Mittler ist also nicht blos Stellvertreter Gottes bei den Menschen, sondern auch der Menschen bei Gott. Und in diesem Sinne nun behaupten wir, daß der Pabst Stellvertreter Gottes sey. Was also diese Idee mit dem Heidenthume gemein hat, das ist die subjektive Basis, das Fleisch, und das objektive Princip nach seiner formalen Seite. Ihren materialen Gehalt aber hat die Idee aus der Alt-Testamentlichen Sphäre herübergenommen: im Begriff des Mittlers koncentrirt sich die Identität des Katholicismus mit dem Judaismus. Nun haben wir droben gezeigt, daß das Alt-Testamentliche Mittleramt in drei Funktionen sich spaltet: die des Stammhalters, Gesetzgebers und Priesters, von denen jede ihren eigenen, ausschließlich berechtigten Repräsentanten hat. Der christliche Judaismus hat diese drei Funktionen in Einer Person vereinigt, nämlich in Petro und seinem jeweiligen Nachfolger, so daß wir also sagen können: der Pabst ist Abraham, Moses und Aaron in Einer Person.

Abraham ist Mittler, insofern die Erwählung des jüdischen Volkes in ihm geschehen ist, jeder Jude also nur durch den realen Lebenszusammenhang mit ihm Theil hat an Jehovah. Die Succession der Geburt, welche eben den Zusammenhang des Einzelnen mit Abraham vermittelte, war also, wie oben gezeigt, das materiale Princip des Judenthums. Wie nothwendig dieses Princip einerseits als vorbereitendes (also vorübergehendes) Mittel war, wie leicht es aber andererseits vom Fleische mißverstanden und als willkommenes Faulbette benützt

werden konnte, endlich wie sehr es der Natur des Geistes an sich widerspricht und deßhalb durch Christum nothwendig aufgehoben werden mußte, dies alles haben wir früher ausführlicher gezeigt. Aber die ganze Geschichte der christlichen Kirche läßt sich nur begreifen aus dem Gesichtspunkte der Reaktion des Fleisches gegen den Geist. Daß diese Reaktion in Bezug auf das materiale Princip des Judenthums nicht werde ausgeblieben, ja daß sie hier gerade vorzugsweise mächtig werde gewesen seyn, läßt sich aus der Fleischlichkeit dieses Princips von vornherein mit Sicherheit entnehmen.

In der That finden wir nun auch den Satz als Haupt- und Grunddogma der katholischen Kirche, daß sie auf der Succession der Römischen Bischöfe von Petrus her, also auf einem materialen, sichtbaren, äußeren Zusammenhang derselben mit demjenigen, den Christus als den Fels der Kirche bezeichnet hat, ruhe. Nur durch den Zusammenhang, und zwar vor allen Dingen durch den äußerlichen, formalen Zusammenhang mit diesem Stammhalter könne der Mensch seiner Seligkeit theilhaftig werden. Denn extra ecclesiam (nämlich der sichtbaren) nulla salus.

Da hätten wir denn also abermals eine Succession, freilich nicht der Geburt, sondern des Amtes als Basis der Kirche. Aber diese Succession des Amtes ist ein gerade so äußerliches, materielles, also fleischliches Element, wie jene Succession der Geburt. An einem gewissen Orte, in Rom, ist der Sitz eines gewissen Amtes, des päbstlichen. Ein jeder nun, der dieses Amt auf legitime Weise überkommt, überkommt damit zugleich alle Rechte und Fähigkeiten, welche Petro selbst vom Herrn in seiner Eigenschaft als Fels der Kirche verliehen waren. So haften nun also alle diese jura und facultates an der cathedra Petri. Nun wissen wir zwar, daß Gott der Kirche im Ganzen seinen Geist und seinen Beistand bis an's Ende der Tage verheißen hat. Aber wie sollte es mit den Worten der Schrift, und noch mehr, wie sollte es mit dem Geiste des Evangeliums zu ver-

einigen seyn, daß Gott seinen Geist und seine Gaben, sowie seine Gewalt über die Kirche an einen sichtbaren, äußeren Ort, die cathedra Petri in Rom, auf untrennbare Weise geknüpft habe? Denn das gesteht die katholische Kirche selbst zu, daß von der Persönlichkeit des mit dem Amte Bekleideten, nämlich von seiner moralischen und intellektuellen Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit seine amtliche Wirksamkeit ganz unabhängig sey. Gott hat also die cathedra Petri zu Rom mit den Befugnissen und Kräften, welche zur Oberleitung der Kirche nöthig sind, ausgerüstet. Ob ein Petrus selbst, ein Linus, ein Anakletus, ein Klemens, oder ob ein Johann XII., ein Johann XXII., ein Alexander VI. darauf sitze, thut im Wesentlichen nichts zur Sache. Die nöthige Fähigkeit zum Amte haftet an diesem selbst und wird einem jeden, der rite erwählt ist, durch die feierliche Einführung in's Amt mit der Amtsgewalt selbst übergeben.

Nun ist es schon höchst auffallend, daß nie ein Pabst seinem Nachfolger Macht und Würde des Amtes unmittelbar übergiebt. Denn kein Pabst kennt seinen Nachfolger, kann ihm also die päbstliche Weihe nicht selbst ertheilen, was doch konsequenter Weise eigentlich der Fall seyn müßte, wenn die Succession der Römischen Bischöfe eine ununterbrochene seyn und wenn sie nach Analogie der bischöflichen Succession überhaupt vor sich gehen soll. Letztere nämlich beruht ja eben darauf, daß ein rechtmäßig ordinirter Bischof einem Kandidaten des Episkopats Kraft und Vollmacht desselben mittelst der Ordination selbst übergiebt. Der Pabst aber, wenn er vom Kardinalkollegium gewählt ist, wird vom Kardinal-Dekan geweiht. Was kann ihm denn dieser durch die Ordination geben? Doch nicht etwas, was er selber nicht hat? Die Kräfte des päbstlichen Amtes besitzt er nicht, kann er sie also dem Ordinandus mittheilen? Offenbar nicht. Denn es wird ja der Geringere von dem Besseren gesegnet (Hebr. 7, 7), und nicht der Bessere vom Geringeren. Woher kommt nun dem Pabste seine Infallibilität, überhaupt alle jene Schätze, die er in scrinio pectoris sui hat?

Durch die Ordination gewiß nicht. Er mag sie vom heiligen Geiste unmittelbar empfangen, der immerhin jeden von den Kardinälen erwählten Pabst als ein auch von ihm erkorenes Gefäß durch ein in jedem speciellen Fall erneutes Herabsteigen erfüllen mag, aber wo bleibt dann die päbstliche Succession? Da ist doch wahrlich keine Succession, wo jedes Glied völlig isolirt dasteht, und seinen Anfang und sein Ende in sich selber hat! Jedenfalls kann die Succession der Römischen Bischöfe nach Analogie der allgemeinen bischöflichen Succession nicht stattfinden, und es stellt sich hier eine Inkonsequenz des Systems heraus, die, wie uns scheint, nicht unbedeutend ist. Denn übergiebt nicht jeder einzelne Pabst seinem Nachfolger unmittelbar alles das, was specifisches Vorrecht dieses Amtes ist, muß dieses vielmehr jedem neu erwählten von neuem durch den Geist gegeben werden, so frage ich: wo ist die Bürgschaft dafür, daß jeder Erwählte den Geist auch wirklich erhalten hat? Wie, wenn bei der Wahl Unregelmäßigkeiten vorgefallen wären? Wie, wenn Betrug obgewaltet, wie, wenn Einer die Wahl erkauft, oder durch Intrigue auf sich gelenkt hätte? Und wenn die Mittheilung des Geistes jedesmal an das Individuum geschieht, könnte sie nicht auch einmal einem andern Individuum außerhalb Rom, ja außerhalb der katholischen Kirche, könnte sie nicht auch z. B. einem Mönche zu Wittenberg zu Theil geworden, und also Kraft und Macht Petri auf ein ander Geschlecht übertragen worden seyn?

Aber nein! Der Geist haftet am Amte, an die cathedra Petri zu Rom ist er wie angeschmiedet. Wer darauf sitzt, der hat ihn. Und nun frage ich: hatte ich nicht recht, wenn ich die Succession der Römischen Bischöfe, auf welcher das ganze Gebäude des Katholicismus als auf seiner Basis ruht, eine äußerliche, materielle, fleischliche nannte? Der Geist, der auf Petro ruhte, haftet an dem Stuhle, auf dem er saß? In diesem Stuhle erbt er fort und durch das medium des Stuhles kommt er auf alle successiven Inhaber desselben!

Wie viel würdiger und geistiger ist doch selbst die katholische Lehre vom Episkopat! Wenn sie sagen *), daß durch des Bischofs Handauflegung der heilige Geist dem Ordinandus gegeben werde, so sind doch hiemit dem Geiste keine räumlichen Schranken gesetzt. Denn jeder, der an irgend einem Orte der Welt ordinirt wird, kann auf diese Weise den Geist erhalten, der Geist wirkt also wenigstens auf eine Vielheit von Personen, gleichviel, wo sie sich befinden. — Es wäre auch schon besser, wenn, wie es eigentlich seyn sollte, jeder Pabst selbst seinen Nachfolger wählte (wozu er als infallibel nothwendig der geeignetste seyn müßte), und ihm selbst unmittelbar die päbstliche Weihe ertheilte. Denn dann könnte man doch wenigstens sagen, der Geist hafte an den Personen und gehe von einer Person auf die andere über. Aber so wie die Praxis in der That ist, muß der Geist Petri entweder auf jeden neuen Pabst von Neuem herabsteigen, oder er muß während einer Sedisvakanz außerhalb einer menschlichen Persönlichkeit in Rom sich befinden. Denn auf wem ruht denn während dieser Zeit in der Stadt Rom der Geist Petri? Ruht er auf einem Menschen, ist denn dieser Mensch dann nicht Pabst? Ruht er auf dem aus dem Kardinal-Kämmerling, erstem Kardinal-Bischof, Priester und Diakon bestehenden Kollegium, welchem während der Sedisvakanz die Verwaltung des Kirchenstaates übertragen ist? Warum wählen dann diese den neuen Pabst nicht? Oder ruht er etwa auf dem Kollegium der Kardinäle? Warum sperrt man sie denn dann bei magerer Kost in das conclave ein, um sie zur Beschleu-

---

*) Concil. Trident. de Sacram. Ordinis, Canon. IV. Si quis dixerit, per sacram ordinationem non dari spiritum sanctum, ac proinde frustra episcopos dicere: accipite spiritum sanctum! — aut per eam non imprimi characterem, vel eum qui Sacerdos semel fuerit, laicum rursus fieri posse, anathema sit.

nigung der Pabstwahl zu zwingen? Das wäre mir ein wundersamer Gottesgeist, der durch schmale Bissen gezwungen werden könnte, sich zu manifestiren. Oder ist während einer Sedisvakanz Petri Geist in dem geistlichen Mittelpunkt der Kirche, in Rom, gar nicht vorhanden? Ist aber dieses nicht denkbar, wo um alles in der Welt ist denn dann der Geist Petri, ich sage nicht Gottes, nicht der heilige Geist überhaupt, sondern jene specielle Offenbarung des Geistes, welche im Nachfolger Petri die Kirche regiert? Ich kann mir nicht anders helfen, als zu sagen: er haftet an den äußern Insignien des Amtes. Er ruhet in der **cathedra Petri** und kommt, sowie dieselbe von einem legitimen Nachfolger eingenommen worden ist, in diesem zur Thätigkeit!

Man wende mir nicht ein, daß ich hier zu weit gehe, daß ich die Lehre der katholischen Kirche zur Karikatur verzerre, indem ich ihr Konsequenzen aufbürde, die sie selbst verabscheut. Ich getraue mir zu beweisen, daß meine Konsequenzen keine künstlich gemachten, sondern daß sie unvermeidlich sind, sowie man den Geist so weit der Materie unterwirft, daß man ihn überhaupt an irgend einen Ort absolut gebunden seyn läßt. Denn das steht doch gewiß fest, daß nach katholischer Lehre Rom für ewige Zeiten zum Mittelpunkt der Kirche von Gott bestimmt ist. Der Bischof von Rom und kein andrer ist Gottes Stellvertreter und geistliches Oberhaupt der Kirche. Alle zur Führung seines Amtes nothwendige Kraft und Weisheit wird ihm mitgetheilt durch den h. Geist. So ist also jedenfalls die Wirkung des Geistes, vermöge welcher er einen Menschen mit den zur Oberleitung der Kirche nöthigen Gaben ausrüstet, an einen Ort, an die Stadt Rom gebunden. Hat man aber einmal das zugestanden, so muß man nothwendig weiter gehen und sagen, an welchem Orte in Rom selbst wieder der Geist gleichsam seinen Wohnsitz habe. Denn daß er an den Häusern der Stadt hafte, wird Niemand sagen wollen. So bleibt also nur übrig zu sagen: nach Gottes Rathschluß ist es bestimmt, daß, so lange

die Erde steht, der h. Geist inhärire dem Stuhle Petri in der Stadt Rom, denn Gott hat für alle Zeiten diese Stadt zum geistlichen Mittelpunkt der Erde, den Stuhl Petri aber zum geistlichen Mittelpunkt der Stadt oder Welt (urbis et orbis) bestimmt. —

Auf dem Principe einer äußerlichen, materiellen Succession ruht also das ganze Gebäude der Römischen Kirche. Abrahams Blut, durch die Zeugung erneut und fortgepflanzt, rann in den Adern aller seiner Nachkommen, und auf die Realität und Reinheit dieser Blutsverwandtschaft mit Abraham gründete der Jude sein Heil. Petri Geist inhärirt dem Stuhle Petri zu Rom und kommt mittelst desselben auf alle successiven Inhaber. — Und das ist der Stolz der katholischen Christen, und wie sie meinen, ihre sichere Burg, von der aus sie mit Trotz und Verachtung auf alle andern christlichen Kirchengemeinschaften herabblicken, daß sie allein den äußern materiellen Zusammenhang ihrer Kirche mit der angeblich vornehmsten apostolischen Kirche des Alterthums nachweisen können. Petrus war Bischof zu Rom, Petrus war der Apostelfürst, der Fels, der Inhaber der Binde- und Löseschlüssel. Er starb, aber ein Nachfolger saß auf seinem Stuhle, der Erbe seiner ganzen apostolischen Vollmacht. Und seit der Zeit hat es Petro nie an einem Inhaber seines Stuhles gefehlt, sondern eine ununterbrochene Reihe legitimer Nachfolger reicht herab von ihm bis auf unsere Zeiten und wird nicht abbrechen bis an's Ende der Tage. Keine einzige Kirche auf der ganzen Erde kann nun ein solches Alter und Gründung durch einen solchen Apostel nachweisen. Ist es denn nun nicht handgreiflich, daß die Römische Kirche die Kirche κατ' ἐξοχὴν ist, weil es nun einmal als unbestrittenes Faktum dasteht, daß sie allein in ununterbrochenem, historischem, äußerlich-wahrnehmbarem, handgreiflichem Zusammenhang mit der vornehmsten apostolischen Kirche des christlichen Alterthums steht? Sind nicht alle andern von Aposteln gegründeten Gemeinden untergegangen? Denn wo ist Antiochien und Ephesus und Korinth und

Thessalonich und selbst Jerusalem? Alle sind sie gefallen, nur sie allein, die ewige Roma steht noch da, und in ihr steht noch unversehrt derselbe bischöfliche Stuhl, auf dem Petrus gesessen, derselbe Boden ist noch da, dieselben Hallen des Kirchendoms, derselbe Altar, derselbe Ritus, — also, schließt man, muß auch derselbe Geist und dieselbe Lehre noch vorhanden seyn. —

Dies aber ist eben der unbegreifliche, das Wesen des Christenthums im Innersten vernichtende Fehlschluß, durch den der Stolz und Trotz unsrer katholischen Brüder nothwendig zu Schanden werden muß. Denn wie können sie es wagen, nachdem einmal Gott die Religion des Geistes im Neuen Bunde geoffenbart, eine Lehre aufzustellen, welche die Natur des Geistes gänzlich aufhebt und denselben zu etwas Fleischlichem, Materiellem erniedrigt? Es kommt die Zeit, sagt Christus zur Samariterin, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Denn Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. — Die Juden glaubten alle Offenbarung Gottes und alle Gnadenspendung gefesselt an Jerusalem, die Samariter an Garizim, die Katholiken an Rom. Aber Christus sagt gegen diese alle: Nicht auf den Ort kommt es an, wo man anbetet, sondern darauf kommt es an, daß man im Geiste anbete, d. h. daß man den Geist wirklich habe, und in Kraft des Geistes rede und lebe. Gottes Geist aber ist nicht gebunden, sondern er wehet, wo er will, und unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. — Die ganze erste Christengemeinde, so lange sie noch aus Juden bestand, war der festen Ueberzeugung, daß Christus nur den Juden zum Heile erschienen sey, und daß die Gaben des Geistes und die Gnade der Taufe nur Juden, nicht Heiden zu Theil werden könne. Petrus aber ward durch das himmlische Gesicht des mit allerlei unreinen Thieren angefüllten Tuches belehrt, daß, was äußerlich vor den Menschen unrein scheine, es nicht

auch innerlich und vor Gott sey. Und er ward nach Cäsarea beschieden zum Hauptmann Kornelius, dort fiel vor seinen Augen der h. Geist auf diesen und sein ganzes Haus, lauter Heiden, also daß Petrus selbst und die übrigen Judenchristen endlich, durch die Gewalt der Thatsache überzeugt, zugestehen mußten: So hat Gott auch den Heiden Buße gegeben zum ewigen Leben! (Act. 11, 18.)

Ferner, wie kann man es wagen, auf äußerliche, materielle Succession sein Heil zu gründen Angesichts jenes Wortes, das Johannes der Täufer zu den Juden gesagt hat (Luk. 3, 8): Sehet zu, thut rechtschaffene Früchte der Buße, und nehmet euch nicht vor zu sagen: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken? Dieses Wort stürzt mit gewaltiger Macht den Grundpfeiler des Katholicismus um! Es war wahrlich etwas Großes, Abrahams Kind zu seyn (Röm. 3, 1 und 2), denn Abraham war wirklich der von Gott Erwählte, durch dessen Samen gesegnet werden sollten alle Geschlechter auf Erden. — Aber der leibliche Zusammenhang konnte die Juden vor dem Verderben nicht schützen, weil Gott ein Geist ist und nicht auf das Fleisch siehet. Wie aber, im Neuen Testamente, sollte der äußere, materielle Zusammenhang leisten, was er im Alten nicht hat leisten können? Petri Nachfolger sollten blos deßwegen, weil sie auf seinem Stuhle sitzen, nothwendig auch seinen Geist haben? Und wer nicht mit diesem Stuhle verbunden ist, sollte den Geist nicht bekommen, sollte nicht selig werden können? Nein, so wahr die Schrift Wahrheit redet, nimmermehr! — Nehmet Euch nicht vor zu sagen: Wir haben Petrum zum Vater! Denn ich sage Euch: Gott kann dem Petrus aus diesen Steinen Kinder erwecken! — Ja, Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen. Aber die Kinder des Reiches werden ausgestoßen in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird seyn Heulen und Zähnklappen, Matth. 8, 11 u. 12. — Da wird seyn Heulen und Zähnklappen, wenn ihr sehen werdet

Abraham und Isaak und Jakob und alle Propheten im Reich Gottes, Euch aber hinausgestoßen. Und es werden kommen vom Morgen und vom Abend, von Mitternacht und von Mittag, die zu Tische sitzen werden im Reiche Gottes. Und siehe, es sind Letzte, die werden die Ersten seyn; und sind Erste, die werden die Letzten seyn! Luk. 13, 25 — 30.

Auf Mosis Stuhl sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer, Matth. 23, 2 ff. Nun da hätten wir also einen Stuhl, den der Herr selbst als Mosis Stuhl anerkennt. Wer sitzt aber auf dem Stuhl? Schriftgelehrte und Pharisäer, Leute, denen der Herr Matth. 23. eine Strafpredigt hält, wie keine mehr vorkommt in der Schrift. — Also kann man wirklich auf dem Stuhl eines Vermittlers göttlicher Offenbarung sitzen, und doch von dem Geiste desselben auch nicht einen Funken in sich haben. — Ist denn nun Petri Stuhl besser als Mosis Stuhl? Ist ersterer etwa so beschaffen, daß an ihm der Geist leichter haftet? Das wäre ein schlechter Ruhm, denn dann müßte der Geist Petri nothwendig selbst fleischlicherer Art seyn als der Geist Mosis, weil er einem Stuhle leichter inhärirt. Wir aber glauben: Stuhl ist Stuhl, und Geist ist Geist.

Petri Geist ist so wenig an Petri Stuhl gebunden, als Mosis Geist an Mosis Stuhl. Und so gut auf Mosis Stuhl Schriftgelehrte und Pharisäer sitzen konnten, so gut kann dasselbe auf Petri Stuhle der Fall seyn. Oder wolltet ihr uns glauben machen, daß, nachdem ihr einmal bewiesen habt, daß Euer Stuhl Petri Stuhl sey, wir nicht weiter zu fragen das Recht hätten, ob ihr diesen Stuhl Petri auch würdiglich einnehmet? Sollen wir glauben, daß wer auf Petri Stuhl sitzet, nothwendig auch Petri Geist haben müsse? Das wäre Euch freilich recht, denn dann könntet ihr treiben, was ihr wolltet, und alle Anklage mit dem einfachen Satze niederschlagen: Wir sitzen auf Petri Stuhl! Weh' aber Euch, wenn Eure ganze Geschichte den evidentesten Beweis dafür liefert, daß es Petri Stuhl gerade so ergehen konnte, wie es Mosis Stuhle ergangen ist.

Ueber die Lehre von der Berufung und ihren Einfluß auf die Mission.

(Fortsetzung.)

Ein größeres Gewicht jedoch als solche beiläufige exegetische Bemerkung dürften wohl Zeugnisse des Alterthums haben, in welchen der fragliche Gegenstand besonders und ausführlich behandelt wird. Ein solches ist uns von Augustinus in seinem 80. Brief an den Bischof Hesychius erhalten *). Dieser scheint besondere Scrupeln über die Nähe des jüngsten Tages gehabt zu haben, und zwar durch irrige Auffassung einiger Bibelstellen. Augustinus belehrt ihn nun in brüderlicher Weise hierüber in einem langen Brief. Daß wir über die Zukunft Christi nichts wissen, aber doch allezeit uns bereit halten sollen, wir mögen nun die Zeit der Wiederkunft uns näher oder ferner denken, dies stellt er voraus und mahnt, es immer festzuhalten. Gleichwohl aber wissen wir doch, daß vorher das Reich Christi über die ganze Erde ausgebreitet seyn müsse, was jedoch noch nicht der Fall sey. Adhuc enim habet, quo crescat donec fiat, quod de Christo in Salomonis figura prophetatum est: dominabitur a mari usque ad mare et a flumine usque ad terminos orbis terrae. Quomodo autem implebitur aliter illa prophetia (Ps. 85.): Omnes gentes,

*) Cornelius a Lapide sagt, daß die Meinung von einer bereits zur Apostelzeit vollzogenen Berufung aller Völker: Augustinus, Anselmus, Origenes et alii läugnen.

quotquot fecisti, venient et adorabunt coram te Domine? Soll diese Prophezeiung erfüllt werden, so müssen vorher zu allen Völkern Boten gesendet seyn, denn: non de locis suis migrando venient, sed in locis suis credendo. De credentibus quippe Dominus dixit: Nemo potest venire ad me, nisi datum fuerit ei a patre meo. Dabei dürfe man freilich nicht meinen, es müssen vorher alle Menschen gläubig geworden seyn, denn es werde auch am Ende der Dinge noch Ungläubige geben unter allen Völkern; aber Christus müsse doch unter allen Völkern gepredigt, die Kirche müsse überall vorhanden seyn. In quibus ergo gentibus nondum est ecclesia, oportet ut sit, non ut omnes, qui ibi fuerint, credant. — Quomodo enim illud implebitur: eritis odio omnibus gentibus propter nomen meum, nisi in omnibus gentibus sint et qui oderint et quos oderint? Und nun fährt Augustinus, noch bestimmter unsere Frage berührend, also fort: Quod enim venerabilitas tua putat, jam hoc per ipsos Apostolos factum, non ita esse certis argumentis probavi. Sunt enim apud nos h. e. in Aphrica, barbarae innumerabiles gentes, in quibus nondum est praedicatum Evangelium. . . . Quo pacto igitur ab Apostolis est praedicatio ista completa, quando hucusque sunt gentes, quod certissimum est nobis, in quibus modo coepit et in quibus nondum coepit impleri?

Die Stelle Act. 1, 8 ἔσεσθέ μοι μάρτυρες ἔν τε Ἱερουσαλὴμ — καὶ ἕως ἐσχάτου τῆς γῆς — erklärt er weiter — sey nicht so zu verstehen, als sollten die Apostel schon dies große Werk vollziehen, es gehe dieser Auftrag vielmehr die ganze Kirche an, gleichwie der Herr Matth. 28, 20 den Jüngern allein die Verheißung zu geben scheine: er wolle bei ihnen seyn bis an's Ende der Dinge, während doch dies Christus der ganzen Kirche versprochen habe, quae aliis morientibus aliis nascentibus hic usque in saeculi consummationem

futura est. Ja Matth. 24, 33 sage Er etwas, was die Jünger gar nicht betraf, in einer Weise, als ob es für sie allein gehöre. Ad quos enim hoc (οὕτω καὶ ὑμεῖς, ὅταν ἴδητε πάντα ταῦτα, γιγνώσκετε, ὅτι ἐγγύς ἐστιν ἐπὶ θύραις) pertinet, nisi ad eos, qui in carne tunc erunt, cum omnia complebuntur?

Da die Apostel einen großen Theil des Auftrags (Act. 1, 8.) selbst vollziehen mußten, so sey es gar nicht zu verwundern in Vergleich mit den angeführten Stellen, daß hier ihnen allein anbefohlen sey, was doch ihre Nachkommen fortführen müssen. Die Stelle Röm. 10, 18 bezieht Augustinus geradezu auf die zukünftige Zeit und beruft sich dabei auf mehrere neutestamentliche Stellen, wo die Apostel gerade so, wie die Propheten, von etwas Zukünftigem reden, als sey es schon geschehen, und fügt endlich hinzu: si ergo latet, quando Ecclesia fructificante atque crescente universus omnino a mari usque ad mare orbis implebitur, procul dubio latet, quando finis erit, ante quippe non erit.

Wir wüßten nicht, ob noch mit größerer Bestimmtheit ausgesprochen werden könnte, daß zur Zeit der Apostel das Evangelium noch nicht allen Völkern gepredigt worden sey, als es hier geschieht. Und wenn wir bedenken, von welchem Manne und zu welcher Zeit diese Stimme gegen eine bereits geschehene und vollzogene Berufung aller Menschen erhoben wurde, so können wir neuere Vertheidigungen derselben nur bei Unbekanntschaft mit diesem Augustinischen Zeugniß erklärlich finden. Denn offenbar muß Augustinus, der so viele Jahrhunderte vor uns und dem apostolischen Zeitalter so nahe lebte, eine historische Autorität für uns seyn, die auch bei der Exegese der treffenden Bibelstellen mit im Rathe sitzen dürfte, wenn die Grammatik uns nöthigen zu wollen scheinen sollte zu der Annahme einer bereits durch die Apostel vollzogenen Predigt des Evangeliums unter allen Völkern, was aber, wie wir schon gezeigt haben, nicht einmal der Fall ist.

Noch haben wir eine Schrift aus dem 5. Jahrhundert, woraus zu entnehmen ist, daß man damals eine bereits wirklich und in der That vollzogene Berufung aller Menschen aus den Stellen Röm. 10, 18 u. Col. 1. 23 nicht herleitete und auch überhaupt eine schon zur Apostelzeit geschehene Predigt des Evangeliums unter allen Völkern keineswegs statuirte. Es ist dies die, zuerst dem Ambrosius, später dem Prosper Aquitanus und in der neuern Zeit Leo dem Großen zuerkannte Schrift **de vocatione gentium ll. II.** Da in diesem ganzen Werke die Universalität der Berufung vertheidigt und dargestellt wird, so müßte doch hier vor allem als das überzeugendste Argument nicht übergangen seyn der Ausspruch eines Apostels von einer bereits allgemein erfolgten Berufung durch die Predigt des Evangeliums, wenn man in den fraglichen Stellen einen solchen Ausspruch gesehen hätte. Aber obwohl an die Spitze der ganzen Diatribe der Satz gestellt ist: **Deus vult omnes homines salvos fieri** und obwohl mit vielen Bibelstellen erwiesen wird, daß dieser Wille Gottes ein ernstlicher ist, der ein **decretum absolutum reprobationis** durchaus nicht zulasse, so konnten wir doch auch nicht die leiseste Andeutung finden*), daß die Berufung bereits durch die A p o s t e l v o l l z o g e n sey und daß also alle Menschen, welche seit der Apostel Zeit das Evangelium nicht haben, um der Verwerfung des Evangeliums willen verdammt seyen.

Das Eine stehet dem Verfasser der Schrift fest, daß Niemand, der verdammt wird, die Entschuldigung haben könne: es sey ihm das Licht der Wahrheit versagt worden, daß aber auch Niemand, der gerettet wird, dies ohne die Gnade Gottes werden kann. **Universitati quippe hominum, quod abunde probavimus, ita multiplex atque ineffabilis bonitas Dei**

*) Es ist die Schrift in der Pariser Ausgabe der Werke des Ambrosius von 1603 im 4. Bd. S. 511 zu finden und von uns da nachgelesen worden.

consuluit semper et consulit, ut neque ulli pereuntium excusatio suppetat de abnegato sibi lumine veritatis, neque cuiquam sit liberum, de sua justitia gloriari, cum et illos propria nequitia demergat ad poenam et istos Deï gratia perducat ad gloriam. (l. II. c. 9.) Dabei bleibt es aber unbegreiflich, daß so viele Kinder, welche ungetauft dahin sterben, der berufenden Gnade Gottes nicht theilhaftig wurden und doch der Verdammniß anheim fallen (l. II, c. 8.), da man doch nicht annehmen dürfe (neque credi fas est), daß man ohne das Sakrament der Wiedergeburt an der Seligkeit Theil haben könne. Es bleibt auch unbegreiflich, daß viele Erwachsene ohne das berufende Gnadenwort gehört zu haben aus dieser Welt scheiden, zumal nach Act. 16, 7 für manche Länder und Völker die Predigt des Evangeliums durch Gott selbst aufgeschoben wird. — Wer will da bestimmen, cur adhuc sol justitiae quibusdam gentibus non oriatur et a tenebrosis cordibus etiam nunc radios suos veritas revelanda contineat? (l. II, c. 1.)

Und schon im 7 Cap. des 1. B. heißt es: Nullis studiis, nullis ingeniis indagare concessum est, quo judicio, quove consilio Deus incommutabiliter bonus et justus, semper praescius, semper omnipotens, ideo omnia in incredulitate concluserit, ut omnium misereatur et tamen illis saeculis, quibus unum Israelem erudiebat, innumerabiles populos impiorum illuminare distulerit et nunc Israelem, donec universitas gentium introeat, obcoecatum esse patiatur pereuntem in tot millibus nascentium atque morientium et salvandorum in eis, quos mundi finis invenerit. —

Bei solchen Aussprüchen ist es undenkbar, daß der Verfasser der angeführten Schrift eine bereits zur Zeit der Apostel vollzogene Berufung aller Menschen durch die Predigt des Evangeliums annahm, wie er denn auch die Bibelstellen Röm.

10, 18 u. Col. 1, 6. 23 nirgends aufführt. Da er aber auch nicht undeutlich schon ein bloßes Gerücht (fama) von Christo, ja auch die Güte und die Herrlichkeit Gottes in der Natur (coelum quippe et terra ac mare omnisque creatura) als eine Art der Berufung annimmt, durch welche die allgemeine Gnade Gottes und dagegen die Schuld aller Ungläubigen in's Licht gesetzt werden soll; so müßten ihm Stellen der Schrift, die eine wirkliche Berufung aller Völker durchs Evangelium als bereits geschehen darstellten, gewiß sehr erwünscht gewesen seyn und es wären ihm bei seiner Bibelkenntniß und Umsicht die in Rede stehenden zuversichtlich nicht entgangen, wenn er das darinnen gefunden hätte, was Hr. L. darinnen finden will.

Wohl sagt der Verfasser der Schrift de vocatione gentium auch: (l. II, c. 6.) Redemtio Christi universo sese intulit mundo et omnibus hominibus indifferenter innotuit, quandoquidem in die quinquagesimo ab illo paschate, in quo se hostiam Deo verus agnus obtulerat, cum apostoli et qui cum eis unanimes erant, repleti Spiritu sancto linguis omnium gentium loquerentur, conveniebat excitata miraculo diversi generis hominum multitudo; aber er setzt auch gleich hinzu: ut evangelium Christi in eis, qui aderant, totus mundus audiret, so daß ihm diese Anwesenden nur die Repräsentanten aller Völker auf Erden sind und der ganze Hergang am Pfingstfeste zu Jerusalem als ein Anzeichen gilt, daß in Christo alle Völker das Heil finden sollen.

Nach solchen gewichtigen und bestimmten Zeugnissen der ersten christlichen Jahrhunderte können wir die ganze folgende Zeit bis zur Reformation übergehen, da sie ohne dies für Schrifterforschung und bibelmäßige Lehre nur wenig Werth hat und namentlich für unsern Gegenstand einen Ausschlag zu geben nicht geeignet wäre. Denn strenger Prädestinatismus und verdeckter Semipelagianismus standen im 9. Jahrhundert einander

gegenüber, während der von Gottschalk erregten Streitigkeiten; Abschwächung der Lehre Augustins von der Sünde und Gnade und scharfer, fast bis zum Pelagianismus ausgeprägter, Semipelagianismus thaten sich in der scholastischen Periode hervor; da konnte die Lehre von der allgemeinen Berufung keine richtige Würdigung finden und war auch bei diesen Grundsätzen von geringem Belang.

Selbst Luther und Melanchthon fanden keine besondere Veranlassung auf die Lehre von der allgemeinen Berufung genauer zu kommen, zumal sie beide sich für die Theorie des Augustinus erklärten, ohne jedoch ihre harten Formeln zu billigen *). — Obwohl aber Luther selbst bei so auffordernden Texten, wie die Evangelien an den Sonntagen Septuagesimae, II. p. Trin. und XXII. p. Tr. sind, nicht ausführlich und bestimmt über die allgemeine Berufung sprach; so ist doch aus manchen seiner Aeußerungen zu entnehmen, daß er eine bereits zur Apostelzeit vollzogene Berufung aller Völker nicht statuirte. Und gewiß ist, daß er eine Folge jener Berufung nicht in der Weise annahm, daß alle spätern Heiden verdammt wären, weil ihre Vorältern zu der Apostel Zeit das Evangelium hätten hören und auf ihre Nachkommen verpflanzen können.

Dies könnten wir aus vielen Stellen beweisen, wenn wir nicht allzuweitläufig zu werden fürchten müßten. Von Brenz können wir einen klaren Ausspruch in Betreff unserer Frage anführen aus seiner Erklärung zum Römerbrief **), c. 10, v. 18.,

---

*) Seckendorf in seiner Geschichte des Lutherthums l. II. Sect. 13. §. 43. vertheidigt Luther'n gegen die Beschuldigung, als sey er der Lehre von einer absoluten Prädestination zugeneigt gewesen. Er führt mehrere Stellen aus Luther's Schriften an und sagt hierauf: Patet igitur, errare eos, qui ex aliis Lutheri dictis alia occasione et intentione prolatis diversam illi opinionem tribuunt, quam quae in Ecclesiis nostris de gratia universali docetur.

**) Brentii opp. Ed. Tub. 1588. VII. T.

welcher also lautet: Etsi enim Apostoli non praedicaverunt praesentia suae personae evangelion in quovis pago et villa singularum terrae regionum, praedicaverunt tamen in praecipuis regnis terrae, e quibus locis pervenit fama ad alias quoque nationes.

Allein wir müssen hier abermals bemerken, daß eine bloße fama de Christo noch nicht als eine berufende Predigt des Evangeliums angesehen werden kann und am allerwenigsten von Hr. L. dafür anerkannt wird, weßhalb solche Stimmen, die schon eine fama de Christo als zureichende Berufung darstellen, kein Beweis sind für die Annahme einer vollzogenen Berufung aller Völker zur Zeit der Apostel.

Kalvin setzt zu Col. 1, 23 bestimmt hinzu: Porro ne quis superstitiose universalem notam accipiat: nihil aliud significat Paulus, quam passim longe lateque esse praedicatum.

Dagegen ist Petrus Martyr Vermilio *) (gest. 1562 zu Zürich) ganz der Ansicht, daß schon zur Apostelzeit das Evangelium allen Völkern bekannt worden sey. Er sagt hierüber pag. 743: Neque mirandum est, Paulum ad Romanos c. 10. scribere, invulgatum esse Evangelium ubique, quia idem ad Colossenses atque id bis testatur. Hierauf fährt er fort: Quod Evangelium in omnes partes orbis delatum esse Apostolorum tempore aliqui p e r s y n e c d o c h e n exponunt, quod videlicet in provinciis magis praecipuis et insignioribus jam esset praedicatum et ex illis ad finitimos fama saltem et nomen hujus doctrinae pervenerit. Publice quidem ex magistratuum instituto nulla gens adhuc Apostolorum aetate Christum profitebatur; hinc facile intelligitur, quid intellexerint, qui scripserunt, quasdam nationes recens ad Evangelium conversas, quod sane

---

*) Loci Communes. Tigur. 1587.

de Anglis dicunt, quasi sub Gregorio ad Christum accesserint .... hoc sane fieri potuit confessione publica civitatum et regionum, cum tamen longe antea in illis locis Christus fuerit praedicatus. Endlich fügt er hinzu: Praedicatum sane est Evang. ante eversionem Hierosolymorum; nam consummatio ibi ad politiam Judaicam debet referri, quae tempore Apostolorum eversa est. —

Andere Reformirte sind natürlich ganz gegen die Annahme einer bereits von den Aposteln vollzogenen Berufung aller Völker, so Wolfgang Musculus in seinen locis Comm. ed. Basel 1564 beim Locus de praedestinatione. Und als sich einmal die Lehre von der absoluten Prädestination bei ihnen fixirt hatte, so waren gerade die Reformirten die stäten Bekämpfer der lutherischen Lehre von der allgemeinen Gnade und von der allgemeinen Berufung. Im Kampfe gegen die reformirte Lehre von einer absoluten Prädestination und Reprobation sahen sich die Lutheraner aber auch gedrängt, die wirklich und in der That vollzogene Berufung aller Menschen zur Gnade Gottes in Christo nachzuweisen; daher tritt in den luth. Dogmatiken, welche nach der Konkordienformel erschienen, nicht nur die bestimmte Lehre auf, daß dreimal, nämlich zur Zeit Adams, zur Zeit Noahs und zur Zeit der Apostel wirklich alle Völker berufen worden seyen; sondern man beruft sich jetzt auch, um die geschehene Berufung zur Apostelzeit nachzuweisen, auf Röm. 10, 18 u. Col. 1, 23.

In der Konkordienformel findet sich nirgends der Ausspruch, daß schon zur Apostelzeit alle Völker durch die Predigt des Evangeliums berufen worden seyen, so bestimmt sie auch die allgemeine Gnade Gottes hervorhebt. Ja man kann aus manchen Stellen derselben ersehen, daß ihre Verfasser gar nicht im Sinne hatten, eine schon zur Apostelzeit vollzogene allgemeine Berufung anzunehmen. Hieher rechnen wir folgende: Novit enim Deus procul dubio tempus et horam eamque apud se constituit, quando videlicet unumquemque vocare, con-

vertere et lapsum rursus erigere velit. Quia vero id nobis non est revelatum, intelligimus hoc nobis injungi serio, ut semper praedicando et tractando Dei verbo instemus, tempus vero et horam conversionis Deo permittamus. (Vergl. Hase'sche Ausgabe S. 812.) Daß bei solchen Aussprüchen die Ansicht nicht Statt finden kann, als habe Gott irgend einmal schon alle Menschen berufen, wird noch um so klarer, wenn man berücksichtigt, daß zu den Worten semper praedicando in den ersten Ausgaben der Konkordienformel Act. 1, 7 zitirt war, woraus zu ersehen ist, daß die Verfasser dieser Bekenntnißschrift jenen Auftrag des Herrn, wie Augustinus, nicht als den Aposteln allein, sondern als der ganzen Kirche gegeben ansahen und somit auch nicht annahmen, daß schon von den Aposteln in allen Ländern der Erde das Evangelium gepredigt worden sey. Wir haben nicht ausfindig machen können, in welchem dogmatischen Handbuche sich zuerst die Ansicht von einer bereits durch die Apostel geschehenen Berufung aller Völker ausgesprochen finde mit Berufung auf Röm. 10, 18 und Col. 1, 6. 23. In Melanchthons Locis geschah dies noch nicht und Strigels und Chemnitzens Loci, oder Kommentare zu den Locis Melanchthon's waren uns nicht zur Hand. In dem Examen concilii Tridentini jedoch und in dem Enchiridion von Chemnitz fanden wir die Beziehung obiger Bibelstellen auf eine von den Aposteln wirklich schon vollzogene Berufung aller Völker noch nicht. Von Leonhardt Hutter an geschieht es, daß diese biblischen Aussprüche benützt werden, um die bereits von den Aposteln vollzogene Predigt des Evangeliums unter allen Völkern dadurch zu begründen. Allein nirgends geschieht dies in solcher Bestimmungsweise und mit solchen Consequenzen, wie bei Hr. L. Denn da hier ausdrücklich zur vollgiltigen Berufung verlangt wird, daß „Wort und Sakrament allen Menschen kund werden müssen" (S. 35), und da S. 39 ausdrücklich behauptet ist, daß aus Röm. 10 und Col. 1 erhelle, es sey „durch das Evangelium und seine Predigt"

schon zur Zeit des Apostels Paulus die Berufung aller Menschen vollzogen, da ferner S. 36 gesagt ist: „verloren gehen solle man nur durch muthwilliges, boshaftiges Widerstreben gegen das berufende Wort," und da endlich nur „innerhalb der Gränzen des zeitlichen Lebens" eine Berufung statuirt wird (S. 36); so ist klar, daß hier mit der, auf Röm. 10 u. Col. 1 gegründeten Lehre von einer bereits zur Zeit Pauli geschehenen Predigt des Evangeliums unter allen Völkern und neben der Lehre von einer an alle Menschen der Erde schon damals ergangenen Berufung, zugleich das behauptet wird, daß alle Menschen und alle Völker, welche später das Evangelium nicht haben, als solche angesehen werden müssen, welche die Predigt des Evangeliums verworfen haben und welche „verloren gehen durch muthwilliges und boshaftes Widerstreben gegen das berufende Wort," oder — mit andern Worten — welche verloren gehen durch ihre Schuld.

Dagegen berufen sich die ältern kirchlichen Dogmatiker nur auf Röm. 10, 18 u. Col. 1, 6. 23, um die Universalität der Gnade Gottes zu begründen und um zu zeigen, daß Gott auch wirklich dafür Sorge getragen habe, daß alle Menschen durch das Evangelium berufen werden (curavit Deus omnes homines vocari per verbum Evangelii), weßhalb sie in gleicher Linie und zu gleichem Zwecke auch die Stellen mit anführen, in denen Christus den Aposteln befiehlt, das Evangelium allen Völkern zu predigen (Luc. 24, 47.), alle Völker zu taufen (Marc. 16, 15.) und allen das Abendmahl zu reichen (Matth. 26, 27). — Sie halten gar gewöhnlich schon eine bloße fama von Christo als hinreichend, um die allgemeine Gnade Gottes durch eine allgemeine Berufung zu erweisen; sie recurriren immer auf den Willen und Befehl Gottes, daß allen Menschen das Evangelium gepredigt werden soll, und halten dabei für unwichtig und unnöthig, die allgemeine Berufung auch wirklich und in der That schon als vollzogen darzustellen; sie

gestehen endlich immer gerne zu, daß man in Bezug auf die vielen Völker und einzelnen Menschen, welche, ohne die Berufung des Evangeliums gehört zu haben, sterben, sich mit der Weisheit und Unergründlichkeit der göttlichen Rathschlüsse begnügen müsse, obgleich sie öfters auch eine Unterlassung der Berufung eines oder des andern Volkes auf die Schuld der Vorfahren wälzen, welche zu ihrer Zeit das ihnen gepredigte Evangelium verwarfen.

Bemerken wir aber noch, daß unsere ältern kirchlichen Dogmatiker nur das Eine zu erzwecken im Auge hatten, nämlich eine absolute Reprobation abzuweisen, so werden wir auch einsehen, warum es ihnen schon genug war, auch nur den Willen und Rathschluß Gottes: allen Völkern das Evangelium zu predigen, nachzuweisen; ob dieser Rathschluß schon allenthalben ausgeführt worden sey oder nicht, das konnte ihnen, als unwichtiger, unerörtert bleiben.

Bei diesen Absichten und Ansichten der bedeutendsten Dogmatiker unserer Kirche mußte eine strenge Nachweisung einer wirklich schon zur Apostelzeit geschehenen Berufung aller Menschen durch die Predigt des Evangeliums von untergeordnetem Werthe seyn. Wären ihnen aber die Aussprüche Röm. 10 u. Col. 1 ganz unwidersprechliche Beweise dafür gewesen, so hätten sie natürlich nicht zu andern, sekundären Erweismitteln einer allgemeinen Berufung ihre Zuflucht nehmen dürfen.

Um aber unsere so eben vorgelegte Darstellung des Lehrtypus unserer Kirchenlehrer in Bezug auf eine allgemeine, schon im Zeitalter der Apostel geschehene, Berufung aller Völker als richtig nachzuweisen, wollen wir noch einige Belege anführen; es wird sich daraus ergeben, daß sie keineswegs die von Hr. L. vorgetragene Erklärung der fraglichen Bibelstellen annehmen konnten.

Es liegt uns vom Jahr 1613 eine disputatio theologica, an der Universität zu Wittenberg durch einen Dr. Friedrich Sengebähr verabfaßt und vertheidigt, vor, welche sicherlich die

streng lutherische Lehre damaliger Zeit enthält und die gerade de universali vocatione hominum ad salutem handelt. Dem Einwande der Reformirten: si vocatio universalis esset, certe omnibus praedicaretur verbum, quod tamen non fit neque olim factum est, werden folgende zwei Punkte entgegengestellt: quo sensu a nostratibus vocatio dicatur et statuatur universalis? quomodo illi, quibus nunquam praedicatum fuit Evangelium nec etiam nunc praedicatur, vocati sint et dici queant?

Schon diese beiden Fragesätze lassen erkennen, daß man keineswegs aus deutlichen, klaren Bibelstellen erweisen wollte oder konnte, es sey bereits von den Aposteln allen Menschen das Evangelium gepredigt worden und es gehen alle Menschen, welche später das Evangelium nicht haben, durch die Schuld der Verwerfung des berufenden Wortes verloren. Folgt man aber den scholastischen Distinctionen, die man in Bezug auf die Universalität der Berufung macht, um doch auch herauszubringen, daß kein Mensch ohne Berufung auf Erden geblieben sey; so muß man staunen über den Aufwand von Worten und Bestimmungen, die am Ende doch nur zu dem Resultate führen: Gott will, daß alle Menschen selig werden; er will auch, daß allen das Evangelium gepredigt werde; manche Menschen hören zwar die Predigt des Evangeliums nicht, entweder aus einem gerechten Strafeplan Gottes oder weil Gott vorausweiß, daß sie sich nicht bekehren würden; sie sind aber doch nicht ohne Berufung, denn die Stimme Gottes in der Natur und im Gewissen und der Ruf von Christo und der christlichen Kirche hätte sie auch bekehren können, wenn sie sich hätten bekehren lassen wollen.

So heißt es: vocatio recte dicitur universalis a) ratione intentionis Dei, quia vult, ut omnes, nullo excluso, veniant et verbum audiant; b) ratione mandati, quia praecepit, istud in toto orbe annunciari; c) ratione promissionum, quia omnibus favorem et misericordiam pollicetur; d) ratione ipsius prae-

conii, quo participant non tantum electi sed omnes in ecclesia constituti. Mit diesen Bestimmungen ist natürlich noch nicht ausgesagt, daß zur Zeit der Apostel wirklich schon das Evangelium allen Menschen gepredigt worden sey. Dies geschieht nun in der Beantwortung folgender Frage: utrum Deus actu omnes vocarit et vocet homines? Hierauf lautet die Antwort: Ad eam quaestionem difficilior est responsio. Affirmativam tamen et hic tenemus. Universum genus humanum per vocem externi ministerii vocavit Deus 1) in protoplastis; 2) in familia Noachi; 3) tempore Apostolorum, quorum sonus exivit in omnem terram Marc. 16, 20. Röm. 10, 18. adeo ut etiam Pauli temporibus praedicatum sit evangelium apud omnem creaturam, quae sub coelo est, et fructificarit in universo mundo Coloss. 1, 6. 23. Aber selbst diese Bestimmung wird nur als solche bezeichnet: ex quo apparet, Deum neminem absoluto quodam decreto reprobavisse, quae blasphema est Calvinianorum haeresis.

Dessenungeachtet wird doch die Behauptung, daß Gott wirklich zur Zeit der Apostel allen Menschen das Evangelium habe predigen lassen, noch so sehr limitirt und verklauselt, daß eigentlich nichts davon stehen bleibt und die Bibelstellen Col. 1, 6. 23 keinen andern Sinn behalten, als den der Kundgebung des allgemeinen göttlichen Gnadenrathschlusses. Denn nachdem zugegeben ist, daß einer actu und executione vollzogenen Berufung aller Menschen die Erfahrung widerspreche, quia gentes in V. T. per externum ministerium Prophetarum et Americani aliique in N. T. per vocem pastorum non vocati sunt; so heißt es: hic in subsidium vocamus distinctionem antecedentis et consequentis voluntatis. Voluntate antecedente beruft zwar Gott alle Menschen, aber nur conditionale; wenn nämlich die Berufung verachtet wird oder wenn Gott voraussieht, daß sie verachtet werde, so beruft er da nicht actu; da ist

dann Dei voluntas consequens, quam justitiae dicunt. Dadurch wird die Berufung eine partikulare, indem Gott per accidens dies oder jenes Volk nicht beruft, wenigstens zu dieser oder jener Zeit nicht. Hiebei erhebt sich die Frage, ob Gott nicht den Nachkommen Unrecht thue, wenn er um ihrer Vorfahren willen ihnen die Berufung versagt? Allein durch die eigene malitia posterorum und durch die divina praescientia inefficaciae soll diese Schwierigkeit beseitigt werden, cum nimis durum videatur ob parentum ἀπιστίαν evangelio privari filios. Und endlich, um vollends die actu et executione vollzogene Berufung aller Völker außer Zweifel zu setzen, wird noch ein generalis, obscurus atque implicitus vel indirectus modus vocationis statuirt und zwar per notitiam Dei naturalem, per propriam conscientiam, per celebritatem ecclesiae, per exempla conversorum, so daß eben deßhalb behauptet wird: eos, qui destituuntur visibili verbi ministerio, nihilominus vocari. Eine weitere Untersuchung über die Kinder der Heiden wird damit beschlossen, daß bekannt wird: es sey in dieser Lehre vieles dunkel und verborgen; genug, daß wir wissen: Gottes Gnade ist allgemein. —

Wir fragen aber, ob bei der Annahme eines solchen modus vocationis generalis vel indirectus noch die Lehre bestehen könne: daß Gott durch die Predigt des Evangeliums, durch das „helle Wort" alle Menschen berufe innerhalb des zeitlichen Lebens? — Daß durch die Apostel diese Berufung schon geschehen sey und daß die Nachkommen, welche das Evangelium nicht haben, durch die Schuld ihrer Vorfahren, welche die Berufung verworfen haben sollen, verloren gehen, wird ohnedies schon wieder umgestoßen durch die Hinzunahme einer propria malitia posterorum und einer divina praescientia inefficaciae. Wäre als klares, unwidersprechliches Wort anerkannt worden, daß Gott, Col. 1. gemäß, alle Völker berufen, allen Menschen das Evangelium bereits gebracht habe; so wären alle diese Distinktionen und Klauseln überflüssig gewesen.

In ähnlicher Weise wird jedoch auch von Gerhardt die Lehre von einer allgemeinen Berufung aufgestellt. Sie gilt ihm neben der benefica Dei omnium salutem expetentis voluntas, neben der creatio hominis ad imaginem Dei, und neben der universalitas meriti Christi als viertes Argument gegen das absolutum decretum reprobationis. Col. 1 und Röm. 10 führt er zunächst nur an, um die Universalität der Berufung überhaupt zu erweisen, ohne dadurch zu behaupten, daß diese Berufung schon von den Aposteln vollzogen sey.

Indem er aber die gegnerischen Einreden, quod nec singulis hominibus nec omni aevo praedicatum sit evangelium neque etiam nunc toti orbi praedicetur, zu widerlegen sucht, behauptet er zunächst auch nur eine vocatio universalis, quoad Deum mandantem, ut evangelium omni creaturae annuncietur; und statuirt eine vocatio particularis, quatenus quidam Epicuraeo contemtu evangelium aspernantur, und quatenus culpa majorum amissum verbum non semper in omnibus ubique gentibus et locis actu praedicatur. Dies erläutert er hierauf aber näher, indem er ebenfalls behauptet, daß Gott in Adam, in Noah und zur Zeit der Apostel allen Menschen sein Wort offenbart habe. Den letztern Satz erweist er mit Col. 1, 6; fügt aber, da man die Beispiele von ganzen Völkern und namentlich von Heidenkindern einer bereits vollzogenen Berufung entgegenstellen könnte, auch hinzu: sed demus in his et similibus exemplis specialibus non posse nos exacte causas divinorum consiliorum exquirere vel proponere; non tamen ad absolutum aliquod reprobationis decretum erit confugiendum, sed adhaereamus firmiter pronunciatis istis universalibus: Deus vult omnes homines salvos fieri et ad agnitionem veritatis venire. Endlich läßt er auch noch eine fama de ecclesia und eine manductio naturalis notitiae als Berufung gelten, freilich nur in soweit, als dadurch ein absolutum decretum reprobationis wider-

legt wird. (Vergl. Gerhard ed. Cotta T. IV. p. 196.) Somit ist auch von Gerhard die Erklärung und Beziehung von Röm. 10 u. Kol. 1. auf eine bereits durch die Apostel geschehene Berufung nicht in der Weise festgehalten, wie es Hr. L. thut, weil Gerhard auch auf das bloße mandatum Dei rekurrirt und eine fama de ecclesia als hinreichende Berufung gelten läßt, wenn gleich beides mehr, um die Richtigkeit eines absoluten Reprobationsdekretes, als um die wirklich vollzogene Berufung zu erweisen. —

Buddeus redet in seinen institutionibus theologiae dogmaticae pag. 680, bei der Abhandlung der Lehre von der allgemeinen Berufung nur de mandato, apostolis, de evangelio omnibus gentibus adnuntiando, dato, cui etiam eos morem gessisse, tot gentes per orbem universum convertentes et ad servatoris veram agnitionem perducentes, tot ecclesias hinc inde plantantes. Matth. 24, 14. 28, 18. 19. Act. 17, 30. 31. Rom. 10, 18. Hiezu fügt er dann Folgendes: Dum autem vocationis universalitatem adstruimus, non ita hoc intellectum cupimus, ac si omnibus ac singulis hominibus actu doctrina evangelii adnuntiari debeat aut tempore apostolorum adnuntiata fuerit, prouti sententiam nostram interpretatur Wendelinus theol. christ. l. 1. c. 19. thes. 8. p. 398. Hoc enim utique adseri nequit, cum vel ipsa repugnet experientia. Sed mens nostra est, Deum nunquam non, praesertim vero circa initium novi testamenti curasse, ut doctrina haecce longe lateque per orbem spargeretur, ita ut omnes homines, praesertim, qui usu rationis praediti, luminis naturalis paedagogia ac manductione rite usuri essent, ad evangelicae veritatis cognitionem pervenire possent. Ex quo etiam patet, fieri omnino posse et factum etiam esse, ut uno tempore major lux doctrinae hujus hominibus adfulgeat, quam alio; rursus ut uni genti majori copia et abun-

dantiori mensura eam largiatur Deus quam aliis; immo et, ut in una gente diutius conservetur, quam in aliis. Quae omnia dum expendimus, nihil aliud nobis relictum fateamur necesse est, quam ut vias Dei incomprehensibiles et judicia ejus imperscrutabilia cum Paulo Rom. 11, 33. venerabundi admiremur.

Daß mit diesen Lehrbestimmungen sich eine Erklärung von Kol. 1, 6. 23 sich nicht verträgt, wie sie Hr. L. für ausgemacht gibt, wird Jedermann leicht einsehen.

Hollaz stellt zwar ebenfalls die Lehre hin, daß zur Zeit der Apostel alle Menschen durch das Evangelium berufen worden seyen und führt zum Beweise Matth. 28, 19 u. Kol. 1, 23 sowie Röm. 10, 18 an. Allein er sagt ausdrücklich: quando vocationem ad regnum Dei universalem asserimus, non dicimus, quod omnibus et singulis hominibus actu, coram et immediate per praecones peculiariter missos annuntiata sit doctrina evangelii; sed quod Deus misericordissimus doctrinam evangelicam de obtinenda salute per fidem in Christum tam clare promulgaverit, ut omnes omnino homines ad ejus notitiam pervenire possint, ita ut Deus nulli genti, nulli homini copiam illius doctrinae ac viam, qua in notitiam ipsius pertingere queat, absoluto decreto denegaverit. (pag. 803.)

Dabei statuirt er auch eine vocatio per famam de ecclesia longe lateque diffusam, sowie per documenta beneficentiae divinae in regno naturae ubique obvia u. dgl.; er schreibt es aber auch auf die Schuld der Vorfahren, wenn manche Völker das Evangelium nicht kennen und läßt die denegatio vocationis von der divina praescientia inefficaciae herrühren, ja er nimmt an, daß auch die Heidenkinder mit Recht verloren gehen: sicut enim dicuntur creati ad imaginem Dei in Adamo; ita et vocati sunt ad salutem in parentibus. Et sicut omnes infantes privatione ima-

ginis Dei ob transgressionem Adae juste puniuntur; ita et privatione mediorum ob ingratitudinem parentum. Wie bei solchen Annahmen die Lehre von einer allgemeinen Berufung aller Menschen durch das Evangelium umgestoßen wird und wie dabei die Stellen Röm. 10 u. Kol. 1 durchaus nicht in dem Sinne festgehalten werden, daß in ihnen wirklich eine bereits vollzogene Berufung aller Menschen enthalten sey, haben wir schon oben angedeutet. Wenn aber nicht angenommen wird, daß zur Zeit der Apostel bereits actu die Predigt des Evangeliums an alle Menschen ergangen sey, so wird auch die Bedeutung der fraglichen Bibelstellen nicht festgehalten, welche Hr. L. in ihnen findet. — Diese Bedeutung kann um so weniger von Hollaz festgehalten seyn, als er S. 807 sogar die früher zur Zeit der Apostel behauptete vocatio universalis actualis wieder dahin modificirt, daß er sagt: non statuimus, quod Deus per missos praecones evangelii — omnes homines actu, coram et immediate vocaverit, sed quod .... tempore Apostolorum omnibus hominibus doctrinam evangelii tam clare ac solemniter notificaverit, ut omnes homines, qui ad veram scrutandam religionem obligati sunt, ad salutarem ejus notitiam pertingere potuissent et quod Deus nulli genti, nulli homini doctrinam evangelicam absoluto decreto denegaverit. Ja Hollaz sagt auch eben da wieder ausdrücklich: universalis est haec gratia vocans ratione intentionis Dei, — und S. 810 nimmt er eine inaequalitas vocationis divinae an, sowohl ratione ordinis (Act. 13, 46.) als auch ratione modi et gradus (aliae gentes vocatae sunt per verbum solemniter praedicatum, aliae per verbum scriptum et lectum, aliae per famam de ecclesia sparsam), als auch endlich ratione morae et horae, wobei er auf die Unergründlichkeit der göttlichen Rathschlüsse nach Röm. 11, 33 hinweist.

Es ist aber unwidersprechlich, daß diejenigen keine wirk-

lich und in der That schon zur Zeit der Apostel vollzogene Berufung durch die Predigt des Evangeliums aus Röm. 10 u. Kol. 1. herleiten können, welche, obschon sie diese Stellen zur Begründung der allgemeinen Berufung anführen, doch auch eine Berufung per famam de ecclesia oder eine inaequalitas vocationis ratione horae et morae oder überhaupt eine universalitas vocationis ratione intentionis divinae oder quoad mandatum Dei statuiren. Dies thun jedoch alle Dogmatiker unserer Kirche, welche uns zugänglich waren, weßhalb wir nicht zugeben können, daß Hr. L. mit ihnen übereinstimme in Betreff der Behauptungen, die er auf Röm. 10. u. Kol. 1. gründet, oder vielmehr, daß sie die fraglichen Stellen in dem Sinne auffassen, wie er thut. Was vollends Exegeten und Dogmatiker der neuern und der neuesten Zeit anbelangt, so konnten wir keinen finden, der mit H. L. übereinstimmte in Auffassung der in Rede stehenden Bibelstellen und seiner darauf gegründeten Lehre von der allgemeinen Berufung. Man vergleiche — um nur einige Namen anzuführen — Olshausen's Kommentar zu Röm. 10, 18 u. Kol. 1, 6. 23 und Böhmer's Glaubenswissenschaft, 2. Th. über die Berufung *).

Es wäre aber auch eine in so kurzer Zeit, wie das Lebensalter der Apostel und hier besonders das Leben des Apostels Paulus war, vollzogene Predigt des Evangeliums ganz dem Wesen und der Weise göttlicher Offenbarung und ihrer Kundmachung an die Menschen entgegen. Denn wenn auch Gott seinen Gnadenrath, durch Christum alle Menschen zur Seligkeit zu berufen, schon vor der Zeit gefaßt hat, so kann er eben diesen Rath an die Menschen nur innerhalb der Zeit und des

*) Auch in der Röm. Kirche fanden wir keine Stimme für die L.'sche Auffassung; wohl aber sagt Salmeron zu Röm. 10, 18: Non probat Paulus: praedicatum jam esse ubique suo tempore, sed quod praedicaretur. Und Corn. a Lapide erklärt Kol. 1, 23 prophetico more ob rei futurae certitudinem ponitur perfectum.

Raumes und nach den Bedingungen derselben kund thun, weil die Menschen an Zeit und Raum mit ihrer ganzen Entwicklung und Bildung gebunden sind. Und von den Bedingungen der Zeit und des Raumes waren nicht nur die Völker der Erde, denen das Evangelium gebracht werden sollte, sondern auch die Apostel abhängig.

Man hat leicht sagen: in Adam und in Noahs Familie ist die Berufung an alle Menschen der Erde ergangen; aber zur Zeit der Apostel gab es eben mehr Völker und mehr Menschen und in einer über den ganzen Erdkreis sich erstreckenden Ausbreitung, dazu in der verschiedensten Abstufung der geistigen Entwicklung. Wäre das Evangelium in der kurzen Zeit bis zur Abfassung des Kolosser- oder Römerbriefes allen Menschen so gepredigt worden, daß sie dasselbe auch auffassen, verstehen und mit Liebe annehmen oder mit Bosheit und Haß verwerfen konnten; so hätte Gott bei Kundmachung seines Gnadenrathschlusses in Christo alle Bedingungen der Entwicklung und der Vollendung in Zeit und Raum, woran eben die Menschen geknüpft sind, aufheben müssen, was um so weniger geschah, als ja der Herr die Predigt des Evangeliums und die Ausbreitung seines Reiches Menschen übergab, die bei aller Fülle des heil. Geistes, welche wenigstens den Aposteln zukam, doch auch den Hindernissen des Fortkommens durch Meere und Länder unterworfen waren und mit den noch größern Hindernissen einer schnellen Auffassung, wie sie in den Menschen, denen gepredigt werden mußte, vorlagen, zu kämpfen hatten.

Sagt man, es sey die Berufung, wenn auch nicht überall mündlich, so doch schriftlich (si non ἀποστολῇ, tamen ἐπιστολῇ) vollzogen worden; so ist hiemit die Sache nur noch mehr erschwert. Denn gewiß gab es damals noch viele Völker, die noch nicht einmal Schriftzeichen kannten, geschweige daß man in ihrer Sprache schon den Reichthum des Evangeliums hätte darlegen und nun vollends in ihrer Sprache durch Schriftzeichen zur Kenntniß bringen können.

Aber gesetzt nun auch, es wäre wirklich schon zur Zeit der Apostel das Evangelium allen Menschen gepredigt worden; was nützte eine damals vollzogene Berufung aller Menschen den nachfolgenden Geschlechtern, die nichts mehr davon wissen und erfahren? Offenbar ist es jedoch gegen das Wesen der Gnade Gottes, anzunehmen, daß um der Verwerfung des Evangeliums willen, deren sich die Vorfahren schuldig machten, auch die Nachkommen, selbst in spätern Geschlechtern, noch verloren gehen sollen, wie das freilich angenommen werden muß, wenn eine schon zur Apostelzeit vollzogene Berufung konsequenter Maßen Sinn und Bedeutung haben soll. Es ist ganz unrichtig und nur aus gänzlichem Mißverständniß des wahren Verhältnisses der Gnade Gottes zu dem sündigen Menschen hervorgegangen, wenn man die Schuld der Verwerfung des Evangeliums von Seiten der Vorfahren gleichmäßig auf die Nachkommen forterben lassen will, wie die Sünde. Der Sünde sind wir verfallen durch Geburt, die Sünde erbt sich von Adam, von den Vorfahren auf die Nachkommen fort, das natürliche Verderben ist etwas, worein der Einzelne durch Abstammung und schon vor aller persönlichen Verschuldung geräth.

Aber die Gnade Gottes in Christo muß jedem Einzelnen eigens und besonders gebracht, zur Wiedergeburt muß jedem Menschen an sich und für sich Mittel und Gelegenheit geboten, der neue Mensch muß Jedem als Einzelperson, als Individuum eingepflanzt werden; eben darum kann es auch in der Verwerfung des Evangeliums, in der Abweisung der Gnade Gottes und in der Verschließung gegen die Wirkungen des heil. Geistes keine Stamm- und Geburtsschuld geben, es müßte sonst auch der Geist und der Glaube sich forterben wie Fleisch und Sünde.

Hier gilt das Wort: „Aber nicht hält sich's mit der Gabe, wie mit der Sünde!" Und Buddeus sagt in Bezug auf unsern vorliegenden Gegenstand (S. 681.): Ad arcanas autem istas vias Dei illud etiam omnino pertinet, quod unam gentem

citius, aliam serius vocet; quodve uni genti, postquam pristinis tenebris rursus immersa est, denuo lucem suam exoriri jubeat, quae felicitas aliis non contingit. Nec enim existimandum, postquam gens aliqua vocationem divinam repudiavit, posteris ejus omnibus necessario in tenebris manendum esse. Hoc enim quo pacto cum gratia Dei universali conciliari queat, me non capere, lubens profiteor.

Man hat aber auch noch nie streng und ganz ernstlich die Behauptung aufgestellt, daß die Schuld der Verwerfung des Evangeliums von den Vorfahren auf die Nachkommen forterbe, noch weniger hat man dies in der h. Schrift begründet gefunden; sonst hätte man sich nicht nach so mancherlei Entschuldigungen dieser Behauptung umgesehen. Wer freilich einmal annimmt, daß zur Zeit der Apostel bereits allen Völkern die Predigt des Evangeliums gebracht wurde und daß an alle Menschen die Berufung durch das helle Wort ergangen sey, der muß nach strenger Folge dieser Annahme auch eine Vererbung der Schuld jener zurückgewiesenen Berufung bei allen Völkern und Menschen statuiren, welche später das Evangelium nicht hatten und ohne Kenntniß desselben aus der Welt schieden. Allein wir glauben sattsam erwiesen zu haben, daß die Behauptung einer bereits zur Zeit der Apostel vollzogenen Berufung aller Menschen durch die Predigt des Evangeliums ganz unbegründet sey, weil sie sich aus der heil. Schrift nicht nachweisen läßt, weil sie noch zu keiner Zeit strenge und konsequente biblische Begründung fand, weil sie der Weise der göttlichen Offenbarung und endlich weil sie dem Wesen der göttlichen Gnade widerstrebt.

(Schluß folgt.)

Der Judaismus der katholischen Kirche.

Dritter Artikel.

Was vom Fleische geboren ist, das ist Fleisch, und was vom Geiste geboren ist, das ist Geist. So hatte Abraham zwei Reihen von Nachkommen: die einen nach dem Fleische, die andern nach dem Geiste. Diesen Gedanken führt der Apostel durch Gal. 4, 21 ff.: Es stehet geschrieben, daß Abraham zween Söhne hatte; einen von der Magd, den andern von der Freien. Aber der von der Magd war, ist nach dem Fleische geboren; der aber von der Freien, ist durch die Verheißung geboren. Die Worte bedeuten etwas u. s. w. Und darauf zeigt der Apostel, wie der blos nach dem Fleisch geborene der Typus des irdischen Jerusalems (συστοιχεῖ τῇ νῦν Ἱερουσαλὴμ) und seiner Kinder sey, der nach der Verheißung geborene aber sey der Typus des himmlischen Jerusalems, welche sey unsere, der Gläubigen, Mutter. — Dieses himmlische, geistige Jerusalem ist aber ein verborgenes, dem groben, fleischlichen Sinne nicht wahrnehmbares. Dieser will deßhalb von einer geistigen Gemeinschaft nichts wissen, sondern erkennt blos leiblichen, äußeren Zusammenhang mit dem Stammvater an. Diese beiden Gegensätze stellt der Apostel nach dem Vorgange von Jes. 54, 1 dar unter dem Bilde zweier Frauen, von denen die eine den Mann hat, d. h. in äußerlicher Gemeinschaft steht und derselben sich überhebt, die andere die Unfruchtbare und Verstoßene zu seyn scheint. Aber gerade die letztere bekommt den Trost: Sey fröhlich, du Unfruchtbare, die du nicht gebierest; und brich

hervor und rufe, die du nicht schwanger bist; denn die Einsame hat mehr Kinder, denn die den Mann hat. —

Diese selbe Duplicität der Nachkommenschaft findet nun nicht blos in Bezug auf Abraham, sie findet in Bezug auf alle Gründer religiöser Gemeinschaften, ja auf alle Urheber bedeutender, in die Geschichte mächtig eingreifender Ideen statt. Ein jeder von diesen wird seine fleischliche und seine geistige Nachkommenschaft haben, von denen die erstere den äußeren, materiellen Zusammenhang als vollgültigen Rechtstitel ihrer exklusiven Berechtigung, die letztere aber den innern, geistigen Zusammenhang als den allein untrüglichen Beweis legitimer Abstammung geltend machen wird. Und die erstere dieser Gemeinschaften wird sich immer verfolgend gegen die andere verhalten, sie wird immer die großen Massen des Volkes für sich haben, sie wird es zu großem, äußeren Glanze bringen, aber ihr Ende wird seyn — vollständige Niederlage. Die letztere wird stets die verfolgte, der Zahl nach schwächere, in armseligen, äußern Zuständen sich befindende seyn, aber ihr Ende wird seyn — herrlicher Sieg. —

So fehlt denn auch Petrus jene doppelte Reihe materieller und geistiger Nachfolger nicht. Die materielle Succession nun wollen wir der katholischen Kirche gern zugestehen. Mag immerhin der Bischof von Rom sich rühmen, daß er noch auf demselben Stuhle sitze, den Petrus inne gehabt! Diesen Vorzug werden wir ihnen nicht beneiden. Es wundert uns auch keinesweges, wenn sie von diesem Principe aus eben so intolerant, eben so fanatisch, eben so hochmüthig gegen uns verfahren, wie die Juden gegen alle Heiden und noch mehr gegen die von ihnen sich lostrennenden Christen verfahren sind und noch verfahren. — Aber mit dem allerentschiedensten Bewußtseyn vollkommener Berechtigung halten wir ihnen das Wort des Apostels entgegen: So erkennet ihr ja nun, daß, die des Glaubens sind, die sind Abraham's Kinder. Die Schrift aber hat es zuvor ersehen, daß Gott die Heiden durch den Glauben gerecht

mache. Darum verkündigt sie dem Abraham: In dir sollen alle Heiden gesegnet werden. Also werden nun, die des Glaubens sind, gesegnet mit dem gläubigen Abraham. (Gal. 3, 7—9.) Ja, so gut der Geist des Evangeliums den Juden alle jene Vorrechte abspricht, welche sie auf ihre leibliche Abstammung von Abraham gründeten, und die Heiden ihnen vollkommen gleichstellt, wenn sie dem Geiste nach, d. h. im Glauben Kinder Abraham's sind, ebenso behaupten wir, spricht der Geist der Offenbarung N. T's der katholischen Kirche alle jene Privilegien ab, welche sie aus ihrem materiellen Zusammenhang mit Petrus durch die Succession der Römischen Bischöfe ableitet. Und kraft desselben Geistes behaupten wir, daß unsre evangelische Kirche, weil sie im Geiste und in der Lehre der Apostel gegründet ist, der katholischen Kirche nicht nur gleich stehe, sondern auch sofern ihre Lehre reiner und apostolischer ist, denselben Vorzug vor ihr habe, den eine Gemeinde von Heiden-Christen vor Juden hatten, die Abraham's Samen dem Fleische nach, aber nicht dem Geiste nach waren. — Daß aber unsre Kirche eine ächte Tochter der Apostel dem Geiste nach, d. h. daß unsre Lehre und Bekenntniß ächt christlich, evangelisch und apostolisch sey, haben wir oft bewiesen und ist uns niemals widerlegt worden. —

Denn es kann auch der bitterste Gegner, sofern er nur der Wahrheit die Ehre geben will, unsrer Kirche nichts anderes nachsagen, als daß sie nicht begehre etwas anderes zu sagen oder zu setzen, denn die reine Lehre des Evangeliums, wie sie von Christo und den Aposteln ist verkündiget worden. Denn das haben Luther und alle Reformatoren tausendfältig erklärt, und ist in den öffentlichen Bekenntnißschriften unsrer Kirche auf jeder Seite ausgesprochen*), daß wir nichts anderes den Willen

*) Cf. Conf. Aug. Epilog. Tantum ea recitata sunt, quae videbantur necessario dicenda esse, ut intelligi possit in doctrina ac ceremoniis apud nos nihil esse receptum contra Scrip-

und die Absicht haben zu lehren, als was in den kanonischen Schriften Alten und Neuen Testaments klärlich enthalten, daß wir aber gerne von jedem Artikel abstehen werden, der uns aus heiliger Schrift als irrig mit deutlichen Gründen erwiesen würde. — So nun unser aufrichtiges und ernstes Streben darauf gerichtet ist, durchaus nichts anderes anzunehmen, als was mit dem Geiste Christi und seiner Apostel übereinstimmt, welches sich daraus ergiebt, daß wir als formelles Princip unserer Kirche die alleinige Autorität der heil. Schrift in Glaubenssachen hinstellen, so könnte man uns unapostolisches, unevangelisches, unchristliches Lehren nur in sofern vorwerfen, als es unserm aufrichtigen Streben aus menschlicher Schwäche nicht gelungen wäre, sein Ziel zu erreichen. — Aber die katholischen Theologen selbst haben es je und je schwierig gefunden, unserer Lehre Widerspruch mit der heiligen Schrift nachzuweisen. — Hat doch jener **Dr. Eck**, nachdem er die Verlesung der Augsburgischen Konfession mit angehört, zu Herzog Wilhelm von Bayern gesagt, aus den Kirchenvätern getraue er sich diese Konfession zu widerlegen, aber nicht aus der Schrift; — worauf der Herzog ihm antwortete: „So höre ich wohl, die Lutherischen sitzen in der Schrift und wir daneben.“ —

Sehr häufig haben unsre Gegner naiv genug eingestanden, daß es ihrer Sache viel zuträglicher sey, wenn man sich im Streite gegen uns auf Schriftbeweise gar nicht einlasse. —

So sagt z. B. **Pighius de eccles. hierarch. Lib. I. Cap. 4. sub fin.: Si hujus doctrinae memores fuissemus, haereticos scilicet non esse informandos vel convincendos ex Scripturis, meliore sane loco essent res nostrae. Sed dum ostendendi ingenii et eruditionis gratia cum Luthero in certamen descenditur**

---

turam aut ecclesiam catholicam, quia manifestum est, nos diligentissime cavisse, ne qua nova et impia dogmata in ecclesias nostras serperent.

Scripturarum, excitatum est hoc, quod, pro dolor, videmus incendium. — Weßhalb haben denn die katholischen Theologen der heiligen Schrift die insufficientia und obscuritas vorgeworfen, weßhalb haben sie dieselbe einen nasus cereus und plumbeam Lesbiae aedificationis regulam genannt, weßhalb hat sogar jener Richard Simon das freche Spiel der Verdächtigung gegen die kritische Aechtheit der biblischen Bücher angefangen, als weil sie einsahen, daß wir, mit der Schrift in der Hand, ihnen toto coelo überlegen waren? — Weßhalb endlich als aus gleichem Grunde hat das Concilium Tridentinum das Ansehen der heil. Schrift dadurch zu schwächen gesucht, daß es nicht nur die Tradition ihr zur Seite stellte, sondern auch Bücher zu kanonischen erklärte, welche die Kirche niemals communi consensu als solche anerkannt hatte, endlich einer Uebersetzung gleichen Rang mit dem Originale ertheilte, deren Fehlerhaftigkeit einen Papst um den Ruf seiner Infallibilität und einen berühmten Theologen und Kardinal um die Ehre der Kanonisation gebracht hat*). — Aus allen diesen Thatsachen geht mit Evidenz hervor, daß selbst unsere Gegner den Vorzug der Schriftmäßigkeit unserer Kirche nicht absprechen können. — Aber freilich stimmen wir nicht mit der Theologie der Scholastiker des Mittelalters, mit der Tradition

*) Sixtus V. veranstaltete 1590 in Folge der Tridentiner Beschlüsse eine officielle Ausgabe der Vulgata, von welcher er, damit sie ja ohne Fehler sey, die Druckbögen selbst korrigirte. Aber leider gerieth die Ausgabe so schlecht, daß man viele Stellen zu radiren, mit der Feder zu korrigiren, ja sogar mit Zettelchen zu bedecken genöthigt war. Die Folge war, daß selbst die einzelnen Exemplare derselben Auflage nicht übereinstimmten. Daher besorgte Klemens VIII. eine neue Ausgabe. Um nun das Ansehen der päbstlichen Infallibilität zu retten, unternahm Bellarmin die Vertheidigung Sixtus des V. Er that es, indem er — die Schuld auf die Buchdrucker schob. — Und dies brachte ihn um die Ehre der Kanonisation! — Man vergleiche des Katholiken Hug Einleitung zum N. T. I. pag. 487 ff.

der Römischen Kirche, überhaupt nicht mit den Glaubenssätzen, welche vom Stuhle Petri herab der Welt zu glauben befohlen werden. — Nun wir haben droben gezeigt, daß der Stuhl Petri so wenig vor Irrthum, ja vor Bosheit schützt, als der Stuhl Mosis. — Unsere Reformatoren haben als eine Thatsache erkannt, daß der Nachfolger Petri nicht mehr dasselbe lehrte, was Petrus selbst gelehrt hatte, sondern das Gegentheil davon. Darum haben sie sich losgesagt vom Nachfolger und sind zu der allein untrüglichen, sichern und unwandelbaren Urkunde dessen, was Petrus, die Apostel alle und Christus selbst gelehrt hatten, zur Schrift zurückgekehrt. — Die des Glaubens sind, das sind Abraham's Kinder, sagt Paulus, und statuirt damit im entschiedensten Gegensatz gegen den Trotz der Juden, die sich auf ihre leibliche Abstammung verließen, die Möglichkeit und das ausschließliche Recht einer geistigen Nachkommenschaft. Kraft dieser selben Stelle nehmen wir nun gegen jenes Rom, das sich auf seine materielle Succession von Petrus her steift, das Recht einer geistigen Succession, sowie auch gegen die Juden das Recht der geistigen Abstammung von Abraham in Anspruch, und behaupten deßhalb: wir seyen die ächten Nachfolger Petri und die ächten Söhne Abrahams, weil wir das Wort Petri zu unserm Fels und den Glauben Abrahams zu unserm Schilde haben. —

Möchten dies doch auch jene thörichten Protestanten bedenken, die wir mit dem Namen der Puseyten bezeichnen, und welche von England ausgehend, nun auch über den Kontinent ihre Ansichten verbreiten. Diese Leute liebäugeln mit Rom, ja sie kehren als reuige Sünder zum Pantoffelkusse zurück, weil Rom die leibliche, sichtbare Stammhalterin des christlichen Namens ist. — Nun ja, das Fleisch gelüstet wider den Geist! Was im einzelnen Individuum geschieht, muß sich wohl auch im Leben der ganzen Kirche wiederholen. Wir nennen diese Richtung geradezu eine fleischliche, gesetzliche, jüdische, weil es ihr um das Faulbette einer materiellen Basis zu thun ist, weil

ihnen wie den Juden der Same Abraham's mehr gilt als der Glaube Abraham's. Wir halten sie für ungeistliche Menschen; weil sie von einer Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit nichts wissen, und weil sie die Realität und Herrlichkeit einer geistigen Succession anzuerkennen entweder nicht die Kraft oder nicht den guten Willen haben.

Doch nachdem wir die wesentliche Indentität des materialen Princips der katholischen Kirche mit dem materialen Princip des Judenthums nachgewiesen haben, können wir nicht umhin, auch auf den Unterschied, der zwischen beiden obwaltet, aufmerksam zu machen.

Der Zusammenhang der einzelnen Individuen des jüdischen Volks mit dem Stammvater Abraham war ein leiblicher, äußerlicher, aber er war bei allen gleich direkt. Alle Juden standen sich in Bezug auf ihre Abstammung von Abraham vollkommen gleich, der Hohepriester und König hatte in dieser Beziehung vor dem gemeinsten Galiläer nichts voraus, letzterer war ein Sohn Abraham's gerade so gut und gerade so direkte als die ersteren. — In der katholischen Kirche ist der Zusammenhang des Einzelnen mit Petrus zwar auch wesentlich ein äußerlicher, materieller, insofern als conditio sine qua non nur eine fides implicita, also ein blindes, ungeistiges, gesetzlich äußeres sich Unterwerfen unter die Satzungen der Kirche, und ein äußerliches Gehören zum Leibe der Kirche gefordert wird; aber dieser Zusammenhang der einzelnen Layen mit Petrus ist ein indirekter, durch die Hierarchie erst vermittelter. — Direkte Nachfolger Petri sind ja blos die Bischöfe von Rom, oder, wenn man mit den Episkopalisten sprechen will, das Apostolat setzt sich unmittelbar fort im Ganzen, Einen und ungetheilten Episkopat. — Die katholische Kirche macht einen scharfen Unterschied zwischen Klerus und Layen. Nur der Klerus ist Stammhalter, Träger der Privilegien, und Spender der Wohlthaten der Kirche. Die Layen sind blos Aeste, eingefügt

in den Stamm und ohne diesen außer Zusammenhang mit den Aposteln und mit Christo *). —

Dieselbe Kluft, welche zwischen dem Ganzen der katholischen Gemeinde und den Nichtkatholiken gedacht wird, besteht auch innerhalb der ersteren zwischen Klerus und Layen. Der Priester steht über dem Layen ebenso erhaben da, wie letzterer über dem Nichtkatholiken. Bei den Juden war doch das Wesentliche, das Fundament ein Allen Gemeinsames. Es fand bei ihnen in Bezug auf die Hauptsache eine brüderliche Gleichheit statt. Der Priester war zuerst Sohn Abraham's und insofern allen Israeliten gleich, dann erst Sohn Levi's und Aaron's und insofern in einer Beziehung über die andern Abrahamiden erhaben. Aber die Vermittlung mit Gott durch Abraham war die erste und wichtigste. Weil nun alle Juden in gleicher Weise Söhne Abraham's waren, standen sie in Abraham alle Gott gleich nahe. Die Vermittlung durch Aaron war nur,

---

*) Der Catechismus Romanus sagt De Ordinis Sacram. Cap. I, 1.: Primum itaque fidelibus tradendum est, quanta sit hujus instituti, si summum ejus gradum, hoc est, sacerdotium spectemus, nobilitas et excellentia. Nam cum Episcopi et sacerdotes tanquam Dei interpretes et internuntii quidam sint, qui ejus nomine divinam legem et vitae praecepta homines docent, et ipsius Dei personam in terris agunt, perspicuum est, eam esse illorum functionem, qua nulla major excogitari possit. Quare merito non solum angeli (Malach. 2, 7. 1. Cor. 11, 10.), sed Dii etiam (Exod. 22, 28.), quod Dei immortalis vim et numen apud nos teneant, appellantur. Quamvis autem omni tempore summam dignitatem obtinuerint, tamen novi testamenti sacerdotes caeteris omnibus honore longe antecellunt. Potestas enim tum corpus et sanguinem Domini nostri conficiendi et offerendi, tum peccata remittendi, quae illis collata est, humanam quoque rationem atque intelligentiam superat, nedum ei aliquid par et simile in terris inveniri queat. —

wie oben gezeigt, ein Korrektiv für die Störungen, welche in der Gemeinschaft mit Gott durch Uebertretung des durch Moses gegebenen Gesetzes eingetreten seyn mochten. Diese beiden also, Moses und Aaron, vermittelten nicht erst die Gemeinschaft der Juden mit Abraham, sondern sie standen neben Abraham, zum Behufe nothwendiger Ergänzung, als Mittler zwischen Gott und dem Volke da auf einem andern, nämlich dem formalen Gebiete. So hatte der Jude im Grunde genommen nur Einen Mittler, denn Abraham, Moses und Aaron repräsentiren nur die verschiedenen Funktionen desselben Einen Mittleramtes. Auch war dafür gesorgt, daß die Juden über dem Mittler Gott selbst nicht vergessen konnten, denn sie sahen und wußten Gott gleich hinter dem Mittler. So sahen sie auf Sinai Gottes Herrlichkeit, sie hörten seine Stimme und den Schall seiner Posaune, und aus dieser heiligen Umgebung trat Moses zu ihnen heraus mit den Tafeln des Gesetzes in seinen Händen. In das Allerheiligste der Stiftshütte durften sie zwar nicht eintreten, denn nur Aaron konnte das, aber sie sahen doch über der Hütte die Wolke und den Feuerglanz des Herrn. (Exod. 40, 34. Num. 16.)

In der katholischen Kirche aber sind, wie gesagt, nicht alle Glieder direkte und unmittelbare Nachkommen des Stammvaters, sondern nur in einem Theil derselben pflänzt sich des Stammvaters Macht und Würde fort. Dieser Theil der Kirchenglieder bildet eine geschlossene, in sich selbst wieder abgestufte Kohorte, den Klerus, und nennt sich, eben weil in ihm allein der Fels der Kirche unmittelbar fortlebt, die Kirche *κατ' ἐξοχήν*. Denn wenn es heißt: Die Kirche findet für gut, die Kirche befiehlt, die Kirche entscheidet dies oder jenes, die Kirche segnet, bittet für ihre Glieder oder richtet und verdammt ꝛc., so prüfe man den rechten Sinn der Worte, wenn man für „die Kirche" jedesmal „der Klerus" setzte. So steht der katholische Laye selbst gewissermaßen außerhalb der Kirche.

Wenn nun der katholische Laye schon von dem Fels der

Kirche durch die geschlossene Kohorte seiner Nachfolger geschieden ist, welche Trennung erst zwischen ihm und Gott! Wenn im Judenthum Jehovah immer gleich hinter dem Mittler sich zeigte, so verschwindet in der katholischen Kirche Gott ganz und gar vor lauter Mittlern. Denn welche Reihe von Stufen vom Layen bis zu Gott! Nach der oben angeführten Stelle des Catechismus Romanus besteht schon zwischen dem Layen und dem einfachen Priester eine ungeheure Kluft. Ueber dem Priester steht der mit noch höherer Machtvollkommenheit ausgerüstete Bischof. Ueber dem Bischof der Pabst, von dem alle geistliche Gewalt als von ihrem Brennpunkte ausgeht. Ueber dem Pabste in der jenseitigen Welt stehen noch die unsichtbaren Mittler, die Heiligen, und erst über diesen in unendlicher, kaum dem Gedanken erreichbarer Ferne, kommt Gott, der Herr, selbst. — Wie soll da noch ein Kindesbewußtseyn, wie soll da kindliche Liebe und kindliches Vertrauen zu Gott möglich seyn! Kein Wunder, wenn in manchen Ländern z. B. in Italien dem Volke sein Gott ganz abhanden gekommen zu seyn scheint. Von Nichts als priesterlicher Absolution, päbstlichem Ablaß, Fürbitte der Heiligen u. s. w. hört man da. Den lieben Gott selbst scheint das Volk gar nicht mehr zu kennen. Und daß es in Deutschland vor der Reformation nicht besser ausgesehen hat, ist uns auf unzweifelhafte Weise durch Zeugnisse von Männern aus jener Zeit, welche selbst noch jenen Zustand mit durchgemacht hatten, bekannt *).

---

*) Vergleiche die wörtlichen Anführungen aus Friedrich Mecum Historie der Reformation von 1517—1542 in Marheineke's Reformationsgeschichte I. S. 8 ff.: „Christus wurde beschrieben als ein strenger Richter, der alle, die sich nicht mit Fürbitte der Heiligen und päbstlichem Ablaß versehen, verdammen werde. Deßhalb setzten sie an Christi Stelle Fürbitter und Heilande, als die Jungfrau Maria . . . . , hiernach andere Heilige, deren die Päbste immer neue machten u. s. w."

So ist also dies die Aehnlichkeit zwischen einem katholischen Christen und einem Juden, daß beide Knechte sind und nicht Kinder, das aber der Unterschied, daß der katholische Christ in siebenfach höherem Grade Knecht ist als der Jude.

Soll ich's ein Glück oder ein Unglück nennen, daß die katholischen Layen zum größten Theile wenigstens die Knechtschaft gar nicht fühlen, in der sie schmachten? O, es ist ein Unglück, denn wenn sie's fühlten, wäre ihnen geholfen. Aber sie werden's nicht leicht fühlen, denn es ist ihnen wohl in ihrer Knechtschaft. Das Fleisch trachtet ja nach Knechtschaft. Das Fleisch gerade hat sich jene Mauern um Gottes Thron herum gezogen, es hat sich selbst ausgeschlossen aus seiner Nähe, denn es kann nicht bestehen in seinem heiligen Lichte. Nur Kinder, die den Geist Gottes haben, können die Nähe der Majestät ertragen. — So hat also das katholische Dogma im Fleische der Menschen seine festeste Stütze.

Neben Abraham steht im Alten Testament Moses als Mittler da. Er ist auf dem geistigen oder formalen Gebiete dasselbe, was ersterer auf dem leiblichen oder materialen. Durch Moses empfing das Volk diejenige Offenbarungsform, deren es allein fähig war, das Gesetz.

Hätte das materiale Princip des Judenthums nicht gelautet: leibliche Abstammung von Abraham, so hätte auch das formale nicht lauten können: Gehorsam gegen das Gesetz. Aber wo einmal das Grundelement ein fleischliches war, mußte auch die Beschränkung und Begrenzung desselben aus derselben Sphäre entnommen seyn. Oder war es passend zu sagen: Wer Abraham's Sohn dem Fleische nach ist und den lebendigen Glauben an Christus hat, der wird selig werden? Würde so das materiale Princip durch das formale als ein höheres und umfassenderes nicht aufgehoben worden seyn? Konnte das πιστεύειν, welches ein rein geistiges und unmittelbares Verhältniß zu Gott bezeichnet, ein Verhältniß, dessen folglich jeder nach Gottes Ebenbilde geschaffene Mensch fähig seyn muß, konnte dieses eine

Beschränkung abgeben für jenes rein partikulare und exklusive Verhältniß der Abstammung von Abraham? Unmöglich. Durch die leibliche Abstammung von einem Menschen waren die Juden von Gott getrennt. Der Stammvater stand ja zwischen ihnen und Gott, sie waren mit ersterem allein unmittelbar, mit letzterem nur mittelbar verbunden. Waren sie also nicht unmittelbar Gottes Kinder aus seinem Geiste gezeugt, so konnte sich Gott auch nur auf eine äußerliche Weise zu ihnen verhalten, er mußte ihnen ferne und fremd bleiben, er konnte ihnen nur als Gesetzgeber gegenüber treten. Und diese Gesetze mußten nothwendig von der Art seyn, daß sie der fleischlichen Sphäre, in welcher jene lebten, konvenirten. Sie durften nicht die Geburt aus dem Geiste, das unmittelbare Kindschaftsverhältniß zu Gott, das Einsseyn mit ihm, das Inwohnen der göttlichen Lebensfülle und Lebenskraft voraussetzen, sondern sie mußten so beschaffen seyn, daß ihre Erfüllung auch ohne die Lebenseinheit mit Gott dem fleischlichen Menschen in seiner Isolirtheit, möglich war.

Wenn nun in der katholischen Kirche ein ebenso äußerliches, materielles Verhältniß zur Basis gemacht wird, nämlich die Succession der Römischen Bischöfe auf dem Stuhl Petri, so wird, wie oben gezeigt, hiedurch ebenfalls das Kindschaftsverhältniß zwischen Gott und Menschen zerstört, der Mensch steht nicht mehr in realer Lebenseinheit mit Gott seinem Vater, sondern der Pabst steht als Mittler zwischen ihm und Gott, der Mensch ist von neuem aus dem Kindesverhältniß in das Knechtsverhältniß hinabgestoßen. Gott muß also abermals dem Menschen als Gesetzgeber gegenüber treten. Und zwar müssen die Gesetze, die er gibt, der Fleischlichkeit jenes materialen Principes entsprechen. Man hat als Grundbedingung des Seligwerdens aufgestellt die äußere Gemeinschaft mit einem sichtbaren Orte der Erdoberfläche, und mit einer Person, welche von diesem Orte aus die Macht haben soll an Gottes Statt zu gebieten, selig zu sprechen und zu verdammen: extra ecclesiam

nulla salus. Wenn also die Hauptsache ist, daß man dem Stamme der Nachfolger Petri eingefügt, daß man in den Schooß der geistlichen Mutter aller Menschen, der Römischen Kirche aufgenommen sey, so kann wahrlich nicht als beschränkende Bestimmung dieses äußerlich Angehörens hinzugefügt werden, daß man auch Gottes Kind dem Geiste nach sey. Diese beiden Bestimmungen schließen sich absolut aus. Denn müssen wir dem Stellvertreter angehören, so können wir nicht mit Gott in unmittelbare Verbindung treten, weil ja sonst der Stellvertreter mit der ganzen Oekonomie, deren Mittelpunkt er ist, überflüssig wird. Oder sollen wir Kinder Gottes unmittelbar im Geiste seyn, so kann nicht mehr verlangt werden, daß erst durch den Stellvertreter unsere Gemeinschaft mit Gott vermittelt werde, weil ja durch diese Vermittlung die Unmittelbarkeit des Kindesverhältnisses negirt ist. Ist nun das: extra ecclesiam nulla salus zu unbestimmt, können nicht schlechthin alle, die Römisch-katholisch heißen, eo ipso selig werden, sondern muß zu dieser negativen noch eine positive Bestimmung treten, muß außer diesem äußerlich Angehören noch etwas anderes geleistet werden, wodurch jenes Grundverhältniß erst wahrhaft segenbringend wird, so kann dieses andere nur das seyn, daß man dem Gesetze der Kirche unbedingt Gehorsam leiste. Denn durch den bloßen Namen des Stellvertreters wird Gott als Herr bezeichnet. Ein Vater hat und braucht ja keinen Stellvertreter. Ist Gott aber Herr, so sind die Menschen Knechte, zwischen Herren und Knechten aber waltet nur das Verhältniß des Befehlens und Gehorchens ob. Der Stellvertreter Gottes kann also nichts anderes seyn als Moses, d. i. Gesetzgeber, und das formale Princip seiner Gemeinschaft kann nur seyn: Gehorsam gegen das Gesetz. Das Gesetz aber, wie wir droben gezeigt haben, fordert von seinen Angehörigen nicht die Liebe, nicht die Einheit im Geiste, sondern nur den unbedingten Gehorsam. Darum ist es ganz in der Ordnung, wenn Rom von den Seinigen als erste Pflicht jene fides implicita for-

dert, welche nichts anderes ist, als knechtischer Gehorsam, der nicht fragt und forscht, sondern blind sich unterwirft. Also: intra muros ecclesiae, und: fides implicita, das sind die beiden Grundprincipien des Katholicismus, entsprechend denen des Judenthums: Abstammung von Abraham und Gehorsam gegen das Gesetz.

Was aber die Natur des vom Stellvertreter Gottes auferlegten Gesetzes betrifft, so ist es klar, daß von dem irdischen Mittelpunkte nur irdische, die Natur des Materiellen an sich tragende Gebote ausgehen können. Es kann dem katholischen Christen so wenig als dem Juden zugemuthet werden, daß er den tiefen, geistigen Gehalt des Gesetzes erfülle, oder daß er Gott im Geiste und in der Wahrheit anbete, da er ja ein Knecht und kein Kind, da er nicht unmittelbar mit Gott eins, also der göttlichen Lebensfülle nicht theilhaftig ist. Es können nur solche Forderungen an ihn gestellt werden, die ein fleischlicher Mensch, der noch der cathedra Petri als eines sinnlichen Anhaltspunktes bedarf, erfüllen kann. So gewiß die Idee eines Stellvertreters, der in Rom seinen Sitz hat, den Menschen zum Knechte erniedrigt, ebenso gewiß darf dieser Stellvertreter, wenn er sich nicht selbst als per nefas existirend erklären will, den seiner Herrschaft Unterworfenen nur solche Gebote auflegen, die ein armer, aus der Lebenseinheit mit seinem Gott herausgerissener Mensch erfüllen kann. Rom kann, ohne sich selbst zu vernichten, nicht das volle, reine Evangelium, die frohe Botschaft, daß wir in Christo Jesu Gottes Kinder sind, verkündigen, sondern es muß den Seinen ein Gesetz vorschreiben und zwar ein solches, das in keinem Falle höher, geistiger seyn darf als das Mosaische.

Daher ist Rom durch innere Nothwendigkeit dazu hingedrängt, die Offenbarung Neuen Testaments als eine nova lex zu betrachten, wie denn auch wirklich dieser Ausdruck als Bezeichnung des Neuen Bundes im Gegensatz zum Alten bei den

katholischen Theologen ein sehr gewöhnlicher ist*). Da nun Ziel aller Offenbarung unsere Seligkeit ist, so wird die katholische Kirche, von dem Grundsatze der nova lex ausgehend, keinen andern als einen wesentlich gesetzlichen Weg zur Seligkeit zeigen können. Und dem ist auch wirklich so. Ihre Rechtfertigungslehre ist eine wesentlich gesetzliche. Diese zeigt sich schon, wiewohl in vorsichtig verhüllter Weise, in den Dekreten des Tridentiner Koncils, ganz offen aber und mit ungescheuter Verhöhnung der Principien des Evangeliums tritt uns die jüdische Werkheiligkeit in der Praxis der katholischen Kirche entgegen. —

Es kann unsre Absicht nicht seyn, eine ausführliche Darstellung der Rechtfertigungslehre des Tridentinums zu geben. Nur die Hauptsätze entnehmen wir zur Begründung unserer Ansicht: die Rechtfertigung ist nämlich nicht „bloße Vergebung der Sünden, sondern auch Heiligmachung und Erneuerung des innern Menschen durch die freiwillige Uebernahme der Gnade und der Gaben. Wir werden nicht nur als Gerechte angesehen, sondern wir werden Gerechte genannt und sind es wirklich, indem wir die Gerechtigkeit in uns aufnehmen, welche der heil. Geist zutheilt wie er will und nach der eigenthümlichen Anlage und Mitwirkung eines jeden." — Weil nun die Rechtfertigung zugleich Heiligung ist, so kann sie auch wachsen: Canon. XXIV. So Jemand sagt, daß die erhaltene Gerechtigkeit vor Gott nicht erhalten, auch nicht gemehret werde durch gute Werke, sondern daß die Werke selbst nur Früchte und Zeichen der erlangten Rechtfertigung seyen, nicht auch die Ursache ihres Wachsthums, der sey verflucht! —

*) Cf. Conc. Trid. Sess. VI. Can. XXI.: Si quis dixerit, Christum Jesum a Deo hominibus datum fuisse, ut redemtorem, cui fidant, non etiam ut legislatorem, cui obediant, anathema sit.

Wenn nun diese Lehre von der Rechtfertigung einerseits ein Element der Wahrheit hat, welches man protestantischerseits nicht hätte verkennen sollen (indem sie nämlich die principielle Einheit von justificatio und sanctificatio hervorhebt), so läßt sie doch andrerseits eine Deutung zu, nach der sie eine ergiebige Quelle des krassesten Pelagianismus werden kann. Und leider müssen wir sagen, daß diese pelagianische Auffassung der Rechtfertigungslehre in der Praxis der katholischen Kirche schon vor dem Tridentinum die herrschende gewesen und auch nach demselben geblieben ist. Denn man braucht nur einige Zeit in katholischer Umgebung gelebt zu haben, oder ihre ascetische Literatur und die Geschichte ihres religiösen Lebens (z. B. der Mönchsorden) zu kennen, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß Rom nicht nur das Mosaische Sittengesetz in seiner Aeußerlichkeit als Zwanggebot, sondern auch das Ceremonialgesetz, wenn gleich als ein christianisirtes, festgehalten habe und die Erfüllung derselben als causa meritoria der Rechtfertigung fordere.

Denn erstens wird nicht nur die Verdienstlichkeit der guten Werke überhaupt und ihre Nothwendigkeit zur Seligkeit in der Praxis auf eine Weise urgirt, welche es mit der Bestimmung des Tridentinums (virtus Christi bona opera justificatorum semper antecedit, comitatur et subsequitur, et sine ea nullo pacto Deo grata et meritoria esse possunt Sess. VI. Cap. XVI.) keineswegs strenge nimmt, sondern die Kirche hat auch für die Bethätigung der Frömmigkeit eine Menge äußerer Formen vorgeschrieben, deren Praxis nothwendig und an sich schon, als solche, verdienstlich und heilbringend seyn soll, die Kirche hat endlich sogar die Sakramente selbst als ex opere operato wirksam erklärt, indem nach ihr der bloße Vollzug der ritus sine bono motu interiori gratiam confert omnibus, qui obicem non posuerint, (cf. Conc. Trid. de opere operato, Can. VII u. VIII.) so daß wir sagen können: es ist dem Katholiken ein neues Ceremonialgesetz auferlegt, das

ebenso äußerlich, ebenso dem fleischlichen, ungeistlichen Sinne adäquat ist als das jüdische. Wer mag sie alle aufzählen jene Ceremonien, jene Religionsübungen, deren Verrichtung ein so wesentliches Stück der katholischen Frömmigkeit ausmacht? Da sind die vielen und langen Gebete, die Ave-Maria's und Paternoster, welche mit solcher Geläufigkeit und so oft hinter einander hergebetet werden, daß es uns unwillkührlich an Matth. 6, 7 erinnert *). Da sind ferner die Wallfahrten, die Reliquien, die Kreuzgänge und Processionen, die Bekreuzungen, das Weihwasser, die wunderthätigen Medaillen und Bilder, da sind die Klostergelübde, die ascetischen Uebungen, z. B. das Geißeln, Fasten, Rutschen auf den Knieen ꝛc. Wir wollen nicht sagen, daß diese Dinge allein das Wesen der katholischen Frömmigkeit ausmachen. Gewiß verlangt die katholische Kirche auch eine innere Heiligung und Erneuerung des Herzens. Aber soviel ist gewiß, daß ein katholischer Christ, der diese Dinge gar nicht mitmachen, sondern nur die geistige Anbetung Gottes üben wollte, mit argwöhnischen Augen würde angesehen werden, während umgekehrt jemand, der alle jene äußerlichen Uebungen eifrigst verrichtete, ohne doch um seine innerliche Heiligung sich wahrhaft zu bekümmern, sicherlich nicht in den Verdacht des Akatholicismus gerathen wird. Es sey bei dieser Gelegenheit bemerkt, daß schon jener Lehrsatz, nach welchem der absolvirende Priester als Richter und nicht als bloßer officieller Bote dem Beichtenden gegenüber steht, die Aeußerlichkeit des religiösen Lebens zu seiner Voraussetzung hat. Denn soweit geht die Hierarchie selbst in ihren kühnsten Behauptungen nicht, daß sie dem Priester die Fähigkeit der Prüfung der Geister, die Kenntniß des Herzensgrundes zuschriebe. Auch kann ja selbst der aufrichtigste und demüthigste Mensch mit bestem Willen den

---

*) Wird doch das Abbeten von so und soviel Ave-Maria's ꝛc. als Bußübung auferlegt.

wahren Grund seines Herzens nicht offenbaren, weil er ihn selber nicht kennt. Denn nur Gott kann das Herz ergründen (Jerem. 17, 9 u. 10) und es giebt Fälle, wo, wenn wir nicht verzweifeln sollen, Gott größer seyn, denn unser Herz (1. Joh. 3, 19 u. 20) und gegen das Verdammungsurtheil desselben uns lossprechen muß. Da nun doch die Sündenvergebung durch den katholischen Priester eine absolut reale, keiner weiteren Bestätigung bedürfende Thatsache seyn soll, worauf soll sich denn das Urtheil des Priesters gründen? Doch nur auf einen Thatbestand, den er, ein Mensch, mit juridischer Gewißheit wahrnehmen kann. Das kann er aber nur, wenn das Kriterium der Frömmigkeit äußerliche, menschlich wahrnehmbare Handlungen sind.

Wir haben droben auf den Betrug aufmerksam gemacht, den das Fleisch mit dem Gesetze zu spielen weiß, indem es zwar die Idee des Gesetzes an sich mit Freuden acceptirt, aber das göttliche, ernstliche Bekehrung fordernde Gesetz durch willkührliche, scheinbar sehr schwer zu erfüllende, aber in der That den verderbten Herzensgrund unberührt lassende Menschensatzungen zu verdrängen weiß. So verzehnteten die Pharisäer Minze, Till und Kümmel, sie fasteten und beteten, sie gaben Almosen, sie hielten Becher und Schüsseln aufs reinlichste, aber sie waren wie die übertünchten Gräber, welche auswendig hübsch scheinen, aber inwendig sind sie voller Todtenbeine und alles Unflaths (Matth. 23.). So quält ein indischer Fakir seinen Leib auf die schauderhafteste Weise, aber im Innern seines Herzens ist er ein Teufel an Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen. — Die Praxis der katholischen Kirche bietet analoge Beispiele in Menge dar. Oder will man im Ernst behaupten, daß die bloßen Worte eines (noch lieber aber unzähliger) Ave-Maria's, das Essen unverdaulicher Mehlspeisen anstatt des Fleisches, das Geißeln, das Tragen von härenen oder stachelichten Hemden auf dem bloßen Leibe, die weiten, beschwerlichen und kostspieligen Wallfahrten und wie die Ceremonien alle heißen mögen, —

glaubt man wirklich, daß diese Dinge alle an sich als opera operata sine bono motu interiori dem lieben Gott Vergnügen machen? Welche Vorstellung hat man denn von seiner absoluten Heiligkeit und Geistigkeit, wenn man ihm zumuthet, daß er an einem gedankenlos, mit staunenswerther Geläufigkeit hergesagten Paternoster seine Freude habe, und daß es ihm desto lieber sey, je mehr Paternoster er auf diese Weise zu hören bekomme? — Ich erinnere mich freilich einmal in einem katholischen Gebetbuche eine recht mystisch-phantastische Beschreibung der Wonne gelesen zu haben, die Gott jedesmal empfindet, so oft er ein Ave-Maria hört! Wenn das heißt Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten, dann hat Christus der Samariterin eine Lüge gesagt. Oder behauptet man, daß bei allen diesen Religionsübungen die Gesinnung die Hauptsache ist, so fragen wir: wenn die rechte Gesinnung vorhanden ist, zu was denn dann die Ceremonie? Und wenn Euch wirklich letztere Nebensache ist, warum bietet Ihr nicht allen Euren Einfluß beim Volke auf, um es von diesen Aeußerlichkeiten ab zu einem Cultus im Geiste und in der Wahrheit hinzuführen? Warum geschehen denn diese, um wenig zu sagen, ungeistlichen Uebungen täglich unter Euren Augen und unter Eurer Anführung? Warum treibt und ermuntert Ihr denn das Volk selbst dazu? Warum setzt Ihr denn Eure heiligen Röcke zur Verehrung aus, wenn Ihr der Ueberzeugung seyd, daß ein Jeder in seinem Kämmerlein den Herrn Christus selbst anrufen könne, ja daß solches Gebet, so es aus dem Herzen kommt, das allein wirksame sey? Warum sagt Ihr denn dem armen Volke nicht, daß ihm tausend Wallfahrten zum Rocke nichts helfen, wenn das Herz nicht in den Himmel wallfahrtet? Ihr habt es zu verantworten, wenn das unwissende Volk meint, durch eine Wallfahrt zum Rocke könne es den lieben Gott abfinden und sich die Wallfahrt in den Himmel ersparen. O über die herrliche Idee der Stellvertreter! An der Stelle des Herrn Christus betet man seinen Rock an. Seht Ihr nicht, wie fein und klug das ist? Meinet Ihr nicht, daß mit

dem Rock viel leichter fertig zu werden ist als mit dem Herrn Christus selbst? Ja wohl! Und was für Stellvertreter! Nicht etwa solche, die mit ihren Urbildern wesentlich gleicher Natur wären, sondern wesentlich von ihnen verschiedene. Irgend etwas Materielles, das ihnen angehört hatte. Fleisch anstatt des Geistes! Reliquien in Unzahl! Wenn's freilich wahr wäre, was wohl Mancher meint, daß er des Gewissens Angst stillen und Gott versöhnen könne dadurch, daß er sein Todtenbett mit recht vielen und wichtigen Reliquien umgiebt! Wie Mancher, der sein Leben lang niemals sein Kreuz auf sich nehmen, noch auf das Kreuz Christi seine Hoffnung hat setzen wollen, hält nicht im letzten Stündlein ein Stück vom Kreuze Christi für seinen besten Trost? O, die armen Menschen! Sie sind Fleisch, sagen wir, und wollen sich Gottes Geist nicht strafen lassen! Aber es kommt die Stunde, da es mit den Stellvertretern aus seyn wird. Es wird der Herr Christus einmal selber kommen in seiner Herrlichkeit und Majestät! Da wird kein Stellvertreter mehr etwas helfen, sondern der Herr wird sie alle zerschmettern, weil nicht er sondern das Fleisch sie gesetzt hat, und wehe denen, die nicht gewohnt waren, mit dem Herrn Christus selbst, sondern nur mit seinem Stellvertreter zu verkehren!

Wir bitten hier den Leser, nachzulesen, was wir oben über Fanatismus und Proselytismus gesagt haben. Die Anwendung wird wohl jeder selbst machen können.

Doch Rom tritt nicht nur auf dem praktischen Gebiete als Gesetzgeberin auf, sie thut es auch auf dem theoretischen. Sie rühmt sich in der Person des Stellvertreters Gottes einen infalliblen Richter, einen untrüglichen Quell lauterer Wahrheit zu besitzen. Während außerhalb der Römischen Kirche nichts als Zweifel und Zwiespalt, nichts als individuelle Meinungen, so viel Köpfe, so viel Ansichten sich fänden, und also das Herz zu keiner Ruhe, der Geist zu keiner Gewißheit gelangen könne, sey dem katholischen Christen der unschätzbare Vorzug gegeben, daß er den untrüglichsten Bescheid aus dem Munde dessen

erfahren könne, dem alle Schätze der Erkenntniß durch den Geist Gottes zu Gebote stünden. Daher rühmt sich auch die katholische Kirche einer Einheit und Einstimmigkeit aller ihrer Glieder in der Lehre, wie sie keine andere Kirche, am wenigsten die protestantische aufzuweisen habe. Während wir zerrissen und zerspalten seyen, behaupten sie selbst in großartiger Einigkeit wie ein Mann unter dem Einen Haupte, dem Nachfolger Petri dazustehen.

Es liegt außerhalb des Zweckes unserer Aufgabe, zu untersuchen, ob die Infallibilität des Pabstes die Probe der Geschichte aushält. Uns kommt es blos zu, zu fragen, ob auf dem Boden des N. T.'s ein solcher infallibler Richter und Gesetzgeber möglich ist? Sollte sich uns ergeben, daß diese Idee eine dem Geiste des Evangeliums widersprechende sey, so springt von selbst in die Augen, was es mit ihrer Realität auf sich haben möge. —

Wir behaupten nun, daß durch die Idee eines infallibeln Richters und Gesetzgebers in Glaubenssachen das Kindesverhältniß gerade so aufgehoben werde, wie durch die eines Stammhalters und Gesetzgebers. Ein solcher Richter könnte sich auf dem Boden des N. T.'s nur finden im Widerspruch mit den klarsten Principien desselben, und wo etwa ein Mensch mit der Prätension des infalliblen Richteramtes auftritt, dem können wir getrost in's Gesicht sagen, daß er das von sich selber rede, daß Gott ihn nicht gesandt habe, daß deßhalb sein Vorgeben ein unwahres, trügerisches sey.

Wenn Gott wahrhaftig unser Vater ist und wir seine Kinder, wenn der Geist, der unserm Geiste Zeugniß giebt, uns wirklich das Kindesbewußtseyn vermittelt, wenn endlich das Wort von der Salbung, das Johannes geredet hat (1. Joh. 2, 27) eine Wahrheit ist, dann ist das Wort von der Infallibilität des Pabstes eine Lüge. Denn durch sie ist mit einem Schlage die ganze Christenheit wieder zu einer Gemeinde von Knechten erklärt, welche die Wahrheit in Gott selbst unmittelbar zu finden weder Fähigkeit, noch Lust habe, und welcher deßhalb durch einen

Moses vorgeschrieben werden müsse, was sie als Wahrheit annehmen und als Irrthum verwerfen solle. — Das N. T. selbst trägt nicht die Form eines Codex oder einer Dogmatik an sich. Es ist ein kleines Büchlein und enthält weder den ganzen Umfang der göttlichen Wahrheit explicite, noch auch das, was es giebt, in systematischer, geordneter Form. Es gleicht einem zwar edlen und fruchtbaren, aber noch jungen und kleinen und noch dazu unbeschnittenen, unkultivirten Weinstocke. Man möchte sagen, daß es die Knechtsgestalt seines Urhebers an sich trägt. Aber das ist eben gerade die Herrlichkeit des Neuen Bundes, daß er nicht wie der Alte, den Menschen alles schon fertig und abgeschlossen, als eine zum Vollzuge reife Instruktion darreicht, sondern daß er die formelle Ausbildung der Heilslehre nur in und durch die mit Gott in unmittelbarer Lebenseinheit stehende Gemeinde anstrebt. Knechten kann so etwas nicht zugemuthet werden, wohl aber Kindern. Kinder brauchen nur den Willen des Vaters als ein lebendiges Princip in ihr Bewußtseyn aufgenommen zu haben, um einerseits selbst mit unfehlbarer Sicherheit in alle Wahrheit geleitet zu werden, andrerseits aber jenes Princip zur vollkommenen Entfaltung aller seiner Momente, zur expliciten Darstellung seines ganzen göttlichen Inhalts inmitten der objektiven Geschichte zu bringen. — Und dieses Geschäft ist für sie ebensosehr eine vortreffliche Uebung und ein Mittel, sich mit der Wahrheit als einer selbsterlebten wahrhaft zu identificiren, als sie dadurch eine Probe ablegen, ob sie wirklich Gottes Kinder, wirklich von seinem Geiste belebt und durchdrungen sind. — Die geoffenbarte Wahrheit findet also ihre formelle Ausbildung und Vollendung im christlichen Bewußtseyn. Das christliche Bewußtseyn aber ist ein Produkt aus drei Faktoren: der objektiven, in der Schrift enthaltenen Offenbarung, der im Herzen erfahrenen Lebenseinheit des Individuums mit Gott, der in der Kirche, als dem Leibe, dessen Glieder wir sind an unserm Theile, bereits vor sich gegangenen organischen Entwicklung.

Objektive, geschichtliche und authentische Urkunde der Offenbarung ist die Schrift. In ihr liegen alle Keime der Entwicklung vor, und ein Element, das nicht wenigstens als keimlich in der Schrift existirend nachgewiesen werden könnte, müßte als unchristlich ausgeschlossen werden. Insofern also gestehen wir zu, daß zur Schrift nichts dürfe hinzugefügt werden, insofern sagen wir, daß nichts dürfe gelehrt und gethan werden, als was in der Schrift steht. Aus eben diesem Grunde ist aber die Schrift auch feste Norm, an der alle christliche Lehrentwicklung muß geprüft werden, denn es versteht sich von selbst, daß eine Lehre, die nur in ihrem Anfange in der Schrift wurzelte, im Verlaufe ihrer Entwicklung aber mit dem Geiste der Schrift in Widerspruch geriethe, nicht als wahr und christlich anerkannt werden könnte. So ist also die Schrift norma credendorum, authentische Urkunde göttlicher Offenbarung, folglich weder ein Werk von blos menschlicher Autorität, wie es z. B. eine bloße Privatschrift wäre, noch auch vollständiger, explicirter Codex der christlichen Moral und Dogmatik. — Aber die Schrift kann weder der verstehen, der mit ungläubigem Herzen sie als bloßes Menschenwerk betrachtet, noch auch der, welchem sie zwar Gotteswort, aber als Gesetzbuch ist. Denn dieser letztere (um vom Ersteren gar nicht zu reden) verkennt gerade ihren wesentlichen Charakter, nach welchem sie Evangelium, d. h. das Testament unserer himmlischen Erbschaft, authentische Versicherung unserer Gotteskindschaft seyn will. Wer die Schrift blos als Gesetzbuch betrachtet, der steht ewig außer ihr, und wenn er sich auch mit der größten Devotion und ängstlichsten Gewissenhaftigkeit allen ihren Forderungen unterwürfe. Nur der versteht die Schrift, welchem das, was ihr Centrum ist, zugleich Centrum seines eigenen religiösen Lebens geworden ist, d. h. nur der, welcher in seinem eigenen Herzen das als eine Wahrheit erfahren hat, was die Schrift verheißt, nämlich, daß wir in Christo Kinder Gottes werden sollen, und welcher als untrügliches Unterpfand und Siegel der erlangten Kindschaft

das Zeugniß des h. Geistes in seinem Herzen verspürt. Von einem solchen Menschen kann man sagen, daß er die rechte subjektive Basis gefunden hat, von welcher aus allein die objektive Norm der Offenbarung verstanden und erklärt werden kann. Denn weil er eins geworden ist mit Gott, so öffnet sich ihm, als einem Kinde, das Heiligthum der Schrift, welches einem Knechte verborgen bleibt.

Doch ist die Schrift nicht die einzige objektive Schranke, welche dem Kindesbewußtseyn der Einzelnen gesetzt ist. Es wäre kein Fortschritt möglich, wenn jeder Einzelne die Schriftforschung vom Standpunkte seiner Gotteskindschaft aus von neuem beginnen wollte, ohne auf die von der Kirche im Laufe der Jahrhunderte bereits gewonnenen Resultate zu achten. Keinem Einzelnen ist es vergönnt, die ganze Tiefe der göttlichen Offenbarung zu ergründen. Zuviel Sünde und Schwachheit klebt ihm an, als daß seine Einheit mit Gott eine absolute, also auch seine Erkenntniß eine absolute seyn könnte. Aber der Einzelne ist Glied eines lebendigen Ganzen, der Kirche. Durch die Handreichung, welche sich die Glieder gegenseitig thun (Eph. 4, 16), geschieht es, daß, was den Forschungen der Einzelnen mangelhaftes und falsches anklebt, in Folge des Zusammenwirkens Aller allmählig abgethan und ergänzt wird. Die christliche Erkenntniß in ihrer vollendeten Ausbildung wird das Resultat der gemeinsamen Thätigkeit aller Jahrhunderte der christlichen Geschichte seyn. Aus jenem Senfkorn, das der Herr gesäet hat, ist bereits ein mächtiger, geistiger Baum geworden, der aber in seinem Wachsthum nicht stille steht, sondern fortwährend zunimmt, bis er dereinst seine volle Höhe und Reife erlangt haben wird. In diesem großen Lebensprozeß hat nun jede besondere Kirchengemeinschaft und jede Periode ihre eigenthümliche Aufgabe, und in deren Mitte ist wieder dem Individuum sein besonderes Stück Arbeit zugewiesen. Weil aber diese alle nur Glieder des großen Ganzen sind, so muß die Arbeit der Vorgänger zur Grundlage dienen für die Arbeit der folgenden

Geschlechter. Nur auf dem vorhandenen Bau darf weitergebaut, und diesem darf nichts aufgedrungen werden, was seinem innersten Wesen und Geiste widerspräche. Deßhalb hat ein jeder, der Mitarbeiter seyn will an dem großen Werke christlicher Lehrentwicklung, die Pflicht, das Vorhandene gründlich kennen zu lernen, damit er wisse, an welchem Punkte er seine fortsetzende Thätigkeit zu beginnen und in welchem Sinne und Geiste er sie zu üben habe. Denn kein neuer Bau darf neben dem alten aufgeführt werden, kein neues Princip darf bei dem Bau der obern Stockwerke in Anwendung kommen. Wohl aber darf vom richtig erkannten Grundprincip aus geändert und abgethan werden, was etwa diesem Principe zuwider von Früheren ist eingefügt worden.

In dieser Weise beugen wir allen möglichen Verirrungen vor: der Ueberschätzung des individuellen Bewußtseyns oder des innern Lichtes, wie sie uns im falschen Mysticismus begegnet; der einseitigen Hervorhebung des Schriftprincips, wie wir sie in der reformirten Kirche vorzugsweise gefunden haben; endlich der Ueberschätzung der Tradition, wie sie Eigenthümlichkeit der katholischen Kirche ist. Nach unsrer Darstellung weiß sich der rechte Christ eins mit Gott durch unmittelbare Lebensgemeinschaft, eins mit der objektiven Norm göttlicher Wahrheit, der Schrift, durch lebendige, freie Auffassung ihres Centrums, eins endlich mit der Kirche und der bereits in ihr zu Tage geförderten Erkenntniß durch liebevolles Eingehen in ihren organischen Lebensproceß. Aus dem Bewußtseyn dieser dreifachen Einheit nun konstituirt sich uns das christliche Bewußtseyn. Den wissenschaftlichen Ausdruck aber dieses christlichen Bewußtseyns nennen wir die christliche Theologie, und dieser nun vindiciren wir das ausschließliche Recht, zu bestimmen, was evangelische, was christliche Wahrheit sey. Nicht darf sie das thun als Gebieterin, nicht nach Willkühr, auch giebt es keine Theologen-Kaste, keine theologischen Richter oder Richterkollegien, es werden nicht Sitzungen gehalten und

die Resultate der theologischen Untersuchung sind nicht datirt von einem bestimmten Tage oder Orte, sondern nach langem, mühevollen Forschen und Kämpfen kommen die religiösen Fragen auf dem ganzen Gebiete der theologischen Bewegung zu einem allmähligen Abschlusse. Man kann nicht sagen, von wem, wo und wann entschieden worden ist, und doch ist die Entscheidung da und man kann mit Bestimmtheit angeben, was als sicher gewonnenes Resultat darf angesehen werden und was nicht. Denn das ist eben die Natur des freien und wahrhaft geistigen Forschens, wie es allein der Gemeinde der Kinder Gottes ziemt, daß es ein allen gemeinsames, von aller Autorität einzelner Personen oder Orte durchaus unabhängiges ist. — Wenn nun gleich die ganze Gemeinde vom Ungebildetsten bis zum gelehrtesten Theologen an der gemeinsamen Forschung Theil nimmt, die Einen, indem sie theoretisch untersuchen und darstellen, die andern, indem sie die theoretischen Resultate praktisch durchleben und ihnen so das Siegel entweder der Bestätigung oder der Verwerfung aufdrücken, so sind doch die eigentlichen Leiter der Bewegung diejenigen, welche wir die Theologen κατ' ἐξοχήν oder die Organe des christlichen Bewußtseyns nennen können. Doch sind diese die Leiter nicht kraft einer äußerlich amtlichen, also gesetzlichen Autorität, sondern eben nur sofern es ihnen gelungen ist, Organe des christlichen Bewußtseyns zu werden. Denn dann sprechen sie nur aus, was Gott selbst in der Schrift, in der Kirche und in ihrem Herzen durch seinen Geist bezeugt hat, also was wahrhaft göttliche, ewige Wahrheit ist. Die ewige Wahrheit aber ist immer siegreich und unterwirft sich die Geister, mag sie nun ein armer Schuster oder ein gelehrter Professor zuerst ausgesprochen haben.

Ein jeder, der mit der Geschichte der christlichen Theologie bekannt ist, weiß, daß wir hiemit keine Chimären, sondern geschichtliche Wahrheit ausgesprochen haben. Freilich war die Theologie nicht in allen Jahrhunderten gleich frei, gleich leben-

dig und mächtig. Oft stagnirte sie, oft war sie ausgeartet in ihre Karikatur die Scholastik. Aber seitdem die Kirche durch die Reformation frei geworden und auf die Basis des Kindesbewußtseyns zurückgeführt ist, hat auch die Theologie ihr rechtes Leben und ihre rechte Stellung in der Kirche erhalten. Denn unsere protestantische Theologie, obwohl sie eine gesetzliche Repräsentation, sey es durch Concilien und Gerichtshöfe, sey es durch einzelne Personen, durchaus nicht kennt, hat doch die allerbestimmtesten und tiefsten Resultate zu Tage gefördert, sie hat die Probleme, die zur Lösung reif waren, wirklich gelöst, sie hat allen Gebieten des geistigen Lebens in der konkretesten Weise zur Grundlage gedient, sie ist also kein Chaos, kein unordentliches Durcheinander von lauter subjektiven Meinungen, sondern eine durchaus regelmäßige, mit organischer Nothwendigkeit verlaufende Bewegung, welche durch Ueberwindung der Gegensätze zur Einheit hinführt. Gegensätze nämlich sind da durchaus nothwendig, wo gesundes, freies, geistiges Leben ist. Wir fürchten dieselben auch so wenig, daß wir uns über ihr Hervortreten nur freuen, ihr Fehlen hingegen als das größte Uebel betrachten. Hier auf Erden ist eine absolute Einigkeit Aller eine baare Unmöglichkeit, denn sie würde einerseits eine absolut deutliche und vollständige Offenbarung, also jenes Schauen, welches nach 1. Kor. 13. erst jenseits stattfindet, voraussetzen, andrerseits eine absolut gleiche Begabung Aller nach intellektuellen und sittlichen Anlagen. Gott aber läßt uns nur schauen durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, er hat uns die verschiedenartigsten geistigen und sittlichen Anlagen verliehen, die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse modificiren unsere religiösen Ansichten auf's mannigfaltigste, dadurch sind Differenzen unter den Christen unvermeidlich, ja sie sind insofern das größte Glück, als durch nichts die volle Entfaltung der ewigen Grundwahrheit so sehr befördert, so sehr provocirt und, können wir sagen, erzwungen wird, als durch die auftauchenden Gegensätze. Wir haben oben gezeigt, daß die Kirche Neuen

Bundes, welche nicht eine menschliche, also schwache, sondern eine göttliche, also unerschütterliche Grundlage hat, Gegensätze in ihrem Innern ohne Gefahr für ihr Bestehen dulden kann.

Aus dem eben Gesagten ergiebt sich, was wir von dem infalliblen Richteramte des Pabstes urtheilen. Ganz abgesehen davon, daß die Päbste sich gar nicht als solche bewährt haben (im Gegentheil!) sagen wir: es widerstreitet die Idee der Infallibilität dem innersten Wesen des Neuen Bundes, sie zerstört die Herrlichkeit der christlichen Kirche, sie beraubt die Kinder Gottes ihrer Freiheit und macht sie zu Knechten eines Menschen, sie hebt jene so nothwendige Selbstthätigkeit der Christen auf und ist ein willkommenes Faulbette für die fleischliche Trägheit der knechtisch gesinnten Seelen, welche sich lieber eine Entscheidung vorschreiben lassen, als daß sie dieselbe auf dem von Gott gezeigten Wege selbst suchten. Jene gepriesene Einheit der katholischen Kirche erklären wir deßhalb für eine falsche, blos scheinbare, unnatürliche, erzwungene. Denn die Gegensätze sind im Katholicismus so gut vorhanden als bei uns, aber sie werden mit Gewalt darniedergedrückt. Die katholische Kirche hat Zwangsmaßregeln, von denen die unsrige nichts weiß und nichts wissen will. Wo sie aber diese Zwangsmaßregeln nicht so frei anwenden kann, wie sie wohl möchte, z. B. in Ländern, die unter protestantischen Regierungen stehen, da treten jene Gegensätze in noch viel intensiverer und gefährlicherer Weise auf wie bei uns, wie denn dies aus den deutsch-katholischen Bewegungen unserer Tage mit Evidenz hervorgeht. Wir wollen hiemit nicht geleugnet haben, daß es auch auf dem Gebiete des Katholicismus eine Art von Theologie geben könne. Aber diejenige Theologie, welche auf dem Boden der katholischen Kirche zu Hause ist, kann der Natur der Sache nach nichts anderes seyn als Scholastik. Wir haben droben gezeigt, daß die Scholastik als ihren Stoff nur ein gesetzlich Gegebenes anerkennt, an welchem dann ihre Thätigkeit nur eine mechanische, formelle ist. Nun sind aber den katholischen Theologen die Resultate ihrer

Forschungen durch eine äußere Autorität gesetzlich vorgezeichnet: sie dürfen zu keinem andern Ergebniß kommen, als zu dem von der Kirche schon im Voraus bestimmten. Es kann bei ihnen also von freier Forschung und organischem Fortschritt nicht die Rede seyn, denn jeder Fortschritt setzt eine relative Negation des Bestehenden voraus, was von katholischem Standpunkt aus das summum nefas wäre. Mögen sie nun also in mehr populärer Weise die kirchlichen Bestimmungen schematisiren und deduciren, oder mit scheinbarer Wissenschaftlichkeit dieselben idealisiren, immer ist ihre Thätigkeit am Dogma eine mechanisch-scholastische. —

Mögen sich also unsre katholischen Mitchristen ihres infalliblen Oberhauptes nicht rühmen, sie wären sonst die Sklaven, welche mit ihren Ketten prahlen! Und möge nie ein Protestant so thöricht seyn, die Katholiken wegen jenes infalliblen Richters zu beneiden, er würde dadurch zu erkennen geben, daß ihm die Knechtschaft lieber ist, als die Freiheit, daß er lieber dem Fleische dient als dem Geist, vor allem aber, daß er nicht glaubt an die Realität jenes apostolischen Wortes: So lange der Erbe ein Kind ist, so ist zwischen ihm und einem Knechte kein Unterschied, ob er wohl ein Herr ist aller Güter, sondern er ist unter den Vormündern und Pflegern bis auf die bestimmte Zeit vom Vater. Also auch wir, da wir Kinder waren, waren wir gefangen unter den äußerlichen Satzungen. Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz gethan, auf daß er die, so unter dem Gesetze waren, erlösete, daß wir die Kindschaft empfingen. Weil ihr denn Kinder seyd, hat Gott gesandt den Geist seines Sohnes in eure Herzen, der schreiet: Abba, lieber Vater! Also ist nun hie kein Knecht mehr, sondern eitel Kinder! Gal. 4, 1—7. Und weiter V. 8 u. 9: Aber zu der Zeit, da ihr Gott nicht erkannet, dienetet ihr denen, die von Natur nicht Götter sind. Nun ihr aber Gott erkannt habt, ja vielmehr von ihm erkannt seyd, wie wendet ihr euch denn

nun wieder zu den schwachen und dürftigen Satzungen, welchen ihr von neuem an dienen wollt? —

Abraham und Moses können aber nie seyn ohne Aaron. Denn Moses würde Abraham vernichten, wenn Aaron nicht dazwischen käme. Er würde ja alle Abrahamiden, als Uebertreter des Gesetzes, verdammen müssen. Aaron erst erhält sie bei Abraham und im Genuß ihres Erbes durch seine Opfer. — Welcher Art aber sind seine Opfer und sein Priesterthum? Es wird offenbar die allgemeine Natur der Alt-Testamentlichen Sphäre an sich tragen müssen. Der Apostel redet Hebr. 7, 11 ff. deutlich von dem nothwendigen Zusammenhang, der zwischen Gesetz und Priesterthum stattfindet. — Unter dem levitischen Priesterthum hat das Volk das Gesetz empfangen; wo das Priesterthum verändert wird, muß auch das Gesetz verändert werden, V. 12. Dadurch daß ein Priester eingesetzt wird nach der Ordnung Melchisedek's, wird das vorige Gesetz aufgehoben, darum, daß es zu schwach und nicht nütze war, V. 17 u. 18. — So äußerlich, materiell, dem fleischlichen Sinne angemessen nämlich das Gesetz war, ebenso äußerlich, materiell, dem Fleische adäquat war auch das Priesterthum. Knechten kann so wenig ein geistiges Gesetz als ein geistiges Priesterthum gegeben werden. Sie selbst freilich sehen nicht ein, daß Gesetz und Priesterthum ihnen blos als Zuchtmeister und Typus gegeben sind, sie halten vielmehr beide in ihrer Aeußerlichkeit für absolute Wahrheit. Und wie sie in der Beobachtung der gesetzlichen Satzungen die vollkommene Heiligkeit zu erlangen wähnen, so glauben sie auch wahrhafte Erlösung zu finden durch der Kälber und Böcke Blut. Sie glauben, das Opfer, welches sie darbringen von ihrer Habe, gelte der göttlichen Gerechtigkeit als Ersatz für das Mangelhafte ihrer sittlichen Leistung, sie glauben, das sinnliche Wohlgefallen, welches der Gottheit Opferduft und Blutvergießen gewähre, besänftige und begütige sie zu Gunsten des sündigen Menschen. — Darum will sich auch das Fleisch ein solch' äußerliches, sinnliches Priesterthum nimmermehr rauben lassen, dieweil es ja viel leichter

ist, Gott durch äußerliche, als durch innerliche Opfer zu versöhnen. —

Auch wenn das Tridentinum nicht mit ausdrücklichen Worten sagte, daß es ein sichtbares Opfer und ein äußeres Priesterthum nach Analogie des Alt-Testamentlichen geben müsse, so könnten wir schon aus dem bisher Gesagten auf die Nothwendigkeit eines solchen im Organismus der kath. Kirche schließen. Nun lehrt aber das Tridentinum selbst ausdrücklich, wie folgt: Opfer und Priesterthum sind durch Gottes Ordnung also eng verbunden, daß beide im ganzen Alten Bunde bestanden haben. Da nun die katholische Kirche im Neuen Bunde das heilige sichtbare Opfer des Abendmahls aus der Einsetzung des Herrn überkommen hat, so muß man auch zugeben, daß es in ihr ein neues, sichtbares und äußeres Priesterthum gebe, in welches das alte übertragen worden ist. (De Sacram. Ordinis Cap. I.) In dieser Stelle spricht das Tridentinum die wesentliche Identität des katholischen Priesterthums mit dem jüdischen so unverholen aus, daß man sieht, diese Identität erschien ihm nicht etwa als ein Tadel, sondern als eine ganz besonders feste Stütze seiner Lehre. So wenig war ihm das Bewußtseyn dessen, was wahrhaft Neu-Testamentlich ist, aufgegangen. —

Wir finden also in der angeführten Stelle des Tridentinums alle wesentlichen Elemente des jüdischen Priesterthums auch als Elemente des katholischen bezeichnet. Nämlich 1) ein sacerdotium externum d. i. einen abgesonderten Priesterstand, welcher durch den in der Ordination ihm aufgedrückten character indelebilis vom Laienstande als ein privilegirter und substantiell höherer sich unterscheidet; 2) ein sacrificium externum, die Messe, als vorzüglichste Funktion des Priesters.

Was das Erste betrifft, so springt in die Augen, daß diese Idee eines privilegirten Priesterstandes das im Neuen Bunde durch Christum hergestellte Kindesverhältniß aller Men-

schen zu Gott gänzlich aufhebt. Denn was ist denn ein privilegirter Stand, ein Klerus anderes als ein trennender Zaun zwischen dem Vater und seinen Kindern? Können wohl die Laien noch Gottes Kinder seyn, wenn sie die ausgeschlossenen, vernachläßigten, zurückgesetzten sind? Nein, wahrlich nicht. Durch diese praetention des character indelebilis erklären die Priester, daß die Laien nicht ihre Brüder sind. Denn wären sie ihre Brüder, müßten sie dann nicht gleichen Theil mit ihnen am Erbe der Neu-Testamentlichen Herrlichkeit haben? Indem aber die Priester einer substantiell höheren Sphäre anzugehören behaupten, geben sie dadurch zu verstehen, daß sie sich allein für Kinder halten, die Laien aber für Knechte. Nun war zwar im alten Bunde ein privilegirter Priesterstand ganz in der Ordnung, weil dort das Volk überhaupt nur im Verhältniß von Knechten zu Gott stand und also der Vermittlung bedurfte. Im Neuen Bunde aber ist eine solche Unterscheidung zwischen Priestern und Laien eine absolute Unmöglichkeit; sie könnte nur bestehen im evidentesten Widerspruche mit den Principien der in Christo geschehenen Offenbarung. Die Juden waren ein κλῆρος im Gegensatze zu den Heiden und wir haben droben bemerkt, daß der Katholicismus dieses selbe Verhältniß nicht nur zwischen Katholiken und Nicht-Katholiken, sondern auch innerhalb der Kirche selbst zwischen Laien und Priestern hergestellt hat. Dadurch aber fällt er in das Gericht jenes apostolischen Ausspruches: Christus ist unser Friede, der aus beiden Eines hat gemacht, und hat abgebrochen den Zaun, der dazwischen war, in dem, daß er durch sein Fleisch wegnahm die Feindschaft . . . . . auf daß er aus zween einen neuen Menschen in ihm selber schaffte und Frieden machte; und daß er beide versöhnete mit Gott in einem Leibe durch das Kreuz und hat die Feindschaft getödtet durch sich selbst. Und ist gekommen, hat verkündiget im Evangelio den Frieden, Euch, die ihr ferne waret, und denen, die nahe waren; denn durch ihn haben wir den Zugang alle beide in einem Geist zum Vater, Eph. 2, 14—18.

Das N. Testament kennt wohl auch ein Priesterthum, aber nicht ein äußeres und partikulares, sondern ein geistiges und allgemeines. Denn so spricht Petrus, dessen Nachfolger man zu seyn behauptet, nicht etwa zu den Geistlichen, sondern zu den Gemeinden: Und auch Ihr, als die lebendigen Steine, bauet Euch zum geistlichen Hause und zum heiligen Priesterthum zu opfern geistliche Opfer u. s. w. 1. Petri 2, 5 vergl. Apok. 1, 6. 5, 10. — Das N. Testament kennt allerdings auf Grund dieses Allen gemeinsamen ἅγιον ἱεράτευμα verschiedene Aemter (vgl. 1. Kor. 12, 28. Eph. 4, 11), aber diese Aemter konstituiren nicht verschiedene Stände oder Daseyns-Sphären, sondern nur verschiedene, mehr oder minder wichtige Funktionen der Glieder eines und desselben Leibes: Ihr seyd der Leib Christi und Glieder ein jeglicher nach seinem Theil, 1 Kor. 12, 27 und das ganze Kapitel.

Daß diesem sacerdotium externum ein sacrificium visibile entspricht, ist ganz natürlich. Es ist dies aber ein Punkt, in dem sich, wenn irgendwo, der nothwendige Zusammenhang des Gesetzes mit dem Fleische auf's evidenteste zeigt. Denn wenn irgend eine Lehre im Neuen Testamente mit unzweideutiger Bestimmtheit vorgetragen ist, so ist es die, daß durch das Eine Opfer Christi der Gerechtigkeit Gottes genug gethan und die Erlösung der Menschen vollzogen ist: er ist durch sein eigenes Blut einmal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden, Hebr. 9, 12. 10, 10 ff. Es ist dies Eine Opfer den oft wiederholten Opfern des Alten Bundes als das Wesen dem Schatten entgegengesetzt, Hebr. 10, 1 ff. Es ist gesagt, daß jene sinnlichen, materiellen Opfer der Juden nur Vorbilder waren auf das Eine, wahrhafte Opfer Jesu Christi, der als Priester und Opferlamm in einer Person seinen eigenen Leib als vollgültiges Versöhnopfer Gott dargebracht hat, Hebr. 10, 4 ff. Es ist gesagt: Das ist das Testament, das ich ihnen machen will nach diesen Tagen: ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn will ich es schrei-

ben, und ihrer Sünden und ihrer Ungerechtigkeit will ich nicht mehr gedenken. Wo aber derselben Vergebung ist, da ist nicht mehr Opfer für die Sünde. (Hebr. 10, 16—18 vgl. V. 26.)

Ein wahrhaft kindliches im Geiste lebendes Gemüth muß in diesen Aussprüchen der Schrift seine vollkommene Befriedigung und Beruhigung finden. Man sieht nicht ein, was noch fehlen solle, wenn Christus einmal durch das Opfer seines Leibes alle Schuld und Strafe unsrer Sünde gebüßt und der Gerechtigkeit Gottes vollkommen genug gethan hat. Freilich dem Geiste fehlt nichts mehr, wohl aber dem Fleische. So willkommen nämlich dem fleischlichen Menschen der Begriff des Opfers überhaupt ist, so unwillkommen ist ihm der Begriff eines für ihn, an seiner Stelle dargebrachten Opfers, an dessen erlösende Kraft er blos zu glauben habe. Denn durch ein solches Opfer wird nicht nur all' sein eigenes Thun als überflüssig beseitigt und alles Verdienst ihm geraubt, sondern es wird auch seine Untüchtigkeit und Unwürdigkeit dadurch erst recht in's Licht gestellt. Er verlangt also ein Opfer, das er selbst darbringen oder in seinem Namen darbringen lassen, und durch dessen Darbringung er sich ein Verdienst erwerben könne. Die Wirksamkeit dieses Opfers darf aber auch nicht von jener schweren, das Fleisch absolut negirenden Bedingung abhängig gemacht werden, dem Glauben, sondern es muß so beschaffen seyn, daß es auch ohne Glauben, überhaupt sine bono motu interiori, bloß durch sich selbst, ex opere operato wirksam, mit andern Worten, daß es eine äußerlich sichtbare, gesetzliche, an sich verdienstliche Cerimonie sey. Denn wenn dem lieben Gott das Darbringen dieses Opfers an sich, also die Konsekration und Elevation der Hostie, überhaupt der ganze Ritus in eben dem Sinne angenehm ist, in welchem ihm nach der Juden Meinung das Fett und Blut der Opferthiere angenehm war, und wenn er um des ihm also bereiteten Vergnügens willen willfährig wird, dem Menschen, wie er auch sonst beschaffen seyn möge, seine Bitte zu gewähren, dann ist ja das allervor-

trefflichste Mittel gefunden, dem Fleische zu geben, was des Fleisches ist, und doch zugleich auch Gotte, was Gottes ist, und eben dadurch von ihm zu erlangen, was man will. Es versteht sich endlich von selbst, daß dieses Opfer oft müsse dargebracht werden, denn wenn jede einzelne Vollziehung der Ceremonie ein Verdienst ist, so ist je öfter, desto verdienstlicher; und weil Gott ja jeder einzelne dieser Opferakte einen Moment seligen Genusses gewährt, so kann man sich natürlich in desto höherem Grade seine Gunst erwerben, je öfter man ihm diesen Genuß verschafft. Man wird dies also so oft thun, als die allgemeine Pflicht der Huldigung oder das specielle Bedürfniß es zu erheischen scheinen.

Dies scheint uns die wahre Genesis der Messe zu seyn. Man sieht, wie sie alle Momente des Alt-Testamentlichen Opfers, und zwar nicht nach seiner typisch-geistigen, sondern nach seiner fleischlich-äußerlichen Auffassung in sich vereinigt. Dabei haben wir erst noch den hierarchischen Gesichtspunkt *) absichtlich ganz außer Augen gelassen, weil uns dieser in gewisse nächtliche Regionen geführt haben würde, über welche der allgemein gesetzliche Standpunkt, trotz seiner Fleischlichkeit, noch weit erhaben ist. Man wende uns nicht ein, daß wir der katholischen Kirche einen Standpunkt angedichtet haben, den sie nicht anerkennt. Daß sie ihn, wenn er in seiner ganzen Nacktheit dargelegt wird, nicht anerkennt, glauben wir wohl. Aber wer die Früchte billigt, muß auch die Wurzel anerkennen. Wenn nun das katholische Meßopfer in seiner konkreten, historischen Erscheinung aus der Idee des Neuen Testamentes, als der Religion des Geistes, durchaus sich nicht erklären läßt, wenn es vielmehr in allen seinen Momenten dem Geiste der Schrift, der Geistigkeit des Christenthums und dem Bedürfnisse des geistlichen Menschen

---

*) Ab initio mundi nulla res divina ita videtur unquam ad quaestum collata fuisse. Conf. August. de Missa.

widerspricht, hingegen allen Bedürfnissen des fleischlichen Menschen faktisch auf's vollkommenste entspricht, welches Unrecht begehen wir dann, wenn wir sagen, daß es auch seine Entstehung der Natur jenes Fleisches verdankt, welches Gesetz, Cerimonie, opus operatum als die einzige ihm adäquate Religionsform postulirt?

Vom rein geistigen Standpunkte aus wird man nimmermehr gegen die Lehre unsrer Kirche etwas einwenden können, nach welcher Christus, unser Herr, der Eine, ewige Hohepriester ist, der das wahre Opfer einmal für uns Alle gebracht hat. In ihm und durch ihn, als seines Leibes Glieder und Kinder Gottes, sind auch wir alle Priester und bringen ebenfalls Opfer dar, aber geistliche Opfer (πνευματικὰς θυσίας 1. Petr. 2, 5), wie denn die Schrift sagt: So lasset uns nun opfern durch ihn das Lobeopfer Gott allezeit, das ist, die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen. Wohl zu thun und mitzutheilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl, Hebr. 13, 15 u. 16. vgl. Röm. 12, 1. Wenn nun diese Lehre dem Buchstaben eben so sehr als dem Geiste des Neuen Testaments (und folglich auch dem geistlichen Sinne des Alten) entspricht, so ist es unmöglich, daß die katholische Lehre vom Priesterthum und Meßopfer einen andern Stützpunkt habe, als den Buchstaben und den fleischlichen Sinn des Alten Testamentes.

Nachdem wir also die wesentliche Identität der Principien des Katholicismus mit denen des Ἰσραὴλ κατὰ σάρκα gezeigt haben, fragen wir, ob unsre evangelische Kirche, welche nichts anderes will, als eine geistige Nachfolgerin der Apostel seyn, und demgemäß Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten, nicht ein gutes Recht der Existenz im Reiche Gottes hat? Wenn das Wesen des Neuen Testamentes Geist, Kindschaft, Glaube ist, haben wir nicht auf seinem Boden ein besseres Hausrecht als jene Kirche, deren Wesen Fleisch, Knechtschaft, Gesetzeswerk ist? Wie können sie es wagen, uns zu verachten und zu verdammen? Aber freilich, „gleich wie zu der

Zeit, der nach dem Fleisch geboren war, verfolgte den, der nach dem Geiste geboren war, also gehet es jetzt auch." Aber die Schrift sagt: Der Magd Sohn soll nicht erben mit dem Sohn der Freien. Gal. 4, 29 u. 30.

Spiegel für evangelische Laien.

(Beschluß.) *)

Indem Gasparin im zweiten Theile die Rechte der Protestanten in Frankreich bespricht, geht er von seiner, das ganze Buch durchziehenden Ansicht aus, daß in der Freiheit der Kirche vom Staate alleiniges Heil zu finden sey. Er ist im Prinzipe mit Vinet, den er hoch verehrt, einverstanden; weiß sich jedoch von diesem in praktischer Beziehung unterschieden und will nicht die letzten Fäden der Verbindung zwischen Staat und Kirche, welchem ersteren er die „Rolle des Oberaufsehers und Schatzmeisters" zuzuweisen gedenkt, abgerissen haben. Er kennt die „Schwierigkeiten der Praxis, die Herrschaft der Thatsachen, deren Stärke man anerkennen muß," und deßhalb stellt er sich die Aufgabe, im Streben nach der Befreiung der Kirche vom Drucke des Staates „in die Details" einzugehen, um vor Vinet sich des Vorzugs zu sichern, praktisch die wahren Widersacher der kirchlichen Unabhängigkeit zu zeigen, die Folgen der Knechtschaft in ihrem ganzen Schrecken darzustellen und doch zugleich „das Harmlose und Nothwendige in der Verbindung der französischen protestantischen Kirche mit dem Staate zu achten."

Der von Vinet vorgeschlagenen absoluten Trennung des Staates und der Kirche widersetzen sich nach Gasparin's Ueberzeugung „beträchtliche und konstitutionelle Hindernisse".

*) Anfang im vorigen Bande d. Zeitschr. f. Prot. u. Kirche S. 259 ff.

„Aber auf dem Gebiete des Geistlichen mag man sich ergehen, es abgränzen und die offenbaren Usurpationen des Staates trennen."

Das ausgeführte Urtheil über die Vinet'sche Theorie, wie überhaupt die Abstraktionen, die in diesem Belange im Buche oft höchst geistreich wiederkehren, übergehen wir, um Gasparin's ganz eigenthümlichen und höchst interessanten Eifer gegen das Politische in den Confessionen selbst und namentlich gegen die Herabwürdigung des Protestantismus zur Nationalreligion in Erwägung zu ziehen:

„Die Reformation verwarf mit Recht das sichtbare Oberhaupt und vergaß zu sehr das unsichtbare Oberhaupt der Kirche. Sie vergaß zu sehr, daß das Christenthum wesentlich katholisch, ultramontan war, daß eine Vertreibung des Papstes kein Leerlassen einer Stelle seyn sollte, sondern ein Wiedereinräumen für den rechtmäßigen Besitzer. Da sie dieses nicht genug eingesehen, erlaubte sie den Fürsten den Eingriff in das verlassen erscheinende Gebiet des Geistlichen, und die Theilung der Beute des besiegten Papstthums. Alles vereinte sich, die Reformation zum Vergessen der h. Vorrechte der Kirche zu treiben, was ich sehr strenge tadele, so sehr ich auch das wunderbare Werk des sechszehnten Jahrhunderts verehre, oder eben weil ich dieses thue. Die Politik bot ihm Bundesgenossen, deren Zweck nicht der ihre war, deren Anwesenheit in ihrem Lager sie gefährdete und befleckte. Sie waren Feinde des Papstthums, aber aus anderem Beweggrunde, und griffen nicht so sehr das Böse, als das Gute an. Sie hatten nicht so viel gegen die Anmaßung der geistlichen Macht, wohl aber gegen die geistliche Macht selbst, gegen die christliche Idee eines religiösen, vom weltlichen getrennten Gebiets. Die Regierungen erhoben sich gegen ein System, das ihrem Reiche etwas zu entziehen wagte, ein Reich der Gewissen schuf und sich nicht unter ihren Händen sondern, lokalisiren ließ. Der Geist, welcher das Christenthum verweltlichen wollte, verband sich damals mit dem, welcher nach dessen erster Reinheit strebte. So kam der von den Reformatoren aus der Religion vertriebene Menschenzusatz durch die Fürsten unter anderer Form und in anderm Maße wieder hinzu."

„Der grobe Einfluß der Politik wirkte nicht überall mit gleicher Kraft. Aber überall wird er merklich. Man leidet, wenn man sieht, wie die von Wikleff vorbereitete und in England schon reife Revolution eintritt, aber unter Heinrich's VIII. blutiger Hand vertrocknet. Man leidet, wenn man sieht, wie Farel sich auf eine andere Macht, als die des Evangelii stützt, wie der Ehrgeiz eines Berner Senats die Bekehrung der romanischen Schweiz beschleunigt und zugleich in schlechten Ruf bringt. Man leidet bei dem Anblicke der tapfern Soldaten, der edeln Ritter des protestantischen Frankreichs, welche unter die heiligen Gedanken des Glaubens weltliche Leidenschaften, Feindschaften und Absichten mischten; sie haben unsere Reformation verdorben, unter dem Vorwande der Vertheidigung verdorben, haben das Resultat der Siege vernichtet, welche von den Predigern und Märtyrern erfochten worden waren. Die kämpften besser für die Wahrheit, welche geknebelt die Scheiterhaufen des Königs Franz bestiegen. Weit schlimmere Hiebe versetzten Diejenigen dem Katholicismus, welche diese vergebens folterte und die wie Stephanus im Sterben den Glanz des Herrn und Jesum zur Rechten des Vaters schauten. Traurig und beklagenswerth ist der Tag, da ein anderes Schwert, als das des Geistes, in die Dienste des Evangelii trat, da ein anderer Krieg begann, als der des Wortes, da man andere Eroberungen als die der Seelen bezweckte! Trauriger, beklagenswerther Kampf, in welchem die Siege so schlimm, als die Niederlagen waren, da die Reformation unter den Dolchen der Bartholomäusnacht vielleicht weniger litt, als unter dem Edikt von Nantes, welches sie als politische Partei gestaltete und bewaffnet erhielt."

„Ich weiß wohl, daß nicht alle Protestanten mein Bedauern theilen. Es giebt noch welche, denen die Unterwerfung unseres Kultus unter die Civilgewalt eine nothwendige Normallage scheint, die darüber nicht erröthen, sondern sich damit brüsten, welche die rohe Thatsache der Erniedrigung des Protestantismus vieler Länder zu einer Nationalreligion zum Princip machen, die Thatsache, wodurch das Evangelium zu einem Artikel einer Konstitution, zu einem Zweige allgemeiner Verwaltung gemacht wird, obschon es nur eine Heerde unter der Hirtenstöbe eines einzigen Hirten gestattet, und

keine Schüler des Paulus, Kephas oder Apollo's, aber auch keine deutschen, französischen, anglikanischen Christen bilden soll."

„Wenn aber der bischöfliche Staat noch nicht alle Anhänger verloren hat, so hat er doch schon sehr viele eingebüßt, und man billigt jetzt nicht mehr allgemein die religiösen Specialitäten, welche nicht von freier Würdigung des Geistes, von ehrenhaften Gewissensbedenken, sondern von geschichtlichen Ueberlieferungen, von enger Verbindung der religiösen und politischen Bestimmung, vom mißbräuchlichen Einflusse der Regierungen abhängen. Erscheine dieser Einfluß in monarchischer oder republikanischer Gestalt, übe ihn das Ministerium und das Parlament in England, der Staatsrath und der große Rath im Kanton Wallis aus, zeige er sich kaum wie in Holland, oder werde er zur Schau getragen, wie in Hessen-Darmstadt und mache die Kirche zu einer Unterabtheilung der Polizei, überall ist die Autorität des Souveräns in kirchlichen Sachen gehässig und lächerlich. Man fühlt, dieß sey die wahre Wunde, die wirkliche Gefahr des Protestantismus. Die Heilung derselben wäre eine Revolution, eine der größten und glücklichsten, die seit lange stattgefunden haben. Es würde eine Vervollständigung der Reformation und die geistliche Wiederherstellung der apostolischen Jahrhunderte, welche unsere Väter in einem Punkte verlassen, in vielen andern erfolgreich beobachtet haben."

„Wir sind nie ganz Knechte des Evangelii, ganz vom menschlichen Elemente befreit, das heißt, wahrhafte Protestanten, als wenn wir katholischer werden, das Geistliche weit über die Region stellen, in welcher Souveräne sich streiten, von unserer christlichen Erde, unserer evangelischen Weltkugel alle Gebietsabgränzungen verwischen, sie neugestalten, nicht wie die Weltkugeln, wo die politische Geographie tausend Gränzen angiebt, mit Farben anstreicht und alle 50 Jahre eine neue provisorische Vertheilung wieder beginnt, sondern wie die Globen, wo die physische Geographie uns die vom göttlichen Finger gezogenen unveränderlichen Linien angiebt, wie die Erde, wie Gott sie sieht, die anstatt Völker nur Menschen, nur erlösbare Seelen umfaßt."

Indessen erkennt Gasparin mit Freuden an, „daß die Tage schon fern von uns sind," da die Union zwischen Staat und Kirche so logisch als absolut war, da keine Nation die

Möglichkeit mehrerer Konfessionen auf ihrem Gebiete zuließ, da die Städte der französischen Schweiz durch Majoritäten von 10 Stimmen über die Religion Aller entschieden, da die Protestanten Appenzell verließen und sich nach Außerrhoden begaben, weil sie in der Minderzahl waren!

„Man denke an die republikanischen Magistratspersonen, welche die Zulassung der Bürger zum Abendmahl erlaubten und das Recht der Exkommunikation im ganzen Umfange ausübten, an das Parlament von Paris, welches Priester bestrafte, die bei Verwaltung oder Verweigerung der Sakramente den Eingebungen ihres Gewissens gefolgt waren, an die Verfügungen katholischer Länder, welche Allen, die am Freitage nicht fasteten, schwere Strafen auferlegten, an die Edikte reformirter Länder, welche alle Die hart züchtigten, die den Eid der Konformität nicht leisteten oder brachen, an die Souveräne, welche über die Vereinigung der Kirchen, wie über eine Verschmelzung politischer und kommerzieller Interessen unterhandelten, und vergleiche dann solche Lage der Dinge mit der jetzt in den deutschen, englischen und französischen Staaten bestehenden, welche wirklich die Bildung der Jetztzeit vorstellen; denn sie entwickelt sich unter ihnen, und, wenn man sie mit Nutzen studiren will, kann man sich nur bei ihnen aufhalten. Wozu soll man sie unter den italienischen, spanischen, portugiesischen, österreichischen Nationen suchen, welche das absolute Joch des Katholicismus erdrückt hat und die im zweiten Range der Nationen morgen sich die Prinzipien aneignen, welche die voranschreitenden Völker schon heute angenommen haben?“

In der katholischen Kirche eben sowohl, namentlich in ihrer Hinneigung zum ultramontanen Principe, als in der protestantischen Kirche, weist Gasparin das vorhandene Streben nach, die Einwirkung des Staates auf das Kirchliche zu beseitigen. Hören wir, was er über dies Bestreben zuerst in einem protestantischen und resp. gemischten Lande sagt:

„In Preußen sind die alten Ueberlieferungen eben so erschüttert. Friedrich Wilhelm III. hatte einer ausgezeichneten Sache, einem bewunderungswürdigen Zwecke geschadet, als er durch königliche Befehle bewirkte, was durch die bloße Kraft religiöser Sym-

pathieen, durch die bloße Macht der wirklichen Gleichheit der Ueberzeugungen geschehen soll, die Union der beiden evangelischen Konfessionen.

Friedrich Wilhelm IV. hat den Superintendenten befohlen, in ihren betreffenden Provinzen sich nach der Art zu erkundigen, wie die Liturgie der unirten Kirche eingeführt worden, die Kirchen anzugeben, wo sie durch den Gebrauch eingeführt, die, wo sie durch die Behörde vorgeschrieben worden, und die Grundlage zu einer Arbeit zu legen, welche, wie verlautet, die Spuren der letzten Eingriffe der weltlichen Macht in ein ihr nicht gehörendes Gebiet verwischen soll. Er hat die schlesischen Lutheraner, die jede Union ablehnen, aufgefordert, sich als Synode zu versammeln, um ihre Zulassung zu einer offiziell anerkannten Konfession zu bewirken. Der König von Preußen hat bei seinem Regierungsantritt entschieden einen Titel abgelehnt, den seine Vorgänger ohne Bedenken annahmen, den eines obersten Bischofs. Seine Regierung sucht die Mittel, ihn eines Amts zu entheben, welches seinem christlichen Gewissen widerstrebt. Die Synoden des evangelischen Deutschlands beschäftigen sich mit demselben Gegenstande. Im ganzen protestantischen Deutschland wetteifern Professoren und Zeitschriften, auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, daß endlich die Reformation den Folgen ihrer Säkularisation entrissen und ihr das Recht der Selbstbeherrschung wieder gegeben werden muß. Die Oberpräsidenten der preußischen Provinzen haben immer den Vorsitz in den evangelischen Konsistorien geführt, es ist die Rede davon, ihnen dieses Vorrecht zu nehmen. Die katholischen Bischöfe haben sich in Preußen, wie in Frankreich bisher verpflichtet, mit Rom nicht direkt zu korrespondiren und alle Korrespondenzen, Bullen, Breve's erst an die Regierung zu schicken, damit diese vor der Publikation sie prüfe. Friedrich Wilhelm hat diese Klausel aus der Formel des Homagialeides für den Bischof von Trier gestrichen."

Wie sehr Graf Gasparin die katholischen Bestrebungen nach Emanzipation vom Staate anerkannt und sogar gebilligt haben will, möge der Leser in folgender, gewiß viel sagender Stelle vernehmen:

„Ich protestire hier abermals gegen die Maaßregeln, welche den katholischen Christen einen Gehorsam abzwangen, den ihr Gewissen nicht zugab. Wenn ein Erzbischof von Köln oder ein Administrator der Diöcese Breslau den Befehlen der Regierung Bedenken entgegensetzen, so trete ich auf die Seite des Erzbischofs und des Administrators. Wenn die würtembergische Deputirtenkammer die Motion des Bischofs von Rottenburg verwirft, welcher den Einfluß des Staats auf diese Sache ablehnt und die Rechte der Kirche anruft, wenn der Minister des Innern den widerspenstigen Geistlichen Gesetzesstrenge androht: so trete ich auf die Seite des Bischofs. Wenn der ungarische Landtag in derselben Sache den Primas tadelt, daß er den päpstlichen Breven gehorche, so trete ich dem Primas bei. Nichts kränkt mich mehr als dieser Zwang gegen eine Geistlichkeit, die verächtlich wäre, wenn sie in das Verlangte leichthin einwilligte, wenn sie eine der wichtigsten Handlungen ihres Amtes, unbekümmert um die Folgen derselben, vollzöge, wenn sie die Regeln ihrer Kirche, die Anordnungen ihres Oberhauptes mit Füßen träte. Wir müssen bei der Unterdrückung der katholischen Kirche niemals theilnahmlos seyn, niemals wünschen, daß die Hand der Fürsten ihren Untergang beschleunige. Sie muß unter einer wichtigeren und heiligeren, als deren Hand ist, fallen. Der Zweck muß uns niemals die Mittel heiligen. Die Fehler des Protestantismus dürfen wir nie verheimlichen. Er ist zuweilen tyrannisch gewesen, doch gestehe ich mit Freuden, daß die griechischen und sogar die katholischen Nationen die römische Kirche noch strenger behandelt haben. Welch ein Schauspiel bietet uns Rußland!“

Es handelt sich hier nicht um eine Untersuchung über den relativen Werth oder Unwerth, über die Richtigkeit oder Unstichhaltbarigkeit der Gasparin'schen Ansichten. Referent gesteht nicht einsehen zu können, wie ein Staat — nicht dem politisch anspruchslosen und harmlosen Protestantismus, sondern dem von der Sohle bis zum Scheitel politisch hörnernen Katholicismus gegenüber — unter den Gasparin'schen Koncedenzien

— in vielen Vorkommnissen, ohne in Desperation zu gerathen, bestehen könnte *).

Hierum handelt es sich in unserm Referate nicht, sondern um die Gesinnung, die den edlern Vertreter der kirchlichen Freiheitsideen leitete. Diese Gesinnung aber halten wir für alle evangelische Christen, welche sich irgend wie bei den kirchl. Bewegungen dieser Zeit, sey's nach bloß innerlichem Interesse, sey's in äußerer Wirksamkeit, betheiligt wissen, für unerläßlich. War es von protest. Seite nicht selten den Katholiken zum Vorwurf gemacht worden, daß in fanatischem Eifer Alles, was der „Kirche" helfen oder dem Protestantismus schaden möchte, ohne Rücksicht auf Zulässigkeit oder Verwerflichkeit der Mittel begrüßt und befördert wurde, so mußte es den größer und reiner Strebenden empören, vornehmlich in dem jüngsten Jahrzehnt auch die Perle protest. Eifers häufig in den schmierigen Lappen konfessioneller Scheelsucht und intriguanten Uebelwollens gewickelt zu sehen. Ein Tritt auf die römische Zehe, vom beerzten Fuße der Staaten oder Staatlein vollbracht, wurde in gewissen protestantischen Blättern mit derselben Freude geprie-

*) Wie weit Gasparin die Theilnahmlosigkeit des Staates bei allen Maaßnahmen der Kirchen gesteigert haben will, läßt sich aus folgendem Citate ersehen, welches überdies für uns Bayern besondere Interessen hat. „Den kathol. Priestern in Bayern ist durch Kabinetsbefehl eine ihrer heiligsten Pflichten — die Predigt gegen die Dogmen (?) des Protestantismus — verboten, ein Interdikt, das nicht rechtmäßiger wird, weil es beiden Konfessionen gleich sehr gilt und dem Willen eines Fürsten die ganze religiöse Kanzelpolemik aufopfert." In der Ferne und auf dem Hochstande einer theoretisch-idealen Anschauung mag sich die Gasparinische Beschuldigung, abgesehen von ihrem Irrthum in der Hauptsache, hören lassen; allein wie möchte der treffliche Mann geneigt seyn, sich selbst wegen dieser Beschuldigung zu entschuldigen, wenn er die faktische Ausübung „jener heiligsten Pflicht" zu einer gewissen Zeit zu beobachten Gelegenheit gehabt hätte!

sen, mit welcher man in einer frühern Zeit in Rom die Kunde von einer gewissen blutigen Nacht vernommen hatte. Abscheulich! Wirklich evangelischer Eifer stößt im konfessionellen Kampfe alles Gemeine ab, das sich an die heilige Gottes- und Wahrheitssache zu kleben versucht und ist vor allem einer konfessionellen Engherzigkeit feind, welche es sich nicht abzugewinnen vermag, die Rechte der Andern zu achten, über ihr Gedeihen und Wohlergehen sich zu freuen und ihre Bedrückung und Beeinträchtigung zu beklagen. Hiegegen sticht, wie oben ausgeschriebenes Citat darthut, Gasparin's Gesinnung auf sehr erfreuliche und nachahmungswürdige Weise ab und statt sich, wie oberflächliche Betrachtung etwa entnehmen könnte, durch weitherzige Theilnahme an dem Geschicke einer andern Konfession und Sache abzuschwächen, hebt die Gerechtigkeit für den Gegner die Reinheit des Eifers für die eigene Sache nur hervor und gestattet ihm ein um so weiteres und freieres Schreiten, je weniger sich an seine Fersen der Unrath gemeinen Parteisinnes hängt.

Gasparin will — man erlaube uns das parfumirte Wort — Delikatesse gegenüber der römischen Kirche. Er hat vollkommen Recht. Wir wollen nicht im Hund- und Katzverhältniß stehen, wo es einen großen ritterlichen Kampf gilt. Wer die Feuerlein schüren und in sie blasen will, die auf der terra romana lustig brennen, wer zu der Hetze und in die Meute, die auf dem „Gebiete des ewigen Friedens und der ungetrübten Einheit" losgeht, sein Halloh kreischen will, der mag es thun und habe gute Zeit und helle Lust; aber der evangelischen Partei, die verdient so zu heißen, geziemt eine andere Haltung und ein andrer Ton. Großartigkeit will einen Kampf zieren, der um die Herrschaft der Welt geführt wird. Hierin ist der Kämpfer Gasparin ein leuchtendes Vorbild.

Er weiß z. B., wie der Kampf des Gallikanismus mit dem Romanismus letzterem gefährlich und ein Mit el der Tren-

nung und Schwächung beider werden könnte; er kennt die Bedeutenheit der Frage über die Unabhängigkeit und die Ansprüche des niedern Klerus gegenüber der Selbsterhebung des Episkopats; er vermag die Linien von der Vergrößerung der bischöflichen Macht zur Negation der päbstlichen Gewalt, von der Jurisdiktion der Nationalkoncilien zur Verwerfung der ökumenischen wohl zu ziehen; ihm sind alle diese „Aussichten" vorhanden, und dennoch will er an ihnen sich nicht erfreuen, ihren Erfolgen Nichts verdanken. Er hält es für ehrenwerther, daß der Feind nicht durch solche Mittel, also gleichsam durch sich selbst falle. Er mag ihn nicht durch eine Macht, die nicht des Glaubens ist, verstümmelt, entwaffnet, entehrt sehen. Er sieht ihn lieber uns gegenüber mit all seinen Waffen, auf die großen katholischen Principien: Einheit der sichtbaren Kirche, Untrüglichkeit der Generalkoncilien, höchste Autorität der Päbste in Abwesenheit dieser Koncilien, gestützt und spricht es offen aus, daß er „den Ultramontanismus achte, weil er das einzige logische System des — freilich der Schrift entgegenlaufenden Dogmas von einem Stellvertreter Jesu Christi zuläßt." Er will den Katholicismus in seiner ganzen Größe, Konsequenz und Macht uns gegenübersehen, damit sich die Menschheit entschließe „ganz Rom oder ganz dem Evangelio anzugehören."

Wie großartig er indessen die evangel. Partei der röm. Kirche gegenüber sich verhalten sehen möchte, so sorgsam, so für das Einzelnste und Kleinste beflissen, ja so hartnäckig und zäh wünscht er erstere da zu gewahren, wo es gilt, anerkannte Rechte vor Eingriffe zu schützen oder vorhandene doch mißachtete und verkommene Rechte zur Anerkennung zu bringen.

Hierin ihn zu achten, zu verstehen und nachzuahmen, frommt evangelischen Christen aller Orten und namentlich da, wo deren nicht wenige, selbst auf die Warten gestellt, schlummern und schnarchen.

Was Gasparin im 1. Kapitel von den Rechten in Bezug auf die Unabhängigkeit des Geistlichen giebt, übergehen wir aus Gründen, so kostbar, reich und belehrend die Darlegung auch ist; doch bitten wir das Kapitel zu lesen. Das folgende von den Rechten in Bezug auf die Freiheit des Gottesdienstes soll von uns des praktischeren Interesses wegen, jedoch ebenfalls nur sehr aphoristisch, mit Auszügen berücksichtigt werden.

Schon die Ueberleitung zu diesem Gegenstande wird den Leser ansprechen. „Es giebt keine schlimmere Verletzung des Princips der Unabhängigkeit des Geistlichen als die Einmischung, welche einen Gottesdienst stört, so lange sie nicht darthut, daß er die öffentliche Moral oder die Regeln des gemeinen Rechts angreift. Die Freiheit der Kulten besiegt bald die Territorial-Religionen. Aber wo sie fehlt, ist die Herrschaft der persönlichen Ueberzeugungen unmöglich. Muß man glauben, was der Souverän erlaubt, so richten die Bürger ihren Glauben theilweise nach dessen Willen ein. Vielleicht glaubten sie anders, wenn sie im Nachbarlande wohnten. Das Recht, zu verweigern, begreift das Recht zu thun in sich. Bei jedem Veto ist eine Initiative; die Aechtung einzelner Konfessionen verdirbt immer in ihrer Wesentlichkeit die verschont gebliebenen. Die Aechtung ist verschieden. Bald ist sie absolut, roh, trifft alle Konfessionen mit Ausnahme einer einzigen, ein elendes System, das die Ehre einer Besprechung nicht verdient, obschon es noch in den meisten katholischen Landen herrscht. Die alleinigen protest. Lande, die dasselbe befolgen, Dänemark, (Schweden) und Norwegen haben es aufgegeben oder werden es bald thun (?). Diese Achtung tritt mitunter in nicht so auffallender Form hervor; sie öffnet den hauptsächlichsten christlichen Konfessionen das Land, nimmt sie als anerkannte Kulte auf und verwirft nur, was nicht in die offiziellen Listen kommt. Sachsen bietet eine Probe dieser Form. Endlich wagt sich die in den Gesetzen bewahrte Aechtung nicht mehr in den Thatsachen hervor, wie in Preußen, wo man die Mennoniten nicht anerkennt, und ihnen dennoch die Verletzung des Civilgesetzes gestattet, da man ihre Kinder als ungetaufte Kinder in den Geburtsregistern besonders anführt. Es giebt Länder,

wo solche Ausschließung weder theoretisch noch praktisch besteht, wo man von den Konfessionen nur verlangt, daß sie die öffentlichen Sitten, die bürgerlichen Gesetze und die politische Ordnung achten, wo die Gewissensfreiheit ein wahrer fester Besitz ist, wie in Nordamerika, England, in der protest. Schweiz. Fast hätte ich Frankreich hinzugefügt. Nach den Ausdrücken der Konstitution hätte ich es thun müssen, und doch habe ich mich bedacht. Artikel 5 der Charte besagt allerdings: „Ein Jeder bekennt seine Religion mit gleicher Freiheit und erhält denselben Schutz für seinen Kultus.“ Aber als sich viele Einwohner von La Croix um den Pastor versammelten, welchen ihnen das Konsistorium von St. Maria auf ihr Ansuchen geschickt hatte, wurde die Abhaltung des protest. Gottesdienstes mit bewaffneter Hand verhindert; als der Pastor von Tours den Einwohnern von Chenusson das Evangelium predigte, um welches sie ihn ersucht hatten, hat er an der Schwelle des Hauses, das für Gebet und Predigt bestimmt war, Gensd'armen gefunden. Der Justizminister hat in diesen beiden Fällen Recht verschafft. Allerdings. Aber es ist uns nicht immer so gut ergangen, und es ist eine seltsame Freiheit, deren Ausübung von ministeriellen Verfügungen abhängt. Hat der Artikel 5 der Charte keinen andern Sinn, so hat er gar keinen, und es besteht in Frankreich keine Freiheit des Gottesdienstes. Besteht sie etwa in Vienne, wo die Protestanten, die sich friedlich versammeln, zu Gott zu beten, und sich den Vorschriften des General-Konsistoriums von Mens fügen, von den Gerichtshöfen verurtheilt werden; wo sie sich nach gerichtlichem Beschlusse der Autorisation unterwerfen und dann noch im unsichern Gebrauche einer so erlangten Ordnung beunruhigt werden, indem die städtische Polizei ihre Zusammenkünfte um 7 Uhr Abends als zu spät untersagt, indeß bei einem Maskenballe Mitternacht erlaubt ist? Besteht sie in Serres und Ganac, wo die, ebenso wie ihr Pfarrer, übergetretenen Katholiken schon durch Verfolgungen das Verbrechen gebüßt, den Predigten eines Pastors, den ihnen das Generalkonsistorium von Mas Azil zugesandt, beigewohnt zu haben, und wo sie noch auf die Erlaubniß zur Abhaltung ihres Gottesdienstes warten? Besteht sie in Senneville, wo die von einem protest. Geistlichen geleiteten Zusammenkünfte, in denen er die persönliche

Bekehrung predigte und die Bekehrungen in Masse tadelte, durch ein Protokoll und ein Urtheil unterbrochen worden sind? Besteht sie in Livergie, Metz, Montargis, überall, wo man die Erlaubniß, den reformirten Gottesdienst zu feiern, einem Jeden untersagt hat, der keine Erlaubniß eines Maire, Präfekten oder Ministers erhalten, wo allerdings geringe Strafen (und wir fordern das Ministerium heraus, härtere Strafen zu beantragen, denn das morsche System der vorgängigen Autorisation bräche unter deren Last), aber doch Strafen gegen Alle verhängt worden, die an die Worte der Charte geglaubt, ein Jeder bekenne seine Religion mit gleicher Freiheit und erhalte denselben Schutz für seinen Gottesdienst? Besteht sie in irgend einem Dorfe des Reichs, wenn die röm. Kirche, welche zu klagen sich rüstet und es gut versteht, folgende Drohungen eines ihrer Mütter ausführt: „Wir weisen auf die Artikel 291, 292—294 des Strafgesetzbuches hin, damit die städtischen Behörden des Theils von Lothringen sie kennen, wo protest. Geistliche von Saarbrücken ungestraft ihre Propaganda ausüben." Hoffentlich wird nicht allein Lothringen auf so ehrenhafte Weise denuncirt werden. Die Reveille ist erklungen, das Losungswort ist bekannt. Ueberall will man Gensd'armen den Evangelisten, Urtheile den Beweisen entgegensetzen. Der Augenblick ist also da, wo es eine entscheidende Schlacht gilt, auf jedem Wege, gesetzgeberischem oder juristischem, die bisher herrschende schreckliche Jurisprudenz zu bekämpfen."

Nach gründlicher und mit den unwidersprechlichsten Materialien belegter Ausführung von Eingriffen, die in die Freiheit sogar der gesetzlichen Kulte eingreifen, fährt Gasparin also fort:

„Ich bitte die Regierung inständigst, meinen Worten Gehör zu verleihen; aufrichtige, unerschütterliche Zuneigung liegt ihnen zu Grunde. Ich liebe sie und warne sie deßhalb, bevor sie sich auf eine gefahrvolle Bahn zu weit eingelassen hat. Sie will nicht, meint nicht zu verfolgen — das ist gewiß — und wer hält sich jetzt für so stark, daß er verfolgen könnte; aber sie unternimmt einen Kampf, der, wenn sie ihn nicht aufgiebt, ernstlicher wird, als sie sich denkt. Der Ausgang ist gewiß, die Kirche hat ihn nicht zu

fürchten. Für diese ist es eine Frage der Festigkeit, des Glaubens, vielleicht der Zeit. Sie wird nicht nachgeben, niemals fleischliche Waffen gebrauchen, aber ihr gutes Recht auseinandersetzen und die Urtheile erdulden. Bald werden die Bänke der Angeklagten zu eng seyn, so groß wird die Zahl derer werden, die sich als Mitschuldige eines angeblichen Vergehens melden. Die Versammlungsorte, welche von Gensd'armen geschlossen werden, fassen nicht mehr Alle, welche ein Gefühl enger Solidarität dahin geführt haben wird. Man wird vor der zunehmenden Menge von Schuldigen, vor dem Skandal der wegen des Betverbrechens vervielfachten Urtheile zurückbeben. Doch glaube ich nicht, daß das System der bedingungsweisen Toleranz auf unserm Boden wieder Wurzel fasse. Ich glaube nicht, daß man eine Lehre feststellen könne, welche allen freien Zusammenkünften der anerkannten protest. Kirche, denen der unabhängigen Kirche, der Baptisten, Quäker, Anglikaner, Weßleyaner, und den vielen Abtheilungen der christl. Kirche, deren Beispiele und Worte kein Unheil zufügen, als daß sie Unterwürfigkeit, Milde, Demuth lehren, jedes wirkliche Recht verweigern wollte. Ich fürchte vielmehr, daß die Regierung sich der Achtung beraube und sich schwäche, indem sie angreift, was sie nicht zerstören kann. Ich fürchte nur für sie das Resultat dieser schwachen, ohnmächtigen, unbewußten Tyranneigelüste. Hat sie nicht schon ihre Kräfte versucht? Hat sie nicht gesehen, wie ihr Entwurf einer Ordonnanz über die Verwaltung der reformirten Kirche allgemein verworfen worden und nur diejenigen zu verbinden vermocht hat, die vorher sich getrennt hatten, die unabhängigen und die besoldeten Kirchen, weil beide davon bedroht waren? Muß sie nicht noch jetzt in allen unsern großen Städten, in Paris, in Lyon, ehren, was sie in Serres und Senneville verfolgt? Warum wagt sie nicht, auf wichtige Kapellen die auf kleine Zusammenkünfte so unbarmherzig angewandte Jurisprudenz anzuwenden? Kennt sie ihr Bestehen nicht? Unmöglich. Glaubt sie, es sey diesen vorher Erlaubniß ertheilt? Sie weiß das Gegentheil. Betrachtet sie diese als Bestandtheile der offiziellen Kirchen? Die Erklärungen einer=, die Anklagen andererseits haben dies nicht gestattet. Was hält sie aber zurück? Weil es größere Macht, als Gerichtsurtheile und Ministerialinstruktionen

giebt. Weil die Freiheit des Kultus nicht allein in der Charte geschrieben steht, sondern auch in den Herzen, in den Thatsachen. Es war schwieriger, sie zu erringen, als sie zu vertheidigen, und sie ist in Frankreich schon so viel geprüft, daß sie die Prüfung der Auslegung der Septembergesetze oder des Strafgesetzbuches nicht fürchtet.

Sie ist jedem Kultus gleich sehr theuer und findet überall den Beistand aufgeklärter, edelmüthiger Männer. Unsere kathol. Mitbürger vergessen nicht, daß sie den englischen Dissenters die Emancipation der irischen Katholiken verdanken und werden die Prinzipien auch zum Besten der französischen Dissidenten vertheidigen. Die Protestanten werden gewiß insgesammt diese Sache als die ihrige zu betrachten entschlossen seyn. Es ist unsre Sache, die Sache der Mitglieder der Nationalkirche, wenn auch die Jurisprudenz der Tribunale diese nicht so direkt anzugreifen scheint. Schmach und Schande über uns, wenn wir uns in trügerischer Sicherheit wiegten, wenn wir das Elend unserer Brüder benutzten, um sie zu verleugnen! Schmach und Schande über uns, wenn wir so feig und blind wären, über die gemeinsame Gefahr zu lachen, weil sie uns noch nicht erreicht hat. Ich schreibe dies mit Unrecht. Sollten wir gleichgültig bleiben können, wenn auch der anerkannte Protestantismus den Verfolgungen der Parquets noch nicht ausgesetzt gewesen, wenn auch die in Vienne Verurtheilten keine Glieder unsrer Kirche, Protestanten von Geburt, von einem General-Konsistorium angenommen und geleitet wären, wenn das Unheil uns noch nicht getroffen hatte? Die Geschichte weiß von den gerechten Züchtigungen derer, welche die Prinzipien zum Nachtheil ihrer Nachbarn oder Gegner verletzen lassen und nicht vorhersehen, daß man sie eines Tages ihnen selbst gegenüber verletzen wird. Alle Parteien, welche den Konvent gebildet, von der Ebene bis zum Berge, haben das erste Attentat gegen die Unverletzbarkeit der Deputirten mit ihrem Tode gebüßt. Die Aechtung der Royalisten hat die Girondisten geächtet. Die Aechtung der Girondisten ist das Todesurtheil Danton's gewesen. Danton's Acht hat Robespierre auf das Schaffot gebracht.

Wir dürfen die Freiheit der andern nicht gering achten, sonst litte unsere eigene darunter. Die Ueberzeugungen bilden eine große Ligue; wer die eine verwundet, verwundet alle. —— Hoffentlich er-

heben sich alle französischen Protestanten wie Ein Mann. Die einen drängen sich auf die Bänke der Zuchtpolizei, wo unsere Geistlichen gleich nach den Sträflingen sitzen, und wo ihnen die Anwendung der Septembergesetze 2000 Fr. Geldbuße, zweijähriges Gefängniß und vierjährige Polizei-Aufsicht bringen kann. Andere entwerfen in unserm Konsistorium eben so feste Erklärungen, als die der Pastoren der Augsburger Konfession, ebenso gediegen, als die der reformirten Geistlichen in Paris, Bittschriften an die Kammern, wie die des Toulouser Konsistoriums. Nicht vor den Gerichtshöfen, in den Kammern scheint die Frage gelöst werden zu müssen. Es ist oft lange nicht so leicht, eine Jurisprudenz zu reformiren, als die Verweisung einer Bittschrift an den Justizminister, oder im Nothfalle die Modifikation eines Gesetzes zu erlangen.

Wir werden mehrere Male geschlagen werden. Aber das muß man immer erdulden. Wer nicht versteht, sich schlagen zu lassen, weiß auch nicht zu siegen. Gott verlangt nicht allein Eifer, sondern auch Ausdauer. Oft gefällt es ihm, uns durch Niederlagen, durch Weigerungen zu prüfen. Oft ladet er uns ein, nicht weiter zu gehen, umzukehren. Der Prophet Elisa war dieser Probe unterworfen, wäre er unterlegen, hätte er trotz aller Bitten seines Herrn diesen ferner nicht begleitet, so würde er die siegreiche Auffahrt Eliä nicht gesehen, die Erhörung seiner Bitte: „daß dein Geist bei mir sey zwiefältig!" nicht erlangt haben."

Von der Freiheit der Kulte wendet sich Gasparin zu der Gleichheit derselben und zu den hierauf bezüglichen Rechten der Protestanten. Glaubt er nachgewiesen zu haben, daß Freiheit das erste Bedürfniß des protest. Kultus ist, so bezweifelt er auch nicht die baldige Befriedigung desselben.

„In einem Zeitalter, wie das unsrige, kann man unmöglich dem festen unerschütterlichen Willen einer ganzen Kirche lange widerstehn, welche für ihre und aller verschiedenen evangelischen Vereine Handlungen (auf Namen und Formen kommt es dabei nicht an,) die Aufsicht der Polizei und die strengste Bestrafung aller stattgefundenen Unordnungen fordert, aber im Namen Aller die

vorbeugende Einmischung der Gewalt ablehnt, ihr eignes Recht niemals so zu verleugnen entschlossen, daß sie den Gottesdienst einer vorherigen Autorisation unterwürfe, welche die Erlaubniß, ihre Glieder zu versammeln, mit ihnen von den Dingen von droben zu sprechen, mit ihnen für Frankreich und den König zu beten, von keinem Menschen einholen will. Gegen so rechtmäßige Forderungen kann man nicht lange kämpfen. Noch unmöglicher ist es, sie zu verfolgen. Die jetzt von keines Menschen Willen mehr abhängende Verfolgung würde die Kräfte der ganzen Welt übersteigen."

Aber um die Verwirklichung eines andern Prinzipes ist Gasparin besorgter, um das eben so wichtige Prinzip der Gleichheit der Konfessionen. Hier hält er den Boden für schlüpfrig. Große Interessen treiben und steuern in dieser Richtung und zwar die Regierenden eben so wohl, als die Regierten, die Protestanten, wie die Katholiken. Die Einen erinnern sich ihrer Herrschaft, die Andern ihrer Unterdrückung. Indessen hält Gasparin sorgfältige Ueberschau der in Frankreich in dieser Beziehung bestehenden Verhältnisse und diese bringt ihn zu dem Geständnisse, daß der hier gleich berechtigte Protestantismus sich beengt, eingezwängt fühle und nicht frei zu athmen vermöge.

Die absolute Gleichheit der Konfessionen ist zwar im Jahre 1830 zum ersten Male in Frankreich eingeführt worden, als man aus dem Grundgesetze die Staatsreligion beseitigte. In dem „harmlosen" Zusatze: „Die kathol. Religion ist die Mehrzahl der Franzosen," kann man nur dann den Grund einer Staatsreligion gelegt finden, wenn die Protestanten so thöricht und feig wären, sich dies gefallen zu lassen. Sie haben lange geschwiegen und siehe da, rasch wurde vor ihren Augen das 1830 zerstört geglaubte Gebäude einer Staatsreligion aufgebaut.

„Wessen ist die Schuld? Ich wiederhole es oft, die unsrige. Wir mußten reden, handeln, kämpfen. Wir haben es nicht gethan. Was 1830 leicht war, ist 1843 schwieriger. Aber unser Recht liegt so klar vor Augen, daß

wohlverstandene Interesse der Regierung, selbst das der röm. Kirche vermischt sich so innig mit dem unsrigen, es ist so klar, daß die vollständige Gleichheit für Alle der allein feste Boden ist, daß die Staatsreligion nicht wieder erscheinen kann, ohne Staat und Religion zu gefährden. Die von uns angerufenen Prinzipien sind so unbestreitbar, daß man wohl auf einen Erfolg, der Keinem leid thun wird, rechnen darf. In solchen Sachen ist Alles wichtig. Auf so glattem Boden giebt es keine kleine Schritte. Ausserhalb des Prinzips der Gleichheit giebt es keine kleine Abweichungen. Darum deute ich auf einige dem Anscheine nach kleine Umstände, ohne den Vorwurf zu verdienen, daß ich so unerhebliche Erbärmlichkeiten betrachte. In unsrer Lage sind auch solche Erbärmlichkeiten wichtig, und werden es desto mehr, je mehr man sie zusammenstellt."

Dies Zusammenstellen unwesentlich scheinender und doch Großes involvirender Vernachlässigungen, Zugeständnisse und Nachgiebigkeiten besorgt denn auch der edle Mann mit der unüberwindlichsten Geduld und gewissenhaftesten Offenherzigkeit und wir finden hier gerade für das praktische Interesse, welches wir in unserer Ueberschrift uns vorgestellt haben, reiche Ausbeute.

Die ihm unerfreuliche Schilderung der „Erbärmlichkeiten" beginnt er mit einer Thatsache, welche er der Regierung nicht zuschreiben mag, in welcher sich aber die Furchtsamkeit der Protestanten, ihre Schwäche, Gleichgültigkeit und Gewissenlosigkeit unzweideutig kundgiebt und als Grundlage schlimmster Folgen ausspricht.

Der größte Theil der hier erwähnten Thatsache paßt genau auf unsere Verhältnisse und wir liefern daher ohne Nutzanwendung die einschlägigen, gewiß höchst interessanten und beherzigenswerthen Auszüge.

„Kein Gesetz, keine Verordnung, keine Ministerial-Instruktion schreibt den Staatsbeamten vor, als solche den katholischen Cerimonien beizuwohnen, wenn die Nationalfeste wieder-

kehren, besondere Siege, ausgezeichnete Rettungen eintreten. Sind sie Protestanten, so mögen sie in die protestantische Kirche gehen, sind sie Ungläubige, so mögen sie, was wesentlich ist, jeden Gottesdienst vermeiden. Eine köstliche Freiheit, denn wo sie nicht besteht, wo das Prinzip der Staatsreligion den Staatsmännern ein äußeres Bekenntniß vorschreibt, welches ihr Herz verläugnet, wo die scheinheilige Unterscheidung zwischen Mensch und Magistrat gilt, ist die Idee der Religion gefährdet und erniedrigt. Wie traurig, wenn ein Naeman sich mit seinem Könige im Tempel des Rimmon verbeugen muß, wie traurig, wenn ein Konstantin sich gewissermassen theilt, als einfacher Gläubiger das Christenthum bekennt und als Kaiser das Amt eines Oberpriesters des Heidenthums bekleidet."

„Warum nehmen protest. Minister, Verwaltungsbeamte, Militairkommandanten, Magistratspersonen zuweilen Platz in den Kathedralen, da sie doch als Individuen die kathol. Kirchen nicht betreten, dem ihre innigsten Ueberzeugungen verletzenden Gottesdienste nicht beiwohnen würden? Weßhalb knieen oft Leute, die leider Nichts glauben, unter denselben Umständen in ihren Uniformen nieder? Woher kommt es endlich, daß durch eine Art stillschweigenden Uebereinkommens, oder durch eine Fortsetzung der Praxis aus der Zeit der Staatsreligion, die Beamten noch einem einzigen Kultus anzugehören scheinen, daß sie dort einen bestimmten Platz haben und sich nicht entfernen dürfen, ohne irgend eine Schicklichkeit der Stellung zu verletzen, ohne einen Zug zu verkleinern? Manche kümmern sich nicht um solche Besorgniß. Manche erfüllen ihre Pflichten als Magistratspersonen und Christen in der Mitte ihrer Glaubensgenossen. Aber wir sind noch lange nicht zu der Zeit des einfachen inbrünstigen Glaubens zurückgekehrt, als die Synoden der Wüste allen verfolgten Gläubigen befahlen, um jeden Preis die Cerimonien eines Götzendienstes zu meiden! Noch sind wir lange nicht bei der Zeit, da die Anwesenheit eines protest. Beamten in einer kathol. Kirche eben so viel Aergerniß und Erstaunen erregt, als es jetzt seine Abwesenheit thut; da es bei großen Jahresfesten in Notre-Dame wie in den Billettes und im Oratoire Uniformen, und noch besser, bei der Zeit, da es nirgend wo Uniformen giebt, da alle Bürger einen Kultus haben, der

Staat keinen mehr hat. Damit diese Zeit komme, müssen wir die Erscheinung eines einzigen Kultus bei den Volksfestlichkeiten als etwas Einfaches und Natürliches zu betrachten aufhören. Die Tendenz, welche durch unsere Feigheit oder durch unsern Mangel an Glauben entsteht, zeigt sich überall."

„Man lese, um eine zufällige Wahl zu treffen, das Programm der Festlichkeiten bei der Einweihung der Säule der großen Armee in Boulogne. Man erwähnt darin ausdrücklich eine vom Kardinal-Erzbischof zu lesende Messe; der nicht kathol. Gottesdienst ist ganz vergessen. Man suche in den Journalen von Paris nach dem Briefe, welchen der König zur Feier der Julitage an die Konsistorien geschrieben hat. Man findet allerdings das an die Bischöfe gerichtete Schreiben, das uns betreffende wird nicht mehr veröffentlicht. Suche man in den Blättern manches Departements nach den Rundschreiben der Präfekten über denselben Gegenstand. Man findet darin nur Ein Cirkular an die Pfarrer. Sucht man weiter, so findet man, daß am 15. Oktober 1841 um 10 Uhr in allen Kirchen und Kirchspielen von Paris eine heilige Geistmesse für den Wiederanfang der Schulstunden gelesen worden ist. Die Professoren, Lehrer, Lehrerinnen und Schüler haben an diesem Gottesdienste Theil genommen. Ich weiß nicht, ob die Ausdrücke dieser den Blättern mitgetheilten Notiz in ihrer ganzen Bedeutung genommen werden müssen, auch weiß ich nicht, ob dieser Gottesdienst bei dem Schlusse der Ferien, den ich von ganzer Seele billige, auf Befehl des Ministers des Unterrichts, mit seiner Genehmigung oder ohne sein Vorwissen gehalten worden ist. Nur weiß ich, daß unserer Kirche nichts der Art für die protest. Professoren, Lehrer, Lehrerinnen und Schüler vorgeschrieben worden ist."

„Seit einiger Zeit hat die Regierung die Gewohnheit, Anstalten, die an sich selbst nichts ausschließlich Katholisches haben, durch die kathol. Geistlichkeit einsegnen zu lassen. Hier segnet der Pfarrer von Suresne die neugebaute Brücke der Gemeinde ein; dort der Pfarrer von Marsall den Grundstein einer Festung. Anderswo segnen die Bischöfe in Algier, welche die Ueberbleibsel des Augustinus begleiten, die Dörfer der Mitidscha. Was bei den vom Staate angeordneten Feierlichkeiten Statt findet, geschieht auch bei denen, die außerhalb seiner direkten Einwirkung gefeiert werden.

Ueberall nur Ein Kultus. Ein Bischof weiht in Nancy die Dampfschiffe der Mosel und der Meurthe. Ein Bischof führt in Bordeaux den Vorsitz bei der Eröffnung des Kanals des Landes und der Eisenbahn der Teste. Das ist ganz einfach. Lothringen und Gascogne sind katholische Provinzen. Aber wer segnet im Elsaß den Kanal der Ill und die Dampfboote des Rheines bei der Einfahrt in Straßburg. Wer segnet die Eisenbahn von Straßburg nach Basel unter einer Menge, deren Mehrzahl protestantisch ist? Wieder ein Bischof. Sagen wir uns nicht: „Es war ein schöner Anblick, es war ein schöner Beweis von Duldsamkeit.“ Die Duldsamkeit besteht darin, daß man die Glaubensfreiheit der Andern ehrt, nicht in der Aufopferung des eigenen Glaubens. Die Toleranz, wie man sie gewöhnlich versteht, müßte anders heißen, Gleichgültigkeit müßte man sie nennen. Diese Toleranz ist das Uebel unsrer Zeit, sie entnervt, verstümmelt Alles. Wenn sie einigen Zwist beseitigt, so ist es, weil es zum Kampfe der Kraft bedarf und weil unter ihrem schwächenden Einflusse alle Kraft verloren geht. Durch sie werden wir nachgiebig, wenig empfänglich, so oft es sich nicht um unser Privatinteresse, sondern um die Interessen unsers Kultus und des Platzes, der ihnen eingeräumt werden müßte, handelt. Wir kommen den Fragen zuvor, die man an uns richten könnte.“

„Wir protestantische Verwalter einer durch eine protestantische Provinz laufenden Eisenbahn verschmähen es, uns in unsern Tempeln zu versammeln, um den Segen von oben auf dieses neue Werkzeug herabzuflehen, das so viel Gutes oder Böses hervorbringen kann, wir rufen lieber einen römischen Prälaten, der mit mehr Gepränge und Aufsehen Gebete hersagt, die zu sprechen unsre Pastoren offenbar nicht würdig genug sind, und der so einer ganz reformirten Bevölkerung die Doppellehre gibt, deren sie nicht bedurfte, daß es in Frankreich nur einen Kultus gibt, der sich bei großen Umständen anständiger Weise zeigen könne und daß vor Gott alle Kirchen gleich sind.“

„Als protestantische Mitglieder des wissenschaftlichen Kongresses von Lyon finden wir es passend, daß man uns erst in die Kathedrale berufe. Wir wohnen lieber kalten Herzens den Ceri-

monien bei, welche uns lächeln machen und über die wir weinen sollten, wir ziehen dieß vor, anstatt daß auch wir unsre Arbeiten in den Kirchen unsrer Konfession einweihen sollten. So sind wir immer und überall die zuerst Schuldigen. Wir können also der Regierung, der römischen Kirche selbst nichts vorwerfen, ohne daß der Vorwurf ganz auf uns zurückfalle. Wären wir nicht so kalt und furchtsam, so wagte man nicht, unsre protestantischen und katholischen Soldaten bei den öffentlichen Processionen in Algier erscheinen zu lassen. Man zwänge nicht unsere protestantischen, wie katholischen Soldaten, vor den Gebeinen eines großen Dieners Gottes zu präsentiren, welcher bei seinen Lebzeiten die Verehrung der Reliquien kräftig bekämpfte. Man würde die, welche seine Lehre treu bewahrt haben, nicht dazu verurtheilen, das zu thun, was ihr Gewissen zurückweist. Man erblickte nicht die Fahnen, die Kanonen Frankreichs bei den Feierlichkeiten eines Kultus, der noch der der Mehrzahl der Franzosen, aber nicht mehr Frankreichs ist."

„Man würde nicht die lange vergessenen Bestimmungen des Dekrets vom Messidor Jahr XII. über den Einzug der Bischöfe und Erzbischöfe in ihre Residenz wieder hervorsuchen. Man würde von dieser Auferstehung der alten Gebräuche nicht so viel Aufsehen machen, daß der officielle Berichterstatter über die Aufnahme des neuen Erzbischofs von Avignon gestehen muß, seit 1789 habe man nichts der Art gesehen, nachdem er von Baldachinen von Sammet und Gold, von den Büßern aller Farben, von den Militairehrenbezeigungen, von den Brüderschaften, von den ausgeschmückten Häusern, von den Triumphbogen und der Inschrift gesprochen, welche auf Herrn Naudo die Worte anwendet, die im Evangelio von Jesu Christo stehn: „Gesegnet, der da kommt im Namen des Herrn." Man würde nicht die alten bischöflichen Vorrechte dem Anschein nach wiederherstellen, da man es in der Wirklichkeit nicht kann; wie dieß der Bischof von Orleans beweist, dem man bei seinem Einzuge, eine Begnadigung im Gefängnisse auszusprechen, aufbewahrte, um, so weit es die Gesetzgebung erlaubt, die Gebräuche einer andern Zeit nachzumachen. Man riefe nicht die Nationalgarden, Garnisonen, alle Behörden zusammen, um im Namen des Staats nur

die Repräsentanten einer vom Staate besoldeten Konfession zu empfangen. Man gäbe nicht den innern und rein kirchlichen Handlungen dieses Kultus, wie der Uebergabe des Pallium an einen neuen Erzbischof, den Charakter einer National-Ceremonie, den ihnen die Anwesenheit der hohen Beamten und der Truppen verleiht. Man würde einsehen, daß, wenn die Regierung überall Ordnung aufrecht erhalten muß, sie doch nicht officiell in die religiösen Verrichtungen irgend eines Kultus sich einmischen soll, und daß die den katholischen Bischöfen erwiesenen Ehrenbezeigungen die vollkommene und übrigens sehr zweckmäßige Zurückhaltung des Staats merken lassen, welche sich bei der Einsetzung der protestantischen Bischöfe, die wir Pastoren nennen, zeigt. Das Dekret vom Jahre XII. enthält noch mehr Bestimmungen, die man einstweilen schlummern läßt, aber die eine ministerielle Verfügung vom 15. Oktober 1831 schon für verbindlich erklärt, indem sie sich darauf stützt, daß zur Zeit der Bekanntmachung des Dekrets die katholische Religion eben so wenig, als jetzt, Staatsreligion war. (Sie möchte es jetzt gern eben so sehr seyn.) Diese Bestimmungen werden bald ihre alte Macht wieder gewinnen, wenn wir ferner schweigen. Noch einen Schritt weiter und unsre Fahnen begrüßen das heilige Sakrament und Eskorten begleiten es, Artilleriesalven begrüßen den Zug, die Soldaten knieen vor ihm und die Soldaten unsrer Konfession thun es wie die andern. Lassen wir es dahin kommen, so erhellt daraus, daß wir nicht Glauben und Energie genug besitzen, um, wie in Bayern, gegen eine Handlung des Götzendienstes anzustreiten."

„Dieses falsche Princip, ein uneingestandenes Ueberbleibsel der Staatsreligion, kraft dessen das officielle Frankreich katholisch wäre, kraft dessen unsere Armee und unsere Fahne dem Katholicismus gehörten, räumt ihm auch unsere Straßen und Märkte ein. Die andern Konfessionen bleiben zu Hause. Sie legen keinem Menschen die unfreiwillige Theilnahme an ihrem Gottesdienste, den Anblick ihrer Gebete und ihres Pompes auf. Nur ein Kultus, und immer derselbe mit allen seinen Ceremonien, welche einen Theil der Bevölkerung verletzen können und müssen, und die in einigen Provinzen theilweise einfach und rührend sind, in andern ein sehr wenig erbauliches Gepräge tragen, wie am 13. Juli vorigen Jahrs in

Toulon die Procession, in welcher man bei Pfeifen und Trommeln, einen dicken Ochsen, Lämmer und Schafe voll Zierrathen einherziehen sah, und auf einem großen Kreuze eine arme lebendige Taube, welche an einen Eisendraht befestigt, bei den Bemühungen sich loszumachen, sich selbst zerriß."

„Man muß meine Absichten nicht verkennen. Ich will keines Menschen religiöse Freiheit beschränken, ich will diese für alle Welt, aber die Ausübung dieser Freiheit soll nicht so weit gehen, daß sie die Freiheit des Gewissens bei Andern verletze. Vollkommene Freiheit des Kultus in den Häusern, in den Kirchen aller Art, denn in Häuser oder Kirchen einzutreten, wird man nicht gezwungen. Aber durch die Straßen muß man gehen und deßhalb soll sich kein bevorrechteter Kultus auch in den Straßen zeigen."

Es liegt, wie oben berührt, in diesen Dingen, die Vielen kleinlich und einer Rüge gar nicht werth dünken, ein so dichtes Gewebe von sich immer steigernden Konsequenzen, daß man weder dem edlen Grafen Gasparin das sorgfältige Hinweisen auf die Fäden und Knötchen dieses Geflechtes, noch uns, die wir referiren und praktischen Gewinn bei unsern deutschen Protestanten und namentlich den Laien suchen, die ausführliche Auf- und Annahme der Mittheilungen verdenken kann. Ja, wir gestehen, uns hier bei demjenigen Theile des Buches zu befinden, der den meisten praktischen Abwurf bietet und die unvermitteltste Nutzanwendung zuläßt. Deßhalb stehn wir nicht an, die Auszüge möglichst umfassend zu geben und mit Uebergehung vieles Trefflichen unsre Anzeige zu schließen.

„So zeigen wir denn das wieder erwachende Princip der Staatsreligion sogar im Empfange in den Tuillerien. Sagen wir, daß der an und für sich unwürdige Platz, der unsern Konsistorien angewiesen ist, durch den Abstich gegen den, welchen der röm. Klerus erhält, noch unwürdiger wird. So leid es mir thut, so müssen wir es doch sagen, wenn die protest. Konsistorien am Neujahrstage ungefähr nach allen andern vorgelassen werden, der Erzbischof von Paris aber am 31. Dezember vor aller Welt den Vortritt hat, wie dieß 1823 statt gefunden hatte; wenn die officiell angezeigte Anwesenheit des Konseilpräsidenten und des Justizministers,

die officielle Bekanntmachung der Reden diesem Empfange des Erzbischofs ein Gepräge der Feierlichkeit verleiht, gegen welchen die trockene Erwähnung dessen, was uns betrifft, auffallend absticht: dann tritt offenbar die Rückkehr zur Vergangenheit hervor, der man sich so gern hingiebt, wenn keine Einrede dagegen geschieht. Am meisten thut es uns weh, daß bisher der Gebrauch Statt gehabt die Reden unserer Konsistorien und die wohlwollenden Antworten des Königs mit Stillschweigen zu übergehen. Diese Reden sind unter der Restauration und unter der Revolution bis 1833 gedruckt worden, und man begreift nicht, warum uns diese mannigfach kostbaren Mittheilungen entzogen werden, diese Worte voll inniger christlicher Treue im Namen der Kirche, diese Antworten voll Güte, Theilnahme, gerechten gleichen Schutzes, welche der König ertheilt und von welchen unsere Herzen mächtig ergriffen seyn würden."

„Was in Paris geschieht, findet auch in den Provinzen Statt, sogar in denen, welche, wie das Elsaß, eine zahlreiche protest. Bevölkerung enthalten. Die Reisen der Prinzen, der Minister geben Stoff genug, die verschiedene Behandlung des katholischen und unseres Klerus zu beweisen. Nur der erstere erscheint, redet, empfängt in den gemischten Anstalten, der andere wird, wenn man ihn empfängt, hinter den Beamten fünfter Klasse empfangen. Dasselbe Princip schleicht sich seit Kurzem in die verschwiegenen Seiten des Staatshandbuchs. Darin ist Alles erwogen. Jede Veränderung muß gerechtfertigt seyn, ehe man sie aufnimmt. Hinter der geringsten Veränderung der Listen ist ein Staatsgrund verborgen, wie in der anscheinlich so gleichgültigen Ordnung der officiellen Vorstellungen. Eine sehr bedeutsame Veränderung ist darin vorgekommen. Der Nuntius steht nicht mehr mit den andern Gesandten in der alphabetischen Liste der repräsentirten Staaten. Er ist von dieser allgemeinen Rubrik ausgenommen. Der Papst ist darin eben so günstig behandelt. Er wird mit den Souveränen des Hauses Bourbon, mit den regierenden Familien von Spanien, Neapel und Lukka in eine besondere, kleine Liste aufgenommen, welche vor die allgemeine Liste der Souveräns nach alphabetischer Ordnung der Staaten gestellt ist. Noch mehr. Sein Gesandter soll bei uns den Vortritt im diplomatischen Korps haben, das heißt, die Frage, ob die vom

Wiener Kongresse für die Länder, wo der Katholicismus Staatsreligion ist, festgesetzte Regel auch für Frankreich gelten soll, dieses demnach officiell katholisch wäre, ist bejahend entschieden. Man hatte noch nicht gewagt, sie zu lösen und deßhalb war immer nur ein Internuntius geschickt. Die Zeit des Schwankens und Bedenkens scheint vorbei zu seyn. Die Ankunft des Nuntius in Paris ist bekannt und dieß ist der sicherste Beweis, daß die französische Regierung jetzt im besten Einvernehmen mit Rom stehen mag. Hinter dieser Rückkehr zu alten Gebräuchen, diesen anscheinend so unbedeutenden Koncessionen, welche den Wünschen des römischen Klerus so leicht gemacht worden sind, ist wirklich etwas Anderes verborgen, was zu beobachten der Mühe lohnt."

„Eingestandenermaßen lebt das Princip, offenbart sich in den kleinsten, wie in den größten Dingen, in den Fragen der Etiquette der auswärtigen Politik, der innern Verwaltung. Eingestandenermaßen hat es seit einiger Zeit Fortschritte gemacht. Vielleicht war es unnütz, die angeführten officiellen Akte zu berühren. Man braucht nur die öffentliche Meinung zu befragen und diese wird antworten, daß sich von allen Seiten im katholischen Klerus die anmaßende, hochmüthige Thätigkeit zeigt, welche immer in seinen Tagen der Herrschaft ihm zu eigen gewesen ist."

„Es ist bekannt, daß der Widerstand dieser Geistlichkeit gegen die Bildung protest. Gemeindeschulen neue Kraft gewonnen hat, daß die Quälereien unserer Kranken in den Hospitälern zunehmen, daß die Versuchung zur Bekehrung und Fortführung unserer Kinder (Versuche, gegen welche man bei den Gerichten um Gerechtigkeit ansprechen wird) wieder hervortreten. Wer wundert sich nicht über diese neuliche Veränderung des Benehmens des französischen Klerus? Er verfährt mit einer Offenheit, an die wir nicht gewohnt gewesen; er beschränkt sich gar nicht mehr, er zeigt sich, wie er ist."

„Man hat es gewagt, die Fortschaffung der Bildsäule **Luther's** zu fordern, die am Basrelief des Straßburger Guttenberg-Denkmals vorkam. Das ist noch nicht Alles. Die Forderung ist erhört worden. Vor den Augen der Elsaßischen Protestanten hat man das Bild des [d]eutschen Reformators fortgenommen. Sollte man es

glauben? Im Jahre 1842 hat man in Frankreich, in einer Provinz, wo man die Bibel liest, am Fuße eines Denkmals für den Erfinder der Buchdruckerkunst, gegen den Uebersetzer der Bibel, gegen den Mann, dessen Gott sich bedient hat, um dem Volke die Bibel wieder zu geben, eine Unwürdigkeitserklärung ausgesprochen und vollzogen. Was hätte man in den schlimmsten Tagen der Staatsreligion Besseres thun können?"

„Die Katholiken, sagt man, würden tief betrübt seyn, wenn sie Luther's Bild sähen, da dieser den Papst und die Kirche angegriffen hat. So? Aber die Protestanten können keine unangenehme Empfindung haben, wenn sie Bossuet's Bild erblicken, welcher die Reformation verleumdet und die blutigen Verfolgungen Ludwigs XIV. gegen sie veranlaßt hat!?"

„Ich wiederhole es; man verstehe mich recht; der Staat hat keine Religion mehr. Die Regenten, die Regierten sollen eine haben und ausüben. Das wünsche ich vom Herzen. Höre ich, daß ein Minister in die Messe geht, so ist das keine Staatsreligion. Ich billige und ehre das; ich wünsche, daß seine christliche Ueberzeugung am Lichte des Evangelii gereinigt werde, und freue mich, daß er doch den Theil der Wahrheit ehrt, den seine Kirche noch bewahrt."

„Jeder folge seiner Religion. Jeder ehre sie hoch, Jeder bekenne sie muthig und öffentlich, der Prinz, Minister, Beamte, der Franzose in jeglicher Stellung. Nichts besser, wenn es seine Religion ist, nur soll es keine Religion der Prinzen, Minister, Beamten geben, die man mit der Uniform anzieht, und welcher Frankreich mehr schuldig wäre, als die durch die Charte allen Konfessionen verheißene Freiheit und Beschützung."

Entgegnung

auf die Recension meines Buches „**Die biblisch-prophetische Theologie, ihre Fortbildung durch Chr. A. Crusius und ihre neueste Entwickelung seit der Christologie Hengstenbergs**" (Leipz. 1845, auch u. d. T. Biblisch-theologische u. apologetisch-kritische Studien, herausg. von F. Delitzsch u. C. P. Caspari) in Tholuck's literarischem Anzeiger Nro. 52. 53. 1845.

Von Fr. Delitzsch.

Einem Schriftsteller kann nichts willkommener seyn, als sein Werk öffentlich beurtheilt zu sehen. Ist ihm selbstgefällige Eitelkeit fremd, beseelt ihn ein unaufhaltsam nach vorwärts dringendes Streben, so werden Meinungsverschiedenheit und Tadel des Beurtheilenden ihn nicht empfindlich berühren können. Denn Niemandem wird sein Werk, wenn es nun fertig vor ihm liegt, weniger gefallen, als ihm selber; ist er auch fort und fort überzeugt, Wahres, obwohl in einer ihm selbst nicht genügenden Weise, darin gegeben zu haben, so wird doch der Widerspruch ihm ungleich wohlthuender seyn, als das Ignoriren. Ist dagegen die Berichterstattung über sein Werk eine wahrheitswidrige, findet er seine Ansichten in Folge voreingenommener oder oberflächlicher Lesung entstellt, entstellt sogar das von ihm über fremde Leistungen abgegebene Urtheil, entstellt in einem weitverbreiteten Blatte, welchem Viele, ohne sich auf nähere Prüfung einlassen zu können, Glauben schenken, so ist sein

Schmerz ein gerechter, und er ist es sich und den Männern schuldig, über welche ein falsches Zeugniß ihm untergeschoben wird, dem falschen Zeugniß des Recensenten entgegenzutreten.

Einer solchen Uebertretung des achten Gebotes hat sich nach vielen Seiten hin der leicht erkennbare Recensent meines Buches im Literarischen Anzeiger schuldig gemacht. So wenig mich die dieser Recension eingestreuten Lobsprüche bestechen konnten, so wenig hätte mich der Tadel derselben verwundet, wenn er gegen das Gegebene in seiner ungeschmälerten Objektivität gerichtet wäre. So ist es aber nicht; vielmehr ist die Recension mit wenigen Ausnahmen begründeten Tadels, ein loses Gewebe von grundlosen und gehässigen Urtheilen, entstellenden Referaten, unerwiesenen Behauptungen und mir untergeschobenen verkehrten Ansichten, ein so leichtfertiges Machwerk, wie man es von einem Mann so hoher theologischer Stellung kaum erwarten sollte. Denjenigen, die mein Buch aufmerksam gelesen haben, ist dies so wenig verborgen geblieben, als mir selber; ich folge der dringenden Aufforderung Mehrerer derselben, indem ich den Knäuel von Unwahrheit und Ungerechtigkeit, den jene Recension darstellt, in seine Fäden zerlege und mich so einer an sich widerwärtigen und schmerzlichen Arbeit unterziehe.

Die Recension hat, wie in mehreren Stellen zu Tage kommt, die tief im Herzen des Hrn. Konsistorialrath Dr. Tholuck eingewurzelte, nicht blos schriftlich und mündlich von ihm ausgesprochene, sondern auch vielfach im akademischen Berufe und in den kirchlichen Kämpfen bethätigte, dem Literarischen Anzeiger charakteristische Abneigung gegen lutherisches Bekenntniß und lutherische Theologie zur Wurzel. Diese bedauerliche Abneigung gründet sich auf die innere Zerfallenheit des Rec. mit den unterscheidenden Glaubenslehren unserer Kirche, aber nicht mit diesen allein, sondern mit den katholischen und den unserer Kirche mit der reformirten gemeinsamen überhaupt. Es geht aus dieser Recension hervor und ist auch anderwärts bekannt, daß der Rec. der Lehre von der ewigbleibenden Aufnahme der Mensch-

heit Christi in die reale und kommunikative Gemeinschaft mit der Gottheit eben so abhold ist, als der Lehre von der Auferstehung des Fleisches. Obgleich er auf der letzten Pastoralkonferenz zu Gnadau seine höchste und aufrichtigste Achtung vor allen denen bezeugte, welche an der inspiratio verbalis festhalten, so hat er doch in seinem Anzeiger ein anderes Herz und eine andere Zunge, alle diejenigen, welche jener Lehre das Wort reden, werden mit wegwerfenden und sarkastischen Redensarten abgefertigt; dies geschah z. B. Guericke in der Rec. seiner Einleitung in das N. T.; selbst dem Pfr. Stier, und mir geschieht ein gleiches. Daß die Lehre des Rec. von der Sünde und der Versöhnung eine andere ist als die kirchliche, ist bekannt. Selbst das Trinitäts-Dogma gilt ihm als eine scholastische Lehre, die hinweg muß. Der Vorwurf Hegels (Encyklopädie Ausg. 2. 1827. S. XXII.), daß er mit dieser Lehre cavalièrement umgehe, und die ernsten Fragen des für den spekulativen Gehalt dieser Lehre ein helleres Auge habenden Philosophen: „Ist diese Lehre, als die heiligste, nicht von jeher (oder seit wie lange wenigstens) der Hauptinhalt des Glaubens selbst als Kredo, und dieses Kredo das Fundament des subjektiven Glaubens gewesen?" scheinen auf Th. eindrucklos geblieben zu seyn. Denn auf die Frage: wer war Christus? erhalten wir im Komm. zum Johannes-Ev. (6. Aufl. 1844, S. 65) die unklare, verfängliche Antwort: „In Christo ist der Logos Mensch geworden, insofern dieser Mensch das im Logos angeschaute Urbild der Menschheit ist, das kraft dessen mit derselben Absolutheit der Erkenntniß Gott anschaut, auch der Liebe Gottes ebenso theilhaftig ist, als der Logos im vormenschlichen Sein" — das verhallende Echo der Theorie Schleiermacher's.

Bei einer solchen totalen Zerfallenheit mit den altkirchlichen und reformatorischen Dogmen ist es nicht zu verwundern, daß der Rec. lutherisches Bekenntniß und lutherische Theologie, ohne zwischen beiden zu unterscheiden, für unwiederbringlich der Vergangenheit verfallene Erscheinungen hält und jeden Versuch,

jenes auf exegetischem Wege neu zu begründen oder zum Ausgangspunkt einer weiteren theologisch-wissenschaftlichen Entwickelung zu nehmen, als Stillstand oder Rückschritt unter der Maske des Fortschrittes betrachtet. „Das **Wort des Herrn** — so schließt die Rec. — wird nicht vergehen, auch wenn Himmel und Erde vergeht; die **Systeme** aber **der Theologie** werden wechseln, so lange der Menschengeist wechselnde Stufen der Bildung durchschreitet." Und fürwahr: alle theologische Systeme sind als solche der Vergänglichkeit unterworfen, auch die lutherische Dogmatik ist als Dogmatik nur eine zeitliche Form für die ewige Wahrheit, und kein Lutheraner ist so bornirt, die christliche Glaubenswissenschaft in die Methode, die Terminologie und die Beweisführungen der Kalove und Quenstedt einpferchen zu wollen — aber ist denn das Wort des Herrn nur in seiner objektiven, uns gegenüberstehenden, unvermittelten Gegebenheit ein ewiges, nicht auch als ein verkündigtes und subjektivirtes, ein in das Herz der Kirche und ihrer Glieder aufgenommenes, mit ihrem Glauben verwachsenes? Es wäre sehr schlimm, wenn das Wort nicht in das Bewußtseyn der Kirche eingehen könnte, ohne den Charakter der Ewigkeit zu verlieren; wenn es, unfähig sich in ungeschmälerter Integrität in den Seelen zu reflektiren und in mannigfachen Strahlenbrechungen den Reichthum seines Inhalts zu entfalten, nur vergängliche Schemen seiner selbst erzeugte, wenn die göttliche Wahrheit, die ja auch schon in der Schrift sich in menschliche Rede- und Denkformen eingesenkt hat, in ihr Gegentheil umschlüge, sobald sie von der Gemeinde in den konkreten Begriff des Dogmas gefaßt und ausgeprägt wird. So ist es aber, Gott sey Dank! nicht; es giebt nicht blos ein ewiges Wort, sondern es giebt auch einen unvergänglichen Glauben und ein unvergängliches Bekenntniß, somit einen unvergänglichen Kern der wandelbaren Theologie. Alles was an der alten lutherischen Theologie nicht Gestaltung des Wortes selber, sondern Menschenwerk ist, das

geben wir in den Tod, aber die auch in ihrer Subjektivität ewige Substanz der geoffenbarten Wahrheit halten wir fest, dessen gewiß, daß die dogmengeschichtliche Entwickelung der Kirche mehr als ein bloßes Schattenspiel an der Wand ist. Es sind einfache Katechismuslehren, welche der Glaube eines Kindes fassen kann, daß eine Auferweckung und Auferstehung der Todten (unserer hingefallenen Leiber) zukünftig, daß Jesus Christus als Gottmensch auch nach seiner menschlichen Natur allmächtig und uns allenthalben nahe, daß sein Leib und sein Blut im Abendmahl wahrhaft und wesentlich gegenwärtig ist. Daran hält die Kirche fest als an klaren, sich je und je ausweisenden Lehren des Wortes Gottes, als an einem im Lichte Gottes erschauten ewigen Lichte, ohne nur weiter in ihrer göttlich besiegelten Glaubensgewißheit auf die Dienstleistungen der Wissenschaft zu warten und sich auf den Standpunkt umnebelter Skepsis zurückdrängen zu lassen. Ist dagegen das Bekenntniß der Kirche, unser lutherisches Bekenntniß selbst eines der unaufhörlich wechselnden theologischen Systeme, wie es der Rec. ansieht, dann ruht die Kirche allewege nicht auf einem Felsen, sondern sie ist wie ein Schiff ohne Ruder und Segel, ja wie Spreu vor dem Winde des Subjektivismus. Von diesem Winde uns wägen und wiegen zu lassen, sind wir nicht gewillt, nachdem wir durch Gottes Gnade erkannt haben, daß es eine durch alle Zeiten hindurch aus Glauben in Glauben fortschreitende ecclesia catholica giebt, und daß der Fortschritt derselben in der Reformationszeit durch die lutherische Kirche hindurchging, deren Kredo seiner Substanz nach, abgesehen von seiner zeitlichen Umhüllung selbst in den Symbolen, sich uns als das Ja und Amen zum Schriftwort ausweist. Uebrigens können wir uns wohl der Hoffnung hingeben, daß der Herr der Kirche, der seine Gaben mannigfach ausgetheilt hat, die Gabe der Schriftauslegung nicht dergestalt auf den Rec. koncentrirt haben wird, daß die lutherischen Theologen, auf eine blose fides carbonaria beschränkt, dabei leer ausgegangen

wären, zumal der Rec., indem er das Bekenntniß unserer Kirche wie einen abgetragenen Hut bei Seite legt, zugleich sein eignes theologisches System in den heraklitischen Fluß aller Dinge hineinwirft.

Weil der Rec. der Ueberzeugung lebt, daß ein wahrer theologischer Fortschritt in unseren Tagen ohne vorherige Darangabe des lutherischen Dogma's, ohne Verlassung des lutherischen Standpunktes nicht möglich sey, so daß also die heutige Theologie den Zusammenhang mit dem lutherischen Bekenntniß in noch viel weiterem Umfang abzubrechen hätte, als ihn die reformirte Kirche mit dem altkatholischen abbrach: so geht er folgerecht darauf aus, unsere Glaubensüberzeugung als eine veraltete und dem Bildungsstande der Neuzeit widersprechende darzustellen, und das Anrecht auf die neuen, auf außerkirchlichem Boden gewonnenen Erkenntnisse uns streitig zu machen. Es wäre ihm recht, wenn wir, die seit der Reformationszeit erfolgten Fortschritte der Schriftauslegung und der Hülfswissenschaften, so wie den von dem tiefen Reichthum deutschen Geistes zeugenden mühevollen Selbstverständigungsproceß über die höchsten Probleme der Menschheit als nicht vorhanden betrachtend, in der dogmatisirenden ungeschichtlichen Weise des 16. Jahrh. kommentirten, die Rokocko-Sprache der Perücken-Zeit redeten und uns in die Formeln der aristotelischen oder auch wolffischen Philosophie einschnürten. Stünde es in seiner Macht, so würde er uns die Lebensluft und das Sonnenlicht der neuern Zeit verkümmern; denn er hält uns bei unserm Festhalten an veralteten Dogmen für unwerth, jene zu athmen und von diesem beschienen zu werden, gleich als ob wir mit dem fertigen lutherischen Lehrbegriff in Kopf und Herzen in unsere Zeit hereingeschneit wären und, ehe wir von noch dämmernder Gläubigkeit die lichte Höhe und den festen Grund der Kirche gewannen, nicht auch die Stadien der modernen Bildung durchlaufen hätten.

„Wir begegnen — sagt der Rec. Spalte 415 — bei

dem Verf. (wie auch in Artikeln von andern Mitarbeitern an der luther. Zeitschrift) dem eigenthümlichen Zuge, daß sie die Schlagworte der Gegenwart von **Vermittelung, Fortschritt, Entwicklung, Organismus** mit Begeisterung festhalten und, obwohl auf dem altlutherischen Standpunkt stehen bleibend, doch dies Alles für sich in Anspruch nehmen." Das ist das Leidwesen des Rec., daß die lutherische Theologie, statt ihre Abgelebtheit gleich durch ihre altmodische Sprache zu bekunden, jetzt, sich neuverjüngend, in neuen Zungen redet und daß sie so unverschämt ist, sich mit ihrem alten Glauben in das Licht der neuen Zeit zu stellen und davon durchleuchten zu lassen, jedenfalls doch weil sie nicht zu fürchten hat, an diesem Lichte wie Wachs am Feuer zu zerschmelzen. Der Rec. bildet sich einmal steif und fest ein, daß die luth. Orthodoxie sich selbst aufgeben müsse, um an obige Begriffe ein Recht zu gewinnen und daß sie als solche jene Begriffe unrechtmäßig und trüglich usurpire. Und wäre es wirklich so, daß wir das Anrecht an jene Begriffe erst durch Koncessionen an Schleiermacher oder sonst eine die festen und krystallischen Gestalten unserer Dogmen auflösende und verschwemmende theologische Richtung erkaufen müßten, dann fiele uns die Wahl leicht: wir behielten unser altes, aus soliden Stoffen gewirktes Kleid und die Lappen von neuem Tuch überließen wir dem Recensenten und denen, die mit ihm in dem Wahne stehen, daß aller wahre Fortschritt über die altkirchlichen Dogmen, wie ein Sieger über die Leichen seiner Feinde, hinwegschreiten müsse.

Aber die Forschungsergebnisse unserer Zeit, denen die höchsten und edelsten Kräfte zum Opfer geworden sind, gehören nicht denen blos, die in der Geschichte der εἰς πᾶσαν ἀλήθειαν fortschreitenden Kirche ein bloses Wechselspiel wandelbarer Systeme sehen: sie gehören auch uns, die wir einen Fortschritt der Kirche, der es zu Etwas gebracht hat und einen weiteren, der die Kirche nicht um dieses Etwas bringt, anerkennen. Es ge-

hört Alles der Kirche, welche ihre Beilage bewahrt und damit wuchert, es sey Paulus oder Apollo, es sey Kephas oder die Welt. Uebrigens hat ja während der erfolgreichen Geistesbewegungen seit dem Ende des vorigen Jahrh. auf dem Gebiete der Theologie und Philosophie die lutherische Kirche nicht in allen ihren Gliedern geschlafen, so daß sie nun jetzt erst erwachte und unverstandene Begriffe für sich in Anspruch nähme; sie ist bei den Geburtswehen der Zeit nicht unbetheiligt, von der sie bewegenden Macht des Werdens nicht unberührt geblieben, ihr Glaube ist durch das Feuer der Prüfung hindurchgegangen. Wie in meinem Leben, so bildet das Suchen nach Wahrheit auf dem Wege der Philosophie im Leben gewiß vieler kirchlich Gesinnten eine eigene Entwicklungsperiode; auf diese folgte durch Gottes Gnade eine Zeit der Erkenntniß der Wahrheit in ihren allgemeinsten Umrissen, und erst auf diese die Erkenntniß der Schriftmäßigkeit des lutherischen Bekenntnisses. Wir haben nicht als fertige Lutheraner die philosophischen Systeme von Kant an vor unserem Richterblicke defiliren lassen; wir haben selber kürzere oder längere Zeit in ihren Reihen gedient, was Wunder, wenn wir ihre Parole gelernt haben!

Daß wir aber jene „Schlagworte der Gegenwart" nicht nur nicht ohne weiteres als einen neuen Zierrath an das alte Kleid unseres Bekenntnisses heften, sondern, eingedenk des timeo Danaos, vorher uns vor dem Mißbrauch zu verwahren suchen, welchen die moderne ungläubige und gläubige Wissenschaft damit getrieben hat und noch treibt, das hätte der Rec. aus dem letzten Abschnitt meines Buches und aus dem resumirenden Schlußwort S. 321 ersehen können. „Es thut der neuen Theologie ganz besonders noth" — heißt es daselbst, — „daß sie neben dem Segen auch das Unheil erkenne, welches Schleiermacher über sie gebracht hat; daß sie sich von dem Einflusse einer pantheistischen und wesentlich ethnischen Weltanschauung, die sie nach außen bekämpft, ohne sie in sich selbst überwunden zu haben, zu reinigen trachte; daß sie sich des Mißbrauchs ent-

schläge, den sie, wie von dem neuen, kostbaren Fund bezaubert, mit den Begriffen der Immanenz, des Organischen, der Entwickelung treibt.“ Daneben ist es aber ebenso gewiß, daß, wenn irgend eine Kirche, die lutherische sich jener Schlagworte im wahrsten und tiefsten Sinne bedienen kann und sich ihrer zu bedienen das vollste Recht hat; denn ehe jene Wörter Schlagworte geworden sind, hat unsere Kirche das längst der Sache nach besessen und wesentlich in sich dargestellt, was sie dem Begriffe nach besagen. Plus ultra war von Anfang ihre Losung, Vermittelung in der Wahrheit mit ungeschmälerter Beibehaltung der dogmengeschichtlichen katholischen Errungenschaft ist ihr unterscheidendes Merkmal, organische Anschauung der durchgängige Grundzug ihrer Dogmen.

Durch die Geschichte der Kirche hindurch zieht sich ein intellektueller Lebensproceß, in welchem der Offenbarungsinhalt als gegebenes Objekt und die Kirche als vernehmendes Subjekt in Wechselwirkung begriffen sind; das Produkt dieser zwei Faktoren ist der von den ersten Umrissen zu einem immer lebensvollern und farbenreichern Gemälde werdende kirchliche Lehrbegriff, der mit dem apostolischen Worte übereinstimmige *τύπος τῶν ὑγιαινόντων λόγων*. Das Vorhandenseyn einer solchen stetigen und stufengängigen Entwickelung der Wahrheitserkenntniß innerhalb der Kirche ist zwar nicht nothwendig, wie Hegel eine solche Nothwendigkeit für die philosophische Entwickelung a priori in Anspruch nimmt; es ist aber wirklich, denn nicht die Philosophie, wohl aber die Kirche hat die Verheißuug des göttlichen, in alle Wahrheit leitenden Geistes. Jene Entwickelung, weil sie keine Sisyphusarbeit ist, welche jedes Zeitalter oder wohl gar jedes Individuum von vorn zu beginnen hätte, führt zu sichern Ergebnissen, welche, zur Einheit der Vorstellung erhoben und begrifflich ausgeprägt, in den Dogmen niedergelegt sind, die immer von neuem an die Schrift als ihr Kriterium gehalten, bereicherten Inhalts in das Bewußtseyn der Kirche der Gegenwart eingehen. Aber nur die

Kirche ist in allen Zeiten die wahre, die rechtgläubige, welche den durch die ältere Kirche evolvirten und allen Irrlehren gegenüber bekenntnißlich festgestellten Offenbarungsinhalt treu bewahrt und, ohne ihn aufzuheben, ohne ihn in Hegel'scher Weise zu negiren, nach der ihr verliehenen Gnadenspende weiterbildet. Darin eben besteht die Katholicität unserer Kirche, daß sie die Entwickelungsergebnisse der alten Kirche mit Verläugnung alles falschen Selbstständigkeitstriebes in sich aufgenommen und aus der Fülle lebendigen Glaubens reproducirt hat; darin das Wahrheitssiegel ihres Bekenntnisses, daß es auf Grund der altkatholischen Lehre das Ergebniß einer weiteren dogmengeschichtlichen Entwickelung ist, in der sich die gerade Linie des kirchlichen Fortschrittes fortsetzt. Ihr Bekenntniß wäre dies, wenn auch das Wort **Entwickelung** nicht existirte. Nachdem es aber einmal da ist, sollten wir das Anrecht an dieses Wort uns streitig machen lassen? Wir meinen uns desselben mit ungleich größerem Rechte zu bedienen, als diejenigen, die, wie der Rec., vom Organismus der Kirche, des durch die Geschichte hindurch zur göttlichen Größe entwickelungsmäßig heranwachsenden Leibes Christi, selbst genügsam sich isoliren und in der Kirche, ohne für das unveräußerlich Gewordene ein demüthiges Herz zu haben, nur ein endloses Werden sehen, bei dem nichts herauskommt.

Steht die Kirche unter der Leitung des h. Geistes und ist sie nur insofern die wahre, als sie sich von diesem leiten läßt, so ist ein stetiger Fortschritt derselben in der Erkenntniß der geoffenbarten Wahrheit nicht allein möglich, sondern auch durch das Glaubensleben der Kirche mit Nothwendigkeit gefordert. So wie der Christ, sobald er in der Erkenntniß stillsteht, geistlich erstirbt, so die Kirche; nur die Kirche des Fortschrittes und der dabei doch fort und fort bestehenden Glaubenseinheit ist die wahre Kirche. Denn nun und nimmer wird der kirchliche Lehrbegriff in dem Maaße der allerseits vollendete Reflex des Schriftinhalts seyn, daß ein weiterer auch intellektueller Fortschritt unmöglich

wäre, der unendlichen Inhaltsfülle und Inhaltstiefe des göttlichen Wortes gegenüber bleibt die Erkenntniß der Kirche stets eine partielle. Wenn ich in einem Zeitungsartikel über den kirchlichen Fortschritt im J. 1843 aussprach: „Nicht dem Individuum zur Auslegung auf eigne Hand ist die Schrift übergeben, sondern der Kirche, und eben die unendliche Tiefe der Schrift als eines Buchs für alle Geschlechter und alle Zeiten, bedingt für die Kirche einen unendlichen Fortschritt" und in einer öffentlichen Rede über die Katholicität der luth. Kirche im J. 1844: „Sicuti ipse Deus infinitus est, sic veritas revelata, sive partium ejus copiam sive profunditatem spectamus, infinita est, ita ut ecclesia in ea cognoscenda in infinitum progredi neque ullo tempore se eam totam pervestigavisse penitusque exhausisse gloriari queat," so habe ich damit nur die Ueberzeugung ausgesprochen, von welcher jeder lutherische Theologe mit mir durchdrungen ist. Und hat denn die lutherische Theologie der Gegenwart nicht das Ihrige dazu beigetragen, den kirchlichen Fortschritt zu fördern? Haben die wissenschaftlichen Leistungen eines Rudelbach und Harleß nur ein Gesicht nach rückwärts und keines nach vorwärts? Bekennen sich Hofmann und Baumgarten nicht im Gegensatz zur reformirten Kirche zu der unsern und gerade in den dem Rec. widerlichsten Dogmen? Dennoch möchte uns der Rec. das Wort Fortschritt wie ein gestohlenes Gut konfisciren, denn wir sind in seinen Augen die Starren, die Schroffen, die Versumpften. Und warum? Weil er von dem Grundsatz ausgeht, daß es keinen Fortschritt gebe als einen das Kredo unserer Kirche annullirenden. Aber wir glauben die Aufgabe unserer Zeit besser zu verstehen, wenn wir unsere kirchlichen Dogmen, nachdem sie sich uns an dem Worte Gottes als Gold, Silber und Edelgestein auf ewigem Grunde erwiesen haben, nicht mit den schwankenden Satzungen der heutigen wissenschaftlichen Gläubigkeit vertauschen; es giebt auch für uns auf unserem sogenannten altlutherischen Standpunkte noch unendlich viel Neues,

wodurch der Besitz des probehaltigen Alten zu erweitern ist, und wir haben volle Ursache, das Schlagwort der Gegenwart: **Fortschritt** mit Begeisterung in dem Sinne festzuhalten, welcher allein der wahre des an sich leeren, nichtssagenden Wortes ist.

Der Rec. findet weiter den Gebrauch der Schlagwörter Vermittelung und Organismus mit dem sogenannten altlutherischen Standpunkt unvereinbar. Wir behaupten dagegen, daß gerade auf diesem Standpunkte die Geltendmachung jener Begriffe ihre höchste Berechtigung findet. Denn **Vermittelung** (und zwar nicht durch Indifferenzirung der Gegensätze, sondern in der zwischen beiden Extremen mitten inne liegenden Wahrheit) ist unserer Kirche charakteristisch; so ist z. B. ihre Lehre von der Person Christi die auf organischer Entwicklung des altkatholischen Dogma ruhende Vermittelung zwischen Nestorianismus und Monophysitismus; ihre Lehre vom Verderben des Menschen die schriftgemäße Vermittelung zwischen Pelagianismus und Manichäismus, ihre Lehre von der Erwählung und der Gnade die schriftgemäße Vermittelung zwischen Pelagianismus und Prädestinatianismus, ihre Lehre vom Abendmahl die schriftgemäße Vermittelung zwischen der reformirten und der Transsubstantiationslehre. Klingt das Wort Vermittelung in unserm Munde dem Rec. so fremdartig, so hat dies wahrscheinlich darin seinen Grund, daß wir aller unionistischen, aller die evolvirte Wahrheit in den Zustand der Involution zurückbannenden Vermittelung gram sind. Endlich bestreitet uns der Rec. den Anspruch auf das Schlagwort Organismus; er bemüht sich durch die ganze Rec. hindurch den Schein zu erzeugen, als ob ich mich mit diesem Worte wie mit einer unverstandenen Floskel geschmückt habe. Dieses Gebahren des Rec. mußte mich um so tiefer verwunden, als ich seit geraumer Zeit gerade der Erforschung des Unterscheidenden des Organischen vom Mechanischen und Dynamischen meine philosophischen und biblisch-theologischen Studien zugewendet hatte, und zwar in der Ueber-

zeugung, daß die neuere Wissenschaft theils das Mechanische, die nothwendige Voraussetzung alles Organischen in seiner teleologisch einheitlichen Selbstvollziehung, zu tief herabsetze, theils die Organismen des Einzellebens und der Beziehung der Einzelleben auf einander, so wie Organisches im realen und idealen Sinne nicht gehörig scheide und, was die folgenreichsten Irrthümer nach sich zieht, organische und dynamische Verhältnisse mit einander vermische.

Der Begriff des Organischen hat erst seit Kant den bestimmten Inhalt gewonnen, als dessen zusammenfassende Bezeichnung er jetzt gangbar ist. Da Begriffe nicht vor den Dingen sind, von denen sie abstrahirt sind, so versteht es sich von selbst, daß das Vorhandenseyn von Organismen und Organischem unabhängig ist von dem Begriff; eben darauf beruht seine Wahrheit. Ebenso gewiß und thatsächlich ist es aber, daß das, was wir organische Anschauung zu nennen pflegen, viel älter ist, als die Ausprägung des Begriffs. Wenn Hjort in seinem Leben Erigena's mit Recht bemerkt, daß der Begriff des Organischen dem Mittelalter fremd gewesen sey, so bemerkt Steffens mit gleichem Rechte, daß mittelalterliche Scholastik und mittelalterliches Leben großentheils auf organischer Anschauung ruht. Leibnitz gebraucht das Wort „organisch" noch nicht in einem mit dem kantischen sich deckenden Sinne, und dennoch ist es sein großes Verdienst, die Wechseldurchdringung von Einheit und Mannigfaltigkeit als das Charakteristische des Lebens aufgefunden und das Leben als solches zum Prinzip alles Wirklichen erhoben zu haben. Aber noch mehr als das: der Begriff des Organischen leidet nicht allein Anwendung auf viele Objekte, welche die Schrift uns vorführt, die Schrift selbst betrachtet Vieles aus dem Gesichtspunkte des Organischen und kann in vielen ihrer Grundlehren nur von ihm aus richtig verstanden werden. Die Schriftgemäßheit unseres Bekenntnisses (oder, wie der Rec. sich ausdrückt, unseres altlutherischen Standpunkts) wird sich unter andern auch dadurch rechtfertigen,

daß jene organische Anschauung der Schrift selbst sich in ihm reflektirt. Und so ist es, nicht allein in den bewahrten altkatholischen Dogmen, sondern auch in den weiter entwickelten. Wenn Beck, Lehrwiss. S. 112 ohne alle Befangenheit in der Kirchenlehre ausspricht, daß Einheit ohne Einerleiheit, Verschiedenheit ohne Getrenntheit sich durch die ganze Schriftsprache ausdrücke, wenn sie vom Vater, Sohn und Geist redet, so ist damit die Schriftanschauung des Verhältnisses derselben als organische charakterisirt, und wo anders findet sich diese treu bewahrt, als in dem kirchlichen Trinitätsdogma, welches die in dem kreatürlichen Geiste nur phänomenellen Momente der Selbstbewußtseynsentfaltung in der Gottheit als emanative und wesenhafte faßt und so in dem absoluten Organismus des göttlichen Seyns das Urbild der Organismen alles kreatürlichen schaut. Ebenso setzt das Dogma von der Auferstehung des Fleisches die organische Anschauung des Menschen für sich voraus; denn eben darum, weil es das Charakteristische des Menschen ist, in dem die Schöpfung sich abschließt, daß die beiden Schöpfungsmomente der Natur und des Geistes in ihm organisch zur persönlichen Einheit verbunden sind, ebendarum ist die Wiederherstellung des durch den Tod aufgelösten menschlichen Organismus in seiner Identität die mit Nothwendigkeit geforderte Vollendung der Erlösung als solcher. Ebenso ruht das Dogma von der persönlichen Verbundenheit beider Naturen in Christo, von dem Zusammenschluß seines göttlichen und kreatürlichen Doppellebens zur Einheit aktualen Selbstbewußtseyns auf organischer Anschauung, sowie auch die weitere Entwickelung dieses Dogmas in der Lehre von der communicatio idiomatum, denn nur in dem gegenseitigen Bedingen und Bedingtseyn des Einen Prinzips oder organischen Formtheils durch den andern besteht die organische Einheit, auch die Synthese der Natur und des Geistes im Menschen gewinnt ihre Einheit nur dadurch, daß die Natur in den Kreis, dessen Lebenscentrum der Geist mit seinem Ichgedanken ist, und wiederum der Geist in

seiner peripherischen Bewegung in die Dialektik der Natur eingeht. Ebenso ist die Anschauung, von welcher die kirchliche und insbesondere die lutherische Lehre von der Sünde, der Erlösung und den Folgen beider ausgeht, eine organische im eigentlichsten Sinne; wie die Schrift, so schaut die Kirche die Menschheit kraft des im Menschen mit dem Geistesleben verschränkten Naturlebens, welchem Einheit des substantiellen Princips in allen seinen Individuationen (Solidarität) eignet, als Gattungsorganismus an und auf Grund dieser Anschauung der Menschheit als organischer Totalität giebt es für sie eine stellvertretende Genugthuung, eine Reversibilität sowohl der Schuld des ersten Adam als des Verdienstes des zweiten *). Ich übergehe hier die organische Verbundenheit des Menschen und der Natur außer ihm, deren Geschichte organisch in die seine verflochten ist, die organische Verbundenheit des Wortes und Gedankens im Inspirationsakt, die organische Verbundenheit des Gottmenschen als des Hauptes mit der Gemeinde als seinem Leibe (womit die Lehre von den Sakramenten im engsten Zusammenhange steht), die organische Verbundenheit der Gemeinde**glieder** zu Einem Leibe u. s. f. — organische Einzelanschauungen, welche unsere Kirche, gegenüber falscher Geistlichkeit, separatistischem Isolirungsstreben und falsch dualistischer Zertrennung, vom Anfang festgehalten und zu deren weiterer fruchtbarer Entwickelung sie die Keime gepflanzt hat. Nur das Eine will ich noch bemerken, daß auch da, wo das Ineinander kein organisches genannt werden kann, sondern nur ein **dynamisches** ist, unsere Kirche sich durch die schriftgemäße dynamische Fassung charakterisirt, wie z. B. in der Lehre von der Schrift und den Sakramenten, wo sie Wort und Geist, Irdisches und Himmlisches in ihrer dynamischen Verbundenheit anerkennt, während die reformirte Kirche

*) Treffliches hierüber findet sich in den Werken A. **Günther's**, bes. „seinen Süd- und Nordlichtern am Horizonte spekulativer Theologie.“

beides auseinander reißt. Nach diesen Bemerkungen liegt, hoffe ich, das schreiende Unrecht zu Tage, mit welchem der Rec. über eine vermeintliche widerrechtliche Zueignung des Begriffs des **Organischen** unsererseits Klage führt. Der Jammer, daß wir jene Schlagworte alle für uns in Anspruch nehmen, wird ihm für die Zukunft nicht erspart werden. Wir wissen, was sie besagen; sie sind mit dem Wesen unserer Kirche und mit unserm eignen unzertrennlich verwachsen. Wir sind der Schriftmäßigkeit und darum Wahrheit unseres Glaubens, der unendlichen Inhaltsfülle der Objekte, die er ergriffen, so wie dessen, daß er durch allen wahrhaften Fortschritt der Wissenschaft nicht verlieren, nur gewinnen kann, zu gewiß, als daß wir es rathsam finden könnten, ihm als einer schlechten Waare einige ihm unvereinbare Schlagworte der Gegenwart als empfehlende Etiketten aufzuheften *).

*) Als eine solche scheint der Rec. auch den Begriff der Immanenz, so wie ich ihn in Anwendung bringe, zu betrachten, wie folgende seltsame Stelle in der Recension des trefflichen Oehlerschen Buches Sp. 439 f. beweist: „Auch die supranaturalistische Theologie erkennt ein **Werden** der Offenbarung, aber das eben erscheint uns als die Hauptfrage, ob dieses Werden der h. Geschichte ganz außerhalb des Menschen in die pädagogische Akkommodation der göttlichen Kausalität hineinfalle, wie dies sehr bestimmt namentlich von Delitzsch ausgesprochen wird (obwohl der Verf. nichts desto weniger von der Immanenz Gottes spricht, freilich nur in dem Sinne einer Gegenwart und **Wirkung** in der Welt), oder ob der Verf. (Oehler), von dem immanent die Geschichte bewegenden Gotte ausgehend, jenes Werden als die Bewegung des dem Menschen immanenten Geistes fasse, so daß dieses Werden der göttlichen Offenbarung zugleich das Werden des Menschengeistes selbst ist.“ Man sollte eine solche „Hauptfrage“ in dem

„Die Bestrebung, die Geschichte organisch aufzufassen — (heißt es in einer andern Stelle der Rec. Sp. 413) — wie sie von der Hegelschen Philosophie aus auch selbst auf lutherisch-orthodoxe Theologen unserer Zeit übergegangen ist, erscheint uns ebenfalls bei mehreren derselben nur als ein solches modernes, dem alten Stoffe nicht wohl anpassendes Kleid." Wa-

---

Munde eines bibelgläubigen Theologen nicht für möglich halten. Die Immanenz, in einem noch weiter gehenden Sinne als die der Selbstgegenwart und der Selbstwirksamkeit Gottes im Kreatürlichen gefaßt, ist ja der Todesstoß des biblischen Theismus. Der zweite, sehr unklar ausgedrückte Theil des Dilemma's ist leibhaftig die Hegelsche Geschichtsanschauung. Diese wird Oehler so gut depreciren, als ich. Aber wo in aller Welt habe ich gesagt, daß das Werden der h. Geschichte ganz außerhalb des Menschen in die pädagogische Akkommodation der göttlichen Kausalität hineinfalle? Diese Ausdrücke sind mir so fremd, als ihr Sinn. Das, was sie besagen, ist die überwundene deistische Anschauungsweise, so wie die Hofmannische das zu überwindende an Pantheismus streifende andere Extrem ist. Gegen jene Ansicht reklamire ich die Immanenz Gottes, gegen diese seine Transscendenz, gegen jene das Wahrheitselement des Pantheismus, gegen diese das Wahrheitselement des Deismus. „Wie Gott in der Welt ist, ohne von ihr umschlossen zu werden, so wirkt er der Geschichte inne, ohne durch ihren Entwickelungsgang eingepfercht zu seyn. Er ist in ihr, aber zugleich über ihr. Die Geschichte weissagt, weil Gott in ihr ist, die Prophetie weil Gott über der Geschichte ist. Die Prophetie schwebt über der Geschichte, nicht die Geschichte über der Prophetie" (S. 182 f.). Sollen wir uns die Erlaubniß, von einem immanenten Gott zu reden, bei dem Ref. erst durch Abfall zum Pantheismus erkaufen? Wir glauben an einen im Menschen gegenwärtigen und nach seiner Macht, seiner Gerechtigkeit oder seiner Gnade in ihm selbstwirksamen Gott, ohne den geschöpflichen Geist des Menschen in irgend welchem Sinne mit dem Geiste Gottes zu vermengen und ohne die menschliche Freiheit in absoluter göttlicher Nothwendigkeit aufzuheben.

rum nur bei mehreren und nicht bei allen? Wenn nicht bei allen, so ist die Schuld doch sicher nicht der Sprödigkeit und Unbildsamkeit des alten Stoffes zuzuschreiben, nicht, wie der Rec. sich sonst ausdrückt, dem altlutherischen Standpunkte. Doch rechten wir nicht über diesen Widerspruch, in welchen den Rec. diesmal die schonende Milde gegen einige (ich weiß nicht welche) lutherisch-orthodoxe Theologen verwickelt hat. Wir haben den bittern Vorwurf, der im Grunde den wenigen schriftstellerisch thätigen lutherisch-orthodoxen Theologen unserer Zeit zusammt gilt, als eine grundlose Herabwürdigung abgewiesen. Ist denn die organische Geschichtsauffassung eine erst von Hegel gemachte Erfindung? Allerdings ist es Hegel's Verdienst, den Begriff der organischen Entwickelung, insbesondere der geschichtlichen, tief und allseitig erforscht zu haben, nachdem Kant den Begriff organischer Naturprodukte klar erkannt und Schelling die Anschauung des Universums als eines Totalorganismus begründet hatte. Aber was organische Entwickelung sey, das war bereits durch Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft treffend gesagt worden, die Forderung organischer Auffassung aus philosophischem und religiös-christlichem Gesichtspunkte ward auch von Schelling in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums an die Geschichte gestellt, und was besonders zu beachten ist, die Naturforschung hatte durch Beobachtung der Entwickelung der Organismen der Wissenschaft, insbesondere auch der Geschichte längst ihre rechte Methode an den Analogien des Naturlebens aufgewiesen. Und noch weiter zurück: wir finden bereits in der vorkantischen Zeit bei Crusius und Andern zwar nicht den Kunstausdruck organischer Geschichtsauffassung, aber doch den entsprechenden und, da die Geschichte durch die beiden Koefficienten göttlicher Nothwendigkeit und menschlicher Freiheit zu Stande kommt, vielleicht sogar besseren pragmatischer Geschichtsauffassung. Daß die Geschichte sich nach einem göttlichen Plane successive et per gradus fortbewege und die Mannigfaltigkeit ihrer einzelnen Begebnisse in dem göttlichen

Weltplan ihre ideale, in Christo ihre konkrete teleologische Einheit habe, das ist ein von Crusius und nicht zuerst von ihm ausgesprochener Gedanke. Tholuck selbst bemerkt in seiner Beilage zum Hebräer-Brief S. 13, da wo er von der organischen Ansicht der Geschichte spricht: „Die physiognomische Familienähnlichkeit aller großen Geister bewährt sich auch hier, indem die tieferen Männer der verschiedensten Zeiten die Geschichte im Allgemeinen in jenem Sinne betrachtet haben.“ Wie reimt sich nun damit die in der Rec. ausgesprochene Bemerkung, daß das Bestreben, die Geschichte organisch aufzufassen, von der Hegelschen Philosophie aus auch selbst — wahrscheinlich ist schon das bei unserer sonstigen altlutherischen Bornirtheit ein großes Wunder — auf lutherisch-orthodoxe Theologen übergegangen sey! Und wäre dies der Fall, hätte Hegel auf sie einen gleich gewaltigen Einfluß geübt, als Hamann, den Tholuck a. a. O. nennt, durch seine Geistesblitze, obwohl wir an Rudelbach, Kurtz, Baumgarten u. A. von einem überwiegenden Einflusse Hegel's nichts entdecken können: so ist doch in der That der wahre wissenschaftliche Fortschritt unserer Zeit, in der auch wir und die Kirche mitzählen, kein ausschließliches Monopol derer, die an die Stelle des kirchlichen Bekenntnisses, jeder nach seiner Art, ein System theologischer Ansichten setzen!! Uebrigens werden wir uns wohl hüten, die Hegelsche Geschichtskonstruktion mit ihrem Fortschritt über Christus hinaus oder auch nur seine Anschauung des organischen Entwickelungsprocesses zu der unsrigen zu machen. Das Princip der Negativität, auf welches Hegel die rythmische Fortbewegung alles Lebens gründet, das Schema der Triplicität, in welches er alle Dialektik seiner Bewegung und Gestaltung einfügt, die apriorische Nothwendigkeit des Fortschrittes, in welcher alle Möglichkeit des Rückschritts und somit die menschliche Freiheit, sowie auch die Imperfektibilität des objektiven Christenthums aufgehoben wird — das sind (des falschen Ziels und falschen Inhalts, welchen Hegel aller Geschichtsentwickelung zu-

theilt, zu geschweigen) an dem großartigen Systeme des deutschen Denkers, so mannigfachen Segen es auch sonst der Kirche gebracht hat, bereits hinlänglich aufgedeckte Schwächen, welche wir hier nur andeuten, um nicht für die Nachbeter Hegel's gehalten zu werden. Wir lassen der im Hegelschen Systeme pulsirenden Idee organischer Entwickelung ihr Recht widerfahren, lassen uns durch die zuerst von ihm aus diesem Gesichtspunkte durchgeführte Geschichtsdarstellung zur Nacheiferung reizen, wissen aber auch um die bei einer solchen Konstruktion naheliegenden Klippen und Abgründe zu gut, um ohne weiteres aus der Hegelschen Garderobe für den nach Tholuck's Meinung abgelebten, in der That aber ewig jugendlichen Leib unseres kirchlichen Bekenntnisses ein modernes Kleid zu erborgen.

* * *

Nachdem wir die Befangenheit des Rec. in herrschendem Widerwillen gegen lutherische Orthodoxie und seine daraus hervorgehenden allgemeineren Aburtheile in ihrer Grundlosigkeit und Ungerechtigkeit nachgewiesen, gehe ich zur nähern Prüfung einiger damit eng zusammenhängender Aussprüche über, durch welche der Rec. mich zurechtzuweisen bemüht ist: zuerst über zwei Punkte, bei denen der Rec. den Gebrauch, den ich von dem Begriff des Organischen gemacht habe, zu verdächtigen fortfährt.

Da wo ich im 2. Abschnitt meines Buches Crusius' Ansichten über Inspiration in ihrem Zusammenhang mit seiner philosophischen Theorie der providentia Dei miraculosa, so wie der göttlichen und menschlichen Freiheit bespreche, erkläre ich mich selbst gelegentlich für die inspiratio verbalis und beziehe mich auf die entschiedene Vertheidigung und wahrhaft fördernde Entwickelung dieser Lehre in Beck's Propädeutik. Der Rec. ist dieser Lehre von Herzen gram, und läßt auch mir, wie Guericke, dies fühlen, obwohl die Annahme der inspiratio verbalis nicht charakteristisch lutherisch ist und ich mich diesmal auf einen Theologen beziehe, der zwar nicht die Art und Weise

des Gegensatzes, aber doch den Gegensatz gegen die lutherische Schultheologie mit dem Rec. gemeinsam hat. Mit Recht verwirft Beck — so erkläre ich mich in der Anm. S. 70 — die Auseinanderreißung des Inhalts und der Darstellung als die „dualistische Grundlage“ mancher Inspirationstheorie (Propäd. S. 90); denn was Hamann gegen Kant so sehr urgirt) gerade die Sprache stellt ja den Zusammenschluß des Sinnlichen und Logischen zur synthetischen Einheit dar, so daß also beides nur auf Eine letzte Ursache zurückgehen kann.“ Dazu macht der Rec. die Bemerkung (Sp. 416): „Der Verf. nimmt ausdrücklich die inspiratio verbalis in Schutz mit philosophisch und wissenschaftlich klingenden Ausdrücken, die jedoch eben nur Behauptungen und Versicherungen sind, ohne Nachweis des Rechtes derselben.“ Daß zu einem selbstständig abhandelnden Exkurs über die Inspiration in meinem Buche der Ort nicht war, ist aus dem Plan desselben ersichtlich; ich glaube aber auf den Herzpunkt aufmerksam gemacht zu haben, von dem aus man sich entweder für die Verneinung aller Inspiration oder für die Annahme einer Gedanken- und Wortinspiration zugleich zu entscheiden hat. Es ist eine unläugbare Thatsache allgemein menschlicher Erfahrung, daß das Sprechen, wenn nicht an sich, doch im Menschen die physiologisch naturnothwendige Erscheinungsform des Denkens ist. „Erst im Worte“ — sagt der jüngere Fichte*) — „und dessen grammatischer Verknüpfung fixirt und bestimmt, gliedert und entfaltet sich uns die gesammte Vorstellungs- und Gedankenwelt, welche in der bloßen Innerlichkeit des Geistes immer wieder zerfließt und ins Dunkel der Bewußtlosigkeit zurücktritt. Auch innerlich denken wir klar und deutlich nur sprechend — in geistigem Selbstgespräche.“ Diese Einheit und zwar, da der Laut dem Naturleben, das Denken dem Geistesleben des Menschen entstammt, diese syn-

*) Grundzüge zum Systeme der Philosophie §. 59.

thetische Einheit, welche Hamann in seiner „Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft" gegen den Kantischen Dualismus des Sinnlichen und Intellektuellen geltend machte*), ist eine in den alten Sprachen (Hebr. אמר sprechen und innerlich sprechen = denken, gr. λογος Vernunft und Rede) aus der Unmittelbarkeit des natürlichen Bewußtseyns heraus ausgesprochene Erfahrungsthatsache, welche auch in allen bei der Inspirations-Theorie in Rede kommenden Schriftstellen vorausgesetzt wird. Ueberall ist nicht von einer Gedankensuppeditation oder Gedankenwirkung, sondern von einem Reden Gottes in und durch den Inspirirten die Rede; der Geist Jehovas, sagt David (2 Sam. 23, 2) hat durch mich geredet und sein Wort war auf meiner Zunge. Und ist es wirklich wahr, daß die Inspiration von den jedem Christen erfahrbaren Gnadenwirkungen nicht wesentlich verschieden ist, daß sie ein Höhepunkt innerhalb des Kreises derselben ist, daß, wie Hamann sich so tiefsinnig ausdrückt, die unaussprechlichen Seufzer, die der Geist in unsern Herzen schafft, und die unausdrücklichen Bilder, die in der heil. Schrift aufgeschüttet, Einer Natur sind, so empfangen wir auch von daher Zeugniß für die unzertrennliche Verbundenheit des Gedankens und des Wortes im Inspirationsakt. Denn wenn der Herr seinen Jüngern (und in ihnen allen den Seinen) die kräftige Unterstützung des h. Geistes in solchen Lagen, wo die natürliche Geistesgegenwart den Menschen zu verlassen pflegt, verheißt, so sagt er: Wenn sie euch überantworten, so sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt; denn es soll euch zu der Stunde gegeben werden, was ihr reden sollt; denn ihr seyd es nicht die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet" (Mt. 10, 19. 20). Und da wo der Apostel von der in den Herzen der Christen gewirkten kindlichen Liebe zu Gott redet, eignet er dem h. Geist nicht blos die Wirkung dieser Liebesempfindung,

---

*) Rosenkranz, Geschichte der Kant'schen Philosophie S. 373 f.

sondern auch den Abba-Ruf zu, indem sie sich ausspricht (Röm. 8, 15. Gal. 4, 6). Fragen wir unsere eigene Erfahrung, so ist in aller Belehrung und Züchtigung und Tröstung des h. Geistes Wort und Gedanke beisammen und zwar so, daß der im Worte (zunächst dem still innerlichen, wie die Schrift sich ausdrückt: dem geschauten) zur Erscheinung kommende Gedanke entweder in himmlischer Tinktur aus unserm eignen Innern hervorquillt oder mehr oder weniger als das Produkt einer höheren persönlichen Kausalität uns gegenübertritt, um erst zueignungsweise mit unserm eignen geistigen Seyn verschmolzen zu werden. So wird es wohl keinen der mannigfach abgestuften Zustände der Inspiration geben, welcher nicht in niederer Potenz im geistlichen Erfahrungsleben gläubiger Christen sein Analogon hätte. Allen aber gemeinsam ist die Verbundenheit des Gedankens und des Wortes und die Betheiligung beider in aller und jeder Geisteswirkung kraft der schöpferisch gesetzten synthetischen Einheit beider im intellektuellen Leben des Menschen. Mit welchem Rechte nun der Rec. meine nur kurzen, aber klaren Andeutungen, in welchen ich mich für die inspiratio verbalis auf eine durch das natürliche Bewußtseyn, die Schrift selbst und die geistliche Erfahrung bezeugte Thatsache berufe, vornehm absprecherisch als „philosophisch und wissenschaftlich klingende Ausdrücke" abfertigt, darüber wird jeder Vorurtheilsfreie im Reinen seyn. Ehe wir das, was Gott organisch verbunden hat, auseinanderreißen und im Inspirationsakt Gott den Gedanken, dem Menschen die Einkleidung ins Wort zutheilen, müssen wir ehrlicherweise lieber alle Inspiration fahren lassen. Uebrigens ist uns nicht unbekannt, wohin jene dualistische und in Wahrheit mechanische Inspirationstheorie führt; wollte der Rec. nur einmal seine Inspirationstheorie auseinandersetzen, statt beständig auf dem Richterstuhl zu sitzen, der Rationalismus unserer Tage könnte und würde es ihm sicherlich danken.

„So mannigfach die Zustände und Grade der Theopneustie

sind — sage ich S. 69 — von der unter göttlicher Leitung stehenden Geschichtsschreibung an bis hinauf zu dem Zustande Mosis, indem er die Thora, und Johannis, indem er die sieben Briefe Jesu Christi empfing, so ist doch in keinem dieser Zustände das Verhältniß des Geistes Gottes zum Menschen ein rein mechanisches äußerlichen und unvermittelten Gegensatzes, sondern ein dynamisches gegenseitiger Durchdringung und einheitlichen Zusammenschließens des Göttlichen und Menschlichen, ein organisches mannigfaltiger Mischung der Spontaneität und Receptivität, der Freithätigkeit und Gebundenheit, des Zeugens und Empfangens, ohne Aufhebung, nur mit Heiligung der individuellen Eigenthümlichkeit." Es kommt aber eben darauf an, bemerkt dazu der Rec., nachzuweisen, wie sich, ohne die Kontinuität des Geisterlebens (sic) zu stören, Spontaneität des Geistes und göttliche Aktus in der Seele wechselseitig ablösen können; erst wenn dies gezeigt wäre, hätte man Recht, diese „mannigfaltige Mischung" eine organische zu nennen. Ich begreife den Rec. nicht, wie er als Christ, wie er als wissenschaftlich Gebildeter solches aussprechen kann. Denn einestheils ist die Möglichkeit wechselseitiger Ablösung spontaner menschlicher und göttlicher Akte dergestalt über allen Zweifel erhaben, daß sie in jedem wahren Christen, sofern er nicht in einen völlig gottentfremdeten Zustand zurückversunken ist, tagtäglich zur Wirklichkeit werden muß; anderentheils gehört auf das Wie, wenn es eine Frage der Zweifelsucht ist, die Antwort des Herrn Joh. 3, 8., so wie auf der andern Seite, wenn es dem Wie des Thatbestandes gilt, die heilige Psychologie Zustände in Menge aufzuweisen hat, in welchem der h. Geist der Treibende, der menschliche Geist der Getriebene, aber im Verhältniß zu dem, was zur Natur des Menschen gehört, wiederum der Treibende ist, Zustände, in denen der menschliche Geist eben in seinen spontanen Lebensäußerungen vom Geiste getrieben wird, also

netum und agens zugleich ist. Aber wäre es auch möglich, Zustände der Art in dem Wie ihres innersten Getriebes aufzuzeigen, nun und nimmer würde die in ihnen ersichtliche Mischung göttlichen und spontanen menschlichen Wirkens eine organische genannt werden können. Denn zu einem organischen Dinge wird doch erfordert, daß dasselbe eine sich in einer Mannigfaltigkeit aufschließende Einheit, daß es eine zur Einheit sich zusammenschließende Mannigfaltigkeit bilde, und daß jene Einheit nicht eine formale und außer ihm selbst seyende, sondern eine reale und immanente sey, kurz: Ein Lebenscentrum mit umrissener, in sich selbst zurückkehrender Peripherie. Da aber wo Göttliches und Menschliches in einander greift und zwar so, daß es sich nicht, wie in dem Einen Gottmenschen, zur unio personalis zusammenschließt, da treten zwei Lebenscentren, ohne daß in Ewigkeit eins in das andre aufgehoben wird, mit ihren Wirkungskreisen in ein reales Verhältniß zu einander, ein Verhältniß, welchem der Name des dynamischen zukommt, nicht des organischen, welchen der Rec. dafür in Anspruch nimmt. Wie wenig der Rec. im Stande ist, den von mir wohlbeachteten und in der That unendlich folgenreichen Unterschied beider Begriffe zu würdigen, geht weiter aus dem Folgenden hervor. „Unverständlich ist uns — fährt er fort — wenn daneben der Verf. noch von einem **dynamischen, einheitlichen Zusammenfließen** (sic) **des Göttlichen und Menschlichen spricht.** Dies kann, soviel wir einsehen, nur einen Sinn haben, wenn man Gottes Thun und des Menschen Thun überhaupt als Einheit faßt und nicht von abwechselnder Mischung menschlich-spontaner und göttlicher Aktus spricht — so gefaßt würde aber, was der Verf. dynamische Durchdringung nennt, die von ihm sogenannte organische **Mischung** ausschließen. Wir fürchten, daß der Herr Verf. hier mehr modern wissenschaftliche **Worte** als **Gedan-**

ken gegeben hat." Der schiefe Ausdruck eines einheitlichen Zusammenfließens ist mir vom Rec. in Folge eilfertigen Lesens untergeschoben worden. Nicht von einem dynamischen, einheitlichen Zusammenfließen des Göttlichen und Menschlichen ist in meinem Buche irgendwo die Rede, sondern davon, daß das Verhältniß des Geistes Gottes zum Menschen in der Inspiration ein dynamisches Verhältniß gegenseitiger Durchdringung und einheitlichen Zusammenschließens des Göttlichen und Menschlichen ist. Alles, was der Rec. mit Unterlegung jenes schiefen Ausdruckes und der daraus folgenden Beziehung des Einheitlichen auf eine Indentifikation der Substanz räsonnirt, verwirrt die von mir ausgesprochene Ansicht so sehr, als die Sache selber. Denn erstens: ein einheitlicher Zusammenschluß des Göttlichen und Menschlichen, der noch dazu von mir als dynamischer bezeichnet wird, im Akte der Inspiration hat die Fassung göttlichen und menschlichen Thuns als Einheit nicht nur nicht zur Folge, sondern schließt sie geradezu aus. Ein ganz entsprechendes dynamisches Verhältniß ist das Gottes zur Welt, Christi zur Kirche, des Dreieinigen Gottes zu den Gläubigen in der Gnadeneinwohnung. Die gegenwärtige Alles tragende Dynamis Gottes ist der Wirklichkeitsgrund des Lebens der Natursubstanz, und doch ist ihr Leben ihr eignes Leben. Christus, das Haupt seiner Gemeinde, ist es, von dem aus alles Leben den Leib der Gemeinde durchströmt, und doch ist die Kirche weder ein Mechanismus noch Christus selbst, das Leben Christi als Princip und ihr eignes Leben als principiatum sind zur dynamischen Einheit zusammengeschlossen. Gott wohnt in den Gläubigen, so daß Paulus sagen kann, nicht Er lebe, sondern Christus in ihm; dennoch ist Paulus nicht Christus und Christus nicht Paulus geworden. Ich habe mit gutem Bedacht auf Grund des mir wohl bewußten Unterschiedes zwischen Dynamischem und Organischem dieses Verhältniß gegenseitiger Durchdringung und einheitlichen Zusammenschlusses kein organisches, sondern ein dynamisches genannt. Ist das

Verhältniß Gottes zur Welt ein organisches, so ist er die Weltseele. Ist sein Verhältniß zum Inspirirten, zur Kirche, zu den Gläubigen ein organisches, so ist es um alle Eigen- und Freithätigkeit dieser aller geschehen; der Mensch wäre gleich dem Leibe, Gott gleich der Seele, die ihn belebt. Zweitens: die dynamische Durchdringung des Göttlichen und Menschlichen im Inspirationsakt schließt keineswegs die organische Mischung der Spontaneität und Receptivität, der Freithätigkeit und Gebundenheit, des Zeugens und Empfangens aus. Denn obwohl der Zusammenschluß Gottes mit dem Inspirirten, wie überhaupt mit allem Kreatürlichen, nur ein dynamischer, kein organischer ist, so ist es doch ein Zusammenschluß Gottes mit dem menschlichen geistleiblichen Organismus. Auf diesen wird gewirkt, und geschieht dies, so wird dies nur so geschehen können, daß dasjenige in Thätigkeit versetzt wird, was in dem Menschen organisch beisammen ist. Sind nun Receptivität und Spontaneität die zwei so eng verbundenen Erscheinungsweisen menschlichen Lebens, daß ein ausschließlich receptiver Akt ohne Mitbethätigung der Spontaneität oder Kraktivität nicht denkbar ist, so wird auch der Inspirirte sich nicht rein passiv zu Gott verhalten, das Wechselspiel der beiden Grundkräfte des Menschen, der empfangenden und wirkenden, wird in keinem Momente pausiren. Kurz: dynamisch ist das Wechselverhältniß Gottes und des Menschen im Akte der Inspiration, organisch ist das Wechselverhältniß der sich in Folge der Einwirkung des göttlichen Agens äußernden Kräfte des Menschen. Wir überlassen es jedem Unpartetischen, zu beurtheilen, ob der Rec. meine Worte verstanden hat und ob es nicht seine eigne Schuld ist, hier mehr modernwissenschaftliche Worte als Gedanken gelesen, überhaupt falsch gelesen zu haben.

Wir gehen zu einer andern Stelle der Rec. Sp. 420 f. über, uns der unangenehmen Arbeit unterziehend, sie zu entwirren. Ueber diejenige Partie des 4. Abschnitts meines Bu-

ches, in welcher ich die richtige Fassung des Verhältnisses des alttestamentlichen Israel zur neutestamentlichen Kirche als ein Uebergangsmoment des Fortschritts an Crusius hervorhebe, berichtet mein Kritiker in folgender Weise: „Während die „spiritualistische“ Auslegungsmethode der früheren Zeit dieses Verhältniß nur als ein vorbildliches gefaßt habe, fasse es Crusius als ein „**organisches und causales**“, nicht als **Vorbild** der gläubigen Kirche sey das alte Israel anzusehen, sondern die gläubig Gewordenen in Israel seyen vielmehr nach Röm. 11, 24 der gesunde Stamm, in welchen die gläubige Heidenwelt eingepflanzt werde.“ Das ist das erste Falsum; meine Worte lauten S. 131: „Die Anfänge der Kirche sind die Gläubigen aus dem Israel nach dem Fleisch als die ursprünglichen Zweige des heiligen Stammes, dem die Heiden παρὰ φύσιν .... eingepfropft sind.“ Hierauf fährt der Rec. fort: „Wir wundern uns abermals über den Gebrauch, der hier vom Worte „organisch“ gemacht wird. Freilich sind die gläubigen Heiden auch als Proselyten äußerlich zu den Juden hinzugekommen; aber dasjenige Israel, mit dem sie zu einer Kirche verschmolzen, hatte ja die Partikularität des Bundesvolkes aufgegeben, sie waren die Kinder der Verheißung und des Glaubens innerhalb des alten Bundes nach Röm. 9, 8. 4, 11, so daß ihr nationaler Volkscharakter dabei gar nicht in Betracht kommt. Zur Unterstützung der Crusiusschen Ansicht wird vom Verf. gesagt (S. 132): „„In diesem Sinne werden die wahren Christen zu Israel gezählt, nicht als ob das alte eigentlich sogenannte Israel nur ein Vorbild des uneigentlich sogenannten geistigen [ich schreibe wohlbedacht: geistlichen] Israels wäre; denn in diesem Fall würden, da das Vor-

bild nicht das Wesen selbst ist, David, Jesaia und Andere nicht Glieder des wahren Israel gewesen seyn.""" Das ist das zweite Falsum; das was ich diesem nach zur Begründung der Crusiusschen Ansicht gesagt haben soll, sind die eigensten Worte Cr.'s selber Hypomn. I, 173: omnes igitur veri Christiani accenseantur Israeli, wie der Rec. aus den Anführungszeichen zu Anfang und Ende und zum Ueberfluß aus dem „Hören wir Cr. selbst" rc., womit ich sie einführe, ersehen konnte. Er fährt nun weiter fort: „Die Antwort ist: als Mitglieder der partikularistischen Theokratie, als Juden, gehören auch die Frommen zu dem Vorbilde, aber geistig betrachtet würde sie Paulus als Glaubenskinder Abrahams angesehn und somit dem geistigen Israel zugezählt haben. Indem der Verf. nicht beachtet, daß Röm. 4, 11. und 9, 8. die Sache von einem andern Standpunkt aus betrachtet wird als Gal. 6, 16., will er an dieser letztern Stelle unter dem wahren Israel nur die gläubigen Israeliten verstehen." Das ist das dritte Falsum; der Rec. sieht wiederum Cr.'s wörtlich von mir übersetzten Worte: et Paulus quando Israëlem Dei nominat Gal. VI, 16., nam huic loco omnes inniti solent, fideles intelligit Israelitas, quos hostibus crucis Christi opponit, für meine eignen an.

Aber abgesehen von diesen drei Falsis ist die ganze Gegenbeweisführung des Rec. ein Falsum. Die Ansicht Crusius', daß das Israel κατὰ σάρκα, freilich insofern es zugleich Israel κατὰ πνεῦμα ist, die Grundlage der neutest. Gemeinde bildet und daß die Heiden σύσσωμοι Israels in diesem Sinne geworden sind, hat ihre volle biblische Richtigkeit. Dagegen ist die Ansicht des Rec., daß die Gläubigen aus Israel, welche die christliche Erstlingsgemeine bildeten, nur als Gläubige und nicht als Israeliten in Betracht kommen, daß sie die Partikularität des Bundesvolkes aufge-

geben hatten und also von ihrem nationalen Charakter ganz abzusehen sey, nichts anderes als der alte Spiritualismus, den wir schon bei Crusius überwunden zu sehen die Freude hatten. Nirgends tritt uns im N. T. diese Anschauung entgegen. Der konkreteste Gegenbeweis ist die Person Christi selbst, welcher *κατὰ σάρκα* aus Israel stammt (Römer 9, 5) und als solcher verheißungsgemäß der König des Reiches Gottes und der Grund- und Eckstein der Kirche ist. In ihm wurden die den Vätern Israels als des erwählten Volkes, nicht den Gläubigen in ihm insonderheit gegebenen Verheißungen an den Kindern erfüllt, Apost. 13, 32; durch ihn besuchte und erlöste der HErr, der Gott Israels, sein Volk Lc. 1, 68. Das Israel, mit dem die Heiden zu Einer Kirche verschmolzen, ist eben der Inhaber der *πολιτεία* und *διαθῆκαι τῆς ἐπαγγελίας* (Eph. 2. 12), der gläubige Theil Israels also nicht außer Betracht seiner Nationalität, sondern in Betracht des vermöge des Glaubens ihm eignenden lebendigen Besitzes jener dem Gesammtisrael als dem erwählten Volke ertheilten Prärogativen, der von Paulus sogenannte *Ἰσραὴλ τοῦ θεοῦ* Gal. 6, 16., in welcher Stelle nicht Crusius blos, sondern auch Rückert, Schott u. der vom Rec. hochgeachtete de Wette eine Nebeneinanderstellung der Heiden- und Judenchristen finden. Israel als erwähltes Volk, in seinem messianisch-apostolischen Charakter als „Knecht Jehovas" ist es, welches den Beruf hatte, die Heiden zur Erkenntniß des Heils zu bringen, und die Verheißung, die Heiden als Erbe zu überkommen. An die erwählte Nationalität ist das Anrecht an die Verheißung geknüpft, durch den Glauben ist die Besitzergreifung der erfüllten, durch den gleichen Glauben die Mitbesitzergreifung derselben von Seiten der Heiden bedingt, welche als gläubig-Gewordene Kinder Abrahams und als solche Miterben der an dem Patriarchen in ihrer Allgemeinheit mannigfach voraus-dargestellten (Röm. 4, 11. 9, 8. Gal. 3, 8. 29.) Verheißung sind. In keiner Stelle des N. T. liegt ein berechtigender Grund,

das physische Israel von dem geistlichen so dualistisch zu trennen, wie man etwa sonst sichtbare und unsichtbare Kirche zu trennen pflegt, nicht in dem οὐκ ἔνι Ἕλλην καὶ Ἰουδαῖος Kol. 3, 11; denn dieses apostolische Wort bezeichnet die Gnade des N. B. als eine solche, in der die Volksunterschiede keinen Unterschied des Antheils bedingen, da der Werth vor Gott sich allein nach dem lebendigen Ergreifen des erschienenen und Allen dargebotenen wesentlichen Heils bemißt. Daß nur in diesem Sinne die Volksunterschiede und insbesondere auch der Israels aufgehoben sind, geht ja auch daraus hervor, daß gerade in der Zeit der schließlichen diesseitigen Herrlichkeit der Kirche, wo auch der noch ungläubige Theil Israels zu dem Israel Gottes hinzugethan wird, Israel auch nach der neutest. Prophetie als christliche Nation in Betracht kommt und als solche eine centrale Stellung im Reiche Gottes einnimmt.

Es ist also nicht wahr, daß an den gläubigen Israeliten, welche die Basis der neutest. Gemeinde bilden, nur der Glaube, nicht die Nationalität in Betracht kommt; denn nicht als Gläubige blos, sondern als gläubige Israeliten ererbten sie die Verheißung. Es ist nicht wahr, daß die Frommen des A. B. „als Mitglieder der partikularistischen Theokratie, als Juden, zu dem Vorbilde gehören"; denn die Gemeinde des verheißenen Heils ist, obwohl in einen engern Kreis eingeschlossen, mit der Gemeinde des erschienenen Heils wesentlich dieselbe und die universale Theokratie des Endes ist wesentlich keine andre, als die erweiterte sogenannte partikularistische Theokratie des Anfangs. Ebendeshalb sage ich, daß Crusius das Verhältniß des alttestamentlichen Israels zur neutest. Kirche als ein organisches und kausales anschaut. Organisch ist das Verhältniß, insofern die neutest. Kirche die nach verheißungsgemäßer Entwickelung über die Heidenwelt erweiterte Gemeinde des alttest. Israels Gottes ist. Wenn Crusius sagt: **Theocratia inter Israelitas ad conversionem gentium extra Israelem non se habet tanquam umbra ad corpus, tanquam imago ad rem, sed alia ratione, quae diligentius excutienda est; nam Israe'**

est basis et ipsum corpus ecclesiae, quod perpetuo amplificandum est et crescit, ita tamen ut non carnali nativitate, sed fide et obedientia erga foedus gratiae sibi datum censeatur, atque sic haereditatem gentium accipit u. s. f. (Hypomn. I, 172 sqq.), so ist das organische Anschauung. Kausal ist das Verhältniß, insofern die Heidenchristen nicht von außen zu Israel hinzu treten und mit ihm verschmelzen, sondern Israel (und zwar der gläubige, des Namens würdige Theil), seinen Apostelberuf erfüllend, sich über die Heiden erweitert. Wenn Crusius sagt: Christus sistitur ut rex Judaeorum sive rex Israelis, gentes autem ad Deum convertendae ut consortes veri Israelis et cum illo concorporandae sub Christo capite et ad communitatem divinae adoptionis adsciscendae; ipsa vero gentium ad ecclesiam adjunctio fieri debuit ministerio Israelitarum, so ist das kausale Anschauung. Dagegen behält der Rec. bei seiner dualistischen Anschauungsweise nur eine Einheit zwischen der ecclesia invisibilis des A. B. innerhalb des nationalen Israel und der des N. B. innerhalb der sichtbaren Kirche übrig, und daneben kann ihm das alttest. Israel als Volk mit seiner Theokratie nur als Typus der Kirche erscheinen. Werden wir so nicht in den alten Spiritualismus zurückverschlagen, der überall, wo Israel als Nation Verheißungen empfängt, die Kirche dafür unterschiebt und die organische Verknüpfung Israels und der Völker zu Einem Leibe in eine unterschiedlose Einheit aufhebt? Ich hoffe, nun ist es erklärlich, obgleich an einem so durchgebildeten Theologen, wie der Rec. ist, befremdend, wenn er sagt: „Wir wundern uns abermals über den Gebrauch, der hier vom Worte organisch gemacht wird."

Das in dem eben besprochenen Punkte zu Tage kommende falsche Spiritualisiren liegt auch einer andern Stelle der Recension zu Grunde und zeigt sich auch da verbunden mit dem Mangel an treuer Auffassung und wohlmeinendem Eingehen

in entgegenstehende Ansichten. Wenn der Verf. — sagt der Rec. Sp. 414 f. — seinen gegenwärtigen Liebling Crusius als einen Mann des theologischen Fortschritts darstellt, insofern er erst dem „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes“ zu seinem Rechte verholfen, so können wir auch darin nur das dem Verf. eigenthümliche Streben finden, seine Lieblinge möglichst zu idealisiren und zu modernisiren. Wahrlich, jene lutherische Dogmatik, welche darauf drang, daß die Auferstandenen Gott oculis corporis glorificati schauen würden (Chyträus de vita et morte aeterna 1583 S. 157., Calov, Hollaz) wird man doch nicht als im Spiritualismus stecken geblieben ansehen wollen! — Um diesen mit einem Wahrlich bekräftigten Ausruf in seinem tiefsten Motive zu fassen, haben wir uns zu erinnern, daß der Herr CR. für die von dem Herrn JEsus mit einem zwiefachen Wahrlich besiegelte Lehre von der Auferstehung der in den Gräbern liegenden Todten (Joh. 5, 25. 28.), für die altkatholische Lehre von der resurrectio carnis (das symbolum Aquilegiense fügt hujus hinzu) kein gläubiges Amen, sondern nur bittere Sarkasmen hat, daß er an die Stelle des mit dem jetzigen substantiell (obwohl nicht qualitativ) identischen Auferstehungsleibes ein jenem entsprechendes Selbstgebilde des Geistes setzt (wobei nicht abzusehen, wie noch von einer Auferstehung aus den Gräbern die Rede seyn kann), daß nach seinen eignen Worten (zu Röm. 8, 11) die Auferstehung des Leibes in nichts anderem besteht, als in einer vollkommenen Reproduktion desselben σχῆμα, welches unser jetziger Leib darstellt, aus den Elementen des verklärten κόσμος. Bei dieser Stellung zur gemeinkirchlichen Auferstehungslehre muß ihm allerdings die Annahme eines Schauens Gottes durch das Organ der Augen des verklärten geistlichen Leibes als das Nonplusultra eines groben Materialismus erscheinen.

Vielleicht aber stimmt es ihn etwas milder gegen die lutherische Dogmatik, wenn wir ihm versichern, daß ihr „Dringen" auf jenen ihm widerlichen Punkt nur in seiner Einbildung vorhanden ist. Balduin hält sehr streng über der entgegengesetzten Ansicht, essentiam Dei corporis oculis licet clarificatis invisibilem esse (zu 1 Kor. 13. Kol. 1. 1 Tim. 6). Organum visionis beatificae, sagt Quenstedt, sunt partim intellectus, partim oculi corporis glorificati, ad minimum respectu redemtoris in assumta humanitate. Ebenso ist bei dem vom Rec. citirten Hollaz von einem Dringen nichts zu spüren; beatos in coelo, sagt er, Deum oculis corporeis visuros esse non quidem apodictice certum, probabile tamen est. Und Baier hat daher, ohne mit seinen Vorgängern in Widerspruch zu gerathen, volles Recht zu dem bescheidenen Ausspruche: quod beati oculis corporum clarificatis ipsam essentiam divinam visuri sint, non audemus asserere. Unsere Dogmatiker scheiden zu wenig zwischen dem Wesen Gottes, welches dem materiellen, wenn auch geistlichem Auge ewig unschaubar ist, und der Herrlichkeits-Offenbarung Gottes, vermöge welcher er ihm insoweit schaubar werden wird, als er sich in ihr sinnfällig versichtbart. Mit welchem Rechte ruft der Rec. nun aber aus: Wahrlich, jene luth. Dogmatik wird man doch nicht als im Spiritualismus stecken geblieben ansehen! Ich habe ja nirgends in meinem Buche gesagt, daß die Kirche mit ihrem Dogma im Spiritualismus stecken geblieben ist, nur von ihrer Exegese, insbes. des A. T. und des prophetischen Worts überhaupt, war die Rede. Ich sage ja ausdrücklich, daß die Kirche hier im Spiritualisiren befangen blieb, „obschon ihr das Dogma von der Naturenvereinigung in Christo und von der Auferstehung des Fleisches der Schlüssel zu tieferem Schriftverständniß seyn konnte" (S. 35). Daß die altkatholische und die lutherische Kirche im Dogma nicht spiritualisirt, ist ebenso geschichtliche Thatsache, als daß sie es in ihrer Auslegung des A. T. wirklich

thut; sie hat also das im Dogma festgehaltene Princip nicht exegetisch gehandhabt und durchgeführt, sie hat es mit den daraus sich ergebenden Konsequenzen nicht auf die Schriftauslegung angewendet, hat das prophetische Wort nicht allseitig aus dem Gesichtspunkte desselben betrachtet. Ist das dem Rec. unbegreiflich? War es nicht besser und christlicher, der Sache näher nachzudenken und das vorschnelle Wahrlich zurückzuhalten? Indeß zeigt uns der gehässige Tadel, mit dem er sein Wahrlich einleitet, daß, wenn es einem Lutheraner gilt, alle Zartheit des Gefühls bei ihm ein Ende hat. Er nennt Crusius meinen gegenwärtigen Liebling; das ist ein bitterer und spöttischer Ausdruck, wie sie ihm im Urtheil über Andere geläufig sind. Er schiebt mir die Ansicht unter, daß erst Cr. dem „Leiblichkeit ist das Ende der Wege Gottes" zu seinem Rechte verholfen habe; wo in aller Welt steht ein so überschätzender, der Geschichte der Kirche und der Schriftauslegung insbesondere ins Angesicht schlagender Ausdruck in meinem Buche? Cr. hat nach dem Vorgange der würtembergischen Schule mitgewirkt, den falschen Spiritualismus, namentlich auf dem Gebiete des A. T., zu verdrängen und das in einer Weise, daß sein Name in der Geschichte der alttest. Exegese aufgefrischt zu werden verdiente; aber daß erst er der geistleiblichen Anschauung der Schrift zu ihrem Rechte verholfen, habe ich weder jemals gedacht noch irgendwo ausgesprochen. Nachdem mir der Rec. ein übertriebenes Urtheil über Cr.'s Leistungen untergeschoben, wirft er mir das Bestreben vor, meine Lieblinge möglichst zu idealisiren und zu modernisiren. An einer andern Stelle der Rec. Sp. 412, legt er mir ein „zu schnelles sich Imponiren lassen durch gewisse Erscheinungen zur Last, das sich zuerst in meiner Geschichte der jüdischen Poesie kund gegeben, welches ich nachher selbst offen gestanden." Nachdem ich um des genannten Werkes willen neben gerechtem Tadel Verkennung und Undank zur Genüge geerntet habe, hätte ich von dem christlichen Sinne des Rec. die Unter-

drückung einer mich tief verwundenden Parallele erwartet. Meine im J. 1836 erschienene Geschichte der jüdischen Poesie, ein Werk, welches nicht ohne fruchtbare Beziehungen auf das A. T. ein damals noch völlig unbekanntes Literaturgebiet erschloß, in dem ich mir durch unermüdliche Studien Bahn gebrochen hatte, war allerdings ein Werk jugendlicher, nicht gehörig gezügelter Begeisterung für die nachbiblische hebräische Poesie, einer Begeisterung, welcher ungeachtet meiner schon damaligen, in dem Buche selbst (s. z. B. S. VI.) ausgesprochenen kirchlichen Ueberzeugung der geistliche Tod und der antichristische Charakter der Synagoge ungebührlich zurücktrat — eine Seite der Anschauung, welche ich in einer spätern Schrift von 1838 zu ergänzen suchte und welcher ich in einer andern fast gleichzeitigen, das Drama Migdal Oz von Luzzatto enthaltend, ihr Recht widerfahren ließ (s. das. S. XXXVIII.), die aber von Anfang der Gesichtspunkt meiner Anschauung hätte seyn sollen. Aber von einem schnellen sich Imponiren lassen war damals keine Rede, da ich ja eine Literatur behandelte, in welche ich durch vieljährige Beschäftigung mich hineingelebt hatte, eine Literatur, welche übrigens dem Rec. zu wenig bekannt ist, um meine damalige Begeisterung, welche doch kein bloses Strohfeuer war, in ihren tieferen Gründen würdigen zu können. Ich bin noch immer der Meinung, daß in der jüd. Poesie des Mittelalters, namentlich dem Pijut, sich das Abendroth der untergegangenen Herrlichkeit Israels spiegelt und daß ein Herz voll Liebe zur heiligen Sprache, zum A. T. und zu dem Volke Israel über den Klagetönen der Zioniden, dem Kol-Nidre und der Aboda des Versöhntages und über den andern vielen Festgesängen mit ihrem großartigen Lapidarstyl und ihren nationalen Melodien, wie sie zum Theil Lord Byron seinen **Hebrew Melodies** zu Grunde gelegt hat, von weit tieferen und gewaltigeren Empfindungen bewegt werden wird, als bei den Muallakât und den Liedern von Hâfis. Ebenso wenig trifft mich der Vorwurf des schnellen Imponiren lassens bei Crusius, dessen zahlreiche Werke seit

länger denn zehn Jahren für mich Gegenstand aufmerksamer Beachtung waren. Dennoch würde ich kaum über Crusius geschrieben haben, wenn nicht der sel. Domherr Illgen mich zu einem Vortrage über ihn bei der Feier des 30jährigen Bestehens der historisch-theologischen Gesellschaft am 12. Sept. 1844 veranlaßt hätte. Von einem schnellen sich Imponiren lassen, einer quasi de musto et lacte heißen Begeisterung kann also keine Rede seyn. Ich habe in meinem Buche den bewußten Zweck verfolgt, keinen Panegyrikus des vergessenen Lehrers, sondern eine objektiv treue Schilderung seiner theologischen Bedeutung, insbesondere für die prophetische Theologie, zu geben. Zahlreiche Stellen seiner Werke finden sich in meinem Buche theils im Original, theils in Uebersetzung mitgetheilt; überall aber, wo ich seine, wie es die damalige Zeit mit sich brachte, dürren und gedehnten Auseinandersetzungen zusammengezogen und, um den Sinn derselben für unsre Zeit zu vermitteln, in die jetzt gangbare Wissenschaftssprache übertragen habe, ist es ohne Verschüttung oder Umwandlung der ihm eigenthümlichen Gedanken geschehen, ganz anders als der Herr CR., welcher, um Cr. herabzusetzen, angeführte Stellen und Ansichten desselben verstümmelt und bis ins Lächerliche verzerrt hat, zum Theil, um meine vermeintliche Meinung zu widerlegen, daß die „theologischen Ansichten von Crusius durch seine philosophischen bedingt seyen" *). Wenn ich aber S. 39 sage: „demgemäß ist Cr.'s

---

*) Um zu beweisen, daß spekulative Anschauungen Cr. nicht zugeschrieben werden können (als ob Spekulation in philosophischem Sinne etwas Anderes wäre, als die philos. Denkweise selbst, welche in dem Erscheinenden das währende und sich bewährende Wahre zu erfassen strebt), beruft sich der Rec. auf Erdmann's Gesch. der neuern Philosophie, in welchem Werke Cr., was ich hier anerkennend nachtrage, als Philosoph aus seinen philos. Schriften selbst geschildert, aber, worin nicht leicht ein mit Cr. als Theologen Bekannterer beistimmen wird, als einer von denen bezeichnet wird, der als Repräsentant der Aufklärung, d. h. der Popularphi-

philosophisches System, so streng er die Gebiete der Vernunft- und Erfahrungserkenntniß scheidet, doch durchweg vom Christen-

---

losophie dasteht (II, 2. S. 460). Hierauf führt der Rec. als Beleg für Cr.'s nicht spekulative Weise eine Stelle seiner Metaphysik an: „Alle diejenigen, welche nicht Atheisten sind, verstehen unter einem Gott eine verständige und nicht von der Welt unterschiedene Substanz" ꝛc. ꝛc. Nach diesem Citat muß man Cr. nicht nur für nicht speculativ, sondern für toll und thöricht halten; der Rec. hat in seiner Eilfertigkeit das Wort nicht eingeschwärzt. Die übrigen Citate Sp. 412. 413 sind aus dem Zusammenhang herausgerissen und müssen nothwendig ein ganz schiefes Urtheil über Cr. erzeugen, den ich für einen scharfsinnigen und wahrheitsliebenden Denker halte, aber mit den Koryphäen deutscher Spekulation, wie der Rec. aus S. 46 meines Buches ersehen konnte, in keinerlei Vergleich stelle. Um zu beweisen, daß Cr. selbst hie und da spiritualisire, greift der Rec. einige Beispiele aus seinem Komm. zu Jes. auf; sie sind alle unglücklich gewählt, weil sie mit Ausnahme eines einzigen (Jes. 34, wo Cr. Edom als symbolische Bezeichnung der antichristischen Weltmacht faßt) alle auf die Grundansicht Cr.'s zurückgehen, daß das mosaische Ceremonialgesetz für immer abgethan und also ihm entlehnte Züge in Stellen, die von der Zeit des N. T. reden, als bildliche Bezeichnungen entsprechender höherer Antitypen zu fassen seyen. Aber wie führt der Rec. hier Cr.'s Erklärungen an! „Wenn von Opfern die Rede ist (Jes. 19, 21), soll dies die efficacia fidei bezeichnen." Wo findet sich bei Cr. ein solches Quidproquo? „Daß die Aegypter und Assyrier mit Israel im Bunde seyn werden (Jes. 19, 24), soll auf die frühen Christenbekehrungen unter den Seleuciden und in Aegypten gehen." Solch ein lächerlicher Anachronismus konnte Cr. nicht entschlüpfen. Hat der Rec. vergessen, daß Pompejus den letzten Seleuciden entthronte? Wie ganz anders Cr.: A Macedonum tempore magnus Judaeorum et proselytorum numerus in Aegypto fuit, donec Christiana religio, impleta spe Israelis, prorsus obtineret. Aber er fügt auch hinzu: Implementum qua tempus praeteritum docet historia Christiana

thum illustrirt, so wie hinwiederum die gründliche philosophische Durchbildung, die Cr. sich aneignete, auf seine spätere theologische Thätigkeit sowohl formalen als materialen Einfluß geübt hat," so ist doch sonnenklar, daß ich weder Cr.'s theologische Ansichten für den Reflex seiner philosophischen noch seine philosophischen für den Reflex der theologischen ausgebe, sondern eine innige Wechselbeziehung, einen thatsächlichen Zusammenhang zwischen beiden, der wirklich vorhanden ist und den, wie aus folgender Stelle hervorgeht, auch der Rec. nicht in Abrede stellen würde, wenn er Cr. genauer kennte. „Wir vermögen — sagt der Rec. Sp. 414 — schlechterdings keinen eigenthümlichen Zusammenhang zwischen der Cr.'s Theorie über Raum und Zeit und seiner Eschatologie zu entdecken. Ja wenn Crusius, wie die Socinianer und wie der selige Menken, im Reiche der Herr-

priorum sex seculorum, sed plus restat et ad postrema mundi tempora pertinet. Nachlässigkeiten obiger Art sind auch sonst in der Rec. nicht selten. Gleich in der Ueberschrift ist der Gesammttitel meines Buches verstümmelt; der Name meines Mitarbeiters ist weggelassen und nirgends sonst in Erwähnung gebracht, daß mein Buch der Anfang eines literarischen Unternehmens ist, an dem ich nicht allein betheiligt bin. Auf Sp. 421 der Rec. lesen wir: Das vierte Moment des Fortschritts soll seyn „die schriftgemäße Anschauung der Zukunft des Herrn überhaupt." In meinem Buche S. 136 heißt es aber: „Mit der schriftgemäßen Anschauung der Zukunft des Volkes Israel hängt als viertes Moment des Fortschritts die schriftgemäße Anschauung der Zukunft der Kirche überhaupt zusammen." Ist Obiges auch ein Druckfehler, so ist es doch jedenfalls bitter, sich in einer auch sonst entstellenden Rec. Unsinn mit Anführungszeichen unterschieben zu lassen. Von dem „Zusammenfließen des Göttlichen und Menschlichen" statt: Zusammenschließen war schon die Rede. Von andern auf Hofmann und Baumgarten bezüglichen noch schreienderen Entstellungen weiter unten.

lichkeit Gott einen bestimmten Raum angewiesen, wenn er den Thron Gottes als eine räumliche Bezeichnung angesehen hätte ꝛc. Nun ist aber ebendies Crusius' Ansicht, wie schon daraus zu vermuthen ist, daß er, obgleich kein Socinianer und fern von den Irrthümern Menken's, doch mit diesem feinen und tiefblickenden Homileten in gleichem Verhältniß zu Bengel steht. Daß Gott, der den unendlichen Raum erfüllende, allgegenwärtige, in den Räumen des Himmels der Herrlichkeit den seligen Menschen als endlichen und nach der Auferstehung wieder geistleiblichen Wesen sich räumlich offenbart und daß der göttliche Thron, der apparatus cognitionis Dei intuitivae beatificaeque et regiminis universi im dritten Himmel und somit im Raume ist, das kann man in Cr.'s Schriften bis zum Ueberdruß lesen (z. B. Hypomn. I., 659 f. II., 289), und wäre dies auch nicht der Fall, so könnte über seine betreffende Ansicht schon darum kein Zweifel seyn, weil er in seiner Metaphysik Räumlichkeit und Zeitlichkeit in den Begriff der Existenz aufnimmt und den Begriff eines unräumlich oder zeitlos Existirenden schlechthin ausschließt. So hat der Rec., der dies, wenn nicht von mir, doch von Erdmann (Geschichte der neuern Philosophie II, 2. S. 467 f.) lernen konnte, sich in seinem eignen Netze verstrickt und uns Gelegenheit gegeben, für den von ihm angezweifelten Zusammenhang zwischen Cr.'s philosophischen und theologischen Anschauungen einen solchen Gegenbeweis zu führen, dessen Gültigkeit von ihm in voraus anerkannt ist.

Ich gehe zu einer andern Stelle der Rec. über, welche einen neuen Beweis ablegt, daß der Rec. von den Gedanken lutherischer Bornirtheit zu umflort war, um was ich geschrieben habe, auch nur lesen zu können. „Der Verf. — sagt der Rec. Sp. 419 — stellt S. 3 die Behauptung auf: weit entfernt davon, daß die kirchliche Theologie durch die Periode des Rationalismus in ihrer Gestaltung gefördert worden sey, habe sie sich vielmehr in ei-

ner fortlaufenden goldenen Kette von Wahrheitszeugen in sich selbst fortentwickelt." Das Letztere sage ich allerdings und zwar gegen Baumgarten, welcher die Zertrümmerung des Alten durch den Liberalismus des vorigen Jahrh. wie ein Autodafé der Kirche über sich selbst ansieht; indeß sage ich es nicht S. 3 und sage es S. 5 nicht mit jenem einen schiefen Sinn gebenden Ausdrucke einer „Fortentwickelung der Kirche in sich selbst." Was aber das Erstere betrifft, so sage ich S. 3 das gerade Gegentheil: „Es ist unaussprechliche Gnade des Herrn, daß selbst der Abfall, obwohl die Kirche sich noch lange nicht von ihm erholt hat, zu ihrer **Förderung** gedient und so das Räthsel Simsons sich an ihr bewahrheitet hat," und füge hinzu: „aber der Weg des kirchlichen Fortschrittes ging nicht nothwendig über ein solches Leichenfeld, wie es die Theologie der Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts darstellt, in welcher nach und nach jeder geistliche Pulsschlag stockte." Ich denke, darin wird jeder mit mir übereinstimmen, der über das Böse und die Geschichte biblische Begriffe hat und nicht den Sündenfall selbst mit Hegel als den ewigen Mythus des Menschen ansieht, wodurch er eben Mensch wird. Es war nicht **nothwendig**, daß die theologische Entwickelung im vorigen Jahrh. durch den Abfall vom Glauben und von der Kirche hindurchging; der Jammer, welchen diese über die Sphäre der Wahrheit hinausfallende Fehlentwickelung über die Kirche gebracht hat, muß ja jetzt mehr, als je unsere Herzen zerreißen, jetzt wo das, was das vorige Jahrh. begonnen, wider Erwarten zu einer die deutsche protest. Kirche zu verschütten drohenden Lawine geworden ist. Daß aber dennoch die Reaktion des Rationalismus, indem sie darauf ausging, die vorurtheilsfreie, durch die Reformation errungene Kritik innerhalb des Kanons selbst geltend zu machen und von der bekenntnißlich fixirten Schriftlehre auf die Schrift selbst überzutragen, von großem und nachhaltigem Segen für die Kirche oder besser: die kirchliche Wissenschaft gewesen ist, das ist eine Thatsache, zu der ich mich

in meinem Buche andeutend und anderwärts theils faktisch theils auch weiter erörternd bekannt habe, so daß also die Grunddifferenz, von der der Rec. redet, nicht in dem Principe, sondern lediglich in den ihm gegebenen Folgen vorhanden ist.

Je tiefer in Betreff der vier ersten Abschnitte meines Buches nicht der Tadel des Rec., der ja durch manches anerkennende Urtheil gemildert wird, als vielmehr sein Widerwille gegen meine lutherische Glaubensüberzeugung und die dadurch bewußt oder unbewußt motivirten Entstellungen mich betrübten, um so verlangender wartete ich der Beurtheilung des fünften Abschnittes, welcher kritisch die neueste Entwickelung der prophetischen Theologie betrifft. Hier hoffte ich, da es den interessantesten Leistungen der Theologie der Gegenwart galt, eine hingebendere Vertiefung in den Inhalt und eine scharfe, die Sache und mich selber fördernde Beurtheilung. Aber wie sehr wurde ich enttäuscht! Gerade dieser Abschnitt ist mit unverantwortlicher Leichtfertigkeit nur anhangsweise behandelt oder vielmehr gemißhandelt, und das reichlichere Lob, das mir hier gespendet wird, ward mir dadurch vergällt, daß es das ungerechteste Aburtheil über Hofmann, Baumgarten und zum Theil auch Hengstenberg zum dunklen Hintergrund hat und ich mich geradezu außer Stande befand, in den als die meinigen referirten Ansichten mich selber wiederzuerkennen.

„Noch mehr muß man dem Verf. — sagt der Rec. — für den letzten Abschnitt des Werkes danken, welcher „„die neueste Entwickelung der prophetischen Theologie““ darstellt, nur daß uns abermals das Wort „„Entwicklung““ für das, was wir hier zu lesen bekommen, viel zu hochtönend ist.“ Die Christologie Hengstenberg's (mit den sich anschließenden Berichtigungen und Ergänzungen in seinen übrigen Schriften) ist das epochemachende Werk, mit welchem nach einer traurigen, langen Nacht glaubensloser und höchstens ästhetisirender Trivialität die biblisch-prophetische und überhaupt alttestamentliche Schriftaus-

legung wieder lebendig ward und einen neuen Umschwung nahm, so wie (wir erkennen dies dankbar an) mit dem Komm. des Rec. zum Römerbrief die neutestamentliche. Das Werk Hofmann's ist der erste ernstliche Versuch, auf Grund der Allmähligkeit der Gottesoffenbarung und des Fortgangs in der Vollbringung des Heils die ganze heilige Geschichte in allen ihren wesentlichen Fortschritten als Weissagung auf das schließliche, das ewig bleibende Verhältniß zwischen Gott und dem Menschen darzustellen und der Typologie in der Ausdehnung über die ganze heilige Geschichte ihre Wahrheit zuzuerkennen*). Der Pentateuch-Kommentar Baumgarten's ist der erste, welcher der Leiblichkeit der heiligen Geschichte als dem Behälter des Geistes ihr Recht belassend, in dem göttlich geordneten Stufengange der fortschreitenden Geschichte das allmählige Werden des wesentlichen Heils aufweist und zugleich mit dem Texte den sich fortspinnenden Faden desselben durchgehends zu verfolgen bemüht ist. Wenn hier nicht im edelsten Sinne des Wortes eine Entwickelung statt hat und zwar eine vielverheißende, so weiß ich nicht, wo anders sie zu suchen ist. Weist mir dagegen der Rec. nach, daß meine Darstellung noch ein helleres und lebendigeres Abbild derselben seyn sollte, so redet er mir aus der Seele und ich bescheide mich gerne.

Die Darlegung der geistreich baroken Ansichten von Hofmann und Baumgarten — fährt der Rec. fort — ist um so verdienstvoller, da der Verf. gewiß nicht mit Unrecht über Hofmann klagt, daß „das Neue, was er bietet, wohl neue Mühe, aber keinen neuen Gewinn bringt" (S. 104). In der angeführten Stelle heißt es: „So bringt das Neue, was uns hier Hofm. bietet" ꝛc.; von Hofm.'s eigenthümlicher anthropologischer Grundansicht ist die Rede. Der Rec. macht aus dem Urtheil über einen Theil des Hofmann'schen Systems ein ungerechtes Urtheil über das Ganze

*) Mecklenburgisches Kirchenblatt I. 1. S. 57.

und setzt mich so mit zahlreichen Stellen meines Buches, ja mit dem durchgängigen Charakter desselben in Widerspruch.

„Was nun die Entwicklung anlangt — heißt es weiter — welche der Verf. hier nachweisen zu können meint, so müssen wir zuerst bezweifeln, daß er bei seiner Beurtheilung der späteren Methode prophetischer Auslegung von Hengstenberg diesen Theologen mit anführen konnte. Eine Entwickelung glaubt er bei Hengstenberg zu finden, indem derselbe dem alten ungeschichtlichen Spiritualismus entgegentrete, den pädagogischen Fortschritt der messianischen Verkündigung anerkenne, die zukünftige sichtbare Herrlichkeit der Kirche, die Bekehrung (wenn auch nicht Wiederherstellung) Israels annehme. Oehler urtheilt nun dagegen mit größerem Rechte so: „„Es trat bei Hgst. wieder das Streben hervor, gerade das eigenthümlichst Neutestamentliche, die Gottheit des Messias, den leidenden und büßenden Messias, als fertige fixirte Lehren im A. T. nachzuweisen."" Davon ist Hgst. allerdings mehr zurückgekommen, welchen Fortschritt indessen Prof. Delitzsch gerade als Rückschritt bezeichnet." Bei diesen Worten erschrack ich vor mir selber und fragte mich, wo ich dies ausgesprochen, und dann: wodurch ich dem Rec. Veranlassung zu dieser mir untergeschobenen Ansicht gegeben. Das worin ich einen Fortschritt bei Hgst. erkenne, sind die obengenannten Grundanschauungen, von denen ich aber zugleich bemerke, daß sie auf Hgst.'s Christologie und Auslegungsweise noch keinen durchgreifenden, keinen gestaltenden Einfluß geübt haben; das worin ich ein Hemmniß des Fortschritts sehe, ist sein späteres Idealisiren des Speciell-Geschichtlichen, des Festumrissenen, des Leiblichen an der Weissagung. Von einem Rückschritt Hgst.'s ist in meinem Buche keine Rede. Daß Hgst. von der früheren Weise, den neutest. Lehrinhalt bereits als

fertige, abgeschlossene Verkündigung im A. T., nur vielleicht mehr „zurücktretend", vorzufinden (Oehler, Prolegg. S. 67 f.), mehr und mehr zurückkommt (glücklicherweise aber nicht so weit als Hofmann und, verstehe ich recht, auch Oehler wollen), das erschiene mir als ein Rückschritt? Ich frage noch einmal vorerst mich selber, dann den Rec.: wo habe ich das gesagt, woraus schließt er, daß ich so denke? Nicht für einen Rückschritt, nein, für einen Fortschritt halte ich das. Dies hätte der Rec. aus der weitläufigen Besprechung des Unterschiedes beider Testamente in meinem Buche mit Händen greifen können; das konnte ihm aus dem, was ich S. 233 Anm. über Hgst. sage, sonnenklar werden.

„Einen wesentlichen Fortschritt — fährt der Rec. fort — findet der Verf. dagegen in Hofmann." „Zwei konstitutive Faktoren sind zu unterscheiden in der vorbereitenden göttlichen Heilsanstalt: die weissagende Geschichte, welche in ihrer Entwickelung die volle Verwirklichung der Erlösungsthat zum Zielpunkt hat, so daß jeder neue Geschichtsansatz eine neue Prognose auf das Ende ist, und die weissagende Offenbarung im Wort, insbesondere die im engern Sinne sogenannte Prophetie." „Dieser Gedanke ist der Lichtstreif in dem Hofmann'schen Chaos." Einen unglücklicheren Griff in mein Buch hätte der Rec. nicht thun können; die angeführten Worte sind in Abkürzung die, mit denen ich, meine eigenen Grundansichten darlegend, die Kritik des Hofmann'schen Systems einleite. Die Geltendmachung der Wortweissagung als des an die Thatweissagung sich anschließenden, aber nicht durch sie eingeschlossenen zweiten Faktors der Heilsentwickelung ist der Grundzug meines Gegensatzes gegen Hofmann. Was der Rec. im herben Tone als den Lichtstreifen im Hofmann'schen Chaos bezeichnet, ist der Lichtstreif in meinem eignen, und so bleibt für Hofmann wohl nur ein Funke oder cimmerisches Dunkel übrig. Nachdem

der Rec. über ein Werk sauren Schweißes und edler Gesinnung, welches gerade durch Planmäßigkeit bis ins Einzelste und durch Präcision des reinsten Ausdrucks sich auszeichnet, ein so herbes Urtheil gefällt, legt er, sich selbst bestrafend, auf der Stelle den unläugbarsten Beweis ab, daß er diesem Werk das zu seinem Verständniß unerläßliche Studium nicht gewidmet. „Auch Prof. Delitzsch — sagt er weiter — hat diesen Gedanken zu dem seinigen gemacht, aber die Art, wie Hofmann die Realisirung nachweist, unterwirft er einer großentheils treffenden Kritik, welche bei jenem Schriftsteller den Grundirrthum in der falschen Psychologie findet, nach welcher er „„den Geist als eine der Seele (die das selbstständige Ich in uns bildet) nach innen und oben einverwobene Substanz, als eine von und aus dem göttlichen Geiste ihr mitgetheilte Begabung faßt.““ Hiermit, sagt Prof. Delitzsch, wird der geschöpfliche Geist und in Folge dessen die menschliche Freiheit aufgehoben.“ Wie überaus ungerecht und urtheilsunfähig wäre ich, wenn ich dieses sagte! Der Rec. hat statt der eigenthümlichen dichotomischen Ansicht Hofmann's, auf welche allein meine Entgegnung paßt, die trichotomische Ansicht Beck's aufgegriffen, welche ich S. 188 meines Buches deutlich als die „Anschauungsweise Beck's,“ der ich gleichfalls nicht beistimmen könne, bezeichnet und mit seinen eigenen Worten aus seinem Umriß der biblischen Seelenlehre §. 13. wiedergegeben habe. Muß nicht jeder, der Hofmann's Werk und nicht das meine gelesen hat, aus dieser Rec. schließen, daß ich auch nicht einmal die ersten Grundbegriffe Hofmann's gefaßt habe, und jeder, dem diese Rec. allein und nicht das recensirte Buch zur Hand ist, daß ich Hofm. auf eine närrisch apagogische Weise durch Folgerungen widerlege, die in seinen Grundansichten gar nicht enthalten sind?

Schon bin ich der trübseligen Arbeit müde, aber noch be-

darf Baumgarten eines Wortes der Rechtfertigung gegen den Rec. Ich kann kühn behaupten, daß Bg.'s eigenthümliche Fassung des A. T. als der Vorgeschichte der sarkischen Existenz Christi mit objektivster Treue von mir wieder gegeben worden ist; meine Quelle war nicht blos sein Kommentar, sondern seine eignen mündlichen Mittheilungen in den schönen mir unvergeßlichen Septembertagen des vorigen Jahres, die wir mit einander verlebten. Dennoch wirft mir der Rec. vor, daß ich „mein glänzendes Lack an das fremde commentum reichlich aufgewandt habe", als ob Bg.'s Ansichten, die er doch selbst schriftlich und mündlich in frischer, lebendiger Sprache zu entwickeln weiß, erst durch meinen Firniß ein Ansehen gewonnen hätten. Eines solchen Dienstes war der theure Freund nicht bedürftig; seine Gedanken haben nicht auf fremde Verschönerung zu warten, sie haben ihre selbstgebildete Gestalt und ursprüngliche Schöne *). Jenem Vorwurf folgt dann ein Urtheil über Bg.'s Kommentar, ebenso unwürdig als wegwerfend; der Rec. vergleicht die mystisch-spekulative Anschauung mit einem Rosse, den Materialismus mit einem Lastthier und Baumgarten mit dem Reiter. Als ob die vornehme Theologie auf des Freundes Rücken nicht schon lange genug gezogen hätte ihre Furchen! Als ob sein wundes Herz nicht vielmehr des Balsams bedürfte, als solcher herzlosen Seitenblicke vorüberziehender Leviten! — —

Bietet nun gleich die Rec. noch Stoff genug zu ernster Klage, so sey dennoch meine Antikritik hiemit geschlossen. Es sey nicht

---

*) Wenn der Rec. Sp. 418. nach den Worten: „ein solches modernes, dem alten Stoff nicht wohl anpassendes Kleid" fortfährt: „So kommt dem Verf. selbst die tiefsinnig klingende Konstruktion der Geschichte der Auslegung vor, welche Michael Baumgarten in seinem Komm. gegeben," so ist das unwahr; ich sage S. 30, daß sie mehr Schein als Wahrheit habe, weiter nichts!

in Abrede gestellt, daß die Rec. auch manchen gerechten Tadel enthält: es ist z. B. wahr, daß eine eingehende „Darlegung des Standpunktes und Verhältnisses des sel. Crusius zu der vorhergehenden und gleichzeitigen Philosophie und Theologie" in meinem Buche mit Recht vermißt wird *). Für solchen Tadel bin ich dankbar. Aber der aufrichtige, wohlbegründete Tadel und all die helfenden Bemerkungen daneben konnten meinen Schmerz nicht aufwiegen über die Gehässigkeit des Rec. gegen meine Glaubensüberzeugung, das Heiligthum meines Herzens, und über die Menge leichtfertiger und liebloser Entstellungen, die ihm Anlaß werden, mich in die Schule zu nehmen. Solche Recensionen sind Sünden, die, weil öffentlich begangen, auch öffentlich gestraft werden müssen. Mein Herz hat mir geblutet, indem ich es that; es ist beklagenswerth, daß in einer Zeit, in welcher das Antichristenthum immer stolzer sich aufbläht und gewaltiger sich rüstet, gläubige Theologen einander befehden. Aber die unaufhörlichen Ausfälle gegen lutherische Kirche und lutherische Theologie, durch welche der Herr Konsistorialrath Tholuck sein eignes Zeugniß für die christliche Wahrheit vor Gott und Menschen befleckt, mußten endlich einmal zurückgeschlagen werden. Möchte sein beredter Mund, nachdem sein falsches Zeugniß gegen die Kirche, die ja auch ihn gesäugt hat, verstummt ist, um so freudiger, wie nach gelöstem Banne, für die erkannte Wahrheit sich aufthun und sein Herz endlich einmal in ungefärbter und hinterhaltloser Liebe zu allen denen erwarmen, welche, obgleich in Vielem nicht mit

*) Dann wäre unter anderem klar hervorgetreten, daß obschon die zukünftige Bekehrung Israels auch von lutherischen und reformirten Theologen vor Crusius geglaubt ward, doch zuerst von ihm die heilwärtige Zukunft Israels als in dem göttlichen Heilsplan gelegen und durch das gesammte prophetische Wort verbürgt, allseitig begründet worden ist; gerade dies hatte er zu einer seiner Lebensaufgaben gemacht.

ihm übereinstimmig, doch in Betracht dessen, was er der guten Sache des Christenthums geleistet, dankbarer Ehrerbietung gegen ihn voll sind, übrigens aber nicht ihre eigne Ehre suchen, sondern die Ehre ihres Herrn und Heilandes Jesu Christi, des erhöheten Hauptes seines vielgegliederten Leibes, der allgemeinen heiligen Kirche.

Nikolaus Hausmann.

Eine biographische Skizze aus der Reformationszeit

von

Fr. Delitzsch.

So ausführlich bis ins Einzelnste sowohl in Gesammtwerken als in Monographien die Geschichte der deutschen Reformation behandelt worden ist, so hat sie doch (vereinzelte Notizen, so weit ich sehe, ausgenommen) das **qui bene latuit, bene vixit** an einem Manne bewahrheitet, der eine würdige Stelle in der ersten und ältesten Reihe der deutschen Reformatoren einnimmt. Er ist der Reformator Zwickau's und Anhalts, stand zu Luther in dem zartesten Freundschaftsverhältnisse und galt ihm in seinem geräuschvoll wirkenden Stillleben als ein Vorbild wahrhaft evangelischen Wandels. Diesem Manne, einer der lieblichsten und wohlthuendsten Erscheinungen der Reformationszeit ist die folgende biographische Skizze gewidmet; vielleicht wird sie die Grundlage eines vollständigern Lebensbildes, zu dem die Archive Anhalts*) und der sächsischen Bergstädte die frischeren Farben bieten.

---

*) Welche reiche Ausbeute das hochfürstliche Gesammtarchiv zu Dessau bietet, zeigen Lindner's (Bibliothekars zu Dessau) Beiträge zur Reformationsgeschichte, begonnen in dem Jahrg. 1835 Hft. 1. S. 71 ff. der Studien und Kritiken. Das genannte Archiv enthält außer Briefen Hausmann's selber 94 Briefe Luther's an denselben.

Nikolaus Hausmann wurde im Jahre 1479 zu Freiberg geboren. Seine Familie gehört, wie die der Weller, von der er mütterlicher Seits abstammt, zu den uralten berühmten Geschlechtern dieser Stadt, welche auf die Ehre Anspruch machen konnten, im Dome beigesetzt zu werden und mit deren Epitaphien das Innere und der Kreuzgang des Domes noch heute geschmückt ist. Sein Vater Nikol. Hausmann *), von 1478—1491 siebenmal in den Rath gewählt, ward 1492 Fürstlicher Münzmeister. Er wohnte in der Petersgasse oben im Eckhause, dem noch längere Zeit nachher sogen. altem Münzhofe. Als er Jahre 1499 starb, ging sein Amt auf seinen Sohn Johannes über, der 1508 in den Rath gewählt und 1521 Bürgermeister wurde **). Hier. Weller rühmt diesen Joh. Hausmann, der im Jahre 1541 der Bekümmerniß über einen Unglücksfall erlag, als einen durch Weisheit, Beredtsamkeit und viele andere Gaben ausgezeichneten Mann; gestreng, aber doch zugleich menschenfreundlich, als eine vere heroica persona (eine feine herrliche Person). Was Nikolaus, sagt er, in der Kirche war, das war Johannes im Staate ***).

Nik. Hausmann war wahrscheinlich der zweite Sohn seines Vaters †). Es ist sehr zu bedauern, daß aus seiner Jugendgeschichte keine Nachricht auf unsere Zeit gekommen ist, noch mehr aber, daß wir über den wichtigsten Wendepunkt seines

---

*) Der Name wird nach der durchgehenden Unsicherheit der alten Orthographie auf jede mögliche Art geschrieben, mit ſ u. ß, mit Einem und doppelten n, die Schreibart: Haußman scheint die älteste.

**) Andr. Moller, Theatrum Freibergense Chronicum.

***) Opp. lat. ed. Carpzov. Sect. III. et IV.

†) Denn da Joh. Hausmann 63 Jahr alt war, als er 1541 starb, so ist Joh. im Jahr 1478 geboren, Nik., der als fere sexagenarius 1538 starb, jedenfalls 1479. Die älteren Angaben sind sehr ungenau.

Lebens auf bloße Vermuthungen beschränkt sind. Wir wissen nicht, in Folge welcher göttlicher Führung sich Nik. Hausmann dem Reformationswerke anschloß und zu dem stillen, aber desto tieferen Glaubensleben gelangte, durch welches er ein so gesegnetes Rüstzeug der erneuerten Kirche wurde.

Im Jahre 1519 finden wir Nik. Hausmann als evangelischen Prediger in Schneeberg. Nachdem Luther am 31. Oktober 1517 in seinen Thesen (die nach Mykonius' Aussage so schnell die Christenheit durchliefen, als ob die Engel selbst die Boten gemacht hätten) gegen den Ablaßkram öffentlich aufgetreten war, gewann die evangelische Lehre auch in Schneeberg bald Vieler Herzen. Auch in Schneeberg gab es mitten in der papistischen Masse viel redliche Christen, die nach dem Bergmannsbilde eines alten Chronisten „wie schöne rothgöldne Aeuglein in den Kobalds-Drusen stunden," die nicht bloß von dem äußerlichen Drucke, den Schneeberg erst 1490 bei Verkündigung des vom Pabste ausgeschriebenen Gnadenjahres und der dabei erhobenen Kontribution empfunden hatte, frei zu werden wünschten, sondern die in der Lehre von dem Verdienste Christi als dem alleinigen Grunde unserer Seligkeit alsbald die göttliche Wahrheit erkannten. Die Bergleute hielten sich bald nach 1517 auf eigene Kosten einen evangelischen Prediger, Namens Wolfgang *), der ihnen in dem St. Annen-Kirchlein oder der Knappschaft-Kapelle (jetzt nicht mehr vorhanden) am hohen Gebirge Sonntags Mittag, den papistischen Irrthümern entgegen, von dem Verdienste Christi und dem seligmachenden Glauben predigen mußte. Im Jahre 1519 aber ward durch den Rath der Stadt kraft seiner Patronats- und Berufungsrechte mit gnädigster Konnivenz des Churfürsten Friedr. des Weisen, dessen mit Herzog Georg gemeinschaftliches Besitzthum die Bergstadt war, M. Nik. Hausmann nach Schneeberg berufen, der nun neben Wolfgang Krauß, dem päbstischen Pleban, in der großen Kirche das

*) Meltzer, Chron. von Schneeberg S. 296. 293.

Evangelium predigte. Es war im Juli 1519, als Hausmann antrat. Er strafte bereits hier kirchliche Mißbräuche, aber ohne sie schon abthun zu können und abthun zu wollen; die Zeit war noch nicht reif, er beschränkte sich deßhalb darauf, Christum und seine Gerechtigkeit zu predigen *). Daß Hans von Rhein, damaliger Kirchvater, 1520 in das zweite untere Fenster hinter der Kanzel ein Glasgemälde, welches nicht einen Heiligen, sondern Gott den Vater, Jesum Christum den Gekreuzigten in den Armen haltend, vorstellt, einsetzen ließ, das war eine Segensfrucht des wieder im Schwange gehenden Evangeliums. Aus der Amtsführung Hausmann's in Schneeberg, hat uns Christ. Meltzer, der Chronist von Schneeberg, die Eine auf seine Zeit vererbte Notiz erhalten, daß Hausmann Alles, was er übrig hatte, an die Armen austheilte und daß er, wenn er nichts hatte, selbst seine Kleider und Bücher verschenkte **). Gewiß war es das heilige herzgewinnende Leben Hausmann's, welches in Schneeberg dem Anschluß an die erneuerte Kirche den Ausschlag gab.

---

*) In einem lat. Briefe an Nik. Tilomann (aus Zwickau vom 31. Juli 1521 datirt, s. Kapp, Urkunden I, 467) schreibt er: „Ich finde mich unwürdig, von Menschen gelobt und gepriesen zu werden; Gott sey Lob und Ruhm, durch dessen Güte ich, was ich gethan, vollendet habe. Wenn aber jetzt das üble Gerücht über mich im Schwange geht, als ob ich von meinem frühern Leben abweichen und der Ehrbarkeit zuwider handeln wolle, so wundere ich mich nicht: meine Lage und Zustand fordern ein Anderes. Als ich in Schneeberg (in nivali monte) Christum predigte, da war es nicht in meiner Macht, Etwas niederzureißen oder aufzurichten, obgleich ich sonder Furcht viele Mißbräuche strafte. Jetzt aber, wo mir durch göttlichen Befehl eine so gefahrvolle Sorge für viele Seelen vertraut ist, was soll ich da Anderes thun, als die umherirrenden Schafe Christi sammeln und die Schwachen stärken, um einst dem strengen Richter Rechenschaft ablegen zu können?"

**) Meltzer a. a. O. S. 320.

Nach einer kaum zweijährigen Amtsführung in Schneeberg ward Hausmann in einen andern Wirkungskreis nach Zwickau gerufen *). Zwickau hatte bereits in Petrus Dresdensis, der unter Huß in Prag studirt hatte und, wie Aeneas Sylvius erzählt, die nova pestis, die Lehre von der alleinigen Schriftmäßigkeit der communio sub utraque zuerst nach Böhmen brachte, einen Vorboten der Reformation in seiner Mitte. Er wirkte in Zwickau von 1425 bis zu seinem Tode 1440; hier war es, wo von ihm die ersten Versuche, den deutschen Gesang beim Gottesdienste einzuführen, gemacht wurden. Der Mann aber, der dem Reformationswerke Luthers in Zwickau Bahn brach und dasselbe unermüdet förderte, ist Stephanus Roth (Rodt, lat. Ruffus) geb. zu Zwickau 1492. Daß dieser schon vor Luther's öffentlichem Auftreten reformatorische Grundsätze hatte, läßt sich daraus schließen, daß er während seiner Studienzeit in Leipzig den jungen Kaspar Kruziger zum Schüler hatte. Er ward den 29. Sept. 1517 Rektor der Stadtschule, ging aber, wahrscheinlich um an der Wiedergeburtsstätte der Kirche selbst in nächster Nähe der von Gott erweckten Zeugen zu weilen, um 1520 nach Wittenberg. Hier bildete er sich unter Luther und Bugen-

*) Quellen: Tobias Schmidt Chronica Cycnea (ein sehr geschwätziges, mit großer Vorsicht zu benutzendes Buch); Laur. Wilhelm, Descriptio urbis Cycneae 1633; Hildebrand, Verhältniß der Stadt Zwickau zur Kirchen-Reformation. Zwickau 1817. 8. (nicht ohne Fehler in Folge flüchtiger unkritischer Benutzung der Schmidt'schen Chronik); Lat. Gratulationsschrift von M. Heymann an Dr. Lorenz, Sup. in Zwickau: succincta est Ephoriae Zwiccaviensis ejusdemque Antistitum brevis enarratio a. M. Hildebrand. Zwicc. 1830. 4. Zugleich standen mir die handschriftl. berichtigenden und vervollständigenden Bemerkungen zu Schmidt's Chronik von Chr. Daumius und Jo. Christian Klügel (welche auch Seckendorf benutzt hat), kopirt von Kreyßig in dem Exemplar der Schm. Chr. auf hiesiger Bibl. Poelit. 8875., zu Gebote.

hagen theologisch aus, hier schrieb er Luther's Predigten nach, deren Veröffentlichung wir ihm und seinem Schwager Georg Rhau verdanken, hier wahrscheinlich machte er in Luther's Hause die Bekanntschaft Hausmann's, dessen Berufung nach Zwickau durch ihn vermittelt zu seyn scheint. Denn an Luther's Seite in Wittenberg blieb Roth in ununterbrochener brieflicher Verbindung mit dem Rathe und den Gelehrten seiner Geburtsstadt, namentlich mit dem wackern Bürgermeister Mühlpfort *). Nachdem Thomas Münzer, Prediger zu St. Katharina, ein Mann voll ungestümen selbstischen Eifers, der das Volk zu gewalthätiger Verunglimpfung der Priester aufregte (wie er denn einmal um einen Auflauf zu bewirken, Feuer, Feuer! aus seinem Fenster herabschrie), 1521 abgesetzt worden war, wurde an seiner Stelle Wolfgang Zeuner, Roth's intimer Freund, gewählt. Auch Sylvius, der sich immer unverholener als des Pabstes Freund und Luther's Gegner zeigte, war seines Dienstes entlassen worden. Man wendete sich mit dem Gesuch, einen evangelischen Stadtpfarrer berufen zu dürfen, an den Churfürsten Friedrich den Weisen. Auf dessen Befehl verglich sich der Magistrat mit dem bisherigen Pleban Donat Groß, dieser trat gegen einen sehr mäßigen lebenslänglichen Jahrgehalt die Pfarre ab. Man berief Hausmann, dem Luther auf die Frage, ob er den Ruf annehmen solle, antwortete (März 1521): „Wenn du das Pfarramt annimmst, so machst du dich zum Feinde des Pabstes und der Bischöffe, indem du ihren Dekreten widerstreitest; widerstreitest du aber nicht, so bist du ein Feind Christi." Schon den 16. Mai 1521 wurde Nik. Hausmann,

*) Indeß finden wir Roth 1528 (nach Wilhelm schon 1524) wieder als Syndikus und Stadtschreiber, 1543 als Rathsherrn in Zwickau. Das hierüber wahrsch. sichere Auskunft gebende Programm Jo. Friedr. Rehkopf's (eine Zeit lang Rektor des Gymnas. in Zwickau) de Stephano Rothio, Rectore Cygneusi, Helmst. 1775. 4. war mir nicht zur Hand.

bisher Pfarrer in Schneeberg, als evangelischer Pleban oder Bischof, wie er oft in Briefen genannt wird, angenommen, und den 18. Mai auf die Pfarre des 1231 gegründeten Minoriten-Klosters eingewiesen. Paulus Gresius hat diese Begebenheit mit den Worten angemerkt: **An. 21 d. 18 Maji fuit intronisatus Pastor Gregis Dominicae, Vir humanissimus, Sacerdotum corona, venerabilis Dr. M. Nicolaus Hausmann Fribergensis** *).

Es waren zehn schwere Amtsjahre, die Nik. Hausmann in Zwickau verlebte, reich an herzzerschneidenden Bekümmernissen, drohenden Gefahren und schweren Verwickelungen. Der papistische Klerus mit seinem Anhang; die münzerische und storchische Rotte, der jeden wahren Fortschritt erschwerende Gegensatz noch halb dem Alten zugethaner oder lauer Gemeindeglieder, dazu die mißlichsten ökonomischen und zum Theil auch kollegialischen Verhältnisse — Alles dieses schlug dem Herzen des treuen Dieners Christi eine Wunde nach der andern. Nachdem die von Münzer und Storch ausgehende Aufregung zu allerlei Excessen geführt hatte, wurden am 26. Dec. 1521 etliche Bürger auf die Pfarre citirt, um von Nik. Hausmann in Gegenwart der gesammten Geistlichkeit und des Raths wegen ihrer irrigen Lehre verhört und vermahnt zu werden; es blieb ohne Erfolg. Nikol. Storch, der aus dem Handwerksstande sich 12 Apostel und 72 Jünger erwählt hatte, war, als er später erscheinen sollte, entwichen **). Hausmann und der Rath, außer Stande die Schwarmgeister zu dämpfen, wendeten sich an Luther, der Freitag den 7. März 1522 von der Wartburg nach Wittenberg zurückgekehrt, zunächst den Umtrieben Karlstadt's, den die Zwickauer Propheten ganz für sich eingenommen hatten, zu steuern suchte. Dann eilte er, die Lande Herzog Georg's durch-

---

*) Meltzer, Chron. von Schneeberg S. 318.

**) Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reform. Bd. 2. S. 20 f.

reisend, ohne der dort sein Leben bedrohenden Gefahr zu achten (denn er war in der Reichsacht und konnte auch auf den Schutz des Churfürsten nicht rechnen) nach Zwickau. Hier kam er am 27. April Montags nach Misericordias domini 1522 an und wohnte beim Bürgermeister Mühlpfort. Er suchte durch Predigten und Ansprachen die Bewohnerschaft im evangelischen Glauben zu befestigen, den noch übrigen papistischen Sauerteig auszufegen und ganz besonders die Storchianer zu beschwichtigen oder doch unschädlich zu machen. Am 1. Mai predigte er vom Rathhause herab; denn die Kirche war zu eng, die aus allen Ortschaften herbeigeströmte Volksmenge, gegen 14,000, zu fassen *). Seine gegen die Schwärmer gerichteten Bemühungen, so weise, liebreich und energisch sie waren, führten, wie die Folge zeigte, nicht zum erwünschten Ziele **). Das Unkraut wucherte fort, das einmal angeschürte Feuer wurde 1525 in dem allgemeinen Baueraufstande zur hellen Flamme.

In Abschaffung der papistischen Mißbräuche und Einführung des gereinigten schriftgemäßen Gottesdienstes, verfuhr Hausmann, entgegen dem fleischlichen Ungestüm Münzer's und der auf beiden Seiten hinkenden Weltklugheit des Joh. Sylvius Egranus, seines Vorgängers ***), gemäß der keuschen friedsamen, gelinden Weisheit von oben her; es war sein Grund-

*) Die Zeitangaben bei Schmidt und Hildebrand sind falsch, s. Randbem. zu Schmidt S. 385. Bibl. Poelit. 8875.

**) Seckendorf, Historia Lutheranismi I p. 192. ss. 250 s.

***) Ueber Sylvius Egranus s. Joachim Feller, Cygni Quasimodogeniti h. e. clari aliquot Cygnei (Bibl. Reg. Dresd. Hist. lit. Sax. Vol. II.). Er stand der römischen Kirche durch seine Lehre, daß der Mensch das Gesetz erfüllen könne und durch das Gesetz gerecht werde, ebenso nahe als den Reformatoren ferne. Dagegen predigte um 1525 ein früherer thomistischer Scholastikus, Kaspar Güttel mit großem Beifall und nicht ohne Segen (s. den Brief Wolfg. Zeuners an Roth in Altem und Neuem 1727 S. 881—84. und Ranke a. a. O. Bd. 2. S. 91).

satz, nichts selbst wirkend zu übereilen, sondern alles der zugleich innen und außen wiedergebärenden, neugestaltenden Gnade zu überlassen. Er handelte auch nicht nach eignem Gutdünken; in einem Schreiben an den Rath von 1531 bemerkt er, „er habe sehr oft um der Kirchenordnung willen müssen nach Wittenberg reisen und geschwind laufen, um sich Rathes zu erholen zum Nutzen der gemeinen Stadt." Desto schmerzlicher mußte es ihm seyn, daß die gute Sache der Reformation in den Augen der Gegner durch unchristliche und gesetzwidrige pöbelhafte Gewaltthaten verdächtigt wurde, wie z. B. den 16. März 1522, wo in Folge eines in dem Bierhause gefaßten Beschlusses eine Menge Bürger das Cistercienser-Kloster (den Grünheiner Hof) *) stürmten, um einen Eingriff der Klosterbehörde in die Stadtjurisdiktion zu rächen. Man zerhaute die Thore, zerstörte und zernichtete Alles, nahm auch die Mobilien mit weg. „Ach Gott (schreibt der Vogt des Klosters am Ende seiner relation) wie unchristlich, tyrannisch, grausam ist man mit mir umgegangen, ter lapidatus sum. Die Heerführer in meinen großen Aengsten und Erschrecknis, auch daß sie sich verkleidet und berüst haben, so sein sie mir unbekannt" **).

Dagegen schlug Nik. Hausmann den durch die Liebe gebotenen Weg ein, indem er mit seinen Kollegen Zeuner und Lindemann das Franciskanerkloster aufforderte, der neuen Kirchenordnung, die man mit Vorwissen des Bischofs von Freisingen und Naumburg treffen wollte, beizutreten. Länger als ein Jahr hindurch wurden Unterhandlungen gepflogen; das Kloster beharrte in seinem unbeugsamen Widerstand, der Rath sah sich genöthigt den 11. Febr. 1525 es schließen zu lassen. Man gewährte den Mönchen sicheres Geleit zum Abzug und zeigte sich auch dankbar für ihre bisherigen Dienste. Einige

*) Nicht das Franciskaner-Kloster, wie Hildebrand, mit sich selbst im Widerspruch schreibt a. a. O. S. 36. 48. 11. 12.

**) Randbem zu Tobias Schmidt S. 286. Bibl. Poelit. 8875.

derselben wurden evangelisch, unter ihnen Laurentius Soranus, der als Prediger zu St. Katharinen angestellt wurde.

Schon zwei Jahre war Hausmann in Zwickau, und schon manche papistische Mißbräuche, z. B. das **Salve Regina**, waren von ihm abgethan, aber noch hatte er nicht den Anfang gemacht, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszuspenden. Er hatte es der Gemeinde Weihnacht 1523 versprochen, glaubte aber erst noch die von Luther erbetene Schrift über die rechte Weise der christlichen Messe abwarten zu müssen. In einem Schreiben vom 17. Nov. 1523 bittet er Roth, Luther zu drängen, daß er die Herausgabe dieser Schrift beschleunige. Am 4. Dec. erhielt sie Hausmann, sie war ihm gewidmet, weil sein heißes Verlangen und dringendes Bitten sie veranlaßt hatte. Diese Schrift*), überschrieben **Formula missae et communionis pro ecclesia Wittenbergensi** (1525 von Speratus auf Luther's Veranlassung ins Deutsche übersetzt), welche uns die ganze Form des damaligen ersten evangelischen, noch vielfach im Römischen wurzelnden Gottesdienstes darstellt, zeugt von Luther's sanftmüthiger Weisheit, welche nicht das Alte gewaltsam stürzen, sondern ein Neues aus dem Alten sich allmählig entwickeln lassen wollte, der keine andere Macht christlich zu streiten kennt als allein mit dem Schwert des Geistes, und von seiner, jeder Gewissensherrschaft fremden, unter der Zucht des Geistes stehenden Demuth. „Niemand sey hiermit gewehret," sagt er, „ein Anderes anzunehmen und zu folgen, ja wir bitten von Herzen durch Christum jedermann, ob jemand etwas Besseres würde geoffenbaret, daß er uns heiße innehalten, damit wir alle zusammen thun und gemeiner Sache helfen." Und am Schlusse:

*) Deutsch in Luther's Werken Lpz. Ausg. XXII. S. 232 ff. Ebendas. S. 247 f.: Christliche Vermahnung, welche die Pfarrherrn und Kirchendiener vor der Kommunion dem Volke fürsagen mögen, gestellet an Nik. Hausmann, Pfarrherrn zu Zwickau. ao. 1531.

„So viel habe ich, lieber Mag. Nikolae, das ich jetzt zur Zeit an euch schriebe von unserer Kirchen allhier zu Wittenberg Ordnung und Ceremonien, zum Theil bereit angericht, und, wills Christus, in kurzem zu vollenden. Welcher Ordnung Fürbild, so es euch und andern gefällt, mögt ihr folgen; wo aber nicht, wollen wir der Salbung (wie St. Johannes redet) gerne Raum geben, willig von euch und jedermann, so Besseres haben, anzunehmen." Er schließt diese Schrift, die apostolische Kraft und Einfalt in sich vereinigt, mit der Bitte an Hausmann: **Sancte vir dei, ora pro nobis** und dem apostolischen Segenswunsch. Seine Freude über dieses Buch spricht Hausmann in einem Briefe an Stephanus Roth (Freitag nach Nikolai 1523) folgendermaßen aus: „Ich habe mich gefreut, als die formula missandi von Martin mir dargebracht wurde durch die, welche aus der Gefangenschaft und dem Ofen Babylons entronnen sind. Und kein Wunder, es ist dies ja die Summa des ganzen Christenthums und die Grundlage des Evangelii. Unter dem gnädigen Beistande Christi will ich nun mit meinen Brüdern rüstig ans Werk gehen, mit Entfernung aller Eitelkeit und Menschenfurcht, Christum allein anschauend, durch dessen Freundlichkeit wir befreit und in das Land der Verheißung geleitet worden sind. Sage daher Luther Dank, daß er mich geringen Menschen und elenden Sünder zu hören gewürdiget hat. Der Herr wird Gnade geben und das Land seine Frucht" *). Die

*) Der Brief findet sich vollständig: Fortges. Samml. von Altem und Neuem 1724 S. 1021 f. Ein anderer Brief an Roth, datirt 5. feria post f. Nicolai 1525, in welchem er hortatur Rothium, ut apud Lutherum formulam missandi urgeat; nihil enim se nisi ejus consensu facturum, bezieht sich entweder auf die kürzere Abendmahlsvermahnung oder die Angabe des Datums im Katalog der Schulbibl. zu Zwickau ist irrig. Außer diesem eigenhändigen Briefe H.'s (N. 71.) besitzt die genannte Schulbibl. laut des Kat. noch vier an Roth: 1) sabb. post circumcis. 1524: a Rothio de ineundo matrimonio consultus sententiam exponit; 2)

Einführung des Abendmahles unter beiderlei Gestalt verzögerte sich dennoch bis zum Ostersonntag 1524. An diesem wurde der Anfang gemacht deutsche Messe zu lesen und das unverstümmelte Sakrament zu reichen. Nur 20 Kommunicanten fanden sich dies erste Mal ein. *)

Von da an fiel eine alte unevangelische Ceremonie nach der andern. Aber unter schmerzhaften Wehen wurde das Neue geboren. „Der Vikarius des Bischofes von Naumburg (schreibt Hausmann an Roth 17. Nov. 1523) suchet furchtbar die Sache zu hindern und bei der Einweisung der Priester dieselben in ihre alten Verhältnisse zurückzubringen. Er schreibt, der Magistrat habe gottlos verfahren, indem er die Altäre zerstört und die geistlichen Brüderschaften aufgelöst. Auch lauten seine Befehle äußerst scharf." Wie sehr der Rath noch unter dem Einflusse des römischen Klerus stand, geht daraus hervor, daß er noch 1524 den Fleischgenuß in der Fasten verbot. Die Feind-

---

profesto Bartholom. 1525: exosculatus amicitiam Rothii et Dom. Lutheri favore erga se gloriari non vult, pro cujus salute vota facit eumque Heliam spiritu et virtute vocat; optat, ut a Luthero libellus de formula baptisandi expurgetur et Catechismus discedente Islebio a Jona suppleatur; 3) Sonntag Jubilate 1527: er schickt Lutheri Sohn einen Lauffwagen; 4) Dinst. nach Jubilate 1527: er verlangt den Epiphanium von den Buchführern zu Leipzig. Bei der Kürze meines Aufenthalts war es mir nicht möglich, die diese Briefe enthaltenden Fascikel zu finden; möchten doch bald die reichen handschriftlichen Quellen für Reformationsgeschichte, welche jene Bibl. birgt und dem Zahne der Zeit zu erliegen drohen, von einem tüchtigen Quellenforscher erhoben werden!

*) In demselben Jahre gab Hausmann an Churfürst Friedrich und Herzog Johann ein Gutachten über die Reformation ab, indem er die Schäden der römischen Kirche und die Heilmittel dagegen auseinandersetzt, noch handschriftlich vorhanden und nach Seckendorf's Zeugniß (I. p. 251) der Herausgabe würdig. Wo findet sich jetzt das Manuscript?

schaft der papistisch gesinnten Gemeindeglieder stieg immer höher, Herzog Georg tobte immer heftiger, und man hoffte im Stillen, daß Hausmann's Leben nicht von Dauer seyn werde. Von einer Reise zurückgekehrt, schreibt Hausmann an Roth (Dienstag nach circumcis. 1526): „Wohlbehalten bin ich in deine Vaterstadt gelangt, unter der Beglückwünschung der Freunde und dem Zähneknirschen der Feinde des Evangelii. Viele hofften, daß Gift oder Schwert meinem Leben in Wittenberg plötzlich ein Ende gemacht haben werde. Nun nachdem ihre Hoffnung vereitelt, sind sie traurig und heucheln. Gott sey Lob und Preis, der mich herausgerissen hat aus dem Rachen der Wölfe." *)

Im Jahre 1525 brach der Bauernkrieg aus. Nach erkämpftem Siege rückte ein großer Theil des churfürstlichen Heeres in Zwickau ein. Es wurde im Kloster eine strenge Inquisition mit den umliegenden Ortschaften vorgenommen, etliche 80 Bauern nebst zwei Geistlichen und einem Schullehrer wurden als Rebellen in den Thurm geworfen, sie sollten enthauptet werden und schon war der Henker dazu bestellt. Aber auf Hausmann's und Zeuner's Fürsprache wurden sie vom Churfürsten Johann dem Beständigen, der damals in Zwickau war, begnadigt. Luther mißbilligte diese Verwendung Hausmanns; sein Gemüth war durch die aus jener Empörung dem Evangelio erwachsende Schmach zu tief erschüttert. Aber Hausmann rechtfertigte sich 1525 durch Roth damit, daß er jene Bauern als unschuldig erkannt habe, daß man sie auf die Folter gespannt und ihnen zur Vertheidigung keine Zeit gelassen habe.

Die Stellung Hausmann's in Zwickau wurde dadurch immer mißlicher, daß sein nächster Amtsgehülfe Paul Lindemann, ein an fleischlichem Ungestüm Münzern nicht unähnlicher Mann, mit ihm, wie mit Roth und der Gemeinde in beständigem Unfrieden lebte. **) Als Hausmann Oculi 1529 die neue von

*) Vollständig: Fortges. Samml. 1727 S. 10. f.

**) Ueber Paul Lindemann s. Feller, Cygni Quasimodogeniti.

den churfürstlichen Commissarien angeordnete Liturgie abkündigen lassen wollte, widersetzte sich Lindemann; er wurde removirt und auf Luther's Vorschlag kam Conr. Cordatus, ein geborner Oestreicher, an seine Stelle. Dieser lebte zwar mit Hausmann, aber nicht mit dem Rath und der Gemeinde in Eintracht; er hatte nicht die Anspruchlosigkeit, Gelehrsamkeit und Demuth Hausmann's, um in die allerdings mißlichen Verhältnisse sich zu fügen. Es war eine traurige Zeit. Der obschwebende Türkenkrieg und die ausgeschriebene Türkensteuer, die 1528 sich verbreitende Kunde von einem Offensiv-Bündnisse der eifrigsten papistischen Stände, wodurch die Aufmerksamkeit der evangelischen Fürsten von den innern Angelegenheiten der Kirche abgelenkt wurde, dazu die auch in Zwickau 1529 hunderte von Menschen dahinraffende Schweißsucht (sudor anglicus) — Alles dieses machte die Stellung der Prediger fast aller Orten zu einer fast unhaltbaren. Auch Hausmann's Lage wurde immer unerträglicher, Rath und Gemeinde zeigten sich immer undankbarer, man hatte sogar im Jahre 1529 wieder einen Wiedertäufer Hans Storm eingelassen, der jedoch, nachdem der Leipziger Schöppenstuhl auf die Strafe des Feuertodes erkannt hatte, vom Churfürst begnadigt der Wittenberger Fakultät zugeschickt wurde. Am meisten betrübt wurde Hausmann 1531 dadurch, daß man in seiner Abwesenheit und ohne sein Vorwissen den Prediger zu St. Catharinen, Laurentius Soranus, absetzte, und einen andern annahm. Luther's Geduld hatte hier ein Ende. Er hatte bisher seinen Nikolaus, der wenig klagte, dessen traurige Lage aber ihm wohlbekannt war, zur Atlas-Geduld unter dem verkehrten unschlachtigen Geschlecht ermahnt (estote Atlantes), er hat ohne Erfolg sich höhern Orts für Hausmann verwendet, aber zugleich ihm in Aussicht gestellt, Zwickau nöthigenfalls mit Cordatus zu verlassen und den Staub von ihren Füßen zu schütteln. *) Jetzt schien ihm diese Zeit ge-

*) Altes und Neues 1721 S. 563 f.

kommen, wo der Strick zerreißen müsse, Luther überschüttete den Bürgermeister Mühlpfort und Syndikus Roth wegen jener Absetzung des Soranus mit Vorwürfen von der schärfsten Lauge. Die Sache kam an den Churfürsten. Dieser willigte zu Torgau, wohin im Juli der Bürgermeister nebst Anderen und Luther, Jonas und Melanchthon geladen worden waren, unter Luther's mißmuthiger Zustimmung in die Entlassung Hausmann's und Cordatus, aber mit der Verwahrung, daß in Zukunft keine Stadt und kein adeliger Patron ohne vorherige Untersuchung der Sache durch den Fürsten etwas Aehnliches sich erlauben solle. Der Rath warf den Pastoren Schmähsucht in ihren Predigten vor und beschwerte sich in harten Ausdrücken über Luther's Herrschsucht, besonders in Entscheidung von Ehesachen, welche Luther nur ungern, weil von den Fürsten vernachläßigt, auf sich genommen zu haben bekannte. Solche Unruhen und Streitigkeiten waren damals nicht selten, wo Friede und Politie der Kirche sich erst allmälig aus dem alten Chaos herausgestalteten. Daß Luther gerade in kirchlichen Rechtshändeln öfter leidenschaftlich wurde, läßt sich nicht läugnen und ist von ihm selbst einige Jahre später demüthig erkannt und zugestanden worden. *)

Auf Anrathen ihres Bruders, des inbrünstig frommen und unermüdlich thätigen Georg (damals Gubernator des Erzbisthums Magdeburg) entschlossen sich im Jahre 1532 die evangelisch gesinnten Fürsten von Anhalt-Bernburg, Johannes und Joachim, einen evangelischen Prediger nach Dessau zu berufen. Die Wahl fiel unter Forchenius' Vermittlung auf Hausmann.**)

In einem Briefe vom 14. Sept. hatte Luther diesen den beiden Fürsten Johann und Joachim empfohlen als „ein treu Herz und sittigen Mann, der Gottes Wort fein stille und züch-

*) Seckendorf III p. 17.

**) Quellen: Sculteti Annales Evangelii p. 371 — 377. Seckendorf III. p. 40. 55 ff.

tig lehrt und lieb hat," und Melanchthon in einem Brief an Joachim von demselben Datum als einen Mann, qui sine ulla privata cupiditate et sine studio rixandi in eo genere doctrinae versatur, quo vere illustrantur Christi beneficia et in bonis mentibus vera pietas alitur. Nachdem die Fürsten ihn zweimal in Dessau, einmal auf dem Schloß in Wörlitz mit Wohlgefallen predigen gehört, übertrugen sie ihm am 15. Sept. 1532 die Stelle des fanatischen Dominikaners Peter Anspach. Als Herzog Georg, der natürlich Hausmann von ganzem Herzen hassen mußte, dies hörte, beschied er den Joachim, der an seinem Hofe erzogen worden war, nach Leipzig. Am 6. Dec. nach der Tafel begann Herzog Georg von seiner nahen Blutsverwandtschaft mit der Mutter der Fürsten, fuhr fort, daß diese es ihm aufs Herz gebunden habe, über ihnen zu wachen und sie vor Ketzerei zu bewahren, und kam endlich, bitter klagend, auf Hausmann den Lutheraner, der in Zwickau schon die Mönche vertrieben und die Ceremonien abgeändert habe. Er ermahnte den Fürsten Joachim, bei dem Glauben zu bleiben, den sie seit dem Tode ihrer seligen Mutter bis jetzt treulich festgehalten und welchem treu zu bleiben, Johannes neulich in Regensburg zugesagt habe, wofern sie des göttlichen Segens in ihrer Regierung nicht verlustig gehen wollten. Darauf erzählte Joachim, wie Hausmann ihm und den Brüdern (Johann und Georg) zu der vacanten Stelle empfohlen worden sey, welche fromme untadelige Predigten in Alba und Stola er bisher gehalten, und daß in Ceremonien bis jetzt noch nichts abgeändert sey. Es ist ein nichtswürdiger Mensch, fiel Herzog Georg ein, und über kurz und lang wird er die communio sub utraque eingeführt, die Priesterehe erlaubt und die Messe gestürzt haben. Aber kann es denn gemißbilliget werden, antwortete Joachim, wenn das Sakrament ganz gespendet wird; stimmt dies doch mit den Worten der Evangelisten und selbst mit der Lehre der Väter und dem Kanon Gelasii comperimus überein! Das weiß ich wohl, sagte Georg, aber der handelt von der

Kommunion der Priester, und Luther zieht ihn fälschlich auf die Laien. Die Kirche hat ja doch die Macht gehabt, die Sakramentverwaltung abzuändern, wie sie auch die Taufformel geändert hat. Das suchte Joachim zu widerlegen und führte einen Ausspruch des Ambrosius an. Aber Georg wies diesen mit den Worten ab: Das ist eine lutherische Glosse! und damit brach er das Gespräch ab, indem er nur noch einige Seitenhiebe auf Georg, den Bruder Joachims, that, als gleichfalls des Lutherthums verdächtig und gegen Forchemius loszog, der auf Kosten der Fürsten in Wittenberg lebe. Aus dem Loche, schloß er, kommt nichts Gutes. Joachim berichtet dies selbst in einem Briefe vom 9. Dec. an seinen Bruder Georg, mit der Bemerkung, dies sey sein erster kleiner Strauß des Evangelii halber gewesen.

In einem Briefe von demselben Datum (9. Dec.) an Georg von Anhalt schalt Herzog Georg noch heftiger auf Hausmann, der selbst ihn habe zum Ketzer machen wollen, und auf Forchemius, der sich wie Judas zu Hannas und Kaiphas, das ist, zu Luther begeben habe, und droht dem Fürsten mit dem Verluste seiner Prälaturen. Der weitere Briefwechsel ist ein Zeugniß von der innigen Liebe der anhaltschen Fürsten zur Wahrheit und dem heftigen, aber doch ehrlichen Papismus des greisen Herzogs Georg.

Hausmann verwaltete unterdeß treulich sein Amt. Er fing nicht mit äußeren Abänderungen an, sondern suchte diese vorerst innerlich im Volke vorzubereiten. Die Fürsten waren aber innerlich bereits so gegründet, daß sie dem Kardinal von Mainz (zu dessen Magdeburger Diöcese Anhalt gehört) ihren ernsten Entschluß, die Reformation einzuführen, eröffneten. Dieser widersetzte sich, nichts destoweniger wurde am grünen Donnerstage 1534 das Sakrament in beiderlei Gestalt gereicht und manche Mißbräuche abgestellt. Mit reinem heiligen Liebeseifer und tiefer wahrhaft theologischer, in vielen geistlichen Kämpfen errungener Erkenntniß vertheidigte Fürst Georg von Anhalt in einem

noch vorhandenen Briefwechsel mit Herzog Georg und dem Churfürst Joachim I von Brandenburg von 1533 und 1534 das Reformationswerk und die reine (antirömische sowohl als antizwinglische) Lehre vom Abendmahl. Er vertheidigt hier auch die ihm zum Vorwurf gemachte Berufung Hausmann's, mit dem ihm und den Brüdern zukommenden Patronatsrechte, indem er die christliche Lehre, das fromme musterhafte Leben Hausmann's, besonders seine Sorge für die Armen rühmt. Herzog Georg bezeugte hierauf in einem Schreiben vom 2. Mai 1538 unter andern seinen großen Schmerz, daß Georg, mit ihm in demselben Glauben erzogen, sich von Mensing und Anspach (den beiden Dominikanern) dem Hausmann zugewendet habe, dem Schüler Luther's, durch dessen Lehre de sola fide schon viele tausend Seelen in das Verderben gestürzt worden seyen. Die Antwort des Fürsten Georg vom 22. July enthält die klarste herzgewinnendste Auseinandersetzung der Lehre von der Rechtfertigung; er bezeugt, daß er diese nicht erst von Hausmann, sondern weit früher, auch schon von seiner Mutter gehört habe. Die Antwort Herzog Georg's vom 17. August schließt diesen Briefwechsel. Nimmermehr, sagt er darin, werde er in seinem hohen Alter sich zu den Ansichten derer von Anhalt herüberziehen lassen; alte Hunde seyen übel bändig zu machen. Fürst Georg schrieb nun nicht weiter, aber wie er selbst sagt, so oft er zu der Bitte fiat voluntas Domini kam, gedachte er des Herzogs Georg vor dem Angesichte Gottes. Im folgenden Jahre lag dieser auf dem Sterbebette, und legte für die Gotteskraft im Wörtlein sola (an dem, wie er geäußert, das Blut vieler Tausende klebt) ein thatsächliches Zeugniß ab.

Im Jahre 1538 war in Freiberg *) die oberste Pfarrstelle erledigt worden. Der Antinomismus Schenk's, eines um Freiberg vielfach verdienten und beredten, aber ehrsüchtigen und

*) Quellen: Wilisch, Kirchen-Hist. der Stadt Freiberg. — Ulbricht, Geschichte der Reformation in Freiberg. Lpz., Reclam 1837.

durch seine „süßmündigen, glatten, tröstlichen Worte" desto gefährlicheren Mannes, war zu einer solchen Höhe gestiegen, daß Schenk auf Luther's Anrathen den 28. Juni 1538 durch obrigkeitlichen Befehl seines Amtes entlassen wurde. Die Verwirrung, welche die falsche Lehre Schenk's in dem kaum erst evangelisirten Freiberg angerichtet hatte, war so groß, daß Luther sagte: Das arme Freiberg verwindet es nimmer mehr. Nachdem die Kirchenvisitation, welche zwei Tage nach Schenk's Entsetzung gehalten wurde, ihre Geschäfte beendet hatte, galt es einen Mann ausfindig zu machen, der Schenk's Stelle ausfüllen und der durch ihn angerichteten Zerrüttung abhelfen könnte. Man fiel auf Hausmann, den Hofprediger der Fürsten von Anhalt, einen gebornen Freiberger. Der Rath von Freiberg wendete sich an die Fürsten Johann und Joachim mit der Bitte, ihre auf Hausmann gefallene Wahl zu genehmigen, aber kaum würde dies bei der großen Liebe, mit der sie an Hausmann hiengen, geschehen seyn, wenn nicht Luther sie dringend gebeten und auch Herzog Johann Friedrich und Herzog Heinrich zu Sachsen sich bei ihnen verwendet hätten. Ihr Antwortschreiben an den Rath von Freiberg (Dessau Mittwoch nach Mauritii 1538) *) zeigt, wie schwer es ihnen wird, ihren besonderen lieben andächtigen Herrn Mag. Niklas Hausmann zu entlassen, nachdem derselbe „5 Jahre lang das heilige Evangelium zur Ehre und Preis der Gnaden des Allmächtigen, zur Liebe, Friede, Einigkeit, Gehorsam und Besserung durch göttliche Verleihung uns und unsern Unterthanen getreulich mit allem Fleiß gepredigt, auch solches mit seinem selbst christlichen Wandel Gott Lob beweiset und die Armen sonderlich beliebt und derer Sorge getragen und was von Mißbräuchen vorhanden, mit aller Bescheidenheit, so viel möglich, abgelegt und unseres geringen Ermessens christliche bequeme gute Ordnung aufgericht und erhalten; also daß wir und unsere Unterthanen daran guten Ge-

*) Wilisch l. l. Cod. diplomat. p. 199. ss.

fallen tragen." Sie sprechen die Hoffnung aus, daß die Wirksamkeit Hausmann's in seiner Vaterstadt Freiberg eine eben so gesegnete seyn werde als bei ihnen, und empfehlen ihn mit der zärtlichsten Sorge dem Rathe zu günstiger Aufnahme. Unter solchen Umständen mußte Hausmann es als den göttlichen Willen erkennen, daß er dem Rufe folge; er that es, aber die Hoffnung der theuren Fürsten ging nicht in Erfüllung, Hausmann kam nach Freiberg, nicht um hier ferner zu wirken, sondern um hier in den Armen seines Bruders zu erbleichen, und schnell und plötzlich Ruhe im Grabe zu finden.

Im August 1538 kam Hausmann nach Freiberg, wo ihn Leonhard Beyer, der Nachfolger Hausmann's in Zwickau, der von den Kirchenvisitatoren zurückgeblieben war, erwartete. Er war nahe dem 60. Lebensjahre, aber weniger durch sein Alter als durch vielen Kummer niedergebeugt, abgemattet durch viele Arbeit. Am 1. Sept., dem XI. post. Trin. (den Sonntag nach Aller Heiligen) bestieg er die hohe, blumenkelchförmige und mit feiner durchbrochener Arbeit verzierte Kanzel der Domkirche *). Das Himmelreich ist gleich einem Könige, der seinem Sohne Hochzeit machte — das war das Evangelium. „Der liebe Herr Jesus Christus," fing er an, „hat die Pharisäer manchmal gestraft und gelehrt, wie sie sich halten sollen gegen den Eckstein, und wir mögen wohl bei dem Grunde bleiben, da Jesus von sagt. Er ist unser König, unsere Grundfeste, unser Eckstein." Er sagte hierauf, daß er dies Evangelium, weil er vor nie hier geprediget, zum Grundstein gelegt haben wolle, zeigte kurz den Unterschied des Himmelreichs oder Reiches Gottes, das „nicht mit Büchsen und Schwertern bewaffnet sey," sondern auf dem Worte stehe, vom weltlichen Reiche, aber — wenn anders die uns erhaltene Predigt eine Nachschrift, kein Autographum

*) Noch jetzt gehört diese Kanzel (gepredigt wird nicht mehr auf ihr) zu den Kunstdenkmalen des von Dr. Puttrich beschriebenen herrlichen Domes.

ist — *) ein Uebelbefinden zog einen Flor vor sein geistiges Auge, so daß er die Nothwendigkeit, schnell abzubrechen, fühlte. Daß ich's kurz mache, sagte er, es will meiner Natur itzund nicht arten, Gott will nit die Gnade verleihen. Bis Donnerstag und bis Sonntag (wills Gott) will ich weiter mit eurer Liebe reden, aber ohne Gesetz kann ich nichts ausrichten." Bei diesen Worten brach er zusammen, plötzlich vom Schlage gerührt, und mit großer Mühe mußte man ihn von der Kanzel herabtragen. Noch selbigen Tages**) Abends 6 Uhr machte in der Behausung seines Bruders, des Münzmeisters Johann Hausmann ein zweiter Schlagfluß seinem Leben vollends ein Ende. Am 4. Sept. wurde er im Dom begraben. Die Stadt war in tiefe Trauer versunken, der schnelle Tod des frommen Lehrers, der ihr, nachdem sie lange an gleißender Irrlehre Gefallen gehabt, das lautere Wort Gottes predigen sollte, mußte ihr als ein Blitzstrahl der göttlichen Gerechtigkeit erscheinen. Auch die Feinde des Evangelii blieben nicht ungerührt, denn Hausmann's Leben war heilig in den Augen der Feinde wie der Freunde.

Anno 38 den 6. Nov. — erzählen die Sammler der Tischreden — kamen Briefe von Freiberg, wie Herr Nik. Hausmann wäre gen Freiberg berufen zum Pfarrherrn und Superintendenten; weil er aber ein alter und abgearbeiteter Mann gewest, hätte ihn der Schlag in der ersten Predigt gerührt, davon er auch alsbald wäre todt geblieben. Wir aber ver-

*) Altes und Neues 1736 S. 503 — 506. In der Schulbibl. zu Zwickau fand ich den ersten gleichzeitigen Druck derselben u. d. T.: Epitaphium D. Magistri Nicolai Hausmanni. Sampt seiner ersten gethanen Predig zu Freibergk auf das Euan. Matthei am XXII. den Sonntag nach Allerheyligen 1538. (8) Cygneae, per Volfgangum Meierpeck.

**) Also am 1. Sept. und doch steht nach Willisch Theil II. S. 8 (in Widerspruch mit S. 5) auf dem Leichenstein: 3. Septemb. obiit.

vieltens Dr. Martin Luthern und: 1) wäre er krank; 2) läge darnieder, 3) wäre fein sanft in Christo entschlafen. Da fing er an und weinete sehr und sprach: „Also nimmt Gott die Frommen weg, wird darnach die Spreu verbrennen; wie die Schrift sagt: Der Gerechte wird weggerafft und niemand betrachtet's. Es sind sehr fährliche Zeiten, Gott wird seine Scheune und Tenne fegen und rein machen. Ich bitte Gott, daß er mein Weib und Kinder nach meinem Tode nicht lange leben lasse. Es werden sehr fährliche und greuliche Zeiten folgen. Ich hätte mich solcher Bosheit zur Welt nicht versehen, Gott helfe uns, daß wir bei seinem Worte bleiben und uns bessern. Das ist mir wahrlich gar ein lieber Freund gewesen." Also saß er den ganzen Tag, weinete und trauerte, war bei D. Jona, M. Philipp, M. Joachim Camerario und Kaspar Köcheritz, unter welchen er saß ganz traurig und weinende.

Nach dem 8. Nov. 38 schreibt Melanchthon an Hieronymus Weller: (der während eines 8jährigen Aufenthalts in Luther's Hause sein inniges Freundschaftsverhältniß zu Hausmann beobachten konnte) *): „Der Schmerz und die Traurigkeit des Dr. Martinus ist noch so groß, daß man ihn vielmehr von den Gedanken an den Tod des trefflichen Herrn Nikolaus abziehen, als zum Schreiben ermahnen muß. Denn beim Schreiben würde er jenen Unfall sich erst recht lebhaft vergegenwärtigen. Er betrauert nicht sowohl den Herrn Nikolaus, als die Kirche, welche einen Mann, den viele Gaben eines guten Seelenhirten auszeichneten, verloren hat. Gestern brachte Dr. Martin den ganzen Tag in Thränen zu, noch weiß ich nicht, was für eine Nacht auf den Trauertag folgen wird." In diesen und einigen andern Briefen richtet Melanchthon den Hieronymus Weller auf, der über den Tod Hausmann's in tiefe Schwermuth versunken war, denn er hatte zu

*) Welleri Opp. lat. Sect. III et IV. p. 209. Die Briefe scheinen wenigstens von Melanchthon zu seyn; es fehlt die Unterschrift.

Hausmann in dem innigsten Verhältnisse gestanden, und war von ihm ebenso väterlich geliebt worden, als er ihn kindlich wieder liebte*). „Ich ermahne dich, schreibt Melanchthon, daß du dein Gemüth der Trauer entziehst und an die Besorgung dei-

*) Im Jahre 35 am Tage Crucis wohnte Hausmann in Wittenberg der Doktor-Promotion Weller's bei, wobei Rörer den Weller scherzhaft und zugleich ernsthaft mit den Worten beglückwünschte: Tu passus es hodie te crucifigi. Nach dem Rathe Hausmann's geschah es 1539, daß der Rath der Stadt Freiberg unter Einwilligung des Herzogs Heinrich zu Sachsen, dem Dr. Hieron. Weller, der aus großer Blödigkeit sich zum Predigtamte nicht entschließen konnte, das Amt eines lector theologiae übertrug, welches er 22 J. hindurch verwaltete (Welleri Opp. lat. Sect. II. p. 6. s.). Es war Hausmann's Ansicht, in bene constituta et populosa civitate gubernatores Reipublicae hoc cum primis curare debere, ut eruditum aliquem Theologiae professorem accerserent eumque stipendio liberali ornarent, und dies zur Förderung der Kirche und Schule, zur Leitung von Pastoralversammlungen und zur Aufrechterhaltung der reinen Lehre. Ueber Hier. Weller (der zu den kindlich einfältigsten und zugleich erfahrungsreichsten Tröstern Angefochtener in unserer Kirche gehört) möge hier noch die folgende höchst charakteristische Mittheilung Zach. Rivander's in seiner Festchronik (Eisl. 1602. fol.) stehen: „Von Hier. Weller, als ich noch ein Knabe und in Freiberg in die Schule ging, hörte ich sagen, daß die Engel Gottes pflegten zu ihm zu kommen und mit ihm Gespräch zu halten, denn es war gar bekannt und die gemeine Rede unter den Leuten. Daß aber dieses wahr, hat solches unser lieber Gott auf eine Zeit seinem famulo und ältesten Sohne auch offenbaret. Denn als sie einstmals in des Herrn Doctoris Schlafkammer in einem besondern Bett liegen, sehen sie um des Vaters und Herrn Bette einen lichten hellen Schein wie eine Feuerflamme. Darüber erschracken sie, wecken den Doctor auf und sagen es ihm, der spricht: sie sollen sich nicht fürchten, es sey nichts Böses, sondern es seyen die heiligen Engel, die behüten und bewahren ihn und alle Christgläubige also."

ner Gemeinde denkt. Denn wie in der Schlachtreihe die noch übrigen Soldaten, wenn andere vor ihren Augen fallen, sich nicht entmuthigen lassen, sondern in jener Stelle einrücken müssen: so dürfen auch wir das uns anvertraute Amt nicht verlassen, sondern haben zu beten, daß Gott uns nahe sey."

Die tiefe und anhaltende Bekümmerniß, in welche besonders Luther und Weller durch den plötzlichen Tod Hausmann's versetzt wurden, hatten in den herrlichen Eigenschaften Hausmann's und in beider besonderem Verhältnisse zu ihm ihren Grund. Luther hatte an Hausmann einen Timotheus, der wie wenig andere, mit ihm ganz Eines Sinnes war. Er nahm ihn sich selbst und stellte ihn Andern zum Vorbilde (gegenüber denen, welche die evangelische Lehre auf Muthwillen zogen), indem er sagte: Quod nos docemus, vivit ille. *) Daher athmen auch alle Briefe Luthers an Hausmann die zärtlichste Liebe und fast in allen bittet er ihn angelegentlichst um seine gläubige Fürbitte in Worten wie: ora pro me paupere Christi peccatore, und ähnlichen.

Hieronymus Weller, der 8 Jahre in Luthers Hause sich aufhielt, giebt uns folgende Schilderung **): „Der Doctor Luther empfing keinen Lehrer und Pfarrherrn der Kirche, der zu ihm kam, mit größerer Ehrerbietung, als den Herrn Nikolaus Hausmann, wegen seiner sonderlichen Würde und Heiligkeit des Lebens. Er pflegte ihn mit den Worten zu empfangen: O sancte Nicolae, ora pro nobis. Auf ihn paßte ganz eigentlich jener Ausspruch Menander's: *ὁ τρόπος ἐστιν ὁ πείθων τοῦ λέγοντος, οὐ λόγος* (die Sitten des Redenden sind das Ueberredende, nicht die Rede). Seine Freigebigkeit war so groß, daß er, wenn er kein Geld hatte, sich Geld borgte, um armen Leuten damit zu dienen. Er war von Natur sehr ge-

*) In den Tischreden (c. XXX) vergleicht er die Freundlichkeit und Sanftmuth Hausmann's in seinen Briefen mit der Augustin's.

**) Opp. lat. sect. III et IV. p. 172. Analecta Welleri II. f. 53 ss.

fühlvoll, und von milder holdseliger Gemüthsart; fast täglich besuchte er Kranke. Ein jeder fand bei ihm leichten Zutritt, vorzüglich Bekümmerte, welche zu trösten er allezeit bereit war, fast gleichen Schmerz mit ihnen empfindend. Aber seine Freundlichkeit war auch mit würdevollem Ernst gepaart. Er hat nie Jemanden betrübt. Auch war er in den Wissenschaften nicht unerfahren. Sein Ausdruck ist recht gut lateinisch und lieblich; seine Stimme war sanft und wohllautend, alles rauhe und ungeberdige Wesen war ihm zuwider. Wunderbar war seine Keuschheit. Ich glaube, daß er zu der Zahl derer gehörte, welche die Gabe der Enthaltsamkeit besitzen und männliche Jungfrauen sind, wie auch Herr Amsdorf war. Beim Predigen und Schreiben beobachtete er Anmuth und Zucht. Er billigte die Prediger nicht, welche die Beredsamkeit in Geschrei und Schwall von Worten setzen. Ja auch die Mahlzeichen Jesu Christi trug er an seinem Leibe. Denn gar oft hatte er mit Krankheit zu kämpfen, und gar oft wurde er vom Geist der Traurigkeit schwer angefochten. Zuletzt wurde er vom Rath zu Zwickau ungerechter Weise aus seiner Gemeine vertrieben, da er doch viele Jahre Christum daselbst mit großer Glaubenstreue, Sorgfalt und Beständigkeit verkündiget hatte. Das war der Dank, den die undankbare Stadt dem heiligen Manne Gottes für seine Verdienste um sie erwies. Denn das ist das Schicksal frommer Lehrer, daß sie von der undankbaren und lasterhaften Welt also behandelt werden; einen andern Lohn haben sie von den Kindern dieser Welt nicht zu erwarten. Endlich im hohen Alter, als er fast das 60. Jahr erreicht hatte, nach Freiberg zur Leitung der Kirche berufen, brach er in seiner ersten Predigt daselbst, von einem Schlagfluß getroffen, auf der Kanzel zusammen, und entschlief so sanft in seinem Herrn Jesu Christo, welchen er geliebt und gelehret, gleich als ein getreuer Kriegsmann in der Feldschlacht und im Streit, welche Art des Todes Luther sich oft gewünscht hat." Aehnlich spricht sich Weller in einem Epitaphium

in ungebundener Rede auf Hausmann aus*). Es heißt darin, daß Hausmann durch sein heiliges unbeflecktes Leben, durch sein leuchtendes Vorbild mehr Seelen gewonnen habe, als viele andere durch ihre herrlichen Schriften und Reden; daß auch die Feinde der christlichen Lehre nichts an seinem Leben zu tadeln fanden, und über seinen plötzlichen Tod betrübt wurden; daß auch rauhe und abstoßende Naturen sich durch ihn angezogen fühlten, wie er hinwieder aller Menschen Sitten und Fehler tragen konnte; daß er einen zwar menschlicher Vernunft schrecklichen, aber vor Gott theuer geachteten Tod gestorben ist. Denn wie Johannes der Evangelist, so starb er inmitten der Gemeinde mit dem heiligsten Werke beschäftigt." Aehnlich sprechen sich die lateinischen Leichen-Gedichte auf seinen Tod aus: 1) die zwei in Erz gegossenen Distichen von Johann Rivius, Rektor in Zwickau, Lehrer der Churfürsten Moritz und August, auf seinem Leichenstein in Freiberg: **)

Hoc situs Hausmannus tumulo post fata quiescit,
Vir pietate, fide, dexteritate sacer.
Dum patriae pastor mysteria coelica tractat,
Sermonis medium concidit inter opus.

---

*) Samml. von Alten und Neuen 1736 S. 507 f. Weller, Opp. lat. Sect. III et IV p. 173. Die vielleicht einiges Nähere zur Charakteristik Hausmann's bietende Gelegenheitsschrift von Christian Schlegel, Comparatio Patris sui cum Nic. Hausmanno, Antistite Zwiccaviensi habe ich nirgends finden können.

**) Bei meiner Anwesenheit in Freiberg suchte ich unter Beihülfe des Glöckners den liegenden Grabstein Hausmann's, der nach Grübler Freibergische Todtengrüfte (Lpz. 1730) S. 183 sich an der Mauer befindet, „wo der Eingang zur Treppe auf's Chor und die Emporkirchen ist, im Winkel unweit dem Fenster, das auf den grünen Kirchenhof gehet." Aber weder Inschrift noch Grabstein sind mehr kenntlich; ein Irrthum war bei so genauer Bezeichnung des Orts, und da die Wand-Epitaphien zutrafen, nicht möglich.

2) Das Epicedium von Ge. Fabricius an Paul Lindenau, Hofprediger Herzog Heinrichs von Sachsen, von 1539; 3) ein gleiches von Valerius Kordus Simesusius (Autograph in der Schulb. zu Zwickau. Fasc. C. 10.); 4) das Epitaphium auf ihn von Adam Siberus aus der Schönau bei Zwickau *).

Ulbricht (in seiner Geschichte der Reformation in Freiberg) schließt seine Notizen über Hausmann mit dem Wunsche: „Diese wenigen Worte mögen ein schwaches Denkmal für die Verdienste eines Mannes seyn, dessen Name mit dem rauschenden Fluge der Jahrhunderte verklungen ist.“ Möchte ihm in dieser Biographie, wo möglich, ein noch bleibenderes gesetzt seyn!!

Ueber die Lehre von der Berufung und ihren Einfluß auf die Mission.

(Schluß.)

Den zweiten Punkt unserer Untersuchung werden wir nun kürzer abmachen können. Es handelt sich dabei um die Frage: ob es Lehre unserer Kirche sey, daß je und je zu allen Zeiten alle Menschen durch das Evangelium auf Erden berufen werden?

Daß dieser von uns in Frage gestellte Satz von Hrn. L. auf S. 36 seines Buches als Lehre „unserer Väter“ angege-

*) Schmidt, Chron. Cygnea p. 388 s. Caselii Epistoll. p. 556 s.

ben wird, haben wir oben nachgewiesen. Wahrscheinlich werden unter dem Ausdrucke „unsere Väter“ auch noch die ältern kirchlichen Dogmatiker verstanden; allein wir wollen den Kreis unserer Untersuchung bestimmter bezeichnen und enger begränzen, indem wir nur darnach fragen, ob der obige Satz in unserer Kirchenlehre enthalten oder gegeben sey. Unter Kirchenlehre verstehen wir aber nur den Lehrgehalt der symbolischen Bücher; und was spätere Dogmatiker über die symbolischen Bücher hinausgehend oder gegen sie etwa ausgesprochen hätten, braucht von uns, hier wenigstens, nicht berücksichtigt zu werden.

Unerwähnt können wir aber nicht lassen, daß sich die beiden Sätze gegenseitig aufheben, nämlich jener: es ist schon zur Zeit der Apostel an alle Menschen die Predigt des Evangeliums ergangen; und dieser: je und je zu allen Zeiten werden alle Menschen durch das Evangelium berufen.

Denn jener Satz involvirt ja auch die Behauptung, daß eben deßhalb alle Menschen auf Erden, welche ohne das Evangelium zu besitzen sterben, durch ihre Schuld, durch die Schuld der Verwerfung des berufenden Wortes verloren gehen, wie denn auch diese Behauptung in dem erwähnten Buche ganz deutlich hervortritt und ohne diese Behauptung jener Satz gar keinen Sinn und keinen Zweck hat.

Sind aber schon alle Menschen, welche das Evangelium von jener ersten allgemeinen Berufung her nicht mehr haben, durch ihre Schuld ewig verloren und verdammt; so ist nicht abzusehen, wozu es noch einer Berufung aller Menschen je und je zu allen Zeiten bedarf, um die gerechte Verdammung derer herauszustellen, die ohne Glauben an das Evangelium sterben.

Braucht es hiezu noch einer Berufung zu allen Zeiten, so ist jene erste Berufung überflüssig; reicht aber die erste Berufung schon aus, um ein gerechtes Verdammungsurtheil über alle Menschen, die vom Evangelio nichts wissen, zu fällen: so ist die Berufung aller Menschen je und je zu allen Zeiten unnöthig.

Man dürfte wohl in der Hinzufügung des zweiten Satzes von der Berufung aller Menschen zu allen Zeiten eine Regung des mildern Herzens und der barmherzigern Gesinnung wahrnehmen, wenn man damit nicht auch zugleich ein zurückgedrängtes Bewußtseyn oder auch nur ein unterdrücktes Gefühl von der Unrichtigkeit und Unhaltbarkeit des ersten Satzes über die zur Apostelzeit geschehene Berufung aller Menschen mit seinen nothwendigen Konsequenzen nahe legen würde. Allein wir wollen nur den objektiven Bestand unserer Kirchenlehre in Betreff der aufgeworfenen Frage herausstellen und dabei können subjektive Zustände, Stimmungen und Verhältnisse keinen Ausschlag geben.

Fassen wir nun zunächst den Sinn und die Bedeutung der fraglichen Behauptung: „je und je zu allen Zeiten werden alle Menschen berufen" näher in's Auge, so müssen wir vor allen Dingen auf den Begriff der Berufung sehen. Nach Hrn. L.'s eigener Bestimmung gehört zur Berufung die Kundmachung des hellen klaren Wortes, des Evangeliums, ja er sagt ausdrücklich (S. 35): „Wort und Sakrament müssen allen Menschen kund werden." Und da nur „Nichtachtung des Berufes", da nur „muthwilliges, boshaftes Widerstreben gegen das berufende Wort" die Verdammniß zur Folge haben kann (S. 36), so setzt dies voraus, daß nicht nur die Kundmachung eine so genaue seyn muß, daß wirklich jedem Menschen die klare Einsicht, die Erkenntniß der Wahrheit möglich ist, sondern daß auch jeder Mensch eine solche Reife des Verstandes erlangt habe, daß es ihm am Vermögen, die Wahrheit und Heilsamkeit zu fassen, nicht fehle.

Nun sagt Hr. L. S. 36.: „Sie (d. i. „unsere Väter") geben zu, daß die Art und Weise dieser Berufung eine verschiedene seyn kann", und S. 40 (§. 10.) heißt es: „Also die Berufung ist allgemein. An alle Menschen ergeht auf irgend eine Weise die Einladung, sich von der Welt zu trennen und zu der aus der Welt herausgerufenen Gemeine d. i. zu der h. Kirche (ἐκ-κλησία) zu sammeln." Allein soll

mit den Bezeichnungen: „die Art und Weise dieser Berufung kann eine verschiedene seyn," und: „An alle Menschen ergeht auf irgend eine Weise die Einladung," angenommen werden, daß schon ein bloßer sonus, eine bloße fama de Christo oder gar schon „die Herrlichkeit Gottes in der Natur" eine genügsame Berufung zur Kirche und zum Heile in Christo sey, wie dies allerdings nach den oben v. S. 49 — 54 angeführten Stellen von unsern Dogmatikern statuirt wird, so widerspricht Hr. L. seiner ganzen Darstellung in §. 9., daß nur „das helle klare Wort alle Völker beruft," und daß „Wort und Sakrament allen Menschen kund werden müssen." Freilich würde durch diese Zusätze und ihre Annahme jene Behauptung von einer bereits zur Apostelzeit an alle Menschen ergangenen und die von einer zu allen Zeiten an alle Völker ergehenden Berufung eher zur Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit gehoben; allein es wäre damit auch der ganze Bau des §. 9. mit seinen darauf gegründeten Bestimmungen und daraus hergeleiteten Folgen umgeworfen, namentlich wäre wieder aufgehoben, was S. 36 gelehret wird: „Verloren gehen sollte man nur durch muthwilliges, boshaftes Widerstreben gegen das **berufende Wort.**

Wir müssen also bei jener ersten Bestimmung, die im ganzen Buche festgehalten wird, bleiben, daß zur gnadenreichen Berufung die Kundmachung des hellen klaren Wortes, des Evangeliums von Christo gehöre. Was soll aber nun das heißen: „je und je zu allen Zeiten werden alle Menschen berufen"? Nicht der Wortsinn dieses Ausspruches ist es, was uns hier im Unklaren läßt, sondern der Mangel einer genauern Umfangsbestimmung des „je und je" und des „zu allen Zeiten". Nach S. 34 u. 35 scheint das „alle Völker aller Zeiten" erklärt und näher bestimmt werden zu sollen durch „je und je alle Menschen". — Allein wir wissen auch hiemit den Zeitraum noch nicht, der als eine Berufungsperiode für ein Volk gelten soll. Und doch ist das wichtig, wenn einmal so bestimmt

und bezeugt werden will, daß kein Volk und kein Mensch während seines Erdenlebens ohne den Gnadenruf durch das Evangelium bleibt und daß alle Menschen, welche ohne Glauben an das Evangelium von dieser Welt scheiden, durch muthwilliges und boshaftes Widerstreben gegen das berufende Wort verloren gehen, weil nur dadurch Verdammniß herbeigeführt wird.

Soll das: „je und je alle Menschen werden berufen" soviel heißen, als: jeder Mensch wird während seines irdischen Lebens berufen; so würde sich diese Behauptung schon durch die Bemerkung als unrichtig herausstellen, daß viele Heiden in so früher Kindheit sterben, in welcher ihr Verstand noch nicht fähig ist, die Lehre des Evangeliums aufzufassen, in welcher aber gewiß auch nicht von ihnen gesagt werden kann: sie haben dem berufenden Worte muthwillig und boshaft widerstrebt.

Soll das: „alle Völker aller Zeiten werden berufen" von einem Zeitraum zu hundert, oder fünfzig, oder dreißig Jahren gelten, so daß man annähme, immer nach Verlauf eines solchen Zeitabschnittes schicke Gott den einzelnen Völkern wiederholt das berufende Wort? — Denn daß zu allen Zeiten d. h. immerwährend seit Christi Geburt das Evangelium unter allen Völkern der ganzen Erde gepredigt werde, dagegen zeugt ja doch der Augenschein selbst der Gegenwart allzusehr, als daß dies Jemand aussagen könnte! Aber es ist auch gegen jene Annahme die Geschichte und der Zustand vieler heidnischen Völker unserer Zeit so sehr, daß man bestimmt sagen und nachweisen kann, es ist zu ihnen seit Jahrhunderten kein berufendes Wort, keine Predigt des Evangeliums gelangt. Der Zustand der meisten Völker der Erde ist jetzt so genau bekannt, daß wir wohl beurtheilen können, welche Bildungs- und Entwicklungsstufen sie durchgemacht haben; und die Geschichte der Missionen ist seit mehr, als hundert Jahren, so ins Specielle beschrieben worden, daß wir wohl anzugeben

im Stande sind, wo seit dieser Zeit eine Berufung zu Christo stattfand und wo nicht.

Wenn sich auch in Bezug auf die Behauptung, daß schon zur Apostelzeit die Berufung an alle Völker ergieng, der forschende Blick auf die Geschichte zurückweisen ließ mit dem Worte Bako's: „im Strome der Zeit ist das Beste untergegangen;" so ist dies doch unmöglich in Bezug auf die Behauptung, daß zu allen Zeiten alle Völker berufen werden. Diese greift nicht nur in das Dunkel der Vergangenheit, sondern auch in das helle Licht der jüngsten und gegenwärtigen Zeit überein. Da tritt ihr dann der historische Sachbestand entgegen und spricht laut: es ist unrichtig, daß zu allen Zeiten alle Völker, daß je und je alle Menschen durch das Evangelium, durch das helle, klare Heilswort berufen werden.

Wir können jedoch dieser Behauptung keinen andern Sinn entnehmen, als den der Negation des Vorbereitenden und Fortschreitenden der Heilsoffenbarung Gottes im Raum und in der Zeit durch Völker und Jahrhunderte, und den der Affirmation einer Gleichzeitigkeit, eines „Zumal" der Berufung aller Menschen auf Erden.

So sehr eine Behauptung wie diese: „Alle Menschen auf Erden werden durch das helle klare Wort des Evangeliums zu jeder Zeit sammt und sonders, zugleich, während ihres irdischen Lebens berufen," — gegen die Geschichte des Reiches Gottes auf Erden und gegen die Wahrnehmung selbst der Gegenwart streitet; so hat und kann doch der Ausspruch des Hrn. L. „Alle Völker aller Zeiten, oder, je und je alle Menschen werden berufen" — keinen andern Sinn haben, als den obigen.

Soll auch in Bezug auf diesen Satz gelten, was S. 37 ausgesprochen ist: „Die Dogmatik ist über der Geschichte"?

Nun wird aber nach dieser ganzen Darstellung der Lehre von der allgemeinen Berufung auch aller Menschen, welche ohne das Evangelium zu kennen und zu haben von

der Erde scheiden, das ewige Verdammungsurtheil gesprochen, weil jeder als ein solcher erscheinen muß, der das berufende Wort verwarf.

Denn werden wirklich und in der That alle Menschen durch das Evangelium berufen, und wir sehen doch so viele Millionen, die das klare, helle Wort des Evangeliums nicht haben; so leben alle diese Millionen in „Richtachtung des Berufes“ und in „muthwilligem, boshaftem Widerstreben gegen das berufende Wort“ und müssen eben deßhalb auch „verloren gehen“.

Dieser Darstellung gegenüber hält unsere Kirchenlehre eine Berufung durch das Wort fest, ohne im Entferntesten daran zu denken, daß auch schon eine bloße fama de Christo, oder eine Stimme der Natur oder gar des innern menschlichen Lichtes als vollendete Berufung zum Heile in Christo gelten solle; sie nimmt an, daß die Predigt des Evangeliums nach der Weisheit und dem Willen Gottes von Volk zu Volk, von Zeit zu Zeit fortschreite, bis das Reich Christi auf der ganzen Erde sich ausgebreitet hat und zu allen Völkern gekommen ist; dabei rechnet sie es unter die geheimen und unergründlichen Rathschlüsse Gottes, daß manche Völker ohne Berufung sind, hütet sich aber sorgfältig, ein Verwerfungs- oder Verdammungsurtheil über diejenigen auszusprechen, die ohne Kenntniß des Heilswortes von dieser Erde abgerufen werden.

Daß dieß die Grundzüge unserer Kirchenlehre von der allgemeinen Berufung sind, soll nun durch einige Zeugnisse belegt werden. Die ersten symbolischen Schriften unserer Kirche hatten zwar keine eigentliche Veranlassung, die Materie von der allgemeinen Gnade und der allgemeinen Berufung besonders hervorzuheben und darzustellen; allein, daß die Menschen nur durch die Predigt des Evangeliums zum Glauben kommen, der gerecht und selig macht, und daß dieser Glaube durch diese Predigt nicht zu allen Zeiten und

allenthalben gewirkt werde, sondern nur ubi et quando Deo visum est, dies ist schon A. C. a. V. ausgesprochen, wo es heißt: Nam per verbum et Sacramenta, tamquam per instrumenta, donatur spiritus sanctus, qui fidem efficit, ubi et quando visum est Deo, in iis, qui Evangelium audiunt.

Man sage nicht: hier sey nur gesagt, Gott wirke den Glauben, ubi et quando ei visum est; die Berufung durch das Evangelium könne des ungeachtet überall und zu allen Zeiten wirklich und in der That geschehen. Wollte man dies annehmen, so müßte man auch zugeben, daß die Berufung durch die Predigt des Evangeliums von Seiten Gottes an manchen Orten und zu manchen Zeiten nur eine scheinbare und keine ernstliche sey, was unserer Lehre und dem Wesen Gottes, sowie den Aussprüchen der h. Schrift geradezu widersprechen würde. Wie Gott den Glauben in iis, qui audiunt Evangelium, nur ubi et quando ipsi visum est, wirket, so geschieht auch die Berufung durch das Evangelium nur ubi et quando Deo visum est, nicht ubique semper. Dabei stehet fest die allgemeine Gnade Gottes, so wie die allgemeine Berufung, wornach Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und wornach er will und befohlen hat, daß allen Menschen das Evangelium gepredigt werden solle. Da aber sein Gnadenrath in der Zeit und durch Menschen unter Menschen ausgeführt werden soll, so muß sich diese Ausführung richten nach der Weisheit Gottes, die allein Zeit und Stunde, Ort und Gelegenheit kennt und zweckgemäß herbeiführt.

Daß nur durch das Wort Gottes der Glaube gewirkt werde und daß also eine Berufung zum Heile in Christo nur durch die Predigt des Wortes Gottes geschehe, das ist in der Apologie der Augsburger Konfession häufig wiederholt. So heißt es S. 72 (Has'sche Ausg.): At cum Deo non potest agi, Deus non potest apprehendi, nisi per verbum.

Ideo justificatio fit per verbum, sicut Paulus inquit (Rom 1, 16): Evangelium est potentia Dei ad salutem omni credenti. Item (10, 17): Fides est ex auditu.

Und daß die Barmherzigkeit Gottes in Christo nicht anders, als durch die Predigt des Evangeliums kund werde, dies wird in folgendem Ausspruche der Apologie bekannt: Nomen Domini fit magnum per praedicationem Evangelii. Per hanc enim innotescit nomen Christi et misericordia Patris in Christo promissa cognoscitur. (S. 258.) Einen Ausspruch aber, der besagte, daß diese Predigt des Evangeliums zu allen Zeiten an alle Völker, je und je an alle Menschen ergehe, haben wir in der Apologie nicht finden können, eben so wenig eine ausgesprochene Verdammung aller Menschen, die ohne Kenntniß der Barmherzigkeit Gottes in Christo, weil ohne Predigt des Evangeliums, sterben.

Nirgends kann wohl bestimmter ausgesprochen seyn, daß wir der Gnade Gottes in Christo nur durch das gepredigte Wort und die Sakramente theilhaftig werden, als in den Schmalkaldner Artikeln. Denn hier heißt es (S. 333): Quare in hoc nobis est constanter perseverandum, quod Deus non velit nobiscum aliter agere, nisi per vocale verbum et sacramenta et quod, quidquid sine verbo et sacramentis jactatur, ut spiritus, sit ipse Diabolus. Und wie bestimmt auch ausgesprochen ist (S. 329) „quod Deus jubet praedicari remissionem peccatorum in universo mundo“ und „inter omnes gentes;“ (S. 320) so heißt es doch nirgends, daß diese Predigt zu allen Zeiten unter allen Völkern vollzogen wird, sondern es ist die Universalität der Berufung durch die Predigt nur quoad mandatum Dei (jubet) gelehrt und als eine solche dargestellt, die unter allen Völkern erst geschehen und zu Ende geführt werden soll. (Praedicanda est ubique poenitentia.) Endlich ist da ebenfalls nirgend gelehrt und ausgesprochen, daß die ohne Kenntniß des Evangeliums

Gestorbenen als Verächter der Berufung anzusehen und ewig verloren seyen; sondern nur gesagt (S. 308): Constat etiam, de **mortuis** nihil nobis divinitus mandatum esse, obwohl auch beigefügt wird: Christum sacramentum pro solis viventibus instituisse *), woraus wenigstens das geschlossen werden kann, daß eine Berufung, wie an uns, an die Todten nicht mehr ergehe.

Im Catechismus major ist öfters ausgesprochen, daß der h. Geist das Wort predigen lassen muß, damit die Zahl der Gläubigen **immer zunehme** und das **Reich Christi** auf Erden sich **ausbreite**, was doch immer eine Berufung, die „je und je an alle Menschen, zu allen Zeiten an alle Völker ergehen soll," ausschließt. Dies tritt besonders hervor bei der dritten Bitte. Denn hier wird auf die Frage: Quid autem regnum Dei dicitur? geantwortet: Nihil aliud, quam quod supra in Symbolo fidei audivimus, quod Deus Filium suum Jesum Christum in mundum miserit, ut nos a Diaboli potentia et captivitate redimeret, inque libertatem assereret et ad se perductos regeret, velut Rex justitiae, vitae, salutis et felicitatis adversus peccatum, mortem et malam conscientiam.

Dazu, heißt es dann weiter, ist uns der h. Geist gegeben, qui talia nobis offerret per **sanctum verbum suum**. Eam ob rem precamur — ut et nos, qui accepimus, illud constanter retineamus — ac idem ab **aliis certatim arripiatur** et **potenter per mundum dominetur**, ut multi ad regnum gratiae **perveniant**. Siquidem regnum Dei duplici ratione ad nos venire dicitur: semel in hoc mundo temporaliter per verbum et fidem, deinde aeternaliter — jam utrumque precamur,

*) Diese Stellen beziehen sich wohl zunächst nur auf die Messen für die Gestorbenen im Fegfeuer; allein sie leiden gewiß ihre Anwendung auch auf unsern Gegenstand.

ut et ad **eos veniat**, qui nondum in eo versantur et ad nos, qui illud assecuti sumus, quotidianis incrementis auctum etc. —

So könnte natürlich vom Wachsthum und von der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden nicht gesprochen werden, wenn angenommen wäre, daß zu **jeder Zeit** die Berufung durch die Predigt **allenthalben** geschehe, daß **überall** das **Gnadenreich** schon **vorhanden** sey. —

Im Catechismus major tritt uns aber auch der Ausspruch entgegen: Quicunque enim extra Christianitatem sunt, sive Gentiles, sive Turcae, sive Judaei, aut falsi etiam Christiani et hypocritae, quamquam unum tantum et verum Deum esse credant et invocent: neque tamen certum habent, quo erga eos animatus sit animo, neque quidquam favoris aut gratiae de Deo sibi polliceri audent et possunt; quamobrem in **perpetua manent** ira et **damnatione**. S. 503.

Diese Stelle könnte benützt werden zu der Behauptung, daß alle Menschen, welche von Christo nichts wissen, verdammt seyen. Allein wir müssen wohl unterscheiden zwischen Leuten, die von Christo nichts wissen, weil sie die Predigt von ihm hatten, aber nicht annahmen, und zwischen solchen, von denen wir gewiß wissen, daß sie die Predigt von Christo noch nie hörten. Nach Hrn. L.'s Darstellung der Lehre von der allgemeinen Berufung werden auch diese Letztere verdammt, weil darnach auch solche berufen worden sind und berufen werden, von denen wir durchaus nicht sagen können, daß ihnen Christus schon gepredigt wurde. Denn da hier ohne weiteres behauptet wird: zu **allen Zeiten** werden **alle Völker** wirklich und in der That berufen, so müssen alle Menschen, die das Evangelium nicht haben, als **solche** angesehen und verworfen werden, die der Predigt von Christo **widerstrebten**, und darin liegt das Harte dieser Behauptung.

Der Catechismus major spricht aber doch auch nur über

solche das Urtheil der ewigen Verdammniß aus, von denen gewiß ist, daß sie Christo widerstrebten, die Predigt des Evangeliums nicht beachteten. Denn er stellt die **Gentiles, Turcae et Judaei** auf eine Linie mit den **falsis Christianis et hypocritis**.

Diese Letztere haben gewiß die Predigt von Christo gehört, aber verworfen, und sind deßhalb verloren; und da jene Erstere, Heiden, Türken und Juden mit ihnen in gleicher Linie und unter denselben Voraussetzungen stehen, so ist anzunehmen, daß auch hier nur von Heiden, Türken und Juden die Rede ist, welchen wirklich das Evangelium gepredigt wurde, ohne daß sie darauf achteten. Gegen solche muß natürlich nach der Lehre der hl. Schrift und unserer Kirche das Verwerfungsurtheil ausgesprochen werden. Von solchen handelt es sich aber in unserer Frage nicht, sondern lediglich davon, was unsere Kirche lehrt in Bezug auf solche Völker und Menschen, die auf Erden wirklich ohne Predigt des Evangeliums, ohne wahrhaftige Berufung zu Christo geblieben sind. Es ist aber auch die Lehre von der Berufung in allen bisherigen symbolischen Schriften unserer Kirche noch nicht besonders und ausdrücklich behandelt worden, weßhalb die bisher angeführten Stellen nur gelegentliche Aeußerungen sind, aus denen durch weitere Folgerungen und Vergleichungen die wirkliche Lehre erst entnommen werden kann. Sie sind gleichsam die einzelnen und noch zerstreut liegenden Bausteine, zusammengefügt und verbunden zu einem Ganzen finden sie sich erst in der Konkordienformel und hier wird dann auch das etwa noch Lückenhafte ausgefüllt und das Unebene ausgeglichen nach der hl. Schrift.

In der Konkordienformel finden wir aber beim 11. Artikel folgende Lehrbestimmungen über die allgemeine Berufung:

1) Ausdrücklich und fest wird immer angegeben, daß die Berufung nur durch das Wort, durch die Predigt des Wortes Gottes geschieht. So heißt es §. 27. im Artikel **de aeterna praedest. et elect. Dei: Dominus autem non solet**

homines immediate vocare, sed per verbum, unde et praecepit (Luc. 24, 47.) suo nomine praedicari poenitentiam et remissionem peccatorum. Aus der Parabel Matth. 22, 2 sqq. wird auch noch entnommen: convivas, quos Rex ad filii sui nuptias convenire volebat, per emissos ipsius ministros invitatos et vocatos esse. §. 29. Et hanc vocationem Dei, quae per verbum Evangelii nobis offertur. §. 33. Spiritus sanctus per verbum, quo nos vocat. §. 36. ex solo Dei verbo, per quod nobiscum agit, nosque vocat. — Dies wird um so fester gehalten, weil es unverbrüchliche Lehre der Kirche ist, daß nur vermittels des Wortes der hl. Geist in dem Menschen wirke, weßhalb es §. 39. heißt: credimus Spiritum sanctum cum verbo praedicato, audito et diligenter considerato praesentem et efficacem esse et operari velle. §. 69. Ut autem ad Christum venire possimus, Spiritus sanctus per auditionem verbi Dei veram in nobis fidem operatur. Sic enim Apostolus ait (Rom. 10, 17): Fides est ex auditu verbi Dei. Ja es wird nicht nur die Predigt des Wortes Gottes überhaupt zu einer wahrhaften Berufung, welche den Glauben und die Seligkeit zur Folge haben kann, gefordert, sondern auch eben da hinzugesetzt, es müsse das Wort sincere et pure gepredigt werden. Und als ausdrücklicher Wille des Vaters und des Sohnes wird es §. 76 bezeichnet, daß Niemand auf eine andere Weise der Berufung warte, als auf die durch das Wort und durch das Sakrament. —

Wenn also mit den schon oben besprochenen Ausdrücken des Herrn L.: „die Art und Weise der Berufung kann eine verschiedene seyn;" und: „an alle Menschen ergeht auf irgend eine Weise die Einladung rc." einer Berufung durch die fama de Christo, oder durch die Natur, oder durch die Stimme des Gewissens Raum gegeben werden wollte, so würde er schon hier mit unserer Kirchenlehre im Widerspruche seyn.

So bestimmt unsere Kirchenlehre nur eine Berufung durch

die **Predigt** des lautern und reinen Wortes Gottes als eine wahrhaftige Einladung zum Heil in Christo anerkennt, eben so bestimmt bekennt sie sich 2) zur **Universalität** dieser Berufung; erkennt aber diese Universalität nur in dem **Willen** und in dem **Befehle** Gottes, daß allen Menschen das Evangelium gepredigt werde.

Diese Universalität der Berufung wird §. 28 mit vielen Bibelstellen erwiesen. Non tantum praedicatio poenitentiae, verum etiam promissio Evangelii est **universalis** h. e. ad omnes homines **pertinet**. Man bemerke wohl: ad omnes homines **pertinet** heißt es; aber nicht: ad omnes homines jam perventa est oder semper, omni tempore pervenit actu et perfecta praedicatione. Darum heißt es auch (§. 27) **praecepit** dominus suo nomine praedicari, und (§. 28) Christus jussit; haec est **voluntas** Patris; Christus **vult**. §. 68 steht: Hanc dulcissimam concionem **vult** Deus Pater, ut omnes homines audiant, **vult**, ut ad Christum veniant. §. 70. Hic vero **omnibus hominibus**, absque ullo discrimine, testis locupletissimus est, hanc esse Dei **voluntatem**, ut **omnes homines** ad Christum veniant cf. §. 45 u. 81.

Bei dieser Universalität der Berufung quoad voluntatem et mandatum Dei wird 3) in der Wirklichkeit, und in Bezug auf die Ausführung und Offenbarung des Willens Gottes in der Zeit und im Raum, durch Menschen und unter Menschen nicht nur eine Entwicklung, Entfaltung und immer weitere Fortschreitung der Berufung durch die Predigt des Evangeliums statuirt, sondern es wird auch ausdrücklich bekannt, daß manche Völker **früher**, andere **später** berufen werden; daß in manchen Ländern keine Berufung Statt finde längere Zeit hindurch, während in andern eine ganz vollständige sey. Dies erhellet schon daraus, daß §. 27 die Parabel von der Berufung der Arbeiter in den Weinberg angewendet wird auf die allgemeine Berufung mit den Worten: Et sane Dominus in vineam

suam vocat alios quidem hora prima, alios tertia, sexta, nona, vel etiam undecima hora.

Es ist noch bestimmter ausgesprochen im §. 56. „**Novit enim Dominus procul dubio tempus et horam, eamque apud se constituit, quando videlicet unumquemque vocare, convertere et lapsum rursus erigere vult.**

Und damit Niemand sagen kann, das gehe nur auf die Berufung des Einzelnen und nicht auf die Berufung der Völker — obwohl dies ein nichtssagender Einwand wäre, da hier für das Ganze gelten muß, was von den Einzelnen gesagt ist — so wollen wir noch aus §. 57 die Stelle anführen, die lautet: **Ad eundem modum cum videmus, quod Deus verbum suum alicui regno aut ditioni donat, idem vero alii genti non largitur, item, quod id ipsum ab uno populo aufert, alii vero diutius concedit etc.** —

Mit diesen unter 2 und 3 vorgeführten Lehrbestimmungen unserer Kirche stehet die Behauptung, daß zu allen Zeiten alle Völker, je und je alle Menschen berufen werden, durch das helle, klare Wort berufen werden, in directem Widerspruche. Denn diese Behauptung stellt nicht nur die Universalität der Berufung als **actu** und **perfecta praedicatione** universal dar, sondern läßt auch einem Fortschreiten des Reiches Gottes und der Predigt des Evangeliums von Volk zu Volk, von Land zu Land und Zeit zu Zeit keinen Raum, da sie bei allen Völkern aller Zeiten und je und je bei allen Menschen — also immer und allenthalben zumal — die Predigt des Evangeliums und die vollständige Berufung, ohne irgend eine Vorbereitung und Zurüstung, vorhanden seyn läßt. Ein Volk oder ein Mensch ohne Berufung durch das Wort Gottes ist nach dieser Behauptung nirgends und zu keiner Zeit vorhanden. Unsere Kirchenlehre bekennt aber, daß es Länder und Völker gibt, **quibus Deus verbum suum non largitur**, natürlich weil nach Gottes Weisheit für dieses Volk oder dieses Land die rechte Stunde

der Berufung noch nicht herbeigeführt, weil dem Worte noch keine Thüre geöffnet ist.

Bei dieser Behauptung, daß die Predigt des Evangeliums, die vollkommene Berufung zu jeder Zeit überall vorhanden sey; kann es eigentlich auch gar keinen Menschen und keine Völker geben, denen Gott um der längern Verachtung des Evangeliums willen den Trost desselben entzieht, wie dies nach der Lehre unserer Kirche auf Grund der hl. Schrift angenommen wird (cf. §. 58.-60. 83.) und wie es auch durch die Geschichte Bestätigung findet. Um so härter wird nun aber die nothwendige Folge, daß nun alle Menschen, welche ohne Kenntniß des Evangeliums sterben, ewig verloren seyn sollen als solche, die dem Evangelium widerstrebten, wenn wir gleich nicht im Entferntesten wissen oder sehen, daß ihnen auch das Evangelium gepredigt wurde; ja selbst wenn wir bekennen müssen, es ist ihnen auf Erden und während ihrer irdischen Laufbahn das Evangelium niemals nahe gebracht worden.

Eine solche Härte ist ganz entgegen unserer Kirchenlehre, die 4) sich alles Urtheils enthält über Völker und Menschen, von welchen wir sehen, daß sie nicht berufen werden und die Predigt des Evangeliums nicht haben; die nachdrücklich davor warnt, hierüber irgend ein Urtheil zu fällen, da Gott uns nicht offenbaret, warum er hier predigen lasse und dort nicht; die endlich ausdrücklich mahnt, wir sollen uns nur an das halten, was klar und deutlich in der Schrift gesagt ist, und uns mit der großen Güte und Liebe Gottes gegen alle Menschen und mit seiner unendlichen Gnade und Barmherzigkeit trösten. — Accurate autem discrimen observandum et retinendum est inter id, quod de hoc negotio expresse in sacris literis revelatum est et inter ea, quae non sunt revelata. Praeter illa enim, de quibus hactenus dictum est, et quae in Christo manifeste revelata sunt, multa adhuc Dominus de hoc mysterio reticuit et occultavit eaque soli suae sapientiae et scientiae reservavit. Talia investigare, cogitationibus no-

stris indulgere, aliquid de iis statuere, aut scrutari nobis non licet, sed toti a verbo Dei revelato, quod ipse nobis proponit, pendere debemus (§. 52.) cf. §. 26. §. 43. 53. Daß wir aber in Bezug auf Dinge, worüber uns in der heiligen Schrift nichts deutlich geoffenbaret ist und wozu gewiß auch das gehört, warum Viele auf Erden ohne Berufung durch die Predigt von Christo bleiben und was mit diesen nach ihrem Erdenleben geschehen wird, — daß wir in Bezug auf dergleichen Dinge uns in Demuth der Weisheit und Barmherzigkeit Gottes unterwerfen, dazu ermahnt unsere Kirchenlehre, indem sie uns das Beispiel des Apostel Paulus vorführt §. 64. Cum enim de hoc articulo multis e verbo Dei revelato disputasset, tandem cum eo ventum esset, ut diceretur, quaenam Deus arcanae suae sapientiae de hoc mysterio reservasset, silentio ea tegit, disputationem abrumpit et his verbis concludit: o altitudo divitiarum sapientiae et scientiae Dei! quam incomprehensibilia sunt judicia ejus; quis enim cognovit sensum Domini! etc. scilicet extra et supra id, quod ipse in verbo suo nobis revelavit.

Dabei ist unverbrüchlich festgehalten, daß wir nur durch Christum selig werden können (Hoc enim jam ab aeterno decretum est a Patre, quod eos, quos salvare vult, per Christum salvos facere vult, Joh. 14, 6. 10, 9.); gleichwohl ist nirgends ausgesprochen, daß eine Verachtung der Predigt von Christo in solcher Weise bestraft werde, daß auch auf die Nachkommen mit dem entzogenen Evangelio die ewige Verdammniß forterbe; sondern es ist nur von einer irdischen und zeitlichen Bestrafung, als welche unter andern die Entziehung des Evangeliums angesehen wird, die Rede, ohne etwas darüber zu bestimmen, wie und wo sich die Gnade Gottes an denen bethätigen werde, welche, ohne ihre Schuld, auf Erden der Berufung durch das Evangelium verlustig gehen. „Justum igitur suum judicium, quod hominum impietas meretur, conspiciendum in quibusdam regnis, populis,

personis, proponit, ut nos etc. (§. 60.). Gerade aus den Worten conspiciendum — proponit erhellet, daß hier nicht von ewigen Strafen in jener andern Welt die Rede ist, sondern von zeitlichen; denn die ewigen Strafen können wir nicht sehen, wohl aber die irdischen. cf. §. 59. Et hoc modo Dominus quarundam provinciarum et personarum poenis severitatem suam ostendit, ut demonstret etc. §. 58. ut est videre in obstinatissimis et perditissimis hominibus, Judaeis.

Aus dieser Darlegung der Lehre unserer Kirche wird Jedermann leicht ersehen, daß es keineswegs mit ihr übereinstimmt, wenn behauptet wird, es würden je und je zu allen Zeiten alle Menschen berufen. Und wie wir bei den einzelnen Punkten hervorgehoben haben, so ist der Widerstreit dieser Behauptung wider unsere Kirchenlehre um so wesentlicher, als dadurch gerade ihre Leutseligkeit und Barmherzigkeit, wie ihre demüthige Unterwerfung unter die h. Schrift und ihre gläubige Bibelmäßigkeit aufgehoben würde.

Wollte man aber fragen: was soll denn mit den Menschen geschehen, die, ohne ihre Schuld und ohne persönlich das Evangelium verachtet zu haben, auf Erden keine Berufung durch das Evangelium erhalten? Sollen diese in der andern Welt, nach diesem irdischen Leben erst berufen werden? — wollte man uns also fragen, so würden wir, dem Schweigen der hl. Schrift und unserer Kirchenlehre hierüber gemäß, antworten: wir wissen es nicht. — Und diese Gewißheit, daß wir hierüber nichts wissen, wird uns vor Irrthum und falscher Lehre eher bewahren, als irgend eine Bestimmung ohne klaren biblischen Grund *), die

*) Bibelstellen, wie diese: „Und auf beiden Seiten des Stromes stand Holz des Lebens, das trug zwölferlei Früchte und brachte seine Früchte alle Monate; und die Blätter des Holzes dieneten zu der Gesundheit der Heiden“ (Apoc. 22, 2.), und wie diese: „denn dazu ist auch den Todten das Evangelium verkündiget, auf

gar leicht gegen Bibel- und **Kirchenlehre** ausschlagen kann. Wir trösten uns bei unserer Gewißheit, daß wir hierüber nichts Gewisses wissen, mit dem Ausspruche Augustins: **Mihi quisquam non videtur errare, cum aliquid se nescire scit, sed cum putat scire, quod nescit.** —

Wie innig nun die Lehre von der Berufung mit der Mission zusammenhängt, liegt auf der Hand. Ja, es ist die Mission nichts anders, als die praktische Seite dieser Lehre, die lebendig gewordene und im Leben sich bewegende Lehre von der Berufung.

Und würde sich immer das Leben ganz getreu nach der Lehre gestalten, so müßte sich die Verschiedenheit der Lehre von der Berufung unter den verschiedenen christlichen Kirchenpartheien auch in ihrer Thätigkeit oder Unthätigkeit für die Mission zeigen. — Allein gar häufig kann eine reine und gute Lehre im Leben nur immer mangelhaften, schwachen Ausdruck finden; und auch eine in ihren theoretischen Grundlagen verderbliche Lehre wird öfters dadurch für's Leben unschädlich, daß sie entweder schon nicht in strenger Consequenz bis zu ihren äußersten Spitzen fortgeführt wird, oder daß der gesundere Sinn des Volkes, unter dem sie auftritt, gegen ihre Anwendung sich sträubt oder auch daß im gesammten Lehrcomplexe, worin sie ein Glied bildet, ihr Gift Abschwächung bis zur Unschädlichkeit findet.

Was nun die Lehre von der Berufung betrifft, wie sie in der erwähnten Schrift auftritt, so müßte sie auf die Praxis, im Gebiete der Mission, die nachtheiligsten Folgen haben, ja sie müßte die ganze Missionsthätigkeit lähmen und hemmen, wenn sie consequente Beachtung und Anwendung fände. Dagegen

---

daß sie gerichtet werden nach dem Menschen am Fleisch, aber im Geist Gotte leben" (1 Petr. 4, 6.), sind wohl in ihrer Beziehung und Bedeutung zu unklar und mit zu wenig Uebereinstimmung aufgefaßt, als daß sie für eine sichere Unterlage einer Lehrbestimmung genommen werden dürften. —

trägt nicht unsere reine und wahre Kirchenlehre über die Berufung die Schuld, wenn der Eifer für die Mission bei uns in der lutherischen Kirche sich nur im geringen Maaße oder gar nicht zeigte; denn gerade die Lehre unserer Kirche treibt jedes lebendige Glied zum Fleiße für die Mission und wird die Kirche selbst zu rechter, kirchlicher Missionirung drängen, je mehr sie sich ihrer Lehre wieder bewußt wird und Leben gewinnt.

Sehen wir nun die von Hrn. L. aufgestellte Lehre von der Berufung in ihrem Verhältniß zur Mission an, so scheint sie uns so sehr den Fleiß der Bekehrungsthätigkeit zu lähmen, daß wir nicht begreifen können, wie doch (S. 36) gesagt werden kann: „diese Lehre macht eifrig in Berufung der Heiden rc.; denn Gott beruft durch das Predigtamt. Sie macht aber auch ruhig in Betreff der Heiden, zu denen wir nicht gelangen können, denn Gott will dennoch, daß allen Menschen geholfen werde.“

Wir müssen gestehen, daß wir in diesen beiden Sätzen, schon an sich betrachtet, keinen übereinstimmenden Sinn finden können. Denn da Gott nur „durch das Predigtamt beruft,“ so können wir nicht absehen, was darin für eine Beruhigung liegen soll in Bezug auf diejenigen Heiden, zu denen wir nicht gelangen können d. h. die keine Predigt vernehmen, daß Gott **„dennoch“** will, daß allen Menschen geholfen werde. Gottes gnädiger Wille will ja doch auch ausgeführt und vollzogen seyn; soll er vollzogen werden, soll allen Menschen geholfen werden ohne Predigt? — Er beruft und hilft aber nur durch das Predigtamt. Oder soll der gnädige Wille Gottes vollzogen werden, sollen die Heiden, „zu denen wir nicht gelangen können,“ durch eine andere Predigt, als durch die unsere berufen werden? Es muß dies aber doch die Predigt des Evangeliums seyn, und wir müssen doch sehen und erfahren, daß das Evangelium dort gepredigt wird. Sehen wir davon nichts, daß das Evangelium bei solchen Heiden gepredigt wird, zu denen wir nicht gelangen können, so kann uns auch der

Wille Gottes, daß allen Menschen geholfen werden soll, nicht ruhig machen; sondern muß uns um so mehr aneifern, die Hindernisse zu beseitigen, welche verursachen, daß wir zu ihnen nicht gelangen können.

Nur wenn in den Worten: „Gott will dennoch, daß allen Menschen geholfen werde" der Sinn enthalten ist: Gott wird zu einer andern Zeit, Gott wird später schon diesen Heiden, zu denen wir jetzt noch nicht gelangen können, das Evangelium predigen lassen, könnte für uns einige Beruhigung darin liegen, vorausgesetzt, daß man von uns sagen dürfte: sie haben gethan, was sie konnten. —

Allein wäre dieser Sinn in jenen Worten enthalten, so wäre damit der ganzen von Hrn. L. aufgestellten Behauptung widersprochen, daß zu allen Zeiten alle Völker, je und je alle Menschen durch das helle, klare Wort berufen werden. Gerade diese Behauptung und angebliche Lehre unserer Kirche ist es aber auch, durch welche die Missionsthätigkeit gelähmt würde, wenn ihr strenge Folge gegeben werden sollte.

Denn diese Behauptung läßt sich nur festhalten, wenn entweder von dem historischen Bestand und von den heidnischen Völkern ganz und gar abgesehen und kein Blick auf sie gerichtet wird, oder wenn man beim Hinblick darauf geheime und unsichtbare Wege Gottes annimmt, auf denen die Berufung zu Christo statt findet, ohne daß sie dem menschlichen Auge offenbar wird. In beiden Fällen läßt sich aber nicht der geringste Antrieb für uns finden, den Heiden Prediger des Evangeliums zu senden.

In beiden Fällen können wir ganz ruhig seyn in Betreff der Heiden, weil wir entweder ihr Elend gar nicht wahrnehmen oder, wenn sich dasselbe uns doch aufdrängen sollte, annehmen müssen, es sey dies nur eine offenbare Strafe ihrer Nichtachtung der an sie gehenden Berufung, die unter ihnen ihr Werk hat, wenn wir gleich nichts davon sehen. Und die natürliche Trägheit der Menschen im Werke des Herrn wird nur gar zu gerne

auch dieses Ruhekissen ergreifen, wenn es ihr einmal vorgelegt wird.

Oder will man etwa entgegnen: der Antrieb zum Eifer in der Mission liegt für uns nicht im wahrgenommenen Elende der Heiden, sondern im Befehle Gottes: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker" ꝛc.? —

Aber dieser Befehl Gottes wird ja zu allen Zeiten vollzogen, denn „je und je werden alle Menschen berufen," „zu allen Völkern aller Zeiten ist das klare Wort ausgegangen;" so lautet die Behauptung!

Und zudem, ist schon von den Aposteln die Predigt des Evangeliums zu allen Völkern der Erde gebracht worden, wurden schon zur Zeit der Apostel **alle** Menschen berufen, wie ferner behauptet wird; so gewinnt es ja den Anschein, als sey jener Befehl blos an die Apostel gerichtet und nicht an die Kirche Christi aller Zeiten. Ja es muß bei der Annahme, daß die Berufung bereits an alle Menschen ergangen sey, jener Auftrag Christi als vollzogen und als uns nicht im Geringsten mehr berührend angesehen werden, weil sonst auch angenommen werden müßte, daß Menschen sterben und gestorben sind, die ohne Berufung und mithin ohne Nichtachtung des Berufes aus dieser Welt genommen wurden, was ja ebenfalls geläugnet wird. Somit kann nach der in Rede stehenden Darstellung der Lehre von der Berufung auch in dem Worte Gottes für uns kein Antrieb mehr liegen, das Missionswerk zu betreiben.

Es ist klar, daß eine konsequente praktische Anwendung dieser Theorie zu gänzlicher Unthätigkeit in der weitern Verbreitung des Reiches Christi unter den Nichtchristen führen dürfte, und nur einer edlen Inkonsequenz wäre es zuzuschreiben, wenn bei der Annahme derselben doch noch die Herzen in Mitleiden mit dem Elende der Heiden sich erschlössen und auch ferner Heilsboten unter sie sendeten. Welcher Beweggründe sich aber Prediger, die doch der Lehre gemäß reden müßten, sich bedienen könnten und sollten, um die Gemeinden zum Eifer

für die Mission aufzumuntern, wenn diese Lehre von der Berufung Kirchenlehre wäre, ist uns in der That nicht recht denkbar.

Dabei wird uns jedoch Jedermann gerne glauben, daß wir dem Autor dieser Lehre nicht die Absicht unterlegen, als wollte er wirklich der Missionsthätigkeit irgendwie hemmend entgegentreten. Sein Eifer und sein unermüdeter Fleiß für diese heilige Sache ist zu bekannt auch im weitesten Kreise, als daß ihn ein Vorwurf dieser Art treffen könnte. Aber daß in seiner Darstellung der Lehre von der Berufung Hemmung und Abstumpfung des Missionseifers enthalten ist, wird dem Aufmerksamen kaum entgehen, und gerade darin, daß seine Darstellung sich so bestimmt als Lehre unserer Kirche gibt, liegt das Bedenkliche derselben.

Allein unsere Kirchenlehre über die Berufung ist eine andere, wie wir nachgewiesen haben; und wie sie wirklich ist, enthält sie die kräftigsten und mächtigsten Antriebe, den Eifer für die Mission zu wecken, zu nähren und zu erhalten.

Der Auftrag des Herrn: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des h. Geistes!" gilt unserer Lehre gemäß der Kirche in allen Zeiten, und gilt ihr, bis der Herr kommen wird in seiner Herrlichkeit; des Herrn Befehl aber treulich und fleißig auszuführen, ist der Kirche unablässige Pflicht, zu deren Erfüllung sie alle ihre Glieder stets mahnen und antreiben muß.

Unsere Kirchenlehre hält fest, daß die Gnade und Gabe Gottes in Christo Jesu nur durch das gepredigte Wort und durch die Sakramente den Menschen mitgetheilt werden soll; daher die Kirche nicht auf andere Mittel und Wege, die Völker zu Christo zu versammeln, warten, oder ruhig zusehen kann, wenn das lautere Evangelium nicht gepredigt wird; sie muß Boten des Heils aussenden unter die Heiden, daß ihr allenthalben Kinder geboren werden, wie Thau aus der Morgenröthe. Unsere Kirchenlehre bekennt sich zur allgemeinen und unerschöpflichen Gnade Gottes, der da will, daß allen

Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, und deß Wille heilig und ernstlich ist; daher sie überall hin, wo noch Finsterniß das Erdreich bedecket und Schatten des Todes die Völker umfangen, das Licht des Evangeliums zu entsenden, sich allezeit angelegen lassen seyn muß.

Und je mehr und lebendiger unsere Kirche ihrer Lehre sich wieder bewußt wird, und je mehr sie ihren heiligen Beruf wahrnimmt, desto bestimmter wird sie sich auch ganz und allein als die vom Herrn gegründete Missionsgesellschaft ansehen und die Bildung, Ausrüstung und Aussendung von Evangelisten als *ihre* Angelegenheit betreiben, so wie allen ihren Gliedern zum Bewußtseyn bringen, daß sie Handreichung thun müssen, ein Jedes nach seinem Vermögen, zum Missionswerke.

Unsere Kirchenlehre betrachtet die Gnadenthüre für alle Völker zu *allen Zeiten* geöffnet, bis der Herr kommt Gericht zu halten, und weil sie auch weiß, daß Zeit und Stunde der Bekehrung in Gottes Hand und in seinem Rathschlusse verborgen liegt, so müssen ihre Bekenner auch wirken so lange es Tag ist, und müssen hier und dort, öfter und wiederholt versuchen, ob das Heilswort Eingang finde.

Eben deßhalb aber, weil unsere Kirchenlehre nach ihrer demüthig gläubigen Schriftmäßigkeit in Gottes verborgene und in seinem Worte nicht offenbarte Rathschlüsse nicht einzudringen versucht und das Gericht und das Urtheil der Verwerfung allein dem Herrn überläßt, können wir auch nur dann *mit dem Herrn* über ein Volk oder Geschlecht ein: „ihr habt nicht gewollt!" aussprechen, wenn wir gewiß sind, daß an diesem Volke oder Geschlechte geschehen ist, was der Herr sagte: „*Wie oft* habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel." —

Und unter die verborgenen Rathschlüsse Gottes rechnet unsere Kirchenlehre ganz deutlich das, was mit solchen Menschen der Herr vor hat, die, ohne das berufende Gnadenwort gehört

und ohne Gelegenheit gehabt zu haben, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, von dieser Erde abgefordert werden.

Darum ist jedes Verdammungsurtheil über solche Menschen unserer Kirchenlehre nicht gemäß.

Gewiß wissen wir aber das: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, als allein der Namen Christus Jesus.

Und nur über das, was wir gewiß wissen, können wir lehren.

Löpsingen. Pfr. Wild.

Korrespondenz.

Auch von der Isar.

Das Seminar in München.

Im Juniheft Ihrer Zeitschrift verbreitet sich ein Korrespondenz-Artikel in Kurzem, allein sehr bestimmt und scharf über das Seminar in München, und dekretirt ihm nach kurzem Prozesse das Todesurtheil. Für den der Sachlage Unkundigen möchte derselbe bei seiner Entschiedenheit viel Beifallswerthes, und sofern das Urtheil zu rasch gesprochen, auch Irreführendes haben. Nachfolgende Erläuterungen und Gegenbemerkungen mögen dazu beitragen, über den streitigen Gegenstand Licht zu verbreiten, der nicht blos für die Kultusstiftungen, sondern auch für die gesammte Kirche Bayerns von Wichtigkeit ist. Es läßt sich nun vor Allem die redliche Absicht und die Liebe für die evang. Brüder, die hin und her zerstreut sind, in jenem Artikel als Ausgangspunkt aller Neuerung nicht verkennen; wäre daher wirklich durch Aufhebung des Se-

minars oder seine Verwandlung in Vikariatsstellen etwas Wesentliches für die Befriedigung der Bedürfnisse unserer zerstreuten, allerdings sehr beklagenswerthen Brüder zu erreichen: so würde allerdings die Frage etwas schwieriger werden. Es handelte sich dann um die Stillung von dringender gegenwärtiger Noth Einzelner auf der einen Seite, und von Erreichung eines wohlthätigen Zweckes für die ganze Kirche Bayerns auf der andern. Es würde hier vielleicht für diejenigen, welche ihren Blick immer zunächst nur auf die Gegenwart richten, und die Zukunft ihre eigenen Nahrungsstoffe suchen lassen wollen, sich das Gewicht der Gründe mehr auf die erste Seite neigen. Es würde aber doch vielleicht auch Andern erlaubt seyn, das größere Ganze ins Auge zu fassen, und mit der Sorge für dieses zugleich die bestmöglichste Rücksicht auch auf die Schäden der Gegenwart damit zu verbinden. Wie weit dieses möglich sey, müßte natürlich die Ausführung zeigen. Doch es handelt sich um diese Punkte gar nicht, wie wohl der Verfasser obigen Artikels meint; denn die Erfüllung der Vorschläge, welche er macht, hängt von ganz andern Voraussetzungen ab, als von der Aufhebung des Seminars. Ja wir sind sogar bereit, seine Vorschläge noch zu vermehren, ohne deßhalb zu seinen Konsequenzen fortzugehen. Es wären vor Allem auch Reiseprediger für die zerstreuten Gemeinden zu wünschen, und für die einzelnen, fast möchte ich sagen, verlorenen, Schafe vom Hause Israel. Allein man hebe das Seminar auf, und noch 6 oder 10 ähnliche Institute, so hat man wohl, falls es den Kultusstiftungen und andern Mächten, die auch ein Wort mitreden wollen, beliebt, Geld für Reiseprediger; allein man hat noch nicht die Erlaubniß, sie auszusenden. Man kann nun zwar wohl Kirchen bauen, wenn man Geld hat, aber man kann noch keine Reiseprediger unter die in katholischen Gegenden zerstreuten Protestanten schicken. Ja Verfasser d. A. weiß, daß, würde nur einmal die Erlaubniß für diese Einrichtung da seyn, an Geld dafür es gar nicht fehlen würde, um einen Zweck zu erreichen, den nicht minder die Sorge für das sittliche Wohl von Bürgern eines und desselben Staates, als die Liebe für evangelische Brüder erheischt. Denn leider muß man es sagen, viele dieser zerstreuten Protestanten, aller Lehre und Mahnung entbehrend, gehen wirklich sittlich zu Grunde, und schänden den Ehren-

namen unserer Kirche unter den Andersgläubigen. Es beginnt aber gottlob wieder eine Zeit, wo man nicht blos für den Bau steinerner Tempel Geld opfert, sondern auch für den Bau des geistlichen Tempels, auf daß wir alle werden lebendige Steine, zusammengefügt zu einem geistlichen Hause, und gegründet auf einen lebendigen Grundstein. Würden aber aus dieser Quelle keine Mittel kommen, so würden doch auch jene Vorschläge nichts helfen, denn es ist bestimmt, daß die Ueberschüsse der Kultusstiftungen, aus welchen das Seminar erhalten wird, zu jenen Zwecken nicht verwendet werden dürften, sondern nur zum Bau von Pfarrhäusern und ähnlichen Dingen; während zu jenem Zwecke die Pfarrunterstützungs-Kasse in Anspruch genommen werden müßte. Nur aus einem Lokalfonde kann eine Unterstützung für einzelne Geistliche genommen werden, aus dem allgemeinen Fonde würden zu solchen Zwecken keine Mittel verwendet werden. Also um das Gesagte kurz zusammen zu fassen: Würde man das Seminar aufheben, so wäre damit die Erlaubniß zur Ausführung jener Vorschläge noch gar nicht gegeben, ja sogar gegenwärtig höchst unwahrscheinlich; und wäre dann auch 2) diese Erlaubniß vorhanden, so dürften die Mittel zur Besetzung der vorgeschlagenen Stellen doch nicht aus diesem Fonde genommen werden.

Allein es ist damit noch keineswegs der Vorwurf zurückgewiesen, der seit langer Zeit auf das Seminar von allen unmuthigen Geistern geworfen wurde, der wie ein drückender Alp selbst auf manchen seiner Mitglieder gelegen haben mag; der jetzt in kurzen, aber kräftigen Skizzen wieder erneuert wird. Es heißt in dem berührten Aufsatze: Die Früchte des Seminars für das Große und Ganze erscheinen als sehr gering und spärlich; ja sogleich wird das Urtheil noch mehr geschärft, es heißt weiter: Ich wenigstens habe davon noch nichts gehört oder gesehen. Nun diesem subjektiven Urtheile mag vorläufig ein anderes subjektives Urtheil eines ehemaligen Mitgliedes dieser Anstalt, dem sich sicherlich fast alle, welche darin lebten oder noch leben, anschließen werden, mit gleicher Autorität entgegenstehen, welches dahin lautet, daß er es nicht blos gesehen, sondern selbst erfahren habe; es steht also hier zum Wenigsten einem Hören eine Erfahrung gegenüber. Allein vielleicht läßt sich dieses subjektive Urtheil noch zu einer objektiven Gewißheit erweitern, und

darum hierüber noch Folgendes. Es ist eine alte Erfahrung der Meisten, die einst auf Universitäten gelebt haben, daß sie erst dann eigentlich einen wahren Genuß an den Studien fanden, als sie von denselben hinweg in das praktische Leben übergehen mußten; nun zöge es sie zu der alma mater zurück, allein die Möglichkeit dazu hat aufgehört; eine ganz andere Art von Wirksamkeit muß jetzt beginnen. Es wird ferner fast allgemein zugestanden werden, daß man durch die ganze Art unserer Bildung und durch das Hineinleben in die Gelehrtensprache immer mehr von der eigentlichen Redeweise des gewöhnlichen Lebens entfernt wird, daß man in einen ganz andern Denkungskreis eingeführt wird. Auf einmal tritt man nun nach der höchsten Konzentration alles gelehrten Stoffes im Examen in das Leben, man soll die Denkungsart des Volkes verstehen, man soll populär predigen, man soll als ein Mann dastehen, der aus seinem reichen Schatze hervorholt, je nachdem er bedarf. Allein da hat er vielleicht alte römische Goldmünzen, für einen gewissen Kreis Dinge vom höchsten Werth, aber das Volk will seine deutschen soliden Groschen und Pfennige; wo und wie will er sie gleich umsetzen? Da kommt es dann, daß man die eine oder die andere Münze auszutauschen versteht (d. h. in einem oder dem andern Punkte populär zu werden beginnt), und nun zahlt man immer mit derselben Münze, die edelsten Stücke aber legt man vielleicht zurück, betrachtet sie höchstens als archäologische Kostbarkeiten, die einstens in der Universitätszeit galten, denen es aber jetzt ergeht, wie weiland dem französischen Papiergelde des Herrn Law. Man hat zwar diesem Uebelstande schon auf der Universität abhelfen wollen, da nun einmal das praktische Leben so gar unbillig gegen dergleichen Forderungen ist, man hat die sogenannten praktischen Kollegien gestiftet, allein wie weit sie diesem Schaden abhelfen, das weiß Jeder aus eigener Erfahrung. Daher haben nun weise Männer eine Einrichtung getroffen, die nicht mehr im Bereiche der Universität steht, die mitten in das praktische Leben, in den bewegtesten Punkt unserer bayerischen Landeskirche hineinverpflanzt ist. Dort, wo ausgezeichnete Männer in praxi zeigen, daß das Gold des Alterthums, von der Wissenschaft erbeutet, auch in deutschen Landen noch Werth hat, so es nur ein gutes Gepräge der Neuzeit erhält; wo sich der Käufer dieses Goldes so viele finden,

dort haben sie dieses Institut gegründet, und haben seine Einrichtung so getroffen, daß es auf der einen Seite mit dem Universitätsleben verwandt ist, auf der andern hinüberführt ins praktische Leben. Es sind der Arbeiten für die Gemeinde nicht so viele, daß nicht Zeit übrig bliebe für Privatstudien, und diese sollen wieder den Charakter annehmen, daß jede Predigt oder ähnliche Leistung ein Zeugniß abgeben könne für den Fortschritt in jenen. Man hat nun zwar diese Einrichtung als eine Zwittergestalt bezeichnet, allein das beruht offenbar auf der Verkennung des oben angegebenen Zweckes, der geradezu diese Weise fordert. Wie weit die Früchte diesem Zwecke entsprechen, ist für die Sache natürlich von keiner Wichtigkeit, da dieselben immer von der Befähigung des einzelnen Subjekts abhängen. Gegen die Sache selbst wird wohl nichts einzuwenden seyn. Verfasser weiß von Predigern, die nun segensreich durch ihre gediegenen Arbeiten wirken, daß sie gerade diese Art in das praktische Leben einzutreten, als sehr gedeihlich in ihrem spätern Leben fanden. Ist es nicht aber fast nothwendig, daß bei Vielen, die gleich anfangs nur immer geben mußten, denen keine Zeit übrig blieb, noch etwas hinzuzulernen und das Alte durch Neues zu beleben, sich ihr Ideenkreis immer mehr beschränkte, und eine eintönige Wiederholung zum Vorschein kam, die gewiß nicht geeignet ist, das christliche Leben zu wecken? Denn ich wenigstens meine, es sey ein gewaltiger Unterschied zwischen der Wiederholung, von der St. Paulus spricht: Es verdrießt mich nicht, daß ich euch immer einerlei schreibe, und dieser Wiederholung, wie sie bei einem erschöpften, weniger reichen und weniger in gewaltige Bewegungen hineingeworfenem Geiste Statt findet. Daß diese Bemerkungen richtig seyen, dafür scheint mir besonders das zu sprechen, daß ähnliche Institute, wie dieses Seminar, und noch in ausgedehnterer Weise sich in so vielen evangelischen Ländern finden: was ihm ferner auch das noch zu bezeugen scheint, daß die Zwecke, die damit erreicht werden, doch nicht so unverhältnißmäßig unbedeutend seyen im Vergleiche mit den Bedürfnissen armer Gemeinden. Denn daß in jenen Ländern nicht auch ähnliche Noth hie und da sey, wie bei uns, wird wohl Keiner behaupten, der von dem Gustav-Adolphverein Etwas gelesen hat.

Doch damit es nicht scheine, als mißachte ich die Lage unserer

armen Gemeinden und als betrachtete ich ihre schwierige Stellung gleichgültig, so setze ich noch etwas Anderes hinzu. Es ist in neuerer Zeit das Amt eines Geistlichen solcher, mitten in katholischen Gegenden vereinzelt liegenden Gemeinden außerordentlich schwierig geworden; ich füge aus längerer Beobachtung hinzu, es wird noch schwieriger werden. Wen sendet man nun dorthin, um diese Schwierigkeiten zu besiegen? Man antwortet vielleicht: erfahrne, gereiste Männer; allein leider sind es die geringsten Stellen im Lande, und die Aufopferung der früheren Zeit unserer Kirche scheint man nun doch einmal von unserer Zeit nicht mehr verlangen zu können. Also es müssen jüngere Männer, Kandidaten, Vikare hingesendet werden, die nun in Kollision mit bejahrten, in vielen Rechtsfällen geübten katholischen Geistlichen treten. Soll demnach diesem Bedürfnisse Genüge geleistet werden, so ist nöthig, daß solche Kandidaten zuerst mitten in solche Verhältnisse hineingestellt werden, wo in Kurzem sich alle diese schwierigen Fälle häufen, wo sie von so vielen Streitpunkten als möglich Aufklärung erhalten, und der Rath erfahrner Männer ihnen stets zur Seite geht. Soll ich überhaupt eine Schwäche unserer meisten Geistlichen nennen, woran sie selbst freilich wenig Schuld sind, so ist es die, daß wir vom Rechte der Kirche gar so wenig zu hören bekommen, daß wir hierin fast jedem katholischen Geistlichen nachstehen und darum im Rechtsverkehre mit diesen fast immer im Nachtheile sind. Bei dem jetzigen Zustande unseres Kirchenrechtes aber ist durch bloßes Studium wenig zu hoffen, jetzt muß das Leben am meisten thun, bis vielleicht einstens ein in solchen Verhältnissen herangereifter Geist sich dieser Lage erbarmt, und mit wahrhaft theologischem und kirchlichen Geiste dieses Gebiet anbaut, und zugleich mit der wiedergebärenden Kraft der Zeit, die jetzt noch in voller Gährung ist, aber dem Rechte der Kirche seinen Sieg verschaffen muß, ein Neues, Vollkommneres schafft. Es mag allerdings in dieser Beziehung noch Manches in jenem Institute zu wünschen übrig seyn, da man gewöhnlich Geschäftskenntniß nicht für die Sache der Kandidaten ansieht, allein es ist doch München der beste Ort hiefür und die nächste Pflanzschule für derartige Bestrebungen, die noch in vielen andern Beziehungen hier am meisten gefördert werden können.

Ein weiterer Punkt von Wichtigkeit ist folgender: der Verf. des vorigen Artikels bemerkte, daß in der Regel die fähigsten der examinirten Kandidaten berufen würden, also diejenigen, die nach der einmaligen Ordnung der Geschäfte vor Andern bestimmt sind, einstens in Städten zu wirken. Wie wichtig muß es für diese seyn, in einer Stadt ihre erste praktische Bildung, die nun doch einmal für die ganze spätere Wirksamkeit von Bedeutung ist, zu finden, wo anerkannt tüchtige Männer als Geistliche wirken. Ich sage hier nichts Neues, ich wiederhole nur die alten Klagen über den jetzigen Zustand unserer Vikariate. Jeder cand. juris oder medic. tritt nach seinem Examen unter die Leitung eines tüchtigen Mannes, blos die Theologen werden gleich so gebraucht, als seyen sie gemachte Leute, Seelsorger sua natura. Es ist eine bekannte Sache, daß fast nur altersschwache oder durch Krankheit an der eigenen Führung und also auch in der Regel Beaufsichtigung des geistlichen Amtes gehinderte Männer sich Vikare nehmen, daß also jenes, was eigentlich Ziel der Vikare seyn soll, nicht nur nicht erreicht wird, sondern vielleicht gerade in's Gegentheil umschlägt, so daß sich Einer zu frühe als einen gemachten Mann ansieht, der Alles selbst ausführen könne. Es ist bei der pekuniären Lage der meisten Kandidaten schwer, dieses auszuführen; allein geschieht es doch irgendwo, und vereinigen sich damit noch viele andere Vortheile, die ich theils genannt habe, theils gerade für die bestrittene Sache ohne Beziehung sind, so hat man wahrlich keinen Grund, eine solche Anstalt zu schmähen. Mögen sich auch für den Augenblick die Früchte noch nicht so auffallend zeigen; es muß dennoch aufgehen und edle Früchte bringen, was fromme Männer in Weisheit und stiller Hoffnung gesäet haben.

Es wurde in einem früheren Aufsatze Ihrer Zeitung geklagt, daß in unsern ganz protestantischen Gegenden so wenig Kunde und Theilnahme für die zerstreuten Brüder sich zeige. Ich frage, wird diese Theilnahme nicht wachsen, wenn solche nun in diese Gegenden ausgehen, welche mitten in jener traurigen Lage selbst gelebt haben, alle Tage davon hörten, fast alle Tage solche Nothstände mit eigenen Augen sahen? Es sind nun über 40 Kandidaten aus dem Seminar hervorgegangen, sie haben in München von der Noth unserer Kirche mit Schmerzen gehört, haben sie mit eigenen Augen

geschaut, haben diese Zustände nicht vergessen: das beweisen die Thaten so Mancher. Ist das nicht eine Frucht für die Kirche? ist das nicht eine Frucht für eben jene zerstreuten Brüder, um derentwillen der Verf. obigen Artikels das Seminar aufgehoben wünschte? Wenn irgendwo ein Sinn für das Wohl und Gedeihen unserer ganzen Kirche geweckt, und ein laues Herz zur Wärme für unsere aus tiefer Noth aufseufzenden evang. Gemeinden entzündet werden kann, so ist das in München, wo sich alle diese Klagen konzentriren, wo man auch die Mittel zu deren Abwehr, welche die gegenwärtige Zeit verstattet, am Besten kennen lernen kann. Wo dann so viele junge Männer ausgehen, die in der Münchner Gemeinschaft durch gegenseitige Anregung gekräftigt und gestärkt wurden, und nun mit Entschiedenheit auch in der Zerstreuung feststehen wollen wie Ein Mann gegen alle Stürme der Feinde: ist das keine Frucht der Kirche? Wir können mit dem subjektiven Urtheile des Verf. nicht rechten, denn was ein Mensch sieht oder nicht sieht, das hängt von seinen Augen oder seinem Willen ab; allein daß die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit solcher Früchte vorliege, wird wohl nicht weiter zu beweisen seyn.

Wir gehen auf einen Punkt über, der die Münchner Gemeinde selbst betrifft, die beiläufig gesagt eine verhältnißmäßig große Summe zu jenen Seminarunkosten gibt. Es ist für diese Gemeinde von 8000 Seelen von Wichtigkeit, daß sie auch von einer bedeutenden Anzahl von Geistlichen vertreten sey, wo es dann für die Außenwelt weniger auf den Namen ankommt, ob sie Vikare oder Kandidaten seyen, als vielmehr auf die Zahl. Dazu kommt, daß gerade in dieser Gemeinde, die mehr denn irgend eine andere in Bayern der Versuchung ausgesetzt ist, zur Abtrünnigkeit verleitet zu werden, viel Unterricht, häufiger Hausbesuch nöthig ist. Viele haben in den schweren Versuchungen von Außen erst in München gelernt, was sie an ihrem Glauben haben, sind eifriger geworden für das Wohl ihrer Brüder, sind selbst für ihren Theil Seelsorger geworden an andern: und mag dazu das Seminar auch nur wenig geleistet haben, so wissen wir doch, daß es Etwas leisten könnte, und daß auch nur Eine Seele vor Gott mehr werth ist, als viel Geld. Wer daher mehr für das Wohl des Ganzen sorgen würde, wer mit jenen Ueberschüssen einige Häuser baut, oder einige Seelen dem

Herrn gewinnt: diese Frage glauben wir nicht erst beantworten zu müssen. — Der Verf. hat ferner beliebt, die Zuhörer der von Kandidaten gehaltenen Betstunden, oder wie man sie in München nennt, Morgenandachten kurzweg otiosi (ae) queruli (ae) zu nennen; es mag das bei Einzelnen der Fall seyn, Verfasser d. A. weiß von manchen derselben, daß es sich anders damit bei Vielen verhält. Wer in katholischen Gegenden gelebt hat, wird es als einen schönen Vorzug derselben anerkennen, daß dort die Stätten stets offen stehen, wo der erste Schritt dem Hereintretenden sagt: diese Stätte ist heilig. Wenn nun auch in unsrer Kirche dem in Unruhe geängstigten Gemüthe, dem von äußern Zerstreuungen der Umgebung gehinderten, noch wenig geübten Beter nicht blos ein Ort gegeben ist, wo die stummen Säulen und die für so Viele unverständlichen Symbole ihn erheben sollen, wo nun das lebendige Wort Gottes selbst alle Tage ertönt: ist das nicht die Botschaft, die ein Tag dem andern verkündet, und ist solches Amt, da wo es Noth thut, nicht Pflicht der Kirche? Mögen die Gemeinden draußen das weniger fühlen, in München ist dieses Bedürfniß, und wäre nicht die Entfernung Vieler von dem Gotteshause so bedeutend, und wären nicht die Stunden für Viele unpassend, es würden nicht blos 40 Zuhörer seyn, obwohl mancher Geistliche Frankens sich vielleicht schon dazu gratuliren würde. Wie mancher Durchreisende, der hier vielleicht noch einmal vor seiner langen Wanderschaft in reinkatholische Gegenden das Wort des Lebens vernimmt, mag es den Kultusstiftungen danken, die das geistliche Wohl so Vieler höher achteten, als die Verbesserung dieses oder jenes Pfarrhofes!

Fassen wir also schließlich zusammen, was Zweck des Seminars seyn soll, so ist es allerdings der vom Verf. d. vor. A. bezeichnete: nämlich eine theoretisch-praktische Anstalt zu seyn. Was die Universität nicht vollendete, nämlich nach erwecktem eigenen Nachdenken die produktive Kraft des Geistes zu steigern, und durch die Möglichkeit eines Mitlebens mit den denkenden Geistern der Zeit den Schatz des eigenen Geistes zu bereichern, zugleich durch den Umgang mit Gleichgesinnten die eignen Gedanken zu fixiren und zu schärfen: das soll nach der einen Seite hin diese Anstalt leisten. Auf der andern soll sie uns allmählich einführen in das praktische Leben, da es nun einmal im menschlichen Leben sich also

verhält, daß der langsame Schritt der bessere ist, wie schon römische Gediegenheit sprach: festina lente. Ist dieses hier unter Anschauung tüchtiger Leistungen bewährter Männer möglich, so ist ja dieses Alles um so besser. Immer werden sich natürlich verschiedene Geister mehr nach der einen oder andern Seite neigen; allein gerade darin besteht der Vorzug dieser Anstalt, daß sie hierin freien Spielraum läßt, während die Uebernahme eines Vikariates für mehr theoretische Köpfe der Beginn eines Zwanges ist, dem sie gerne enthoben blieben. Während daher alle protestantischen Staaten darnach streben, so Vielen als möglich die Benützung solcher Institute zu geben, da es für Alle von gesegnetem Erfolge seyn müßte, nicht plötzlich aus einem Schüler ein Meister werden zu sollen; würde der Vorschlag ob. A. dahingehen, 2 Vikare blos anzustellen, und diesen fast die Hälfte der Summe zuzuweisen, welche jetzt 8 genießen, würde also das Gegentheil von dem oben angedeuteten Zwecke erreichen. Wir wiederholen es, wir erkennen die gute Gesinnung in obigem Aufsatze an, allein solcher Standpunkt ist der Errichtung solcher Anstalten geradezu fremd. Wir legen ferner ein Gewicht darauf, daß eine Anstalt nicht nach den Leistungen einer bestimmten Zeit abgemessen werden kann; und wenn es daher auch wahr wäre, was der Verfasser ob A. im Unmuthe ausspricht, daß er noch keine Früchte dieser Anstalt geschaut habe, wogegen wir allerdings bereits Instanzen angeführt haben, so wäre dieses doch noch kein vollendeter Beweis für seinen Plan, sondern er müßte vor Allem die Idee dieser Anstalt verwerfen können. Auf Thatsachen sich ausführlicher zu berufen, lag nicht im Zwecke dieses Aufsatzes, noch im Willen des Verfassers; sollte der streitige Gegenstand für unsere Kirche so viel Interesse bieten, daß auch hierüber Nachrichten gewünscht würden, so wird es nicht an Männern fehlen, die durch Thatsachen das zu vertheidigen verstehen, was wir auf anderm Wege verfechten wollten.

Der Herr aber gebe uns Allen Weisheit, daß wir das mit aufrichtigem Herzen und voller Zuversicht betreiben, was seiner Kirche frommt; er gebe uns Liebe, daß wir nicht im Hängen an Kleinlichem nnd Irdischem das Himmlische und Große vergessen; er gebe uns Glaube, daß wir nicht in der Zeit, da der Same der Hoffnung noch unter der Erde ruhet, verzweifeln an dem fröhlichen Herbste, wo die Schnitter ihre Garben dem Herrn bringen, nachdem sie ihre Erstlinge dem Pfingstgeiste geweihet haben, der uns von Stufe zu Stufe hinführt zu höherer Vollkommenheit.

Zeitschrift für Protestantismus und Kirche.

Herausgegeben von

Dr. G. Chr. Adolph Harleß,
Professor der Theologie in Leipzig.

Neue Folge.

Elfter Band.

Erlangen,
Verlag von Theodor Bläsing,
1846.

Gedruckt bei J. J. Barfus.

Inhalt

des elften Bandes der neuen Folge.

Seite

Seite

Die Genesis des kirchlichen Lehrbegriffs.

Die Frage nach dem Verhältniß der Kirche zu ihrem Bekenntniß ist in unsrer Zeit recht eigentlich zur Lebensfrage geworden. Die ganze künftige Gestaltung der Kirche wird davon abhängen, wie diese Frage entschieden wird. Wir haben hiebei nicht blos diejenigen im Auge, die eine Abrogirung des kirchlichen Bekenntnisses begehren, ein Begehren, das nur aus dem völligen Abfall vom christlichen Gemeinglauben sich erklären läßt, sondern vornehmlich diejenigen, die von einer Fortbildung desselben reden, aber in einem Sinne, der in der That einer eigentlichen Aufhebung gleichkommt. Denn darauf scheint uns jede Modifikation der bestehenden Symbole hinauszulaufen, welche nicht ein Fortbau auf der Grundlage der alten, und zwar auf der ungetheilten und einheitlichen Grundlage der alten, wäre, ein neuer gesunder Trieb, aus dem innersten Mark des alten Baumes, nicht ein Nebenschößling, sondern ein Wachsthum der Krone. Nur auf der Basis aller frühern Bekenntnisse ließe sich ein neues denken, weil alle frühern zusammen ein integrirendes Ganze bilden, in dem jedes einzelne seine nothwendige Stelle hat; solch ein neues könnte dann aber auch kein neues mehr heißen, sondern es wäre eben nur eine Fortbildung der alten. So hat sich aus dem apostolischen Symbolum heraus das Nicänische entwickelt, und aus diesem die späteren Formeln, so sind aus der Augsburgischen Konfession heraus die Apologie, die schmalkaldischen

Artikel, die Konkordienformel erwachsen. Und wie die Symbole der alten Kirche sich alle auf das Apostolische und Nicänische zurückbeziehen, und nichts anderes seyn wollen, als eine nähere Bestimmung desselben (ὅρος σύντομος), so bekennt sich auch das jüngste der kirchlichen Symbole zu der ganzen Reihe der uralten Bekenntnisse und macht seinerseits keinen andern Anspruch, als den, eine Erklärung der Augustana und ihrer Apologie zu seyn. Denn wie Einen Herrn, so hat die Kirche auch nur Einen Glauben, und auf Grund dieses Einen Glaubens ein einhelliges Bekenntniß. Immer aber waren es große Glaubenserfahrungen und große Glaubenserkenntnisse, welche großen Irrthümern gegenüber die Veranlassungen zu solchen Weiterbildungen gaben. Ob nun die gegenwärtige Zeit dazu Bedürfniß oder Beruf habe, das wollen wir hier noch nicht untersuchen. Zunächst will es uns bedünken, als ob ein guter Theil der dahin zielenden Tendenzen der Einsicht in die allgemeine Bedeutung der kirchlichen Bekenntnisse, so wie in die Art, wie die Kirche zu ihnen gelangt sey, ermangle. Gerade in dieser Erkenntniß liegt die Antwort auf viele Fragen des Tages, und darum glauben wir nichts Ueberflüssiges zu thun, wenn wir in einem übersichtlichen Abriß die Genesis des kirchlichen Lehrbegriffs darstellen. Die Konsequenzen daraus wollen wir unsere Leser selbst am Ende ziehen lassen und bitten sie, uns bis dahin, absehend von den Fragen des Tages, zu folgen.

I.

Der christliche Glaube und seine Entwicklung im Individuum.

Das Christenthum, sowie es sich zunächst der historischen Anschauung darstellt, ist ein neues Leben, das in die Welt gekommen ist, ein neues geistiges Element, das im direkten Gegensatz zu dem Wesen der alten Welt, und zu der Richtung des alten Menschen steht; mächtig genug, um beide zu überwinden, umzubilden, und überall, wo es Eingang

findet, ein Neues zu gestalten. Die es in sich aufgenommen haben, bezeugen, daß sie aus dem Tode in's Leben gekommen sind, daß eine neue Schöpfung mit ihnen vorgegangen ist (τὰ ἀρχαῖα παρῆλθεν, ἰδοὺ γέγονε καινὰ τὰ πάντα. 2 Cor. 5, 17). Dieses neue Leben beruht auf dem erfahrungsmäßigen Bewußtseyn eines wesentlich veränderten Verhältnisses des Menschen zu Gott. Vorher von ihm entfremdet, und durch die Sünde von ihm geschieden, sind sie nun mit ihm versöhnt; vorher mit Schuld beladen, haben sie jetzt Vergebung ihrer Sünden und darin die Gewißheit göttlicher Gnade gefunden. Sie sind aus Kindern des Zorns Kinder Gottes geworden, und wissen sich als solche in der Gemeinschaft seiner ewigen Liebe, 2 Cor. 5, 18. Ephes. 2, 12. 13. Mit diesem Bewußtseyn ist aber zugleich ein neues Licht in ihnen aufgegangen, nämlich eine Erkenntniß der Wahrheit, welche ihre ganze Anschauungsweise göttlicher und menschlicher Dinge wie erweitert, so umgestaltet, und eine neue Liebe, welche die natürliche Selbstsucht überwindet, und die bewegende Kraft der ganzen menschlichen Persönlichkeit wird, 1 Joh. 3, 14. Von Innen heraus durchdringt diese Kraft erneuernd und heiligend alle Richtungen und Thätigkeiten der menschlichen Natur, in alle Formen des menschlichen Daseyns, in die häuslichen, bürgerlichen, öffentlichen Verhältnisse geht sie ein, und prägt ihnen, ohne ihren äußeren Bestand aufzuheben, einen eigenthümlichen Charakter auf. So stellt sich das Christenthum zunächst als die Macht eines neuen Lebens dar. Und das ist auch diejenige Seite, welche, als die augenfälligste, die ersten Vertheidiger desselben überall hervorgehoben haben. Auf die großen sittlichen Wirkungen, die es in der Welt hervorgebracht, auf die Umgestaltung, die es in dem Leben seiner Bekenner bewirkt hat, berufen sie sich, den heidnischen Gegnern gegenüber; auf den himmlischen Sinn und Wandel, auf den Ernst und auf die selbstverläugnende Bruderliebe der Christen weisen sie hin, um die Herrlichkeit des Christenthums zu erweisen. So sagt Justin der

Märtyrer (Apol. II.): „Wir, die wir einst den Lüsten dienten, streben jetzt nur nach Reinheit der Sitten; die wir selbst Zauberkünste brauchten, haben uns dem Dienste des guten und ewigen Gottes geweiht; die wir einst Geldgewinn mehr als Alles liebten, theilen jetzt auch das, was wir besitzen, Allen mit, insbesondere den Dürftigen; die wir einst einander haßten und mordeten — beten für unsere Feinde und suchen die uns mit Unrecht Hassenden zu überzeugen und für das Leben nach den Lehren Christi zu gewinnen, damit sie dasselbe Heil mit uns von Gott erlangen." So schreibt der Verfasser des Briefes an Diognet: „Obwohl die Christen nach Wohnung, Sprache, Sitte und der ganzen Lebensweise den übrigen gleich sind, zeichnen sie sich doch durch einen wunderbaren Lebenswandel aus. Sie bewohnen ihr eignes Vaterland aber wie Fremde, sie nehmen an Allem Theil wie Bürger und dulden Alles, wie Fremde. — Sie leben im Fleisch, aber nicht nach dem Fleisch. Sie wohnen auf Erden, aber ihr Wandel ist im Himmel; sie gehorchen den bestehenden Gesetzen, aber sie erheben sich durch ihr Leben über die Gesetze; sie lieben alle, und werden von allen verfolgt, gehaßt, verdammt; sie sind arm, und machen viele reich, sie haben an allem Mangel und an allem Ueberfluß; sie werden geschmäht und segnen. Mit einem Worte: was in dem Körper die Seele ist, das sind die Christen in der Welt." Und Origenes sagt von den christlichen Gemeinden, daß sie, verglichen mit den Volksgemeinden, leuchten, wie die Sterne in der Welt. C. Cels. 1, 9. 43. 64. III. 29.

Dieses Leben ist aber nicht aus dem natürlichen Entwicklungsgange der Menschheit heraus geboren — es ist weder das Resultat einer sittlichen Selbstthat des einzelnen Individuums, noch die Frucht der allgemeinen, weltgeschichtlichen Bewegungen oder Zustände, die dem Christenthum vorangingen; nicht die Blüthe der alten Welt. Es hat vielmehr überall, wo es entstand, einen dürren Boden, einen Zustand geistiger Erstorbenheit und sittlicher Depravation vorge-

funden (vergl. Röm. 1, 19 ff.; Eph. 4, 17—19. Kol. 2, 13) und es läßt sich nirgends — wenn wir von Israel absehen — auf geschichtlichem Wege der Keim des Neuen im Alten nachweisen. Was Irenäus sagt (Cont. Haer. III, 19): Sicut arida terra, si non percipiat humorem, non fructificat, sic et nos, lignum aridum existentes primum, nunquam fructificaremus vitam, nisi pluvia superna, das ist das allgemeine Grundbewußtseyn der Christen. Nicht aus dem Alten heraus ist das neue Leben entstanden, sondern es hat in jedem Einzelnen seinen Anfang genommen durch eine Wirkung des göttlichen Geistes. Wer es besitzt, ist sich bewußt, es ἄνωθεν empfangen zu haben. (Joh. 3, 5—6 mit 1 Petr. 1, 23. γεγεννημένος ἐκ τοῦ θεοῦ). Dieser göttliche Ursprung des neuen Lebens in den Individuen geht dann weiter zurück auf eine große Thatsache, welche mitten in die Weltgeschichte eingetreten ist, auf die Menschwerdung Gottes in Christo, Joh. 1, 14. In ihm ist die ζωὴ αἰώνιος, das ewige göttliche Leben, persönlich in der Welt erschienen 1 Joh. 1, 1—4; durch ihn ist das neue Verhältniß zwischen Gott und den Menschen gestiftet worden, als er den Tod der Versöhnung starb (2 Kor. 5, 19. 21), von ihm ist das Licht und die Kraft ausgegangen, welche die christlichen Persönlichkeiten durchdringt. Es ist wesentlich sein Leben, sein Geist, der in ihnen Gestalt gewonnen hat, Gal. 8, 20, Joh. 5, 24, es ist Christus selber, der in ihnen lebt, Galat. 2, 20.

Vermittelt aber wird dem Individuum die Theilnahme an dem Leben Christi auf zweifache Weise, objektiv und subjektiv.

Objektiv durch das Wort (verbum praedicatum), welches das Zeugniß von Christo ist. Denn das göttliche Wort hat zum wesentlichen Inhalt Christum selber. Und dies gilt nicht nur speziell von seiner eigenen Verkündigung, die er selbst als Selbstzeugniß bezeichnet (Joh. 8, 18 ἐγὼ μαρτυρῶ περὶ ἐμαυτοῦ), sondern von der Gesammtheit des alt- und neutestamentlichen Gottes-

wortes, sofern es in Gesetz und Evangelium auf ihn, den Kommenden, hinweist, oder von ihm, dem Gekommenen, zeugt: denn es ist überall seine Person, seine Erlösungsthätigkeit, sein Reich, was den Kern und Mittelpunkt desselben bildet. Eben um dieses Inhalts willen trägt nun das Wort eine wahrhaft unendliche Fülle in sich. Es ist der Inbegriff der göttlichen Wahrheit. Denn die Menschwerdung Gottes in Christo, welche das Wort verkündigt, ist, obwohl zunächst ein zeitliches Faktum, doch die Erscheinung und Verwirklichung jener ewigen Idee, in welcher alle göttlichen Heilsgedanken zusammengefaßt, alle vorhergehenden und nachfolgenden göttlichen Gnadenwirkungen konzentrirt sind. Sie ist der lebendige Mittelpunkt der gesammten Offenbarung Gottes zum Heil der Welt. Deßhalb manifestirt sich auch in diesem Einem Faktum die ganze Tiefe des göttlichen Wesens; es erscheint in dem menschgewordenen Sohne die Gnade und Wahrheit, die Barmherzigkeit und Heiligkeit des an sich verborgenen Vaters; es stellt sich sein Verhältniß zur Welt und zur Menschheit insbesondere, so wie hinwiederum das Wesen der Menschheit und ihr Verhältniß zu Gott dar; Anfang und Ende der Wege Gottes; Ziel und Bestimmung unseres Geschlechtes. Kurz es liegen in Christo verborgen πάντες οἱ θησαυροὶ τῆς σοφίας καὶ γνώσεως θεοῦ Kol. 2, 3. Weil nun das Wort diese Offenbarung Gottes in Christo zum Inhalt hat, so ist es selbst die Fülle der göttlichen Wahrheit. Aber eben deßhalb ist es zugleich göttliche Kraft. Denn es hat diesen Inhalt nicht etwa blos zum Objekt, sondern es trägt ihn lebendig in sich; es ist seine göttliche Form, und darum selber göttliches Licht und Leben, ῥῆμα ζωῆς αἰωνίου, λόγος ζῶν, δύναμις θεοῦ, πνεῦμα καὶ ζωή. Joh. 6, 63. 68. 1 Kor. 1, 18. Als solches, als Zeugniß des heiligen Geistes von Christo, vermittelt es dem Menschen jenes neue Leben, welches wir als das Wesen des Christenthums bezeichneten.

Subjektiv vermittelt aber wird es dem Individuum

durch den Glauben, und zwar durch den Glauben an das verkündigte Wort. Denn der Glaube ist seinem Wesen nach nichts anderes als die freie, aus dem tiefsten (durch die Buße geweckten) Heilsverlangen hervorgehende Hingabe des Menschen an die in Christo erschienene, im Evangelium bezeugte Gnade Gottes, und die dadurch bedingte Hinnahme derselben. Mittelst seiner eignet sich der Einzelne den wesentlichen Inhalt des Wortes, d. h. Christum selbst an, und schließt sich mit ihm zur lebendigen Einheit zusammen. Was ihm vorher nur ein Aeußerliches war, wird jetzt für ihn ein realer Besitz (ὁ πιστεύων παραλαμβάνει Χριστόν — ἔχει ζωὴν αἰώνιον). So gewinnt das Wort ein subjektives Daseyn, ein Leben im Geiste des Glaubenden und gibt sich diesem erfahrungsmäßig kund. Es erleuchtet, rechtfertigt, erneuert ihn; es durchdringt belebend und verklärend seine Persönlichkeit. Diese Erfahrung ist das Wesen des Glaubens, das Grundbewußtseyn des Christen, sein Leben und seine Seligkeit. Mit ihr hat er zugleich die Wahrheit, und zwar die ganze dem Worte immanente Wahrheit, also die Wahrheit in ihrer Totalität in sich aufgenommen. Er trägt ihre absolute Fülle in seinem Bewußtseyn. Aber dieses Glaubensbewußtseyn ist erst ein unmittelbares — noch kein explicirtes, vermitteltes Wissen. Wie wenn das leibliche Auge aus der Dunkelheit heraus mit einemmale den Glanz der Sonne und in ihrem Lichte die Lieblichkeit und Schönheit der Werke Gottes erblickt, aber nur erst gleichsam in allgemeinen Umrissen, ohne noch die Einzelheiten in der Anschauung zu sondern und zu unterscheiden: ähnlicher Weise stellt sich hier dem geöffneten Auge des Geistes der unendliche Reichthum der göttlichen Wahrheit dar; oder vielmehr, er liegt noch unentwickelt in dem Gemüth des Gläubigen; ihre Momente sind noch wie im Keim zusammengeschlossen — aber der lebendige Keim harrt seiner Entwicklung.

Die Nothwendigkeit einer solchen liegt zunächst im Wesen des menschlichen Geistes. Denn dieser hat das Bedürfniß, Alles,

was in sein Bewußtseyn eintritt, durch Reflexion sich zu vermitteln. Er kann nicht anders, als mit seinem Denken daran gehen, um es zu begreifen, zu bewältigen, und es sich auch nach dieser Seite anzueignen; und nur, was er durch solche Vermittlung gewinnt, achtet er für sein wahres und freies Eigenthum. Dieses allgemeine Bedürfniß tritt aber bei dem Gläubigen im verstärkten Maaße ein. Denn der Besitz, den er durch den Glauben gewonnen, der Eindruck, den er empfangen hat, ist zu groß, ja zu wunderbar, als daß er dadurch nicht aufs mächtigste angeregt würde. Es ist eine ganz neue Welt für ihn aufgegangen; ein Reich des Geistes und des Lebens hat sich ihm aufgeschlossen; die eine beseligende Wahrheit ist in sein Herz gedrungen, Erfahrungen, Zustände, die ihm zuvor völlig fremd waren, sind bei ihm eingetreten, seitdem er das Wunder der Wiedergeburt an sich erfuhr. Er hat ja das Leben Christi in sich recipirt. Darauf mit seiner Reflexion einzugehen, fühlt er sich nun von selbst gedrungen; er will diese Erfahrungen sich vergegenständlichen, diese innern Vorgänge nach ihrem Grund und Wesen begreifen, diese göttlichen Zeugnisse im Zusammenhang mit den göttlichen Thaten, von welchen sie handeln, erkennen, ihren unendlichen Reichthum auseinander legen und sich so zum vollen, klaren Bewußtseyn bringen. Das ist für den Gläubigen ein unabweisliches Bedürfniß — und dazu liegt auch zugleich im Glauben die Möglichkeit. Denn des Glaubens Inhalt, sagten wir, ist das göttliche Wort; das göttliche Wort aber hat den Geist Gottes in sich, weil es die lebendige Form des göttlichen Gedankens ist. Die Wirkung dieses, dem Worte immanenten, mittelst des Glaubens angeeigneten, Geistes besteht nun eben darin, daß es dem menschlichen Geiste das Verständniß der göttlichen Wahrheit vermittelt und ihm die Tiefen derselben aufschließt. Es ist sein eigenthümliches Geschäft, die ἐπίγνωσις, die σύνεσις, das tiefere Eindringen in die Offenbarung zu bewirken, weßhalb er auch πνεῦμα ἀποκαλύψεως heißt, Eph. 1, 17, Col. 1, 9, vgl. die Verheißung Joh. 16. 1 Cor. 2, 12.

ἵνα εἰδῶμεν τὰ ὑπὸ τοῦ θεοῦ χαρισθέντα ὑμῖν. — Und so ergibt sich denn, daß mit dem Worte nicht nur das Objekt, sondern auch das Prinzip aller wahren Erkenntniß dem Menschen gegeben ist, und daß für den Gläubigen nicht nur das Bedürfniß, sondern auch die Möglichkeit eines lebendigen Verständnisses und damit einer Entwicklung der Heilswahrheit besteht. Nicht als ob sich diese selbst entwickelte; sie hat im Worte des Evangeliums ihre ganze Fülle niedergelegt, — aber das Bewußtseyn des Menschen um sie erweitert sich allmählich und bringt sich eine Seite derselben nach der andern zur Klarheit. Nur in diesem Sinne, keineswegs in dem modernen einer Perfektibilität des Christenthums, reden wir von der Möglichkeit einer Entwicklung des christlichen Glaubens. — Ihre beiden Faktoren aber sind: der menschliche Geist, der das Wort im Glauben aufgenommen hat, und der göttliche Geist, der mittelst des Wortes im Menschen sich bezeugt.

Fragen wir nun weiter nach der Art und Weise dieser Entwicklung, so liegt es in der Natur der Sache, daß sie auf einem zwiefachen Weg sich vollziehen kann, nehmlich so, daß der Gläubige dabei entweder mehr von seiner subjektiveren Heilserfahrung ausgeht, oder mehr von dem objectiven Wort.

Was das erste anlangt, so ist der Glaube zunächst Erfahrung vom Heil in Christo, von der Gnade der Erlösung. Diese Heilserfahrung hat ihre Grade, ihre Stufen. Von dem Moment an, da sie in die Seele tritt, beginnt eine innere Geschichte, eine Reihe von Erlebnissen, Thatsachen, Zuständen, an denen der Mensch sowohl die Kraft und Wahrheit der Erlösung, als auch die Beschaffenheit seines eigenen Wesens — des alten wie des neuen Menschen — immer vollständiger inne wird. Indem er nun mit seiner Reflexion auf diese Erfahrungen sich richtet, werden sie ihm objektiv, und gestalten sich ihm als Erkenntnisse, die er dann wieder auf das Wort, das sie gewirkt hat, zurückführt, an ihm mißt und sich zum vollen Verständniß bringt. In dem Maaße also, als die christliche Erfahrung sich in die Erlösung

vertieft, wächst auch die christliche Erkenntniß an Umfang und Bestimmtheit. Auf diesem Weg ist zum Beispiel Cyprian zur Erkenntniß von der Möglichkeit und dem Wesen der Wiedergeburt gekommen, wie er in seinem tractatus de gratia Dei ad Donatum 1. beschreibt; auf demselben Wege ist Augustinus zur Erkenntniß der Sünde und Gnade, Luther zum Verständniß der Rechtfertigung durch den Glauben gelangt. Aus ihren innersten Erlebnissen heraus sind ihnen diese Einsichten aufgegangen, welche sie hernach auch als Lehren darstellten. Πρᾶξις ἐπίβασις θεωρίας.

Der andere Weg nimmt die Richtung vorzugsweise auf's Objekt. Der Gläubige fragt nach dem Inhalt des Wortes, das er aufgenommen hat, er geht mit seinem Denken darauf ein, bringt es in Verbindung mit seinen sonstigen Erkenntnissen oder Anschauungen, legt sich die Wahrheiten, die es enthält, nach ihren einzelnen Momenten auseinander, faßt diese in bestimmte Begriffe und gestaltet sie zu Sätzen, die er dann wieder auf das christliche Leben anwendet. Auf diese Weise sind die Väter, wenigstens theilweise, zu Erkenntnissen über das Wesen des Glaubens hindurchgedrungen; Athanasius zum Verständniß der Trinität, Anselmus zu einem Einblick in die Nothwendigkeit der Versöhnung. Nicht durch Speculation von außen her, sondern durch's Denken im Glauben und über den Inhalt des Glaubens. Credo ut intelligam.

Beide Wege sind jedoch nie auseinander, sondern ergänzen und fördern sich gegenseitig. Denn was auf dem Gebiete der Erkenntniß gewonnen wird, geht immer in das Leben über; und jeder Zuwachs der Heilserfahrung hat ein tieferes Erfassen der Heilswahrheit zur Folge.

Es ist nun mit dem Bisherigen schon ausgesprochen, daß die Entwicklung des Glaubens in den Individuen nur allmählich zu Stande kommt und kommen könne. Aller wahre Fortschritt ist successiv, und geht entweder vom Centrum aus zu den

einzelnen Strahlen, oder vom Einzelnen zum Allgemeinen. Ein jeder sucht zunächst die Seite des christlichen Lebens, die ihm zuerst aufging, durchzuarbeiten, oder die Seite der christlichen Wahrheit zu erkennen, die sich seiner Individualität am tiefsten eingebildet hat, und schreitet von da zur Umfassung des Ganzen fort. Aber der Gegenstand, um den es sich hier handelt, ist viel zu reich, als daß ihn der Einzelne zu bewältigen vermöchte; die Fülle der göttlichen Wahrheit viel zu unendlich, als daß Einer sie nach allen Seiten bewältigen, nach allen ihren Momenten entwickeln und zum Bewußtseyn bringen könnte. Diesem Stoff gegenüber erscheint die Erfahrung und Erkenntniß des Individuums unendlich arm. Nur der vereinten Thätigkeit der Gläubigen, dem Zusammenwirken aller Glaubens- und Lebenskräfte kann die Lösung dieser Aufgabe gelingen. Es bedarf der Arbeit der Gesammtheit. Aber es steht auch kein Gläubiger für sich allein, sondern wie jeder das Christenthum selbst nur durch Vermittlung einer großen Glaubensgemeinschaft überkommen hat, so gehört er auch als Glied derselben an. — Dies ist die christliche Kirche. Für sie besteht sowohl die Aufgabe, als die Möglichkeit einer solchen Entwicklung des Glaubens in einer weit eminenteren Weise als für den Einzelnen.

II.

Die Entwicklung des gemeinsamen Glaubens zum Lehrbegriff.

Die Kirche ist das nothwendige Produkt des christlichen Glaubens. Denn derselbe Glaube, der die Einzelnen mit Christo verbindet, verbindet sie auch unter einander. Wer sich an das Eine, Allen gemeinsame Haupt anschließt, tritt dadurch zu den übrigen in das Verhältniß eines Gliedes am großen Leib des Herrn, und dieser lebendige Organismus, der an ihm seinen Mittelpunkt hat, ist die Kirche. Wir bezeichnen sie demnach als die Gemeinschaft der Gläubigen an Christo dem Haupte Eph.

4, 16.) Diese Gemeinschaft ist nun zunächst eine rein innerliche, geistige; denn sie hat ihren Sitz im menschlichen Geist, und besteht eben wesentlich in der Einheit des Glaubens an denselben Herrn durch denselben Geist — stellt sich aber nothwendig als äußere dar; sie kommt in der sichtbaren Kirche zur Realität und Erscheinung, und diese ihre äußere Seite ist kein bloßes Accidenz, sondern gehört mit zu ihrem Begriff und Wesen, so gewiß als zum Begriff des Menschen auch der Leib gehört, obwohl die Seele das prius ist. Denn eben dies ist das Verhältniß der innern und äußern Seite der Kirche. — Als dieser innerlich begründete, aber äußerlich sich darstellende Organismus hat nun die Kirche das entschiedenste Bedürfniß, um den Inhalt ihres gemeinsamen Glaubens nicht nur zu wissen, sondern auch diesem Wissen einen bestimmten Ausdruck zu geben in einem articulirten Bekenntniß. Und zwar nicht blos so, daß sie nur einzelne Momente des Glaubens als einzelne Sätze ausspräche, sondern sie muß die Gesammtheit seiner Momente zusammenfassen, zusammenbegreifen und in der Form von bestimmten Lehrsätzen aufstellen, — d. h. sie muß ihren Glauben als Lehrbegriff aussprechen. Denn der Lehrbegriff ist nichts anderes, als die Summe der einzelnen Bestimmungen, welche die Kirche ihrem Glauben gibt.

Die Nothwendigkeit davon ist zunächst wieder eine rein innere, und beruht auf dem oben Bemerkten; denn was von dem einzelnen christlichen Individuum gilt, das gilt noch vielmehr von der Gesammtheit; ja was für die Einzelnen blos Bedürfniß ist, das ist für sie Lebensberuf. Denn die Kirche ist berufen, von Stufe zu Stufe in der Erkenntniß der ihr anvertrauten Heilswahrheit zu wachsen, und durchzudringen εἰς τὴν ἑνότητα τῆς πίστεως καὶ ἐπιγνώσεως τοῦ υἱοῦ τοῦ θεοῦ — εἰς ἄνδρα τέλειον, zur männlichen Reife (Ephs. 4, 13); und in dieser, ihr von dem Herrn gestellten Aufgabe ist eben die Aufforderung enthalten, ihren ganzen vollen Glaubensinhalt sich zu expliziren und zum Verständniß zu bringen; was aber

zum gemeinsamen Verständniß gekommen ist, das bildet sich dann auch von selbst eine Form, eine Gestalt, in der es gegenständlich wird.

Ein weiterer Grund, warum die Kirche ihrem Glaubensverständniß einen bestimmten Ausdruck als Lehre geben muß, liegt in ihrem Beruf nach innen und nach außen. Nach innen hin ist es ihre Aufgabe, den seligmachenden Glauben ihren Gliedern so darzustellen und zu verkündigen, daß diese zu ihm erzogen, in ihm befestigt, gefördert und zur lebendigen Einheit verbunden werden — nach außen hin hat sie die Mission, die Gemeinschaft, welche sie selbst ist, durch Predigt und Zeugniß zu erweitern und über den ganzen Weltkreis auszubreiten. „Gehet hin und lehret alle Völker und machet sie mir zu Jüngern" hat ihr der Herr geboten. (Matth. 28. 19). Dazu aber genügt es nicht, etwa nur den Inhalt des Worts auf äußerliche Weise zu wiederholen, oder auf die h. Schrift als Quelle der göttlichen Wahrheit, als auf ein formelles Prinzip, sich zu berufen. Darauf hin läßt sich keine kirchliche Gemeinschaft gründen, ist auch noch niemals gegründet worden. Die Kirche muß zu diesem Zwecke nicht nur sagen können, daß, sondern auch was sie glaubt. Sie muß eine unanimi consensu adprobatam, certamque formam doctrinae haben, einen Lehrbegriff und einen solchen hat sie auch von Anfang an gehabt. Denn wie schon die hohen Apostel da, wo es galt, Gemeinden erst zu gründen, auch zunächst nur die Grundthatsachen des Christenthums verkündigten in möglichst einfacher Form, vergl. die Stellen 1 Tim. 6, 12, 20. 2 Tim. 1, 10 — 14 insb. Tit. 3, 8. mit 1 Cor. 15, 13 — 17. 1 Tim. 3, 16. Tit. 2, 13 Hebr. 5, 12. 6, 1. 2 *τὰ στοιχεῖα*, *ὁ τῆς ἀρχῆς λόγος*, initia fidei; die weitere Belehrung aber erst nachfolgen ließen, so hatte man frühzeitig diese Grundthatsachen in wenige kurze aber bestimmte Fundamentalsätze zusammengefaßt und als Taufbekenntniß aufgestellt. Dieser Canon des Glaubens, diese einhellige, unverrückbare Regel der Wahrheit, wie man es nannte (*ὁ κανὼν τῆς ἀληθείας ἀκλινῆς*, *τὸ*

ἀρχαῖον τῆς ἐκκλησίας σύστημα, traditio apostolica, regula fidei) liegt uns ihrem wesentlichen Inhalte nach in dem apostolischen Symbolum vor, mit Recht so genannt, weil es, falls es auch nicht von den Aposteln selbst verfaßt seyn sollte, doch die Summa ihrer Verkündigung enthält *). Es reicht jedenfalls seinem Ursprung nach bis über die Abfassung der apostolischen Schriften hinauf, und es ist aus den Vätern, namentlich aus Irenäus hinlänglich bekannt, welche Bedeutung ihm die alte Kirche beilegte. Sie sah darin den festen Kern der evangelischen Heilslehre, den Inbegriff der Wahrheit zur Seligkeit, das Grundbekenntniß und die Grundlage (ὑπόθεσις) für alle weitere theologische Entwicklung. — In so fern dürfen wir sagen, daß die Kirche niemals ohne Bekenntniß gewesen, vielmehr von vorn herein auf ein solches gegründet gewesen sey. Allein dieses Grundbekenntniß, wie reich und tief es auch seinem Inhalt nach ist, enthielt doch nur erst implicite die Summa der geoffenbarten Wahrheit, und so hatte auch die Kirche selbst noch keine fides explicita, sondern sie besaß jenen Inhalt auch nur vorerst in der Form des unmittelbaren Glaubens. Sie hatte das Ganze und damit auch die Theile, aber wie im Keim beschlossen.

Eben deßhalb mußte sie sofort daran gehen, diesen Inhalt sich zu expliciren, um einen artikulirten Lehrbegriff zu gewinnen, und zur Lösung dieser Aufgabe ist sie auch befähigt.

Denn erstlich und vor Allem hat sie das Wort des Herrn und seiner Apostel, welches in ihr gepredigt wird, und an ihm einen unerschöpflichen Quell, an dem sich ihr Glaube fortwährend stärken und nähren, ihre Erkenntniß bereichern, ihr Verständniß des Empfangenen erweitern und vertiefen kann.

*) Vrgl. die Stellen bei Hahn, Bibliothek der Symbole und Glaubensregeln der apostol.-kathol. Kirche, pag. 3., auch Rudelbach, die Bedeutung des apostol. Symbolums, Leipzig 1844.

Mit dem Worte hat sie weiter die Sakramente und an diesen einen Brunnen des Lebens, aus dem ihr Kraft und Erquickung auf den Wegen ihrer Wallfahrt quillt; an beiden zusammen aber das objective Mittel, jener Aufgabe zu genügen.

Dieß erhellt aber noch näher aus ihrem Wesen, welches wir als die Gemeinschaft der Gläubigen, als den organischen Leib des Herrn bezeichneten.

a) Der Einzelne, sagten wir, ist als Individuum zu beschränkt, um den Reichthum der Einen Heilswahrheit nach allen ihren Seiten zu erfahren und sich zur Erkenntniß zu bringen. In der Kirche als Ganzem hingegen ist der volle Reichthum des Lebens Christi, die absolute Fülle seines Geistes ausgegossen (πλήρωμα Eph. 1, 22.) und zwar so, daß sie verschiedentlich an die einzelnen Glieder vertheilt ist, je nach ihrer natürlichen Eigenthümlichkeit oder besondern Bestimmung. Ein jedes Glied hat sein bestimmtes Maaß. Daher ein fast unendlicher Reichthum von christlichen Individualitäten und Organen des Einen Geistes; die einen vorzugsweise mit Gemüth, die andern mit Verstand begabt, die einen mehr für die Tiefen der Mystik, die andern für die Dialektik oder Scholastik befähigt; eine Fülle von Gaben, welche entweder vorherrschend praktisch oder wissenschaftlich, entweder mehr nach außen oder innen hin gerichtet sind; eine Menge von Kräften, Thätigkeiten, Aemtern, durch welche Alle die Einheit des Glaubens als verbindendes Band hindurch geht — Alle zum Zweck der οἰκοδομή der Gemeinde gegeben und geordnet. Eph. 4, 10 — 16; 1 Cor. 12. Wir erinnern hier insbesondere an jene großen Persönlichkeiten, welche der heil. Geist zu Zeiten erweckt, und an deren Glaubenskraft sich die andern stärken, aus deren Erfahrungen sie lernen; an jene entschiedenen bahnbrechenden Helden, und an die, welche zwar minder ausgerüstet, diesen aber, wie ergänzend, zur Seite gestellt sind; aus der ältern Zeit an Irenäus, Justinus M. u. Tertullian, aus der spätern an Chrysostomus und Augustin, aus der neuern an Luther und Melanchthon. Indem nun diese verschiedenen Indi-

viduen u. s. w. in Berührung mit einander treten, bildet sich eine Wechselwirkung des Empfangens und Mittheilens, in welcher sich die Glaubenserkenntniß des Einen an der des Andern berichtigt, die Einseitigkeiten in der Auffassung sich gegenseitig ergänzen und allmählich als Resultat ein Gemeinsames sich herausstellt, was dann zu allgemeiner Geltung gelangt. Oder es geschieht, daß die hervorragenden christlichen Persönlichkeiten die übrigen zu der Höhe ihrer Erkenntniß heraufziehen, und dem, was in diesen nur gleichsam noch schlummert, das rechte Wort verleihen. Das so Gewonnene aber wird dann selbst wieder ein Moment, welches in den Fluß der Entwicklung eingeht und zur weitern Fortbildung mitwirkt.

b) Wie die Kirche die einzelnen gläubigen Individuen zur allgemeinen Gemeinschaft verbindet, so bilden sich innerhalb dieser Allgemeinheit wieder größere Kreise. — Diejenigen, welche theils durch äussere Lebensverhältnisse, theils durch innere geistige Verwandtschaft einander näher stehen, schließen sich an einander an, und es entstehen so verschiedene Richtungen, von denen jede durch die Gemeinsamkeit des Einen Glaubens mit dem ganzen großen Leib des Herrn zusammenhängt, aber auch ein Eigenthümliches hat, wodurch sie sich von den andern unterscheidet. Sind es wissenschaftliche Interessen und Tendenzen, die sie verfolgen, so nennen wir sie Schulen. So gab es in der alten Kirche eine Alexandrinische und Antiochenische Schule, im Mittelalter eine Realistische und Nominalistische, eine Lutherische und Melanchthonische Richtung in der protestantischen Kirche. Solche Schulen bilden dann umfassendere Seiten der Wahrheit, ganze Kreise von Lehren durch, in bestimmter Eigenthümlichkeit von besondern Gesichtspunkten aus, — und es wiederholt sich so im Größern, was wir so eben in Beziehung auf die Individuen bemerkten. Nur dürfen wir nicht übersehen, daß die Wissenschaft, obgleich sie hier als Hauptfaktor der Bewegung erscheint, doch niemals der eigentliche innere Grund ist, aus dem die Dogmen sich hervorbilden. Dieß bleibt immerdar die Substanz

des Gemeinglaubens. Die Wissenschaft dient zwar der Entwicklung des Lehrbegriffs, und ist insofern allerdings ein wichtiges Moment in dem ganzen Prozeß; (s. unten IV) die theologische Schule bereitet theils die kirchlichen Bestimmungen vor, theils arbeitet sie die getroffenen weiter durch; aber sie macht sie nicht, und kann sie auch nicht machen (so wenig und noch viel weniger als die Rechtswissenschaft die Gesetze).

c) Die Kirche schließt aber noch größere Kreise in ihre weite Gemeinschaft ein, — nehmlich ganze Völker und Nationen. Sofern diese innerhalb der christlichen Kirche sich befinden; sind sie durch den gemeinsamen Glauben unter sich zur Einheit verbunden; dabei aber behalten sie fortwährend ihre natürliche, nationale Eigenthümlichkeit, und kraft derselben sind sie von Natur berufen, oder vielmehr von Gott befähigt, das Christenthum in eigenthümlicher Weise aufzufassen und darzustellen. Wer möchte z. B. verkennen, daß die griechischen Nationen mehr zur Entwicklung der theoretischen, spekulativen Elemente des Christenthums, die abendländischen zur Durchbildung der praktischen geeignet waren?

Fassen wir das Bisherige zusammen, so haben wir in der Kirche erstlich die Mannigfaltigkeit der Individualitäten mit ihren verschiedenen Heilserfahrungen und Gaben, sodann die theologischen Geistesrichtungen und Schulen, endlich die großen Völkerkreise mit ihren Eigenthümlichkeiten — und eben hiermit, wenn wir das oben Gesagte hinzunehmen, die Möglichkeit, nach der wir fragen. Denn eben durch das Zusammenwirken dieser mannigfachen, und doch zur Einheit verbundenen Elemente — durch die gemeinsame Erfahrung und Arbeit dieser sich fördernden und ergänzenden Individuen, Kräfte rc. kann die Aufgabe der Entwicklung des christlichen Glaubens zum Lehrbegriff gelöst werden.

Diese Arbeit ist die größte und schwerste, welche überhaupt dem menschlichen Geiste jemals obgelegen ist, eine wahre Riesenarbeit, die nur unter Daransetzung der besten Kräfte zu

Stande kommen konnte. Ja, setzen wir hinzu, es reichte zu ihrer Lösung nicht einmal die Thätigkeit Eines Zeitalters oder Einer Periode aus, sondern es bedurfte der fortgesetzten Arbeit vieler Jahrhunderte, einer langen, durch alle Zeiten herabgehenden, durch viele heiße Kämpfe hindurchgehenden, Anstrengung der gesammten Kirche und ihrer edelsten Glieder. Was sie auf diese Weise vollbracht hat, ist in der That nichts Geringeres, als, ich will nicht sagen die Vollendung, aber doch die Fortführung des von der ältesten christlichen Zeit auf dem apostolischen Grunde begonnenen Baues, bis dahin, wo er des völligen Abschlusses wartet. Ein erstaunenswerthes Werk, dessen Resultate in den kirchlichen Bekenntnissen uns vorliegen, und dessen Bedeutung nur verkennen kann, wer überhaupt die größten historischen Erscheinungen nicht zu würdigen vermag.

Aus dem Bisherigen ergibt sich uns nun aber zugleich ein Aufschluß über das Prinzip dieses ganzen Prozesses. Dies können nehmlich nicht die einzelnen Individuen, Richtungen, Völker seyn; denn das sind nur die Arbeiter am Werk, die häufig nicht einmal das bestimmte Bewußtseyn von der Bedeutung haben, die sie für das Ganze einnehmen, — sie sind die Organe, durch deren Dienst sich diese Bewegung vollzieht, dieser Bau sich gestaltet; aber durch die Mannigfaltigkeit und Vielheit der Arbeiter und ihrer Thätigkeiten hindurch geht eine leitende Macht, die alle jene vereinzelten Bestrebungen zum einheitlichen Ganzen verbindet (denn daß es Ein innerlich zusammenhängender Verlauf ist, wird sich hernach zeigen), und diese kann nichts anderes seyn, als der göttliche Geist, der dem Worte immanent ist, und durch den Glauben, der das Wort aufnimmt und den Er selber mittelst des Wortes wirkt, in der Kirche lebt. Denn ist dieser Geist das Lebensprinzip jedes gläubigen Individuums von dem Moment der Wiedergeburt an bis zum Ende, sofern und so lange es im Glauben beharrt (τὸ πνεῦμα τὸ ἐν ἡμῖν — πνεύματι ἄγεσθε — πνεύματι

ζῶμεν, Gal. 5; Röm. 8, 6 ff.): so muß er es auch für die Gesammtheit seyn, um so mehr, als er dem Einzelnen nur als Glied des Ganzen eignet. Denn er eignet zunächst der Kirche, und theilt sich als Gemeingeist den Individuen mit (1 Kor. 12). Als das Lebensprinzip aller Gläubigen muß er nothwendig das Lebensprinzip der Kirche, und darum die leitende, bewegende Macht ihrer ganzen geistigen Entwicklung seyn. Und dazu ist er auch der Kirche verheißen, vergl. Joh. 14, 17. 16, 13. Die Art seiner Einwirkung auf sie erklärt sich völlig aus der Weise, wie er in dem einzelnen christlichen Individuum wirkt. Er hebt ihre subjektive Freiheit so wenig als ihre individuelle Eigenthümlichkeit auf, aber er schließt sich herablassend und verklärend daran an, geht selbst in ihre Einseitigkeit und Beschränktheit ein, zieht Alles in seinen Dienst, und macht so die einzelnen Menschen, Schulen, Völker zu Organen seines Waltens, zu Trägern seiner Wirksamkeit, wie er sie denn eben dazu ausgerüstet und gesetzt hat. Denn es ist Alles von ihm und zu ihm geschaffen. Er lenkt den Gang der Zeiten, er leitet auch die natürliche Entwicklungsgeschichte wie der Individuen, so der Völker im Großen und Ganzen — und ist ihre Zeit gekommen, dann treten sie in die Arbeit ein, an der Stelle, wo es der Herr des Weinbergs will. Dies ist das Geheimniß der göttlichen Weltregierung; und wir wissen, daß sie im letzten Grund keinen andern Zweck hat, als seinem Reiche zu dienen *).

*) Aus diesem Satze folgt noch keineswegs eine Infallibilität des kirchlichen Lehrbegriffs. Denn wir nehmen damit zunächst für die Kirche nur dasselbe in Anspruch, obwohl für sie als Ganzes in höherem Maaße, was wir jedem vom Geiste Gottes erleuchteten Gläubigen vindiziren; eine Erleuchtung, welche deßhalb den Irrthum nicht völlig und nicht nothwendig ausschließt, weil das Individuum, auch als wiedergebornes, noch mit der Sünde behaftet ist. S. übrigens unten V.

III.

Verlauf der Entwicklung innerhalb der Kirche.

Sehen wir nun näher zu, in welcher Weise und nach welchen innern Gesetzen sich diese Entwicklung vollzieht, (denn daß der ganze Prozeß ein gesetzmäßiger seyn werde, läßt sich schon daraus abnehmen, daß er den h. Geist zum Leiter hat,) so ergibt sich ein Zwiefaches. Wir gewahren, daß die ganze Bewegung, um die es sich hier handelt, den Charakter des Organischen und des Dialektischen an sich trägt.

1) Organisch ist eine Entwicklung, wenn sich das Wesen oder die Substanz von Innen heraus, in successiver Auseinanderlegung und Aufeinanderfolge ihrer Momente entfaltet. So der Wachsthum des menschlichen Organismus, so der der Pflanze. Ihre ganze Substanz ist im Keim beschlossen; aus diesem dringt und treibt es hervor, schließt sich zu Blättern und Halmen auf, setzt Knospen und Blüthen an, bis zuletzt das vollständige Gewächs mit Blumen und Früchten resultirt. Was aber dieser Prozeß zu Tage gefördert hat, das war Alles der Potenz nach schon im Keime enthalten. Aehnlicher Weise verhält es sich mit der Entwicklung des christlichen Glaubens zum Lehrbegriff. Die Substanz des Glaubens, die objektive Wahrheit, bleibt, wie sie an und für sich besteht, unveränderlich und unverändert; aber die Bewegung, kraft deren sich dem Subjekt, hier der Kirche, sein Inhalt erschließt, hat diesen organischen Charakter.

Dies zeigt sich:

a) darin, daß die Entwicklung vom Allgemeinen zum Besondern, vom Unbestimmten zum Bestimmten fortschreitet. Erst wird der Grundtypus festgestellt, der allgemeine Charakter des Christenthums zur Anerkennung gebracht, die extremsten Gegensätze, die ihn zu vernichten drohen, abgewiesen, und dadurch der weitern Entwicklung die sichere Basis und die rechte Mitte vorgezeichnet. Daher tragen die ersten zwei Jahrhun-

derte den Charakter einer großartigen Allgemeinheit; sie haben es weniger noch mit einzelnen Lehren, als mit den Grundrichtungen und Grundanschauungen des Christenthums zu thun. Es war der Kampf mit jenen gewaltigen Häresien, die die ganze Existenz desselben gefährden, einerseits mit den schwächeren ebionitischen, andrerseits und vor allem mit den gnostischen Häresien, deren ganze Bedeutung erst neuerdings vollkommen gewürdigt worden ist*), — um den es sich hier handelte. Gegenüber der erstern Richtung, die das Evangelium auf den engen Standpunkt des Judenthums zurückführen und es unter das alte Gesetz knechten wollte, galt es, die christliche Freiheit und den Unterschied der neutestamentlichen Oekonomie von der alttestamentlichen festzuhalten; der letzteren gegenüber, welche die wesentlichen Thatsachen der Erlösung, von der Fleischwerdung des Sohnes an bis zum Endgerichte, in ihrer historischen Wahrheit läugnete und die ganze christliche Offenbarung in eine heidnische Spekulation aufzulösen suchte, kam es darauf an, die geschichtliche Basis, überhaupt den positiven Charakter des Christenthums zu wahren; und indem die Kirche beides that, gelangte sie selbst zum vollen Bewußtseyn seines eigenthümlichen Wesens. Denn das ist immer die Frucht des siegreichen Kampfes wider den Irrthum, daß er tiefer in die Wahrheit führt. Derselbe Typus wiederholt sich dann an den einzelnen Dogmen. Immer werden zuvörderst gleichsam die äußersten Umrisse gezeichnet, die äußersten, irrigen Extreme abgeschnitten; dann geht es erst an die Bestimmung des Einzelnen. So z. E. wird in der Lehre von der Person Jesu Christi zunächst

*) Von Herrn D. H. W. J. Thiersch in der Schrift: Versuch zur Herstellung des historischen Standpunktes für die Kritik. Erl. 1845. S. die trefflichen Andeutungen S. 232 ff. 276 ff. 282. 287. 290 u. a.

die Realität seiner menschlichen und göttlichen Natur im Allgemeinen festgehalten und der entgegengesetzte doketische und ebionitische Irrthum abgewiesen; in der Anthropologie zunächst nur die Erlösungsfähigkeit und Erlösungsbedürftigkeit, jene vorzugsweise in der morgenländischen, diese in der abendländischen Kirche, hervorgehoben; in der Lehre von der Rechtfertigung erst das Wesen derselben im großen Ganzen und im Gegensatz gegen die falschen Auffassungen festgestellt, und damit für die weitere Entwicklung die richtige Mitte gewonnen. So geht überhaupt der eigentlichen Durchbildung eines jeden Dogma fast immer eine Periode voran, in welcher dasselbe zwar dem Wesen nach vorhanden ist, aber noch keine bestimmte Fassung gewonnen hat. Und davon ist der Grund einfach der, daß der Glaube selbst schon von vorn herein die ganze Wahrheit mit allen ihren Momenten in sich schließt, sie also nicht erst zu produziren, sondern blos zu expliziren hat.

b) Das Organische zeigt sich ferner in der Reihenfolge, in der die einzelnen Seiten der christlichen Wahrheit nach einander zur Entwicklung kommen. Denn diese ist durchaus keine zufällige, sondern eine innere, in dem Wesen der Sache selbst begründete. Das Christenthum ist wesentlich Versöhnung der Welt mit Gott, oder, was dasselbe, die Wiederherstellung der durch die Sünde gestörten Gemeinschaft des Menschen mit Gott, mittelst der Erlösungsthätigkeit des Gottmenschen. Hierin liegen drei Hauptmomente: Erstlich das Objekt des Glaubens, durch das die Wiederherstellung bewirkt worden ist; Christus der Gottmensch, näher: Gott der Vater, von dem, Gott der Sohn, durch den, Gott der heil. Geist, in dem die Versöhnung geschieht, insbesondere die That der Menschwerdung und die Person des Menschgewordenen. Zweitens, das Subjekt, für welches und in welchem sie bewirkt worden ist, die sündige aber erlöste Menschheit. Drittens, die Art und Weise, wie die Erlösung zu Stande gekommen ist,

und wie sie dem Subjekt vermittelt wird, die Heilsvermittlung und Heilsaneignung *).

In diesen drei Seiten geht der wesentliche Inhalt des christlichen Glaubens auf. Wollen wir sie als Lehren bezeichnen, so nennen wir sie Theologie (welche, im Sinne der alten Kirche, die Christologie einschließt), Anthropologie und Soteriologie. Gerade in dieser, ihm natürlichen und innerlichen, Ordnung hat er sich geschichtlich entwickelt, in diesen drei großen Hauptartikeln oder Dogmenkreisen hat er seinen Inhalt entfaltet.

Zuerst richtet sich die Reflexion auf den Gottmenschen, und macht den Versuch, seine Person zu begreifen, und zwar zunächst die göttliche Seite seines Wesens, sowohl an sich als im Verhältniß zum Vater, woraus sich das Dogma von der Trinität sammt den daran anschließenden entwickelte; sodann die menschliche Seite seines Wesens, sowohl an sich als im Verhältniß zu seiner göttlichen Natur; so daß sich also dieser erste große Dogmenkreis von selbst wieder in zwei zertheilt, in die Theologie im engern Sinne, und in die Oekonomie, (nach altkirchlichem Sprachgebrauch,) in die Lehre von der Menschwerdung und von der Person Jesu Christi. Dies war die Aufgabe der morgenländischen Kirche. Sie lebt und bewegt sich fast ausschließlich in diesen hohen Mysterien. Ihr ganzes Interesse geht in der Erkenntniß, in der Durchbildung derselben auf; ihre ganze

*) Unsere Betrachtungsweise berührt sich nahe mit dem Inhalte von Herrn D. Kliefoth's Einleitung in die Dogmengeschichte. Sie ist aber nicht aus ihr geschöpft, vielmehr von dem Verf. dieses Aufsatzes schon mehrere Jahre vor dem Erscheinen der Kliefoth'schen Schrift, ihren wesentlichen Grundzügen nach öffentlich dargelegt worden. Um so mehr freue ich mich des Zusammentreffens mit Herrn D. Kliefoth, dessen trefflicher Schrift ich hinwiederum vielfache Belehrung verdanke, obgleich ich mir ihren ganzen Inhalt nicht anzueignen vermag.

Kraft setzt sie daran, jene Momente des Glaubens nach allen Seiten hin zu durchdringen. Und in der That war auch die ganze natürliche Eigenthümlichkeit des Orients so beschaffen, daß er zur Lösung dieser Aufgabe vorzugsweise befähigt erscheint. Denn der Geist des Orients war überhaupt der Spekulation zugewendet. Wer erinnert sich hier nicht von selbst an die uralte Theosophie des Morgenlandes, in Indien und Persien, an die hellenische Philosophie, damals so weit verbreitet? Denn zwar war das griechische Staatsleben untergegangen, dazu der griechische Volksglaube und alle die sinnigen Gestaltungen desselben zertrümmert, selbst die einzelnen philosophischen Systeme durch die Skepsis vernichtet, aber der spekulative Geist war geblieben; das Suchen nach dem Absoluten ging durch die ganze Zeit hindurch, ja es hatte sich die alte Philosophie in dem so eben entstehenden Neuplatonismus verjüngt, und theils mit orientalischen, theils mit alttestamentlichen Elementen verschmolzen, namentlich in Aegypten und den angrenzenden Ländern, (wovon die merkwürdige Ausbildung der Logoslehre bei Philo eine Frucht) — kurz: der morgenländische Geist ist spekulativ gerichtet, dem Suchen, Fragen, Forschen nach dem Göttlichen zugewendet. Und hieraus wird es erklärlich, daß er sich vorzugsweise auf die eigentliche Theologie, auf die spekulative Seite des Christenthums warf, daß er namentlich die Logoslehre, später die Trinität zum Mittelpunkt seiner Thätigkeit machte; wie man denn in der griechischen Kirche das Christenthum selbst als Philosophie (ἡ καϑ' ἡμᾶς φιλοσοφία) bezeichnete; aber es erhellt auch, wie nahe hier die Gefahr lag, es mit fremdartigen Gedanken zu vermischen und zu versetzen, eine Gefahr, der insbesondere die alexandrinische Schule erlag.

Von da aus schreitet die Entwicklung fort zum Subjekt der Erlösung, *dem Menschen*. Sie richtet sich auf den Zustand, in dem er vor der Erlösung sich befindet, und in den er durch sie versetzt wird; so kommen die Lehren von der Sünde und

Gnade, von dem Gegensatz des alten und neuen Menschen und was damit zusammenhängt, an die Reihe. Diese Dogmen auszubilden war der *Abendländischen*, der lateinischen Kirche vorbehalten, und auch sie war dazu vorzugsweise befähigt, vermöge der vorherrschenden praktischen Tendenz der ihr angehörigen Völker, wozu noch die Richtung auf das Staatsleben kommt und das Verhältniß sowohl als der Gegensatz, in den die Kirche dazu treten mußte. Schon auf den ersten Blick zeigt es sich, daß hier eine ganz andere Seite des Glaubens in den Vordergrund getreten ist. Es ist die Tiefe des menschlichen Verderbens, der sich die Betrachtung zuwendet, es wird der Zusammenhang der Erbsünde mit der Schuld, der Erbsünde mit den aktuellen Sünden erörtert. Es fragt sich um das Verhältniß, in dem der gegenwärtige Zustand des Geschlechts zu dem ursprünglichen steht, um die Lehren von der Knechtschaft und Freiheit des Willens, vom Unvermögen zum Guten, von der Bekehrung, von der Wiedergeburt. Es kommt zu wichtigen Verhandlungen über Kindertaufe, Ketzertaufe, Reinheit der Kirche (Montanistische, Donatistische Streitigkeiten) u. s. w. — Wie wenig Bedeutendes finden wir in dieser Hinsicht bei den Griechen! Aber Tertullian, Cyprian, Augustin, Ambrosius leben alle in diesen Gedanken und haben für die Anthropologie dieselbe Bedeutung, wie Justinus, Clemens, Origenes, Athanasius für die Theologie.

Die *Soteriologie* endlich kam erst nach einem langen Zwischenraum des Verderbens zur völligen dogmatischen Durchbildung durch die Reformation, in dem Dogma von der *Rechtfertigung* aus Gnaden durch den Glauben, in den Lehren von der subjektiven Aneignung des Heils, welche dann einerseits auf das Werk der Erlösung zurück, andrerseits auf die Gnadenwirkungen des hl. Geistes, vorwärts weisen. Und zur gründlichen Erörterung dieser Heilslehren scheinen auch gerade die germanischen Nationen vermöge ihrer tiefen Innerlichkeit besonders geeignet.

In dieser Folge hat sich der christliche Glaube einfach und naturgemäß nach seinen drei wesentlichen Seiten entwickelt. Der Grund liegt: objektiv im Inhalt der christlichen Wahrheit, subjektiv in der eigenthümlichen Beschaffenheit der großen christlichen Volkskreise, denen die Arbeit zufällt, wobei wir jedoch das letztere Moment nicht zu hoch anschlagen, sondern es nur als untergeordneten Faktor betrachten dürfen *). — Und hiermit sind zugleich die drei Hauptperioden der ganzen Bewegung gegeben. Die erste fällt der griechischen Kirche zu, und reicht bis zu dem ökumenischen Concil v. J. 680; die zweite der lateinischen Kirche, bis auf die Synode von Oranges 529; die dritte vom Anfang der Reformation bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Will man dazu noch eine vierte hinzufügen, so könnte man unsere Zeit als diejenige bezeichnen, welcher vorzugsweise die Durchbildung der Lehre von der Kirche, und damit die lebendige Reproduktion aller früher verhandelten Dogmen, so wie der großen allgemeinen Fragen vorbehalten ist. Denn das Ende kehrt immer in den Anfang zurück und schließt so die Bewegung in sich ab. — Der Zeitfolge nach schließen sich nun allerdings diese Perioden nicht streng aneinander an, namentlich laufen die ersten beiden parallel, und sind wieder von der dritten durch das Mittelalter getrennt. Aber dabei ist zu bedenken, daß sich an jede dieser drei Perioden, namentlich an die zweite und dritte, eine Zeit der wissenschaftlichen Durcharbeitung des Gewonnenen anschloß, in der sie sich fortsetzen und mit den folgenden Perioden vermitteln; ich meine die Scholastik des Mittelalters und die neuere wissenschaftliche Bildung, welche, bei aller Verschiedenheit, doch darin einander gleichen, daß sie die Errungenschaft der vorangehenden Abschnitte verarbeiten und so den Uebergang zu einer neuen großen Periode bilden. Uebrigens kann auch hier die Zeit nicht das Princip der Theilung seyn, sondern der Inhalt. Und dieser gibt sie von

*) Gerade hierin dürfte Kliefoth zu weit gegangen seyn.

selbst an die Hand. Mit Recht macht hiebei Mäkloch auf die bekannte Erscheinung aufmerksam, daß man im Abendlande die Resultate, welche die morgenländische Kirche gewonnen, mit wenigen Ausnahmen recipirte, ohne in ihre Entwicklung wesentlich einzugreifen; und daß das Morgenland hinwiederum so wenig Notiz von den Bewegungen im Abendlande nahm, daß die griechischen Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts, die Fortsetzer des Eusebius, Sokrates und Sozomenus, den ganzen abendländischen, pelagianisch-augustinischen Streit nicht einmal erwähnen, ja daß selbst bei dem ersten griechischen Dogmatiker im achten Jahrhundert, bei Johannes von Damaskus, die hier verhandelten Lehren fast gänzlich fehlen. Weßhalb es durchaus nicht angeht, ohnerachtet der Gleichzeitigkeit, beide Perioden in eine Reihe zu setzen.

Uebrigens versteht es sich von selbst, daß hier überall nur von den hervortretenden Momenten die Rede seyn kann. Denn da der Glaube die ganze Wahrheit in sich faßt, so kann es keine Zeit in der christlichen Kirche geben, in der nicht alle Heilslehren dem Keime nach schon vorhanden wären und in dem christlichen Bewußtseyn schon gelegen hätten. Es handelt sich vielmehr um das, was den Mittelpunkt der Entwicklung, was das eigentliche lebendige Centrum bildet. Und das sind eben die von uns bezeichneten Seiten der christlichen Wahrheit gewesen. Um diese herum liegen dann allerdings eine Reihe von Gedanken, Aussagen und Bestimmungen über andere Dogmen, wie denn z. B. in der griechischen Kirche neben der Theologie auch anthropologische, soteriologische Lehren und dergleichen, und umgekehrt, in der abendländischen Kirche vorkommen. Aber sie sind nicht das, was das geistige Leben bewegt und bestimmt; es fehlt ihnen die begriffliche, scharfe Fassung, sie treten zum Theil in einseitiger Weise, mit verhüllten Widersprüchen behaftet, auf, und werden, wenn sie überhaupt zur nähern Erwägung kommen, doch nur aus dem Gesichtspunkt des dominirenden Dogma und im Verhältniß zu ihm betrachtet; haben also für diese Perioden nur den Charakter von Nebenlehren.

c) Sowie sich nun das Organische des Fortschritts in der Aufeinanderfolge der großen Hauptartikel zeigt, so zeigt er sich auch in der Folge der einzelnen Artikel innerhalb derselben. Denn jeder große Dogmenkreis beschließt wieder eine Summe einzelner Momente in sich, die seine integrirenden Bestandtheile bilden. Und auch diese treten nicht zufällig und promiscue, sondern nach der im Wesen der Sache selbst begründeten Ordnung hervor; jedes da, wo es durch das frühere vorbereitet und eingeleitet ist, bis sich auf diese Weise der ganze Reichthum des Inhalts auseinandergelegt, und die Fülle seiner Momente explicirt hat. Zwar darf man dabei nicht an ein streng logisches Schema denken, denn das ist nicht die Art, wie der Geist in seinen Produktionen zu arbeiten pflegt. Es handelt sich auch hier nur um die Grundzüge. Diese aber lassen sich allerdings nachweisen. Als Beleg mag eine Hindeutung auf die erste Periode, als deren allgemeinen Inhalt wir die Theologie bezeichneten, dienen. Der Ausgangspunkt ist die Person des Gottmenschen, in der ungetheilten Einheit ihrer Momente. Da kommt nun zuerst die göttliche Seite dieser Person, die Gottheit des Erlösers, in Betracht, und zwar in ihrer Selbstständigkeit und Persönlichkeit, sodann im Verhältniß zu der Gottheit des Vaters, im Unterschiede von ihm und in der Einheit mit ihm; weiter im Verhältniß zu dem im Herzen der Gläubigen lebenden Göttlichen, dem πνεῦμα ἅγιον — und so treten nach einander die Lehren vom Sohne (λόγος), vom Vater, und vom heiligen Geiste hervor, die sich endlich in dem ausgebildeten Dogma von der Trias zusammenschließen. Gleichzeitig ist auch bereits die andere Seite, die Menschheit des Erlösers, Gegenstand näherer Bestimmungen geworden. Die Realität derselben ward den doketischen Irrthümern gegenüber auf das entschiedenste ausgesprochen, und zwar so, daß dabei zuvörderst die Wahrheit seiner leiblichen Natur, hernach seiner menschlichen Seele und seines menschlichen Geistes zur vollen kirchlichen Anerkennung kam. Nach diesen grundlegenden Prämissen aber wird sofort das

Verhältniß beider Naturen zu einander in Betrachtung gezogen, und einerseits der Unterschied, andrerseits die Einheit beider klar hervorgehoben, — bis sich zuletzt das Dogma von der Person des Gottmenschen in der Totalität seiner wesentlichen Momente symbolisch herausstellt. So wiederholt sich innerhalb der größern Lehrkreise in Beziehung auf deren einzelne Artikel dieselbe Stufenfolge, die sich uns Oben als allgemeines Grundgesetz ergab, weßhalb man auch jede Periode in gewisse Stadien theilen kann. — Und dies ist es, was wir mit dem Ausdruck organisch bezeichnen wollen.

2) Hingegen die Form, oder, wenn man so sagen darf, die Methode, in der sich der Inhalt entfaltet, trägt den Charakter des dialektischen, das Wort im Sinne der Neuern genommen, wornach es die immanente Bewegung des Begriffes, der Sache, bezeichnet. Die Momente der dialektischen Bewegung aber sind drei, unmittelbare Einheit, Gegensatz, Vermittlung; und daß sich der christliche Glaube auf diesem Wege entfalten mußte, das liegt in seinem Wesen. Denn das Christenthum ist selber wesentlich Versöhnung, Vermittlung der scheinbar extremsten Gegensätze, die aber in ihm überwunden und ausgeglichen sind. Zeitlichkeit und Ewigkeit, Geschichte und Idee, Endliches und Unendliches, Welt und Gott erscheinen da als geeint. In der Person Jesu Christi, dem eigentlichen Mittelpunkte, ist die Menschheit und Gottheit verbunden, in seinem Erlösungswerke die Einheit der göttlichen Gnade und Gerechtigkeit realisirt, durch dasselbe der Zwiespalt zwischen Schöpfer und Geschöpf aufgehoben, die Versöhnung gestiftet. — So trägt auch jeder einzelne Gläubige den Gegensatz von Sünde und Gnade, von Schuld und Vergebung, von göttlicher Einwirkung und individueller Freiheit in sich, aber in und durch den Glauben vermittelt. In der Versöhnung jener Gegensätze besteht das Wesen des Christenthums, und diese Eigenthümlichkeit kommt daher auch allen einzelnen Lehren desselben zu, welche ja nichts anders, als der

Ausdruck seines Grundcharakters sind. Sie haben alle jene zwei Seiten an sich, und ihr Verständniß beruht wesentlich auf der Einsicht in das Verhältniß und die Einheit beider. Denn Gegensätze sind nicht Widersprüche, sondern die beiden Seiten derselben Einen Sache oder Wahrheit, ihrer wesentlichen Momente.

Im christlichen Glaubensbewußtseyn, sagten wir, sind sie unmittelbar beisammen. Indem aber die Reflexion hinzutritt und zusieht, was sie an diesem Inhalt habe, so treten ihr die beiden zusammengehörigen Seiten aus einander, einander gegenüber, und die unmittelbare Einheit hebt sich auf. Die Reflexion faßt nun entweder jede für sich als besondere auf, oder doch so, daß sie auf die eine den größeren Nachdruck legt. Dies geschieht gewöhnlich von verschiedenen Individuen. Je nach ihrer individuellen Besonderheit oder Lebenserfahrung halten sie sich an das eine Moment, und bringen sich dieses zur Erkenntniß, während ihnen das andere, nicht minder wesentliche, häufig zurücktritt. An solche bedeutende Individuen schließen sich die gleich gerichteten an (Schulen), und so entstehen verschiedene dogmatische Richtungen. So hebt im dritten Jahrhundert die eine Richtung mehr den Unterschied des λόγος vom Vater, die andere aber die Einheit mit ihm hervor; die Alexandrinische Schule legt das größere Gewicht auf die Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Christo, die Antiochische auf den Unterschied; die morgenländische Kirche auf die allgemeine Erlösungsfähigkeit des Menschen, gegenüber dem heidnischen Fatalismus in der gnostischen Irrlehre von den φύσεις διαφοραις, die Abendländische auf die Erlösungsbedürftigkeit, gegenüber dem sie aufhebenden, oder doch bis auf ein Minimum reducirenden Pelagianismus. Und darin haben beide Recht, sofern auf jeder Seite ein Moment der Wahrheit liegt, allein sofern es einseitig und mit Zurücksetzung des andern hervorgehoben wird, scheinen sie im Gegensatz zu einander zu stehen. — Bei dieser scheinbaren Differenz kann nun aber die Kirche, welche in ihrem Glauben die volle, ungetheilte Wahr-

heit hat, nicht stehen bleiben und sich nicht beruhigen, weil sie darin den adäquaten Ausdruck für ihr Bewußtseyn noch nicht findet. Deßhalb muß die Bewegung weiter vorwärts schreiten, um das gegenseitige Verhältniß dieser Momente näher zu bestimmen, und dadurch kommen die beiden Seiten häufig erst recht an einander, messen sich an einander und gerathen nicht selten geradezu in Konflikt mit einander, indem jede sich geltend zu machen und in ihrer Wahrheit zu behaupten sucht. Aber indem dies geschieht, gleichen sie sich auch wieder aus *). Das Mangelhafte der einen Auffassung berichtigt und ergänzt sich an der andern; das Subjektive und Einseitige geht in einem höheren Allgemeinen unter, und am Ende werden die beiden Seiten in ihrer Zusammengehörigkeit erkannt, in ihrer wesentlichen Einheit zusammengefaßt. Dies ist die Vermittlung. Sie setzt nichts anderes, als was das unmittelbare Bewußtseyn des Glaubens auch schon hatte, aber bereichert, und zur bewußten, vermittelten Einheit durchgebildet. Was aber auf solche Weise errungen worden ist, das tritt dann auch als allgemeines Resultat heraus und gibt sich eine bestimmte Form, in der die Kirche den Ausdruck für ihren Glauben erkennt.

Dies ist das Symbol, formula fidei, das dann immer auch zur regula fidei wird, und eine objektive Macht gewinnt, wodurch es wieder auf die weitere Entwicklung einwirkt.

So ist denn das Ende der dialektischen Bewegung jedesmal die Vermittlung, mit der es zugleich zum symbolischen Abschluß kommt, und dies geschieht ein für allemal. Denn „in diesem Moment wird der Inhalt des Glaubens im eigentlichen Sinn als Dogma bestimmt. Die Einsicht in die Wahrheit solcher Bestimmungen kann sich später reinigen, erhöhen und wohl auch modifiziren; der Kern aber bleibt und überwindet Alles, was ihm etwa Schiefes und Unhaltbares von der subjek-

*) Vergl. jedoch den folgenden Abschnitt.

tiven Reflexion angesetzt wird.“ (Kliefoth.) Ein jedes Dogma muß diese dialektische Bewegung durchmachen, denn nur so kann es zur klaren, vollständigen Erkenntniß kommen. Hat aber eines diesen Prozeß vollendet, so geht die Arbeit der Kirche zu einem andern fort und verfährt mit diesem nach dem nämlichen Typus.—

IV.

Die Häresie und deren Ueberwindung.

Es wäre denkbar, daß sich die Entwicklung in der bezeichneten Weise ungetrübt vollzöge. Allein Sünde und Irrthum walten nicht nur in der Welt außerhalb der christlichen Kirche, sondern sie dringen auch in diese ein. Das Christenthum findet überall Lebens- und Geistesrichtungen vor, die seinem innersten Wesen widersprechen und die es zerstören würden, wenn sie die Herrschaft gewännen. Diese falschen Richtungen gehen nun in die Kirche über und setzen sich darin nicht nur fort, sondern suchen sich auch in ihr geltend zu machen. Sie wollen die objektive Wahrheit zu sich herabziehen, mit sich durchdringen, nach eigenem Gutdünken umbilden, alteriren. Und eben dadurch gewinnt der Irrthum eine Kraft. Als schlechthinige Unwahrheit wäre er, für die Kirche wenigstens, gefahrlos; daß er ein Moment der Wahrheit in sich hat, daß er Verkehrung einer Wahrheit ist, das macht ihn stark.

Indem sich nun der Irrthum in Beziehung zum kirchlichen Dogma setzt, geschieht ein Zwiefaches:

Entweder wird eine Seite desselben ausschließlich hervorgehoben, mit Verkennung und Verwischung der andern eben so wesentlichen Seite, und nach dieser Richtung hin bis zum Extrem ausgebildet: darüber aber geht ihre Wahrheit zu Grunde und der Gegensatz schlägt zum Widerspruch um. So haben die Ebioniten das Menschliche in Christo hervorgehoben mit Ausschluß des Göttlichen, die Doketen das Göttliche mit Ausschluß des Leiblichen; so hat Nestorius den Unterschied,

Eutyches die Einheit der beiden Naturen in Christo, jeder auf eine so exclusive Weise, urgirt, daß beide darüber in die größten Irrthümer geriethen. So hat, um an die spätern Zeiten zu erinnern, Georg Major die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit, Nikolaus Amsdorf das Gegentheil, Osiander die Bedeutung der Gottheit Christi für unsere Rechtfertigung, Stankarus die der Menschheit so einseitig behauptet, daß jeder die andere, eben so wesentliche, Seite der Sache aus dem Auge verlor; so wurde von der römisch-katholischen Kirche in der Lehre vom Sakrament das Verhältniß des irdischen und himmlischen Elements bis zur Verwandlung, von der reformirten bis zum bloßen Nebeneinander beider fortgebildet und so auf beiden Seiten die rechte Mitte verfehlt.

Oder es werden positive Irrthümer ins Christenthum hinein getragen, fremde widersprechende Elemente eingemischt, und dann wird die Wahrheit gänzlich verkehrt oder alterirt. Dies geschah z. E. von den Gnostikern, welche den Dualismus des Orients sammt der ganzen gnostischen Emanationstheorie, von den Manichäern, die ihre zoroastrischen Principien auf das Christenthum übertrugen und dadurch seinen Grundcharakter zerstörten, oder wenn Pelagius eine Theorie über Sünde und Gnade geltend machte, welche die Erlösungsbedürftigkeit des natürlichen Menschen bis auf Null herabsetzte.

Gegen solche Entstellungen erhebt sich dann die Reaction des christlichen Bewußtseyns, die Wahrheit macht sich dem Irrthum gegenüber energisch geltend und bestreitet ihn, um ihn zu überwinden; dieser aber will sich hinwiederum behaupten, will Recht behalten, und so erhebt sich ein mächtiger Kampf. Hier findet dann das Eigenthümliche statt, daß der Irrthum, nachdem er einmal eingedrungen ist, auch seinen Verlauf nimmt in dem er sich explicirt, ähnlich der Krankheit, die, wo sie sich an dem gesunden Organismus angesetzt hat, durch gewisse Stadien hindurch sich verläuft. Und nur so wird seine Ueberwindung möglich. Er muß sein ganzes Wesen zur Erscheinung bringen,

seine Konsequenzen vollständig darlegen, damit die Kirche erkenne, was an ihm ist; eher als bis sie das weiß, vermag sie nicht über den Irrthum zu siegen. Hat also ein solcher Kampf begonnen, so muß er bis aufs Letzte durchgekämpft werden, und kann dagegen kein Verbot oder Machtspruch, der ihn dämpfen oder abschneiden will, etwas verfangen. Kein unzeitiger Vermittlungsversuch vermag seinen Gang aufzuhalten, Henotikon, Typus, Ekthesis, Interim, Kolloquium — Alles bleibt da vergebens. Wird er auch für eine Zeitlang gehemmt, er bricht doch bald wieder aus, und setzt sich so lange fort, bis der Irrthum und die gegenüberstehende Wahrheit sich vollständig auseinandergesetzt haben. Was die Kirche auf diesem Wege an bestimmter Einsicht in das Wesen ihres Glaubens gewinnt, das stellt sie als Lehrbegriff fest, während sie den überwundenen Irrthum ausschließt, und ausschließen muß. Und was dann noch länger an ihm festhält, das scheidet mit ihm aus der kirchlichen Gemeinschaft aus. Dies ist die Häresie; Abweichung und Widerspruch gegen das von der Kirche sanctionirte Dogma. Sie tritt eigentlich erst dann und an den Punkten ein, über welche sich ein klares kirchliches Bewußtseyn ausgebildet hat; vorher ist der Irrthum noch nicht Häresie. Er steht dann noch häufig gar nicht im direkten Widerspruch gegen den christlichen Glauben, ist nur erst eine mangelhafte oder einseitige Fassung, wie z. B. die Ansichten mehrer Väter der ersten drei Jahrhunderte über das Verhältniß des Logos und des hl. Geistes zum Vater, oder der sogenannte **Pelagianismus ante Pelagium** in der morgenländischen Kirche. Hat sich aber das kirchliche Bewußtseyn über eine Lehre symbolisch fixirt, dann wird der Widerspruch dagegen zur Häresie.

Das Schicksal der Richtungen, die an solchen Irrthümern halten, kann kein anderes seyn, als daß sie innerlich zerfallen, und allmählich ersterben, wie die Geschichte derselben, insbesondere die des Monophysitismus lehrt.

Mit dem Gesagten soll nun keineswegs verkannt werden, daß auch in dem Widerspruch ein förderndes Moment liegen könne; ja man wird sagen müssen, daß die Kirche in den meisten Fällen erst durch ihn veranlaßt worden sey, die einzelnen Seiten ihres Glaubens in die Bestimmtheit des Lehrbegriffs zu fassen, und in so fern hat man nicht unrecht, die Häresie als Agens der ganzen Entwicklung zu bezeichnen. Das haben auch schon die Alten bemerkt. **Ad hoc sunt haereses, ut fides habendo tentationem habeat etiam probationem,** sagt Tertullian (**de Praesc. c. 1**) und Origenes: **Melius ipsa veritas ex falsorum comparatione fulgebit, — evidentior ex ipsa comparatione apparebit impietas. Nam si doctrina ecclesiastica simplex esset et nullis haereticorum assertionibus cingeretur, non poterat tam clara et examinata videri fides nostra. Sed idcirco doctrinam catholicam contradicentium obsidet oppugnatio, ut fides nostra non otio torpescat sed exercitiis elimetur. — Vis autem scire, quod, quae bona sunt, bona esse et ex deteriorum magis comparatione noscuntur? Quis sciret bonam esse lucem, nisi noctis tenebras sentiremus? (Homil. in Num. IX).** — Allein daraus folgt noch keineswegs, daß die Häresie an sich etwas Gutes, oder auch nur ein nothwendiges Moment für die Entwicklung sey. Einmal vorhanden, muß sie allerdings der Kirche förderlich werden, aber davon liegt der Grund nicht in ihr, sondern in der waltenden Macht des Herrn, dessen Privilegium es ist, wie einmal Augustin sagt, **ut bene faceret etiam de malo.** Die Tendenz des häretischen Irrthums ist immer die Zerstörung der Wahrheit. Käme es auf ihn an, er hätte das Christenthum längst in seinem innersten Wesen aufgelöst. Was wäre aus der Kirche geworden, wenn es dem Gnosticismus gelungen wäre, eine Berechtigung in ihr zu gewinnen, was aus der gesammten Theologie, wenn der Arianismus die Herrschaft errungen hätte? Von den Konsequenzen des modernen Pantheis-

mus, der die historische Basis der Offenbarung, so viel an ihm ist, untergräbt, gar nicht zu reden. Deßhalb hat denn auch die Kirche von Anfang an, nach dem Vorgang der hohen Apostel, die Gefährlichkeit der Häresie erkannt, und mit allen Kräften gegen sie gestritten. Daß man diesen Kampf zu Zeiten mit andern Waffen als mit denen des Geistes geführt hat, daß sich in die Art des Kampfes viel Sündliches und Fleischliches eingemischt hat, ist eben so anzuerkennen als tief zu beklagen. Der Kampf an sich bleibt dessenungeachtet ein berechtigter und nothwendiger.

2) Das Mittel, wodurch die Kirche in diesen Kämpfen siegt, ist neben dem alten, unwandelbaren Grundbekenntniß (S 14.) und der Glaubenserfahrung, das geschriebene Wort Gottes, die heilige Schrift. In der Schrift ist die göttliche Offenbarung in ihrer ursprünglichen Reinheit und Wahrheit niedergelegt, durch Inspiration des heil. Geistes urkundlich fixirt; und zwar in einer Fülle und Tiefe, welcher gegenüber die Tradition, (wir meinen die Tradition in dem oben bezeichneten Sinne, die regula fidei der alten Kirche) als Armuth erscheint. Denn es sind in ihr die Schätze der göttlichen Weisheit und Erkenntniß niedergelegt. Und einer solchen Urkunde bedarf die Kirche; denn die mündliche Ueberlieferung kann sich trüben, und hat sich erfahrungsmäßig getrübt; die christliche Wahrheit kann bei ihrem Durchgang durch die Individuen eine subjective Färbung gewinnen, wodurch sie ihre Reinheit verliert, und ist, wie wir sahen, oft genug in Irrthum verkehrt worden. Aber an der heil. Schrift hat die Kirche 1) die sichere und untrügliche Regel zur Beurtheilung jedweder menschlichen Auffassung oder Darstellung der göttlichen Wahrheit, und somit das Korrektiv für alle Entstellungen derselben; 2) die reinste und reichste Quelle, *) aus welcher fort-

*) Wir sagen mit Fleiß, die reichste, nicht die einzige, denn das göttliche Wort, wie es als verbum praedicatum immerdar in

während Ströme des Lebens und der Weisheit fließen. Zu diesem zwiefachen Zweck ist sie ihr von Gott gegeben, und indem sie dieselbe demgemäß handhabt, vermag sie einerseits den Irrthum zu erkennen und zu überwinden, andrerseits immer tiefer in das Verständniß der Wahrheit sich hineinzuleben. Es ist ein Mangel an unsern meisten Bearbeitungen der Dogmengeschichte, daß sie die Schriftgründe, welche die Kirche den Häretikern entgegenstellte, nicht genugsam berücksichtigen, während sie den Einfluß der jedesmaligen Zeitphilosophie für die Dogmenbildung zu hoch anschlagen. Indessen können auch wir hier nicht näher auf diesen Punkt eingehen; wir suchen vielmehr aus dem Bisherigen ein schließliches Resultat zu ziehen.

V.

Die Bedeutung des Lehrbegriffs für die Kirche.

Was die Kirche auf dem bezeichneten Wege an einzelnen Lehren gewinnt, das wird für sie eine objektive Macht; sie erkennt darin die Bestimmungen, welche sie ihrem eigenen Glauben gab. Darum wirft sie dieselben nicht wieder weg, sondern bewahrt sie als theure Errungenschaft, und überliefert sie der Folgezeit als sichere Basis für die weitere Entwicklung. Denn sie selbst will vorwärts; aber nicht so, daß sie jedesmal erst das gelegte Fundament wieder abbräche, und von vorn anfinge, wobei sie es zu nichts brächte, sondern so, daß sie auf der gewonnenen Basis fortbauet und einen Stein an den andern fügt, um allmählich ihre große Aufgabe zu lösen.

Hieraus ergibt sich nun der Begriff des Dogma und dessen Bedeutung für die Kirche. Dogma ist nicht jede zufällige Meinung eines Kirchenlehrers, nicht die Privatansicht dieses oder jenes Individuums, auch nicht die wissenschaftliche Auffassung, sondern das,

---

die Gemeinde ausgeht und in ihrem Glauben ein, so zu sagen, subjektives Daseyn gewinnt, ist auch ein fortwährender Quell der Erkenntniß.

was sich aus der ganzen Bewegung als das Allgemeine und Gemeinsame herausstellt, näher: es ist der bestimmte und begriffliche Ausdruck, den die Kirche ihrem Glauben gegeben hat. Das Dogma hat also eine zwiefache Seite, eine innere und eine äußere. Die innere ist die göttliche Substanz des Glaubens, unwandelbar, ewig sich selber gleich; die äußere ist die menschliche Form. Diese bildet sich fort und bewegt sich so lange, bis sie ihrem Inhalt entspricht und sich als der adäquate Ausdruck für ihn bewährt hat. Jene giebt dem Dogma seine Wahrheit; diese macht den Inhalt erst zum Dogma; denn zum Dogma, zum kirchlichen Lehrsatze, wird die Glaubenswahrheit erst, wenn sie sich eine bestimmte Form gegeben hat, in dem der gemeinsame Glaube der Kirche seinen Inhalt wieder erkennt.

Es ist deßhalb irrig, diese Bestimmungen dem Worte Gottes gleich, oder an die Seite zu setzen. Denn sie sind zwar nicht ohne die Mitwirkung des heiligen Geistes zu Stande gekommen, keineswegs aber durch die unmittelbare Wirkung, welche wir als Inspiration bezeichnen, sondern durch die Erleuchtung, welche das geoffenbarte und inspirirte Wort vermittelt. Und darum läßt sich auch a priori ihre Infallibilität durchaus nicht behaupten. Die Ehre, absolute Wahrheit zu seyn, gebührt allein dem göttlichen Wort; und diese Ehre würde ihm entzogen, wollte man den kirchlichen Formeln eine gleiche Dignität vindiziren. In diesen Fehler ist man frühzeitig verfallen. Schon im dritten und vierten Jahrhundert lassen einzelne Synoden ihre Beschlüsse mit dem Anspruch ausgehen: *τάδε ὁρίζει Χριστὸς διὰ τῆς ἁγιοτάτης συνόδου*, — placuit nobis spiritu so. suggerente, und in dem Maaße, als sich die katholische Lehre von der Kirche und Tradition ausbildete, nahm auch diese Verirrung zu. Selbst einzelne protestantische Theologen haben sich derselben schuldig gemacht, wenn sie, wie Wernsdorf, die Bekenntnißschriften unserer Kirche geradezu für inspirirt erklärten;

während dagegen schon die großen Lehrer des sechszehnten Jahrhunderts hierin das Richtige gesehen und ausgesprochen haben.

Nicht minder irrig ist es aber, jenen Bestimmungen die fortdauernde Giltigkeit in der Kirche und für die Kirche absprechen zu wollen. Von dem Standpunkt der historischen Betrachtung aus müssen wir dies für eine völlige Verkennung ihres Wesens bezeichnen. Denn sind sie auch nicht mit dem göttlichen Worte identisch, so haben sie doch zum wesentlichen Inhalt den Gemeinglauben der Kirche, dessen Objekt jenes Wort, und dessen Wesen dieses ist, daß er sein Objekt in sich herübernimmt und sich zueignet. Sie sind die Resultate der Glaubenserkenntniß, der Glaubenserfahrung und der Glaubenskämpfe der Kirche; und da dieser Glaube selbst ein einheitlicher und seinem Wesen nach in allen Zeiten derselbe ist, so läßt sich nicht absehen, wie die Kirche jemals sollte dahin kommen können, das als ungiltig zu verwerfen, was sie einmal auf dem oben bezeichneten Wege, als ihr Bekenntniß aufgestellt hat. Die Einrede, es entspreche dem Bewußtseyn der Gegenwart nicht mehr, will hier wenig sagen. Denn erstlich ist sie, in dieser Allgemeinheit ausgesprochen, gar nicht wahr; vielmehr bekennt sich noch heute die Gemeinde in ihren gläubigen Gliedern, zu dem Glauben der Väter, als zu ihrem eigenen. Die Lehren von der heiligen Trinität, von der Person des Erlösers, von der Sünde und Gnade, von der Rechtfertigung und Heiligung stehen bei dem christlichen Volke noch immer in ihrem alten Ansehen, und es würde sie keineswegs so leicht, als man wähnt, mit den Satzungen einer neuen Weisheit vertauschen. Sodann aber wird wohl kaum Jemand der Gegenwart eine Glaubenserfahrung zutrauen, welche an die Höhe derjenigen reichte, welche die Kirche in den ersten fünf Jahrhunderten ihres Bestehens oder im sechszehnten gemacht hat; man wird vielmehr nicht umhin können, die Glaubensschwäche, die Glaubenslosigkeit, den Indifferentismus als hervortretende Züge an ihr zu bezeichnen. Und wenn dem also ist, wie sollte denn „das Bewußtseyn“ einer glaubensarmen Zeit ein Zeugniß seyn, wider

die Wahrheit des Bekenntnisses einer glaubensstarken? oder die Aussage einer subjektiven und destruktiven Wissenschaft wider die Glaubenssätze, die aus der erfahrungsmäßigen Erkenntniß des objektiven göttlichen Wortes hervorgegangen sind? Oder ist etwa deßhalb die Lehre unserer Kirche über das Verderben des natürlichen Menschen nicht mehr für wahr zu achten, weil heute viele ihrer Glieder nichts mehr von der Erbsünde wissen, oder die Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben, weil ihrer viele, wie einst Israel, in eigener Gerechtigkeit satt und reich geworden sind? —

Wir werden also ohnerachtet jener Einrede die fortwährende Bedeutung des Lehrbegriffs für die Kirche darein setzen, daß sie in ihm den Ausdruck ihres Gemeinglaubens an das Wort Gottes erkennt; und darum bekennt sie sich auch zu ihm, sammt allen ihren treuen Dienern, es mögen diese durch eine ausdrückliche Verpflichtung daran gebunden seyn oder nicht.

Kehren wir nun mit diesem Resultat zu dem Anfang unserer Erörterung zurück, so wird sich die Frage nach einer Fortbildung des Lehrbegriffs dahin beantworten lassen, daß eine solche an sich nicht nur möglich, sondern sogar eine Anforderung sey, welche die Kirche an sich selbst zu stellen habe; denn sie ist noch nicht am Ziel; daß aber eine solche nur auf der Grundlage der alten Bekenntnisse und zwar auf der Grundlage aller, vom Symbolum Apostolicum an bis zur Koncordienformel herab, also nur auf dem Wege des Fortschritts, nicht des Rückschritts, der positiven Fortbildung, nicht der Negation, nur auf dem Wege organischer Entwicklung, nicht destruktiver Auflösung des Bestehenden geschehen könne und dürfe; endlich daß nur eine Zeit großer Glaubenserkenntniß und Glaubenserfahrung zur Lösung dieser Aufgabe Beruf und Geschick haben könne, eine Zeit voll positiver und einheitlicher Glaubensgedanken; kurz eine Zeit, die das inreichem Maaße besitzt, was der Ge-

genwart fehlt. *) Möge sich darum die unsrige hüten, das alte gute Bekentniß anzutasten, und die Errungenschaft der kirchlichen Vorzeit hinwegzuwerfen. Möge sie vielmehr dankbar und demüthig behalten, was ihr Gottes Gnade gegeben hat, eingedenk des Wortes: „Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe, wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat."

Uebrigens wollen wir hiemit ausdrücklich erklärt haben, daß in dieser Erörterung die Bedeutung des Lehrbegriffs nur nach Einer, und nicht einmal nach der wichtigsten Seite, betrachtet worden sey; dies ist sein Verhältniß zur heil. Schrift. Denn auf der Uebereinstimmung mit dem Schriftwort beruht im letzten Grunde die Wahrheit und darum auch die Autorität des Dogma. An ihm muß es sich bewähren und nur weil es sich an ihm bewährt, gilt es uns als Wahrheit; nur weil wir wissen, daß der kirchliche Lehrbegriff in der Schrift seinen festen Grund hat, bekennen wir uns zu ihm und eben damit zu dem Inhalt der Schrift. Doch darüber behalten wir uns das Wort auf ein andermal vor.

---

*) Vrgl. Ullmann für die Zukunft der ev. Kirche: „Unsre Zeit (S. 30.) ist zur Hervorbringung eines Bekenntnisses nicht geeignet, — — denn sie ist in religiöser Beziehung noch viel zu gespalten und zerrissen, noch viel zu wenig innerlich geeignet, auch auf diesem Boden zu wenig produktiv, als daß etwas wahrhaft Bedeutendes, Lebensvolles und Dauerndes geliefert werden könnte."

Abdruck einer Zuschrift an Professor Dr. Hengstenberg in Berlin *).

Hochwürdiger Herr!
Hochgeehrter Herr Kollege!

Was die unterzeichneten Mitglieder der hiesigen theologischen Fakultät bewegt, diese Zuschrift an Sie zu richten, ist die Erfüllung einer Pflicht, welche mit dem Bekenntniß der evangelischen Wahrheit aufs engste verbunden ist. Wenn es überhaupt einerseits in dem Sinn der Welt und andrerseits in dem Inhalt des Evangeliums von Christo seinen Grund hat, daß das entschiedene Bekenntniß desselben auf die Ungunst der Menge und auf die Schmach der Welt zu rechnen hat, so gilt dies insbesondere von der gegenwärtigen Zeit, in welcher neben einer zweideutigen Halbheit der Gesinnung, die Feindschaft gegen die Wahrheit, die aus Gott ist, und mit ihr der entschiedenste Widerwille gegen jedes offene und bestimmte Zeugniß von Christo zur Herrschaft gelangen will. Darf nun diese Erfahrung die Bekenner des Herrn nicht abhalten, sich offen zu ihm und seinem Worte zu bekennen, so liegt darin zugleich für sie die Pflicht, sich auch zu einander zu bekennen und die Schmach, die um des Herrn Willen dem einen widerfährt, als eine gemeinsame Last zu tragen. Es ist das eine Pflicht der brüderlichen Liebe und der gliedlichen Gemeinschaft.

Sie nun, hochgeehrter Herr Kollege! haben seit einer Reihe von Jahren theils in gelehrten Arbeiten, theils in der von

*) Diese, wie wir glauben, für unsere Leser interessante Zuschrift, welche in der ev. Kirchenzeitung nur theilweise abgedruckt ist, hier vollständig mitzutheilen, sind wir auf unser Ansuchen in Stand gesetzt. Anmerkg. d. Red.

Ihnen redigirten Zeitschrift wider die ungläubige Richtung dieser Zeit gekämpft und für die von ihr verachtete positive Wahrheit des Evangeliums mit der vollen Entschiedenheit eines Mannes freimüthig und kräftig gezeugt. Wir sahen Sie überall, wo es den heiligen Kampf für die theuren Güter der prot. Kirche galt, eintreten, und unbekümmert um die Gunst oder Ungunst der Menge, Ihre Stimme erheben für die evangelische Heilslehre, wie sie klar und bestimmt in der heil. Schrift vorliegt und in dem kirchlichen Bekenntniß einen adäquaten Ausdruck gefunden hat. Auch hat sich der Herr sichtbar zu Ihrem Zeugniß bekannt. Er hat Sie zum Segen für Viele, zur Stärkung für alle diejenigen gesetzt, welche denselben Glauben theilen. Eben deßhalb konnte es auch nicht fehlen, daß sich an Ihnen das Wort des Herrn erfüllte: „Ihr müßt gehaßt werden um meines Namens Willen von Jedermann," und es hat sich buchstäblich erfüllt. Denn wo ist seit Jahren irgend eine, der kirchlichen Richtung feindselige, Schrift erschienen, wo ist in den letzten Tagen ein Angriff auf das positive Christenthum erfolgt, der nicht über Ihren Namen ein volles Maaß von Verunglimpfungen, von ungerechten, lieblosen Beschuldigungen, von harten Anklagen ausgegossen hätte? So sind Sie vor vielen andern gewürdigt worden, die Schmach des Herrn zu tragen. Nun halten wir allerdings dafür, daß Sie solche Anfechtung sich nicht befremden lassen, denn Sie wissen mit uns, was der Apostel 1. Pet. 4, 14 sagt; aber Zweierlei, glauben wir, hat sie am Tiefsten geschmerzt: einmal, das Schweigen solcher, die mit Ihnen desselben Glaubens sind, und sodann die öffentliche Erklärung derer, die wir bisher, wenn auch nicht für entschiedene Bekenner, doch für wohlgesinnte Freunde des Evangeliums halten durften. Auch uns hat die Erklärung, die von dieser Seite gegen Sie ergieng, aufs Höchste befremdet und aufs Tiefste verletzt.

In Erwägung der oben bezeichneten Pflicht lassen wir darum diese Inschrift und mit ihr die Bezeugung unserer Glau-

bensgemeinschaft an Sie, hochgeehrter Herr Kollege! ergehen. Zwar wissen wir uns nicht in allen Punkten mit Ihnen völlig einverstanden, namentlich ist es Ihre Anschauungsweise der Preußischen Union und des Verhältnisses, in dem die Kirche zu ihrem Bekenntnisse steht, welche wir nicht theilen können; aber dasjenige, weßhalb sie gegenwärtig von so vielen Seiten her geschmäht und angefochten werden, ist nicht das, was uns von Ihnen trennt, sondern was uns mit Ihnen verbindet. Es ist das überhaupt nicht eine besondere, Ihnen eigenthümliche theologische Richtung, keine Sache der Schule, und noch viel weniger Sache einer Partei, sondern es ist der Eine Glaube an den Einen Christus und das Eine Bekenntniß dieses Glaubens, welches die Kirche von Anfang an durch alle Zeiten herab bekannt hat; es ist insbesondere das theure Bekenntniß der protestantischen Kirche, wie sie es aus den Anfängen der Reformation übernommen hat. Zu diesem Bekenntniß bekennen auch wir uns von Grund des Herzens mit der ganzen protestantischen Kirche, und zwar aus demselben Grunde wie Sie; nicht weil es eine einmal recipirte Formel ist, sondern weil wir dem Worte Gottes in der Schrift, aus dem es geschöpft ist, glauben, nicht blos weil uns unser Eid, als Glieder einer lutherischen Fakultät, darauf verpflichtet, sondern weil wir in seinem wesentlichen Inhalt den einfachen Ausdruck unserer eigenen Schrifterkenntniß, in seinen Lehrartikeln die adäquate Form für den evangelischen Glauben erkennen, in welchem wir unseres Lebens Heil und unserer Seele Friede finden. Und weil wir Sie um desselbigen Glaubens willen angefochten und geschmähet sehen, so drängt es uns, hiemit unsere Glaubensgemeinschaft mit Ihnen zu bezeugen, und so zugleich an der Schmach, welche Ihnen widerfährt, uns zu betheiligen. Wir thun dies nicht, als ob Sie unseres Beistandes zum Kampf, oder unserer Ermuthigung zum Ausharren in der Treue bedürften. Sie haben selbst bereits Ihre Gegner widerlegt, Sie haben in den Zeugnissen von Stahl, von Harms und Anderen die tüchtigsten Bundesgenossen gefunden; auch wissen wir

wohl:, daß Hengstenberg Manns genug ist, um bei einer guten Sache zu stehen und auszuhalten, unangesehen, ob sie Ehre oder Schmach eintrage, ob viele oder wenige es mit ihr halten. Uns bewegt lediglich das Bewußtseyn des gemeinsamen Glaubens und jene gliedliche Gemeinschaft des Leibes Christi, von welcher der Apostel sagt: „So Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so Ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.“ Diesem Bewußtseyn einen einfachen Ausdruck zu geben, wollten wir nicht unterlassen. Und so, befehlen wir Sie Gott und dem Wort seiner Gnade. Fahren Sie fort, an Ihrem Theile den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen, und mit den Waffen des Geistes wider den gemeinsamen Feind Ihrer und unserer Kirche zu streiten. Der Herr sey ihr Schild und Ihr sehr großer Lohn. Er stärke Sie im Glauben und Geduld und mache Sie, wie uns, immer tüchtiger, sein Werk zu thun. Sein ist das Reich. Er wirds versehen. Und das sagen wir mit fröhlicher Hoffnung. Denn wie groß auch die Zerrissenheit der Gegenwart sey, und wie unsäglich die Verwirrung in den kirchlichen Dingen, mitten da hindurch erblicken wir doch bereits die Morgenröthe eines neuen Tages. Sein Reich ist sichtbar im Kommen; seine Gemeinde sammelt und baut sich aller Orten. Es wird ein vergebliches Bemühen seyn, ihr das gute Bekenntniß der Väter rauben zu wollen; es wird sich als wahr ausweisen, was vorlängst einer gesagt hat, „daß die alte Kirche Luther's einen festen Boden hat in der Geschichte und im Volke“, ja vielmehr, setzen wir hinzu, in dem Worte unseres Gottes, welches ewiglich bleibet. Er segne die Kirche, die seinen Namen bekennt. Er segne Sie und uns.

Unseren brüderlichen Gruß in aufrichtiger Hochachtung und Liebe.

Die unterzeichneten Mitglieder der theologischen Fakultät:

Erlangen am 29. Dezember 1845.

Dr. Thomasius d. Z. Dekan, Dr. Kaiser, Dr. Höfling,

Dr. Hofmann.

Johann Georg Hamann
als Pädagog *).

J. G. Hamann ist den 27sten August 1730 in Königsberg geboren. Sein Vater, ein ehrenwerther Mann, war **) „ein beliebter Wundarzt, welcher den Volksnamen des Altstädtischen Baders allen ehemals wohlfeilen Ehrentiteln vorzog.“ Er war in der Lausitz, die Mutter in Lübeck geboren; außer Johann Georg hatten sie noch einen jüngern Sohn. Hamann berichtet: beide Eltern seyen „Feinde des Müssiggangs und Freunde göttlicher und menschlicher Ordnung gewesen“ ***). „Sie begnügten sich nicht,“ fährt er fort, „mit dem bloßen Schein ihrer Pflichten und dem Ceremoniel der Erziehung, was so viele Eltern Schanden halber ihre Kinder genießen lassen; sie hatten unser Bestes zu ihrem Augenmerk, und thaten so viel selbst, als ihre Umstände und Einsichten es erlaubten. Unsre Lehrmeister mußten ihnen Rechenschaft von unserm Fleiß und Aufführung ablegen; wir fanden zu Hause eine Schule an der Aufsicht, ja an der strengen Aufsicht und an dem Beispiel unsrer Eltern. Lügen, Umtreiben und Näscherei waren drei Hauptdinge, die uns

*) Gegenwärtige Charakteristik Hamann's ist für meine Geschichte der Pädagogik bestimmt. Sie soll keinesweges den Mann nach allen seinen Richtungen schildern, sondern einzig die pädagogische in's Auge fassen. v. Raumer.

**) Ham. Schriften. 7, 76. 161.

***) Eb. 1, 153.

nicht vergeben wurden... Wir können uns eher einer Verschwendung in unserer Erziehung rühmen, als über eine Sparsamkeit darin beschweren. Die rechte Haushaltung und Wirthschaft darin ist die größte Kunst." —

Den ersten Schulunterricht erhielt Hamann von einem Lehrer, der ihm das Latein ohne Grammatik beizubringen gesucht*); bei einem zweiten Lehrer lernte er, wie er selbst erzählt, einen Römer verdeutschen, ohne die Sprache noch den Sinn des Autors zu verstehen. „So waren," sagt er, „meine lateinischen und griechischen Zusammensetzungen: Buchdruckerarbeit, Taschenspielerkünste, wo das Gedächtniß sich selbst überfrißt, und eine Schwindung der übrigen Seelenkräfte entsteht, weil es an einem gesunden und gehörigen Nahrungssafte fehlt." Durch Dressur sey er in der Rechenkunst weit gebracht worden, aber das gehe verloren bei Kindern, die „ohne Aufmerksamkeit und Verstand fertig gemacht würden." „Es ist," fährt Hamann fort, „eben so wie in der Musik, wo die Finger nicht allein, sondern hauptsächlich die Ohren und das Gehör gelehrt und geübt werden müssen. Wer noch so geschwind und richtig ohne Gefühl der Harmonie ein Stück oder hundert gelernt hat, spielt wie ein Tanzbär in Vergleichung des elendesten Geigers, der seine eigenen Grillen auszudrücken weiß."

Wiewohl das Gedächtniß Hamann's bei solchem Unterricht vor Allem in Anspruch genommen ward, so klagt derselbe doch, daß gerade sein Gedächtniß durch diesen Unterricht „geschwächt" worden sey. Eine beherzigenswerthe Erfahrung, welche gegen das, bis auf's Abnutzen übertriebene Ueben einzelner Seelenkräfte warnt **). Allzuscharf macht schartig.

Seiner Erzählung fügt Hamann treffliche pädagogische Be-

---

*) Eb. 156 ꝛc.

**) Man denke an das gränzenlose Memoriren der Schule Jacotot's und Ruthard's.

merkungen bei, dazu bewogen *), weil die Erziehung „ein so wichtig Werk“ sey, und er „in seinem Herzen einen zärtlichen Ruf Gottes finde, Lämmer zu weiden“ **).

„Ein rechtschaffener Lehrmeister,“ sagt er, „muß bei Gott und sich selbst in die Schule gehen, wenn er die Weisheit seines Amtes ausüben will; er muß ihn nachahmen, so wie er sich in der Natur und in der heiligen Schrift offenbart, und vermöge beider in gleicher Art in unserer Seele. Der allmächtige Gott, dem nichts kostet, ist der sparsamste und langsamste Gott. Das Gesetz seiner Wirthschaftlichkeit von Zeit, womit er in Geduld die Früchte abwartet, sollte unsere Richtschnur seyn. Es ist nichts daran gelegen, was? noch wie viel? Kinder und wir Menschen überhaupt wissen; aber alles, wie?“ — „Die Mittel, Kinder zu unterrichten, können nicht einfach genug seyn. Sie müssen aber reich an Wirkungen, eine Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit zur Anwendung und Ausübung in sich schließen.“

„Die Erlernung der fremden Sprachen sollte als ein Hülfsmittel, die Muttersprache besser zu verstehen; was ein bloßes Gedächtnißwerk zu seyn scheint, als eine Vorbereitung und Uebung aller Seelenkräfte und höherer, wichtigerer, schwererer, ja geistlicher Dinge gebraucht werden.“

Solche und andere Betrachtungen macht der achtundzwanzigjährige Hamann über die Erziehung, welche er genossen ***). „Die Vollkommenheit der Welt,“ sagt er zuletzt, „scheint in der Entfernung von der Natur zu bestehen. Wie unnatürlich haben uns Moden und Gewohnheiten gemacht, und wie schwer fällt uns in unsern Zeiten, zur Einfalt und Unschuld der alten Sitten zurückzukehren!“

Im Jahre 1746, im sechzehnten Lebensjahre ward Hamann in

---

*) Eb. 161.

**) Eb. 158.

***) Eb. 163.

Königsberg als Student immatrikulirt, und studirte zuerst Theologie, dann Jurisprudenz. Sehr früh aber, nur 22 Jahre alt, vertauschte er die Rolle des Lernenden mit der des Lehrers. Im Jahre 1752 ward er nämlich Hofmeister in Liefland, bei einer Baronin B., 18 Meilen von Riga. Er schildert die Familie *). „Ein Kind von 9 Jahren, das sehr schüchtern, steif und zärtlich aussah. Außer ihm hatte ich seine jüngere Schwester und eine Waise, die von der Baronin erzogen ward" „Der Anfang," fährt er fort, „den ich in diesem neuen Beruf machte, war gewiß schwer. Ich hatte mich selbst, meinen Unmündigen, und eine unschlachtige, rohe und unwissende Mutter zu ziehen. Ich ging wie ein muthig Roß im Pflug mit vielem Eifer, mit redlichen Absichten, mit weniger Klugheit, und mit zu vielem Vertrauen auf mich selbst und Zuversicht auf menschliche Thorheiten bei dem Guten, das ich that oder thun wollte. Wir sind von Natur geneigt, unsere Bemühungen zu überschätzen, die Wirkungen davon als eine unumgängliche Folge zu erwarten, anderer Pflichten nach unseren Vorurtheilen und Neigungen abzuwägen und zu berechnen. Der Ackersmann kann sich keine hundertfältigen Früchte von der sorgfältigen Wirthschaftskunst allein versprechen. Der Boden, die Witterung, die Eigenschaft des Samens, ein kleines Ungeziefer, Dinge, die unserer Aufmerksamkeit entgehen, haben ihren Antheil, und über das alles das Gedeihen der göttlichen Vorsehung und Regierung. Meine Handlungen sollten von Menschen erkannt, bisweilen bewundert werden, ja sie sollten zu ihrer Beschämung gereichen. Dies sind Alles unlautere Triebe, die den Gebrauch unsrer Kräfte verwirren und zu Schanden machen."

„Ich schrieb **) zwei Briefe an die Baronin über die Erzie-

---

*) Eb. 175.

**) Eb. 177.

hung ihres Kindes, die ihr das Gewissen aufwecken sollten." Der eine dieser Briefe ist uns aufbehalten, er lautet:

„Weil ich nicht mehr weiß, was ich dem Herrn Baron nachdrückliches sagen soll, so bin ich ganz erschöpft und verzweifle, bei ihm etwas auszurichten. Ich sehe mich noch täglich genöthigt, ihn lateinisch lesen zu lehren, und immer das zu wiederholen, was ich schon den ersten Tag meines Unterrichts gesagt habe. Ich habe eine menschliche Säule vor mir, die Augen und Ohren hat, ohne sie zu brauchen, an deren Seele man zweifeln sollte, weil sie immer mit kindischen und läppischen Neigungen beschäftigt und daher zu den kleinsten Geschäften unbrauchbar ist. Ich verdenke es Ew. Gnaden nicht, wenn Sie diese Nachrichten als Verleumdungen und Lügen ansehen. Es kostet mir genug, die Wahrheit derselben stündlich zu erfahren, und es gibt Augenblicke, in denen ich des Hrn. Barons künftiges Schicksal mehr als mein jetziges beklage. Ich wünsche nicht, daß die Zeit und eine traurige Erfahrung meine gute Absicht bei Ihnen rechtfertigen möge. Ich bin genöthigt, weder an Rechnen, worin der Herr Baron so weit gekommen, daß ich ihn habe Zahlen schreiben und aussprechen lehren müssen, noch an Französisch und andere Nebendinge zu denken, weil er nur immer zerstreuter werden würde, je verschiedenere Dinge ich mit ihm vornehme. Ein Mensch, der nicht eine Sprache lesen kann, die nach den Buchstaben ausgesprochen wird, ist nicht im Stande, eine andere zu lernen, die nach Regeln ausgesprochen werden muß, wie die Französische. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ew. Gnaden um einige Hülfe bei meiner Arbeit anzusprechen. Man wird dem Herrn Baron ein wenig Gewalt anthun müssen, weil er die Vernunft oder Neigung nicht besitzt, seine eigene Ehre und Glückseligkeit aus freier Wahl zu lieben. Gewissenhafte Eltern erinnern sich bei Gelegenheit der Rechenschaft, die sie von der Erziehung ihrer Kinder Gott und der Welt einmal ablegen sollen. Diese Geschöpfe haben menschliche Seelen und es steht nicht bei uns,

sie in Puppen, Affen, Papageyen oder sonst etwas noch ärgeres zu verwandeln. Ich habe Ursache, die Empfindungen und Begriffe einer vernünftigen und zärtlichen Mutter bei Ew. Gnaden vorauszusetzen, da ich von dem Eifer überzeugt bin, den Sie für die Erziehung eines einzigen Sohnes haben. Sie werden seinem Hofmeister nicht zu viel thun, wenn Sie ihn als einen Menschen beurtheilen, der seine Pflicht mehr liebt, als zu gefallen sucht."

„Man verstand meine Briefe nicht," fährt Hamann in seiner Erzählung fort, „und ich goß Oel ins Feuer." Näher beschreibt er dies in folgendem Briefe an seinen Vater.

„Den 14ten d. M., am Freitage, an dem die Frau Baronin fastet, bekam ich gleich nach dem Essen folgenden eigenhändigen Brief durch die Hausjungfer, nachdem der junge Herr wie eine Leiche eine Viertelstunde vorher herunter gekommen war; ich hatte unten gespeist.

Herr Hamann,

Da die Selben sich gahr nicht bei Kinder von Condition zur information schicken, noch mir die schlechte Briefe gefallen, worin Sie meinen Sohn so auf eine gemeine und niederträchtige Ahrt abmalen vielleicht kennen Sie nicht anders judiciren als nach Ihrem Eugenem pohtré, ich Sehe Ihnen auch nicht anders an als eine Seuhle mit vielen Büchern umbhangen welches noch gahr nicht einen geschickten Hoff Meister ausmacht, und mir auch schreiben Ihre Freuheit und Gemüthsruhe zu lieb haben sie auf eine Anzahl von Jahre zu verkauffen, ich will weder Ihre so vermeinte Geschicklichkeit noch Ihre Jahre verkauft in meinem Hause sehen, ich verlange Ihnen gahr nicht bei meinen Kindern, machen Sie sich fertig Montag von hier zu reisen.

Man hatte den jungen Baron sogleich oben rufen lassen, als ich meinen Laufzettel bekam. Die Frau Baronin war in die Badstube gegangen; ich wußte nicht, warum mein junger Herr nicht herunter kam. Ich ließ ihn daher, als sie sich ba-

bete, herunter rufen. Er kam mit weinenden Augen zu mir und entschuldigte sich; er hätte einigemal die Frau Baronin gebeten, ihn unten zu lassen, sie hätte ihm aber verboten mich ferner zu sehen. Er fiel mir mit Thränen um den Hals und seine Treuherzigkeit machte mich weich. Ich wendete diese Viertelstunde so gut mit ihm an, als ich konnte, und ließ ihn noch all die Redlichkeit und Zärtlichkeit sehen, die ich für seine Erziehung gehabt hatte. Er drückte mich mit Thränen auf das stärkste an sich. Die Frau Baronin bekam zu hören, daß ihr Sohn bei mir wäre. Sie ließ ihn sogleich rufen und verbot ihm von neuem mich zu sehen. Er kam durch den Garten unvermuthet an das Fenster, klopfte an, und wünschte mir mit einer Wehmuth, die ich für aufrichtig halten kann, eine gute Nacht. Den Sonnabend schrieb er mir aus seinem Gefängniß zwei Briefe, davon ich einen beantwortete. Montags sollte ich abreisen; ich schickte meinen Bedienten hinauf, um mich bei der Frau Baronin zum Abschiede anzumelden. Der Bediente brachte mir die Antwort, daß die Frau Baronin sich Geschäfte wegen entschuldigen und mir alles Gute anwünschen lasse. Ich gab dem Baron einen Wink, der oben in der Stube stand; er kam zu mir gelaufen und ich umarmte ihn. Wie ich schon im Wagen saß, kam er noch zu mir und fiel mir einigemal um den Hals."

Einige Monate darnach erhielt Hamann eine zweite Hofmeisterstelle, von welcher er dies erzählt:

„Ich kam 1753 in der schönsten Jahreszeit nach Kurland zu dem General W..., der eine geborne Gräfin von K... zur Gemahlin und zwei Söhne hatte. Ich folgte hier zwei Hofmeistern, die zugleich gearbeitet hatten, davon der eine ein Windbeutel und roher Mensch, und der andere ein seichter Kopf gewesen war. Ich fand hier zwei Kinder von einer sehr verschiedenen Gemüthsart, als ich an meinem Baron gehabt hatte, wo mehr Zucht, Ansehen und Schärfe nöthig, und mehr zu hoffen war, weil der älteste große Fähigkeit besaß, mit des-

sen Neigungen ich aber niemals so zufrieden habe seyn können, als meines ersten Zöglings mich gemacht haben. Gott erzeigte mir unsäglich viel Gnade gleichfalls in diesem Hause bei Kindern und Eltern, ja selbst bei allen Hausgenossen. Ich schrieb selbige gleichfalls zu viel auf meine Rechnung und machte zu große Gegenansprüche für meine Verdienste. Ich wurde unzufrieden, ungeduldig, heftig, aufs äußerste gebracht, — — und hatte viele Mühe, ein Jahr auszuhalten, wo ich mit vielem Gram, Verdruß, Unwillen, zum Theil Unglimpf — — wiederum nach Riga ging" *).

Auf kurze Zeit übernahm er dieselbe Hofmeisterstelle noch einmal, die Todeskrankheit seiner Mutter rief ihn aber 1756 nach Königsberg zurück **). Von da reiste er über Berlin, Lübeck und Amsterdam nach London, wo er in Aufträgen eines Riga'schen Handelshauses vom 18. April 1757 bis zum 27. Juni 1758 blieb. Durch ein unkluges, wüstes Leben gerieth er hier in große Leibes- und Seelennoth. In dieser wandte er sich zum Lesen der Bibel, und ward dadurch auf wunderbare Weise ergriffen, erleuchtet, getröstet, bekehrt ***). Wie gewaltig diese Wirkung gewesen, beweisen die tiefsinnigen „biblischen Betrachtungen eines Christen" †), welche er damals in London schrieb. Von nun an war und blieb ihm die heilige Schrift unerschütterliches Fundament, unbedingte oberste Instanz seines Denkens und Thuns, seines ganzen Lebens. „Gott hat mich

---

*) Vgl. 1, 259. 271.

**) Die Korrespondenz mit seinen zwei Zöglingen und ihrem nachmaligen Hofmeister G. E. Lindner, ist in pädagogischer Hinsicht merkwürdig. Vgl. 1, 293. 297. 299. 300. 305. 308. 315. 323. 325. 331. Hamann hat zuletzt selbst jene Briefe nicht ganz gebilligt. 1, 446.

***) Eb. 210 — 223.

†) Eb. 51.

zum bibelfesten Mann gemacht" sagt er *). Gegen das Ende seines Londner Aufenthalts schrieb er auch die „Gedanken über meinen Lebenslauf", bitter ernste, nichts verschweigende Konfessionen **).

Im Jahre 1758 erhielt Hamann's Bruder eine Lehrerstelle an der Domschule in Riga. Hamann war besorgt wegen dessen „Gleichgültigkeit", wie sich später zeigte, mit großem Recht besorgt. „Mein Bruder hat Ursach", schreibt er seinem Vater, „sein Unvermögen wie Salomo zu erkennen und sich selbst als ein Kind anzusehen, das weder seinen Ausgang noch Eingang weiß, damit er um ein gehorsam und verständig Herz bitte, die Heerde, die ihm anvertraut ist, zu weiden mit aller Treue und zu regieren mit allem Fleiß" ***). Späterhin tröstet, belehrt, warnt und straft er wiederholt den Bruder †). Als derselbe beim Examen eine Rede halten soll, schreibt er ihm ††): „Wenn Du eine Rede zu halten hast, so rede so, daß Dich die Kinder verstehen können, und sieh mehr auf den Eindruck, den Du ihnen mittheilen kannst, als auf den Beifall gelehrter und witziger Maulaffen. — Du nennst Deine Arbeit ein Joch —

*) Eb. 394.

**) Eb. 149. Aus dieser Schrift ist vieles im Vorigen entnommen. Sie steht den Konfessionen Augustin's in eben dem Grade nahe, als sie von denen Rousseau's im tiefsten Grunde verschieden ist. Wie sehr sie von den nächsten Bekannten Hamann's mißdeutet wurde, bezeugt ein Brief H.'s an J. G. Lindner (1, 352). Namhaften Männern späterer Zeit, welche Hamann verurtheilten, dürfte das gelten, was er jenen Bekannten sagt: „Mein Lebenslauf läßt sich nicht durchblättern und mit Eckel lesen. Herr B... wird noch Zeit nöthig haben und ganz andere Erfahrungen, als er bisher gehabt oder kennt, ehe er vieles darin verstehen kann."

***) Eb. 335.

†) Eb. 364.

††) Eb. 383.

Es ist ein köstlich Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage."

Ein andermal ermahnt er ihn, seinem Amte gewissenhaft vorzustehen. „Du willst besser als andere Leute seyn," schreibt er weiter, „und brauchst den Sommer nicht, wozu er andern Menschen gegeben ist: die Freundlichkeit Gottes zu sehen und zu schmecken. Was Narren schreiben, darum bist Du neugieriger, als was Gott thut; ja wenn Du auch nur jene zu verstehen und anzuwenden wüßtest! So bleibt aber alles todt und unfruchtbar in Dir" *).

Hamann's Ermahnungen wurden jedoch vom Bruder wenig beherzigt **).

„Du willst nichts von dem anwenden, was man Dir an die Hand giebt," schreibt ihm Hamann. „Deine Schüler werden Dir immer nachahmen und nichts recht lernen wollen, weil Du sie nicht recht lehren willst. Du bist so geheim mit Deinen Schulsachen gegen mich, als wenn es Staatsgeschäfte wären. — Wenn Du von der Wichtigkeit Deines Amtes recht eingenommen wärest, würde diese Lust und die Idee davon nicht in hundert Kleinigkeiten hervorbrechen, in Fragen, Anmerkungen, Beobachtungen?" — Weiter sagt er: „Wenn es Dir ängstlich fällt, als ein Lehrer Deine Stunden anzuwenden, so gehe als ein Schüler in die Klasse und sieh Deine Unmündigen als lauter Collaboratores an, die Dich unterrichten wollen; gehe mit einem Vorrath von Fragen unter ihren Haufen, so wirst Du die Ungeduld der Wißbegierde beim Anfange der Lektion in dir fühlen und das Nachdenken eines solchen Schülers mit nach Hause bringen, der eine ganze Gesellschaft von Lehrern auf einmal vergleichen und übersehen kann. — Wer von den Kindern nichts lernen will, der handelt dumm und ungerecht gegen sie."

---

*) Eb. 457.

**) Eb. 3, 8.

Hamann hatte dem Bruder eine griechische Grammatik von Wagner sehr gelobt. Der Bruder antwortet *): „sie ist sonst sehr gut, aber etwas zu kurz und ein bloßes Gerippe." Darauf schreibt Hamann: „Ein Gerippe muß trocken und dem Gesicht unangenehm seyn, von Adern, Sehnen und Fleisch entblößt; widrigenfalls ist es ein Aas. Diese dürren Knochen muß eben der Geist des Lehrers bekleiden und beseelen. Das ist die viva vox im Unterricht, eine Tochter der lebendigen Erkenntniß, und nicht wie vox humana, eine Orgelpfeife. Gründliche Einsichten sind nicht leicht; sie müssen gegraben und geschöpft werden."

Alle Ermahnungen Hamann's waren aber vergeblich; schon im Jahre 1760 gab der Bruder sein Schulamt in Riga auf „und lebte von da an bis 1778 zu Königsberg in dumpfem Müßiggange, zuletzt blödsinnig" **).

Vom Jahre 1759 bis 1787 lebte Hamann fast ununterbrochen in Königsberg. Vier Jahre (1759—1763) pflegte er seinen alten kränklichen Vater. Im Jahre 1767 erhielt er die Stelle eines Schreibers und Uebersetzers bei der Accisedirektion, 1777 ward er Packhofverwalter, 1787 bekam er den Abschied.

Aus seiner mariage de conscience hatte er 4 Kinder, einen Sohn, Johann Michael, geboren 1769 und 3 Töchter. Eine neue pädagogische Lebens-Epoche trat durch die Kinder für ihn ein. Einsichtsvoll, gewissenhaft wie er war, von keiner väterlichen Affenliebe verblendet, fühlte er sich oft sehr unglücklich, wenn er an die Zukunft seiner Kinder dachte. „Was ich für ein wunderliches und schwaches Werkzeug von Vater bin," schreibt er an Herder, „läßt sich gar nicht denken. Eine wahre Glucke, der man Enteneier untergelegt ***). Im Jahre

*) Eb. 13, 14.

**) Eb. 1, XVI. Vgl. 5, 290 u. a. O.

***) Eb. 6, 125.

1776 schreibt er ganz muthlos an denselben *): „Meine drei Kinder haben ihre Mutter, ob sie gleich eine harte Adamstochter ist, und mich rechtschaffene Wehen gekostet. Gestern ist meine älteste Tochter die ganze Treppe hinunter gefallen. Die heiligen Engel im Himmel selbst sind nicht im Stande Kinder zu hüten, geschweige zu erziehen. Gott Lob! sie ist ohne Schaden davon gekommen. Mit meinem Hans Michel geht alles krebsgängig und der Junge verlernt Lust und Sitte. Dieß ist mein höchster Kummer, der mir Angst und graue Haare macht, daß ich nichts selbst für seine Erziehung thun und eben so wenig daran wenden kann. Ich hätte einen Sonntag den grimmigen Einfall ihn über Hals und Kopf einzupacken und dem Pontifex maximus **) in Dessau zu übermachen! Die Hitze hat sich wohl gekühlt, aber der Wurm nagt noch am Mark, was ich mit dem Knaben mit der Zeit anfangen soll. — Ach, aber gaudia domestica geht nichts; hierin besteht der einzige Himmel auf Erden; aber mala domestica sind auch die wahre Hölle selbst für Patriarchen und David gewesen. Gottes Geist und des Menschen Sohn sind hier die einzigen Schulmeister."

Herder tröstete den verzweifelnden Freund ***). „Ueber die Erziehung Ihres Hans Michel," schreibt er, „grämen Sie sich nicht, man richtet doch damit nichts aus. Gedulden Sie sich noch ein wenig; ich rücke jetzt ja selbst †) dem Pontifex Max. in Dessau näher, und mein Knabe wächst auch heran, den er aber, so Gott will, nie sehen oder haben soll. Mir kommt alles erschrecklich vor, wie ein Treibhaus, oder vielmehr

*) Eb. 5, 176. Vgl. eb. 120. 267. 287.

**) Basedow, welcher im Jahre 1776 den Kulminationspunkt seiner Berühmtheit erreichte.

***) Eb. 183.

†) Herder kam damals von Bückeburg nach Weimar.

wie ein Stall voll menschlicher Gänse. Als neulich mein Schwager, der Jäger, hier war, erzählte er von einer neuen Methode, Eichwälder in zehen Jahren zu machen, wie sie sonst nur in fünfzig oder hundert würden; daß man den jungen Eichen unter der Erde die Herzwurzel nähme, so schieße über der Erde alles in Stamm und Aeste. Das ganze Arcanum des Basedowischen Plans liegt, glaube ich, darin, und ihm, den ich persönlich kenne, möchte ich keine Kälber zu erziehen geben, geschweige Menschen. Kurz, lieber Gevatter, lasset euren Zorn übergehen, und harret, wie ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erden" *).

Doch verließen Hamann die Sorgen für seine Kinder nicht. Im Jahre 1782, sechs Jahre später, tröstet er Reichardt, der einen Sohn verloren hatte **):

„Welcher Fülle von Sorgen, Kummer, Verantwortung sind Sie überhoben! Je größer die Liebe eines Vaters, desto tödtlicher sind seine Sorgen und desto höllischer sein Schmerz. Je edler die Gaben unserer Kinder, desto mehr Gefahr ihrer Ausartung und Mißbrauchs und Verführung in einer Welt, die im Argen liegt, und kein Feind ist so gefährlich als unsere in mehr als einem Verstande blinde Zärtlichkeit und eitle Selbstliebe, sie als unsere eigenen Geschöpfe zu behandeln, und die

*) Man vergleiche dies treffende Urtheil Herder's mit den großen Hoffnungen, welche Kant und Oberlin vom Philanthropin hegten. Gesch. der Päd. 2, 269. 272. Hamann selbst schreibt (5, 158): „Basedow's Philanthropinum ist immer eine sehr merkwürdige Erscheinung; sein lächerliches Programm an die Kosmopoliten hat mir gestern viel Nachdenken und Antheil eingeflößt. Eine Revolution der Geister und unserer Erde oder ihres kleinsten Theiles scheint in Gährung zu seyn." Vgl. meine Gesch. der Päd. 2, 254.

**) 6, 257.

thörichte Beflissenheit, ich weiß nicht, was für ein Ideal unsers Bildes und Namens ihnen einzuprägen" *). —

Hamann sah ganz klar, wo es ihm bei Erziehung seines Sohnes fehlte. Die ihm eigene ausgezeichnete Gabe Sprachen zu lernen und Bücher zu lesen, verführte ihn, dem Sohne „ein Ideal seines Bildes und Namens einprägen" zu wollen. Im **) Jahre 1780, da derselbe erst eilf Jahre alt war, las er mit ihm Plato's Phaedon; zwei Jahre später die Aeneide, Ilias, den Pentateuch im Grundtext; das neue Testament zum sechsten Male ***); im vierzehnten Jahre lernt der Knabe englisch, französisch, polnisch †), und liest den Pindar.

Im Jahre 1783 nahm Hamann auf den dringenden Wunsch seines Freundes, des Hofrath Lindner in Mitau, dessen achtzehnjährigen Sohn zu sich.

„Seine Stärke oder Schwäche in Sprachen," schreibt er dem Vater ††), „habe noch nicht untersuchen können noch mögen. Nach einigen Wahrzeichen seiner Aufrichtigkeit und Bescheidenheit, ist mir seine Versicherung hinlänglich, daß es noch nicht bis zum Eckel gegen die gelehrten Sprachen gekommen." — Weiterhin heißt es: der junge Lindner solle mit seinem Sohne Zeichnen und Mathematik treiben. „Lateinisch, (Griechisch, wenn er dazu Genüge hat) Französisch, Englisch" nehme er, Hamann auf sich; zu vier andern Sprachen sey Gelegenheit...... Später ersieht man aber den Krebsgang †††). „Wir haben uns,"

*) Beruhigter äußert sich Hamann in einem Briefe an Jacobi vom Jahre 1785. „Wenn meine Kinder nur wachsen und zunehmen, sagt er, so will ich alter Mann gern abnehmen und jene Freude giebt mir Gott in vollem Maaße." Briefwechsel mit Jacobi 79.

**) 6, 117.

***) Eb. 269.

†) Eb. 308.

††) 6, 315.

†††) Eb. 322.

schreibt Hamann dem Vater, „diese Woche vorzüglich mit dem Latein beschäftigt, und hienächst mit dem Französischen, worin die Anfangsgründe bei seiner sonst starken Routine ziemlich schei-nen vernachlässigt zu seyn. — Was den Styl anbetrifft, so werde für die Grundsätze und den Genium der Muttersprache so viel Sorge tragen, als jede andere erfordert. Mit Chrien und Schulübungen bin ich nicht im Stande mich abzugeben, denn alles was ich davon weiß, läuft auf die einzige Zeile hinaus: Scribendi recte Sapere est et principium et fons."

Ein Onkel nahm den Zögling auf die Redoute, es fanden sich anderweitige Zerstreuungen. Hamann schreibt dem Vater: er wolle dem Sohne seine Freiheit nicht nehmen, verabscheue auch bei den eigenen Kindern allen Zwang ohne Noth. „Es kommt alles darauf an," fährt er fort, „die Wahl seiner Nei-gungen zu lenken durch feste Grundsätze und nicht durch bloß äußerliche Formalitäten." In demselben Briefe sagt er *): „Beurtheilen Sie nicht den Fortgang Ihres Herrn Sohns aus seinen Briefen, und wenn Sie aus selbigen etwas zu schließen Anlaß hätten, so bitte ich hierin auch aufrichtig mit mir zu Werke zu gehen. Ein guter Baumeister arbeitet in die Erde, ehe das Geringste über derselben ins Auge fällt. Je geschwin-der man mit dem Letzten eilt zur Schau, desto weniger taugt der Grund."

„Ich weiß nicht anders zu verfahren," schließt er, „als wie ich es mit meinen eigenen Kindern mache, an deren Liebe mir mehr gelegen ist, als an meinem väterlichen Ansehen, und de-ren Glück doch das einzige ist, was Eltern wünschen können für sich selbst." —

In den folgenden Briefen Hamann's nimmt seine Hoffnung für den Zögling mehr und mehr ab **). Latein ist das Haupt-

*) Eb. 327.

**) 6, 332.

Augenmerk, aber es will mit Decliniren und Conjugiren nicht recht fort; „Bälle, Konzerte, Theater ist (des Zöglings) Element: Ist es einem jungen Menschen zuzumuthen, die Gegenstände seines Dichtens und Trachtens sobald zu verläugnen und sie mit ganz entgegengesetzten zu vertauschen?" Der erwähnte Onkel hielt ihn in der Komödie frei, und dieser mußte „mit Diskretion behandelt werden."

Eine jüngere Schwester des jungen Lindner hatte sich herausgenommen, diesem im Gouvernantenstyl zu schreiben, was Hamann scharf tadelt. Er sagt: „Das Gute tief herein, das Böse heraus treiben — Schlechter scheinen als man wirklich ist, besser wirklich seyn als man scheint; dies halte ich für Pflicht und Kunst." — Lindner hatte Bedenken geäußert über den Ton in den Briefen seines Sohnes. „Dergleichen Symptome des Leichtsinns," erwiederte Hamann, „hören von selbst auf, wenn die Quelle gebessert wird, und müssen eher befördert und avancirt, als zurück getrieben werden."

So steht die Erziehungsaufgabe noch zu Ostern, aber am darauf folgenden Pfingstmontage schreibt Hamann an Lindner *): „weder Bitten noch Anerbietungen werden mich bewegen können, Ihren Herrn Sohn länger als diesen Sommer zu behalten." Es fehle „an der Pfingstgabe des Geistes, dem Selbsttriebe." In einem andern Briefe **) sagt Hamann vom Zögling: „Neigung zu Moden, Komödien, gesellschaftlichen Zeitvertreiben und den dazu gehörigen Verdiensten hatte allen Geschmack an Gründlichkeit und Wissenschaft stumpf gemacht. Gar kein Selbsttrieb von einer Seite und von der andern ein schon zu reif gewordener Beobachtungs- und Nachahmungsgeist des Schlendrians und der moyens de parvenir. Die Tiefe des stillen Wassers wurde bald ergründet, und ich mußte mit meiner gemachten Probe zum Beschluß eilen." —

*) Eb. 344.

**) Eb. 358.

Er hatte bedenklich und vorsichtig dem Vater gleich anfangs versprochen, nur eine Probe zu machen. Warum diese so übel ausfiel, ergiebt sich aus dem Mitgetheilten. Ist die Frage: ob Hamann nicht auch einen Theil der Schuld trage, so müssen wir gestehen, daß er, wie dem eigenen Sohne, so auch diesem Zögling, dem es zugleich an Gaben und gutem Willen fehlte, viel zu viel zugemuthet. Während der junge Mensch des lateinischen Deklinirens und Konjugirens noch nicht mächtig ist, liest Hamann mit ihm die Episteln des Horaz und sucht ihm zugleich die Elemente des Französischen, Englischen und Griechischen beizubringen! — Was einen so klaren Mann wie Hamann, zu solchem Mißgriff verführen konnte, ward schon bemerkt. Comenius sagt *): der Lehrende sey entweder nicht allzugeistreich (nimis ingeniosus) oder er habe Geduld gelernt (patientiam doctus). Er beruft sich hierbei auf das Wort Cicero's: quo quisque est solertior atque ingeniosior, hoc docet iracundius et laboriosius; quod enim quisque celeriter arripuit, tarde arripi videns, discruciatur. Aber, fährt Comenius fort: ein solcher Lehrer wird bedenken: seine Aufgabe sey nicht die ingenia zu transformiren, sondern zu informiren, er könne dem Schüler nicht geben, noch der Schüler ihm selbst nehmen, was nicht von oben verliehen werde. Diese treffenden Bemerkungen des Cicero und Comenius scheinen auf Hamann ganz anwendbar **). —

Wir haben so den ausgezeichneten Mann in den verschiedensten pädagogischen Lebensverhältnissen kennen lernen — zuerst wie er selbst von Eltern und Lehrern erzogen wird — dann

*) Opp. didact. 2, 133.

**) „Ich habe wie ein Pferd gearbeitet, das Latein bis Ostern (beim jungen Lindner) durchzusetzen" schreibt Hamann (6, 344); und giebt damit eine sehr treffende Erklärung des „laboriosius" eines hoch begabten Mannes, welche zugleich das „iracundius" durchblicken läßt.

als Hofmeister fremde Kinder, zuletzt den eigenen Sohn und einen Pflegsohn erzieht. Aus Briefen an seinen Bruder ergaben sich seine Ansichten über den Beruf und die Pflichten eines Schullehrers.

Auch über die Erziehung seiner Töchter finden sich Aeußerungen Hamann's. „In *) diesem einzigen Stück" (in der Kindererziehung), schreibt er, „habe ich zu wenig Beihülfe von meiner ehrlichen Hausmutter, kann aber auch nicht mehr als den guten Willen von ihr fordern." Somit fehlte freilich das Fundament der Mädchenerziehung, und es darf uns insofern nicht wundern, daß Hamann seine älteste Tochter im Jahre 1784 in eine Pensionsanstalt that **). „Ist sie," schreibt er, „des Guten fähig, das die Pflegemutter ihr zutraut, so soll sie keine Gesellschafterin, sondern als Schwester, als Tochter, ihre Pflichten erfüllen, um eine gute Ehefrau und Hausmutter zu werden. Hat sie Talente zur Erzieherin und Gesellschafterin, so haben Eltern und Geschwister das nächste Recht zum Genusse derselben" ***). — An diese älteste Tochter schreibt er 1787: „Fürchte Gott, liebes Kind, und vergiß deine Eltern und Geschwister nicht, wie ich euch alle in meinem Sinn und Herzen trage. Lies nicht aus Vorwitz, sondern mäßig. — In dem besten Garten giebt es Nesseln, an denen man sich verbrennen kann. Gewöhne dich lieber, gute Bücher oft zu lesen, als an das leidige Naschen" †). Und in einem spätern Briefe sagt er: „Ich freue mich von Grund der Seele über deinen Eifer an der Erziehung deiner Schwester zu arbeiten. Unterstütze auch deine alte gute Mutter und erleichtre ihr das Leben in wirthschaftlichen und häuslichen Geschäften" ††).

*) 5, 171. Brief an Herder.

**) 7, 198. 236.

***) 7, 320.

†) Eb. 378.

††) Eb. 422.

So scheint er das erreicht zu haben, was er durch die Pensionserziehung der Tochter bezweckte. —

Außer dem bisher mitgetheilten Pädagogischen, was aus Hamann's Lebensverhältnissen resultirte, finden sich in seinen Schriften noch viele treffliche Gedanken über Erziehung und Unterricht zerstreut; einige mögen hier folgen.

1.

*) „Gott ist in den Schwachen mächtig; das sind aber keine schwachen Leute, die — anstatt als Hirten lebendiger Lämmer sich anzusehen, sich für Pygmalions halten, für große Bildhauer, deren liebreiches Herz den Odhem des Lebens ihnen mittheilen wird, si diis placet."

2.

„Treue ist da; ich sage nein, und leugne rund aus, daß sie so wenig im Tummeln und Herumschmeißen, noch lassen Händen besteht."

3.

„Ein Fonds von Misanthropie und ein steifes Wesen kann nicht gut seyn bei einem Schulmann, besonders bei einem öffentlichen. Ein Menschenfeind und Freund dieser Welt ist beides ein Feind Gottes." —

4.

**) „Den Werth einer Menschenseele, deren Verlust oder Schaden nicht durch den Gewinn dieser ganzen Welt ersetzt werden kann: wie wenig kennt diesen Werth einer Menschenseele der Andreiantoglyph des Emils, blinder als jener Knabe des Propheten (2 Kön. 6, 15 — 17). Jede Schule ist ein Berg Gottes wie Dothan, voll feuriger Rosse und Wagen um Elisa her. Laßt uns also die Augen aufthun und zusehen, daß wir nicht jemand von diesen Kleinen verachten, denn solcher ist das

*) 1, 464. Aus einem Briefe an Rektor Lindner, welcher Hamann's Bruder betrifft.

**) 2, 420.

Himmelreich und ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht des Vaters im Himmel." —

5.

...„Die *) Unwissenheit der Weltweisen, die von der Erziehung ohne der Weisheit Anfang, ohne Furcht und Salbung! dichten dürfen."

6.

**) An einen Lehrer der Weltweisheit, der eine Physik für Kinder schreiben wollte, schreibt Hamann:

„Sie sind in Wahrheit ein Meister in Israel, wenn Sie es für eine Kleinigkeit halten, sich in ein Kind zu verwandeln, trotz Ihrer Gelehrsamkeit! Oder trauen Sie Kindern mehr zu, unterdessen Ihre erwachsenen Zuhörer Mühe haben, es in der Geduld und Geschwindigkeit des Denkens mit Ihnen auszuhalten? Da überdem zu Ihrem Entwurf eine vorzügliche Kenntniß der Kinderwelt gehört, die sich weder in der galanten noch akademischen erwerben läßt."...

„Die blinden Heiden hatten vor Kindern Ehrerbietung, und ein getaufter Philosoph wird wissen, daß mehr dazu gehört für Kinder zu schreiben, als ein Fontenellischer Witz und eine buhlerische Schreibart. Was schöne Geister versteinert und schönen Marmor begeistert, dadurch würde man an Kindern die Majestät ihrer Unschuld beleidigen."

„Sich ein Lob aus dem Munde der Kinder und Säuglinge zu bereiten! — an diesem Ehrgeiz und Geschmack Theil zu nehmen, ist kein gemeines Geschäft, das man nicht mit dem Raube bunter Federn, sondern mit einer freiwilligen Entäußerung aller Ueberlegenheit an Alter und Weisheit, und mit einer Verläugnung aller Eitelkeit darauf, anfangen muß. Ein philosophisches Buch für Kinder würde daher so einfältig, thöricht und abgeschmackt aussehen müssen, als ein göttliches Buch für Menschen geschrieben. Nun prüfen Sie sich, ob Sie

*) Eb. 2, 422.

**) Eb. 443 sqq.



so viel Herz haben, der Verfasser einer einfältigen, thörichten und abgeschmackten Naturlehre zu seyn? Haben Sie Herz, so sind Sie auch ein Philosoph für Kinder"

„Das größte Gesetz der Methode für Kinder besteht darin, sich zu ihrer Schwäche herunterzulassen; ihr Diener zu werden, wenn man ihr Meister seyn will; ihnen zu folgen, wenn man sie regieren will; ihre Sprache und Seele zu erlernen, wenn wir sie bewegen wollen, die unsrige nachzuahmen. Dieser praktische Grundsatz ist aber weder möglich zu verstehen, noch in der That zu erfüllen, wenn man nicht, wie man im gemeinen Leben sagt, einen Narren an Kindern gefressen hat."

7.

„Ohne das vollkommene Gesetz der Freiheit, würde der Mensch gar keiner Nachahmung fähig seyn, auf der gleichwohl alle Erziehung und Empfang beruht; denn der Mensch ist unter allen Thieren der größte Pantomim" *).

8.

**) „Wie habe ich mich in der kleinen Schweizerhütte eines Maurers erquickt, Lienhard und Gertrud! Wie fein ist in diesem rührenden Drama das πρῶτον ψεῦδος der Apostel neuer Philosophie über die Legislation aufgedeckt!"

***) „In Lienhards und Gertruds Hütte sah ich Erscheinungen einer ächtern Philosophie und Politik, als in Raynal's 10 Theilen ost- und westindischer Mährchen."

†) „Lienhard und Gertrud ... der Verfasser hat die Schreibart ganz nach dem Nationalton herabgestimmt. Ungeachtet dieses Fehlers (?) für Liebhaber der Reinigkeit und Deutlichkeit, giebt es unwiderstehlich schöne, starke, große Stellen, daß man sich gar nicht satt daran lesen kann."

---

*) 4, 42. Nachahmung, nicht Nachäffung.

**) 6, 243.

***) Eb. 247.

†) 7, 306. Vgl. Briefe an Jakobi S. 185.

9.

„Ich denke von Erziehung wie von allen Mitteln, deren menschlicher Gebrauch lediglich von einem höhern Segen abhängt, und einen mäßigen Gebrauch ziehe ich immer einem erzwungenen und übertriebenen vor" *).

10.

An Reichardt, dessen Knabe gestorben war, schreibt Hamann **): „Der Stifter aller Freuden ist zugleich ein Gott alles Trostes — und beide entspringen gar hoch vom Himmel her aus seinem Vater- und Mutterherzen. — Der Mensch weiß nichts, Gott allein die beste Art und Zeit. — Die beste Erziehungsanstalt ist wohl der liebe Tod für unser ganzes Geschlecht. Das beste Philanthropin ist jene Geisterwelt unschuldiger und vollendeter Seelen, jene hohe Schule ächter Virtuosen und unser aller Mutter." —

„Das ***) natürliche Mißverhältniß in den Bevölkerungs-Tabellen mag vielleicht seinen geheimen Grund in der arithmetischen Politik des Himmelreichs haben, das sich in dieser Klasse der Unschuld gleichsam rekrutiren muß" †).

„Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, sagte der Stifter des Taufbundes, der Lebendigen Gott; denn sie leben ihm alle." Der Knabe „lebt nicht nur im Sinne

*) 7, 338. Höchst wichtig sind Hamann's Urtheile über die durch Damm (1773) Klopstock und Campe (1778) angeregten Neuerungen in der deutschen Orthographie. Vgl. „neue Apologie des Buchstabens h" (4, 114) und „Zwei Scherflein zur neuesten deutschen Literatur."

**) 6, 248.

***) 7, 328. Aus einem Briefe an Bucholtz, der auch einen Knaben ganz jung verloren hatte.

†) Des Himmelreichs, „dessen Bürger mehr aus Unmündigen, als Philosophen, Rittern, Kraft- und Weltmännern bestehen werden. Durch die Mortalität der Kleinen, scheint also das Himmelreich der Bevölkerung aller irdischen Reiche überlegen zu seyn und von Rechts wegen." Eb. 331 in einem Briefe an Kraus.

und Herzen derer, die ihn geliebt und gesehen haben, sondern sein Leben droben wird auch wie ein Magnet wirken auf uns, zu trachten nach dem Ort und Zustande, worin er ist und wohin er unser Vorläufer geworden, um die Pflichten der Erstgebornen vielleicht wie ein Schutzgeist und guter Engel seines Geschwisters besser zu erfüllen, als Fleisch und Blut zu dichten und zu leisten vermögend ist. Wer von uns weiß, wozu seine animula vagula blandula vom Vater der Geister berufen war? Wär's auch nur, einige göttliche Gesinnungen in uns hervorzubringen, uns von dem sinnlichen Genuß zu entwöhnen, der doch nur vergängliche Speise ist und nicht bleibt in ein besseres Leben, noch zu einem höhern Genuß fördert."

*
* *

Nachdem ich nun die in Hamann's Schriften zerstreuten pädagogischen Gedanken zusammengestellt, um den Ueberblick zu erleichtern, so wende ich mich wieder zu seinem meist gleichförmigen Lebenslauf. Bedeutende Männer, mit denen er in Königsberg verkehrte, — Kant und Hippel vor allen — ein Briefwechsel mit vielen andern, mit Herder, F. H. Jacobi, Moser, Klopstock u. s. w. belebte und würzte sein einfaches Stillleben.

Vielfach gerieth er in kümmerliche, bedrängte Umstände, bis ihn *) zu Ende des Jahres 1784 Franz Bucholtz, Herr von Welbergen (in Westphalen), durch ein sehr bedeutendes Geschenk aus aller Noth, besonders von der Sorge für die Zukunft seiner Kinder befreite.

Auf dessen Einladung reiste er am 21. Juni 1787 mit seinem Sohne nach Westphalen, und hielt sich eine Zeitlang bei F. H. Jacobi in Pempelfort, dann in Welbergen und Münster bei Bucholtz auf. Hier wurden ihm Fürstenberg und die Fürstin Gallitzin vorzüglich werth. Seine Briefe aus den letzten Monaten des Jahres 1787 und den ersten von 1788 deuten wiederholt aufs Ende **). „Der mich unter so viel Wundern

*) 7, 184.
**) 339. Eb.

und Zeichen hergeführt hat," schreibt er am 14. November 1787, „wird mich auch mit Fried und Freud heimbringen ins rechte Vaterland, Kyrie Eleison! und mir jeden Himmel, jedes Elysium auf Erden zu verleiden wissen."

Und am 24. November *): „Je mehr die Nacht meines Lebens zunimmt, desto heller wird der Morgenstern im Herzen, nicht durch den Buchstaben der Natur, sondern durch den Geist der Schrift, dem ich mehr als jenem zu danken habe."

Am 23. März 1788 **): „Je mehr der äußere Mensch abnimmt, desto mehr der innere wächst, je älter und unvermögender, desto ruhiger, zufriedener und vergnügter ich werde. — Gott hat mir Feierabend gegeben, mich aus dem Gange öffentlicher Geschäfte ausgespannt, zu denen ich so wenig tauge, als zum Umgang mit der Welt. . . Wenn es einen Vorschmack des Himmels auf Erden giebt, so ist mir dieser verborgene Schatz zu Theil geworden, nicht aus Verdienst und Würdigkeit, sondern es ist Gnade und Gabe einer höhern Hand, die ich anbeten muß. Sie war mir nöthig zu meiner Reinigung und Stärkung."

Am 21. Juni 1788 entschlummerte er sanft. Im Garten der Fürstin Gallitzin ward er begraben" ***).

„Nicht die Fülle und Anmuth ächter Gelehrsamkeit, nicht die Kraft des Verstandes, noch der Reichthum des Witzes scheint mir das Größte an diesem Manne und das für unsere Zeit Erwünschteste †) zu seyn, sondern der Geradsinn, die Offenheit, Aufrichtigkeit und Lauterkeit, die Freiheit von Eitelkeit und Schein, mit einem Worte die anima candida, begnügt,

---

*) 7, 400.

**) Eb. 409.

***) Vgl. Jacobi's Brief an Lavater in F. H. Jacobi's Briefwechsel 1, 482. Zur Grabschrift bestimmte ihm die Fürstin Gallitzin 1 Cor. 1, 23—25.

†) 1, XVII.

eine Lilie im Thal, den Geruch des Erkenntnisses verborgen auszuduften *), und ganz in dem Gedanken lebend, den sie kurz vor ihrer Enthüllung in dem erhabenen Worte ausgesprochen **): Die Wahrheit macht uns frei, nicht ihre Nachahmung" ***).

Volksfaßlicher Unterricht über die Schlüsselgewalt, die Absolution und die Beichte †).

---

††) Der Zweck der Menschwerdung des Sohnes Gottes war die Erlösung der Menschen von der Sünde und ihren Strafen; die erste und nächste Frucht seines Erlösungswerkes, welches er in der angenommenen menschlichen Natur vollbracht hat, ist somit die Vergebung unserer Sünden. Wie wir durch den Glauben an Ihn, den erschienenen, Vergebung der Sünden erlangen, so die Väter des alten Bundes durch den Glauben an das zukünftige Heil. Darum ist es einstimmige Lehre des Alten und Neuen Testamentes, daß durch Christum Vergebung der Sünden erworben ist und erlangt wird. Der Apostel Petrus, der gewiß das prophetische Wort verstand, sagt

---

*) 1, 397.

**) Hamann's Briefwechsel mit Jacobi S. 429.

***) Diese treffliche Charakteristik giebt der Herr Herausgeber der Hamann'schen Schriften am Schluß der Vorrede zum ersten Theil.

†) Der Verf. hat zu der folgenden Abhandlung eine im J. 1737 zu Lübeck erschienene anonyme Schrift: „Gründliche Betrachtung der evangelisch-lutherischen Lehre von der Beichte" benutzt.

††) Wir hoffen, daß dieser Aufsatz zu weiterer Besprechung und Beleuchtung des äußerst wichtigen Gegenstandes, von welchem er handelt, Veranlassung geben wird. Anmerk. d. Red.

dies ausdrücklich: „Von diesem zeugen alle Propheten, daß durch seinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfahen sollen“ (Act. 10, 43). Und als nun der Sohn Gottes, auf dessen heilbringende Zukunft das Glaubensauge der Väter gerichtet war, wirklich erscheinen sollte, da ward sein Name in voraus Jesus genannt; denn — sagt der Engel – er wird sein Volk selig machen von ihren Sünden (Mt. 1, 21). Johannes der Täufer, in ihm das wahrhaftige Sühnopfer erkennend, wies auf ihn mit den Worten: „Das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt“ (Joh. 1, 29); und bereitete ihm den Weg, indem er den Bewohnern Jerusalems und des jüdischen Landes, die zu ihm kamen, das Bekenntniß ihrer Sünden abnahm (Mt. 3, 6) und ihnen die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden ertheilte (Mr. 1, 4). Der Herr selbst bezeugt klar den Zweck seiner Erscheinung, wenn er sagt, daß er gekommen sey, um sein Leben als ein Lösegeld für Viele dahinzugeben (Mt. 20, 28). Nach seiner Auferstehung nennt er Buße und Vergebung der Sünden als die Früchte seines Leidens und Auferstehens, als Hauptinhalt der Predigt von Ihm unter allen Völkern (Luc. 24, 46. 47). Vergebung der Sünden ist demgemäß Kern und Stern der apostolischen Predigt; ebendadurch ist sie ein Evangelium, eine fröhliche Botschaft. „Thut Buße,“ predigt Petrus am Pfingstfest (Act 2, 38), „und lasse sich ein jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden.“ „Er ist die Versöhnung für unsre Sünde,“ schreibt Johannes (1 Joh. 2, 1. 2. 3, 5), „nicht allein aber für die unsre, sondern für die der ganzen Welt.“ „Er ist erschienen, auf daß er unsere Sünden wegnehme.“ Und von dem glaubensgewissen und glaubensfreudigen Zeugniß dieser hauptsächlichsten durch Christum erworbenen Gnadenwohlthat, an welcher wie Glieder einer goldenen Kette alle übrigen hangen, strömen alle Briefe Pauli über. „An ihm,“ schreibt er, gleichsam mit Fingern nach seinem Kreuze weisend, „haben wir die Erlösung durch sein Blut, nämlich

die Vergebung der Sünden, nach dem Reichthum seiner Gnade" (Eph. 1, 7. Kol. 1, 14). Und der Verfasser des Briefes an die Hebräer, der uns die Herrlichkeit des Neuen Bundes vor dem Alten, besonders des Hohepriesterthums Christi schildert, bezeugt gleich im Eingang (1, 3), daß der, welcher der Abglanz der Herrlichkeit Gottes und das Ebenbild seines Wesens ist, gemacht hat die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst.

Unser Heiland Jesus Christus hat uns aber nicht blos Vergebung der Sünden erworben, er hat nicht blos gelehrt, daß er zu unserer Erlösung, damit unsere Sünden uns vergeben würden, erschienen sey — er hat auch die durch ihn erworbene Vergebung der Sünden hie und da einzelnen Personen wirklich ertheilt und zugeeignet. Die Sünde ist Uebertretung des göttlichen Gesetzes, nur Gott, der das Gesetz gegeben hat, kann aus eigner Macht Sünden vergeben; insoweit sagen die Schriftgelehrten mit Recht: „wer kann Sünde vergeben, denn allein Gott?" (Mr. 2, 7.) Eben dadurch, daß Christus Sünde vergiebt, bekundet er seine ewige Gottheit und die ihm auch nach seiner menschlichen Natur verliehene Macht über alles (Mt. 11, 27. 28, 18). In dieser Machtvollkommenheit, die er als Gottmensch besitzt, spricht er zu dem Gichtbrüchigen, dessen Herz mit dem Glaubensfünklein darin ihm offenbar war: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben." Und als etliche Schriftgelehrte, die Christum als einen bloßen Menschen ansahen, darin eine Gotteslästerung finden, bekräftigt er das ihm zustehende Recht der Sündenvergebung durch ein Wunderwerk: „Auf daß ihr wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, zu vergeben die Sünden auf Erden, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: „Ich sage dir, stehe auf, nimm dein Bett und gehe heim" (Mr. 2, 10. 11). Wie dem Gichtbrüchigen, so ertheilte der Herr auch der Sünderin in Simonis des Pharisäers Hause Vergebung der Sünden. Sie war wahrhaft bußfertig, ihre Reue zeigte sich in ihren Thränen und ihr Glaube darin, daß sie mit diesen Bußthränen die Füße des Herrn Jesu netzte.

Sie hätte Gnade in den Augen des Herrn gefunden, schon ehe sie die Absolution empfing; „ihr sind viel Sünden vergeben," sagte der Herr schon vorher (Luc. 7, 47). Aber damit sie der Vergebung der Sünden recht gewiß werde, ertheilte er ihr dieselbe auch auf eine von außen vernehmbare Weise, indem er zu ihr spricht: „Deine Sünden sind dir vergeben." Und da die, welche mit zu Tische saßen, bei sich selbst sprachen: „Wer ist dieser, der auch die Sünden vergibt?" bekräftigt er auch hier das ihm zustehende Recht dadurch, daß er dem Weibe seine Gnadenversicherung mit den Worten wiederholt: „Dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden" (Luc. 7, 36 ff.). Eben so ward dem Zachäus Vergebung seiner Sünden vom Herrn zu Theil. Die Worte: „Siehe Herr, die Hälfte meiner Güter gebe ich den Armen, und so ich Jemand betrogen, das gebe ich vierfältig wieder," sind des Zachäus Beichte, in der seine Reue, sein Glaube und sein Gehorsam sich ausspricht. Und die Worte des Herrn: „Heute ist diesem Hause Heil widerfahren", sind seine Absolution, durch die ihm gewiß wurde, daß auch er insonderheit zu den Verlorenen gehöre, welche zu suchen und selig zu machen des Menschen Sohn gekommen sey (Luc. 19, 2 ff.). Gewiß hat der Herr die Macht, bußfertige Sünder ihrer Sünden quitt und ledig zu sprechen, noch viel öfter ausgeübt, die Welt würde ja die Bücher nicht begreifen, die zu beschreiben gewesen wären, wenn das Alles hätte erzählt werden sollen (Joh. 21, 25). Es gehörte zur sichtbaren Verwaltung seines prophetischen Amtes, die durch sein hohepriesterliches Werk erworbene Vergebung der Sünden bußfertigen Seelen auch wirklich zuzueignen, so wie er auch den Unbußfertigen und Ungläubigen ihre Sünde behielt. „Ich habe euch gesagt," ruft er dem ungläubigen jüdischen Haufen zu, „daß ihr sterben werdet in euren Sünden; denn so ihr nicht glaubt, daß ich's sey, so werdet ihr sterben in euren Sünden" (Joh. 8, 24). Aber vor Allem war er gesandt, zu verkündigen das Evangelium den Armen, zu heilen die zerstoßenen

Herzen, zu predigen den Gefangenen, daß sie los seyn sollen, und den Blinden das Gesicht und den Zerschlagenen, daß sie frei und ledig seyn sollen (Luc. 4, 18). Das Wort des Propheten ging durch ihn in Erfüllung: „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und das glimmende Tocht nicht auslöschen" (Mt. 12, 20). Zu dieser zueignenden Verkündigung des Evangelii war er auch nach seiner Menschheit mit dem Geist des Herrn gesalbt, und es war ihm eine gelehrte Zunge gegeben, daß er wisse zu reden mit den Müden zu rechter Zeit.

Nach vollbrachtem Erlösungswerke ging der Herr zu seiner Herrlichkeit ein. Er ward aufgehaben zusehends und eine Wolke entrückte ihn den Augen der Seinen (Act. 1, 9). Von nun an wollte er seine Macht, Sünde zu vergeben, nicht mehr sichtbarer Weise ausüben, obgleich er kraft seiner Verheißung seiner Kirche unsichtbarer Weise gegenwärtig ist bis an der Welt Ende. Aber er hat den evangelischen Gnadent[illegible] der Absolution oder der äußerlichen Zueignung der Vergebung der Sünden, nicht mit sich von der Erde hinweggenommen, er hat die Gaben, die er für die Menschenkinder, auch für die Abtrünnigen, empfangen hat (Ps. 68, 19), uns nicht entzogen, sondern er hat ein Amt der Versöhnung gegründet und diesem den Haushalt über seine Gnadenmittel übertragen. Nachdem er aufgefahren ist über aller Himmel Himmel, auf daß er Alles erfüllete, ist er, obgleich wir ihn nicht sehen, doch immer noch unsichtbarer Weise in seiner Kirche wirksam gegenwärtig; er hat etliche zu Aposteln gesetzt, etliche zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern, daß die Heiligen zugerichtet werden zum Werke des Amtes, dadurch der Leib Christi erbaut werde (Eph. 4, 12. 1 Cor. 12, 28). Dieselbe Liebe, welche ihn selbst bewog, bußfertigen Sündern Vergebung ihrer Sünden zu ertheilen, hat ihn bewogen, die ihm von seinem Vater verliehene Macht seinen Jüngern und in ihnen dem gesammten neutestamentlichen Lehramte zu übertragen.

Der Auferstandene sprach zu seinen Jüngern: „Friede sey mit euch. Gleichwie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“ Und da er das sagte, blies er sie an, und sprach zu ihnen: „Nehmet hin den heiligen Geist; welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten“ (Joh. 20, 21 – 23). Diese Worte Christi sind, wie Augustinus sagt, gewisser, als die Edikte und Diplome aller Könige. Wie also Christus der Gesandte des Vaters ist, so sind die Jünger die Gesandten Christi; die Gaben, welche Er für den Zweck seiner Sendung zu unserem Heil vom Vater empfangen, gehen von ihm auf seine Jünger über. Zur Ausführung ihrer Sendung ertheilt er ihnen mittelst des Odems seines Mundes aus seiner unendlichen Gottesfülle den heiligen Geist, mit welchem er seiner Menschheit nach ohne Maaß von seinem Vater gesalbt ist. Die Macht, Sünde zu vergeben, oder zu behalten, welche ihm kraft seines Erlösungswerkes von seinem Vater übergeben ist, und die er als Gottessohn ursprünglich besitzt, trägt er als Herr der Kirche auf seine Jünger als Diener über. Weil er nach Entziehung seiner sichtbaren Gegenwart nicht mehr selber diese Macht sichtbar handhabt, und doch zum Troste der gnadenhungrigen, aber blöden Seelen, so wie zum Schrecken der sichern, beharrlich unbußfertigen eine solche Handhabung fortbestehen soll, so übergibt er sie seinen Jüngern, und das Vergeben und Behalten der Sünden durch sie soll gelten, weil der Herr selbst, obwohl unsichtbar, mit ihnen und durch sie wirket (Marc. 16, 20).

Die Vollmacht, Sünde zu vergeben, ist mit der, das Evangelium zu predigen, welche ihnen alsbald nach ihrer Berufung ertheilt wird, Matth. 10, 7., nicht eine und dieselbe. Denn etwas Anderes ist es lehren, durch wen und wie man Vergebung der Sünden erlangen könne; etwas Anderes, diese Vergebung wirklich mittheilen. Die Predigt des Evangelii ergeht an alle Menschen ohne Unterschied; die Vergebung der Sünden aber wird nur den Bußfertigen ertheilt und soll ihnen, nach-

dem Christus sich zur Rechten des Vaters gesetzt, durch seine Jünger in derselben Kraft zu Theil werden, in welcher er selbst sie während seines Wandels auf Erden ertheilt hat. Denn wie ihn sein Vater gesendet hat, so sendet er sie; sie sind seine Bevollmächtigten, welche in seiner Macht handeln und durch den ihnen mitgetheilten heiligen Geist in seinem Sinne zu handeln befähigt sind, die Werkzeuge, durch die er selbst, der seiner Kirche allezeit gegenwärtige Heiland, das ihm zustehende Recht der Sündenvergebung auszuüben fortfahren will. Wenn sie Sünden vergeben und behalten, so soll es so kräftig, so wirksam seyn, als ob Christus selbst es spräche; denn sie thun es in Christi Namen, an Christi Statt. Wäre unter dem Erlassen der Sünden nur die Predigt des Evangelii, unter dem Behalten die Ankündigung göttlicher Strafen zu verstehen, so hätten die Worte Christi den nichtssagenden Sinn: Welchen ihr das Evangelium predigt, denen wird es gepredigt; welchen ihr Gottes Zorn ankündiget, denen wird er angekündigt.

Ebenso geht aus dem Zusammenhange der heiligen Schrift und des göttlichen Heilswerkes unzweifelhaft hervor, daß diese Vollmacht, auf eine vor Gott gültige Weise Sünde zu vergeben und zu behalten, ebenso als der Befehl zu predigen und zu taufen, Matth. 28, 18. 19, nicht den Aposteln ausschließlich, sondern in ihnen allen, welche das Amt des N. T. führen würden, gegeben ist. Denn der Herr sagt es selbst Luc. 12, 2, daß die Apostel nur die ersten Schnitter der großen Ernte sind. Derselbe Herr, welcher den Zwölfen sagte Mt. 10, 40: „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat," der sagt Joh. 13, 20 im Allgemeinen: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer aufnimmt so ich jemand senden werde, der nimmt mich auf; wer aber mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat," und sagt den Siebenzig Luc. 10, 16.: „Wer euch höret, der höret mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich; wer aber mich verachtet, der ver-

achtet den, der mich gesandt hat.“ Die Apostel hatten zwar das Vorrecht, unmittelbar von Christo zur Verbreitung des Evangelii unter den Völkern erwählt zu seyn, im übrigen aber erkennen sie die über die Gemeinden hin und her gesetzten Bischöfe als gleichbestätigte Diener Jesu Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse an, als Mitdiener Kol. 1, 7 und Mitälteste 1 Petr. 5, 1, die der heilige Geist zu Bischöfen eingesetzt hat, zu weiden die Gemeinde Gottes, welche er durch sein eigen Blut erworben, Apost. 20, 28. 2) Der Zweck der ertheilten Vollmacht ist die seelsorgerische Erbauung der Gemeine, besonders die Tröstung der blöden und zaghaften Gemüther in derselben. Eine solche Gemeinde aber soll nach der Verheißung des Herrn, unüberwältigt von den Pforten der Hölle, fortbestehen so lange dieser Zeitlauf dauert; seine Vollmacht kann also nicht ausschließlich auf die Jünger gehen, deren Leben voraussichtlich sich nicht über die ersten Anfänge der Kirche hinaus erstreckte, er hat es vielmehr damit nach seinem unveränderlichen Liebes-Willen auf die Befriedigung eines geistlichen Bedürfnisses für alle Zeiten abgesehen. Jene Vollmacht ist nicht den Aposteln ausschließlich, sondern zum Dienste und Nutzen der Kirche für alle Zeiten, überhaupt dem Amte gegeben, welches die Versöhnung predigt. Man sage ferner nicht, daß allein die Apostel nach dem hohen Maaße ihrer geistlichen Erkenntniß der Ausübung jener Vollmacht gewachsen gewesen seyen, denn die Apostel waren auch keine Herzenskündiger, sondern erkennen allein Gott als solchen, Apost. 1, 24, und an der Gabe des Geistes, die sie selbst in allerdings besonders hohem Grade besaßen, haben alle die, welche das Amt des Geistes führen, mit ihnen gemeinsames Anrecht, wie sie denn auch bei Lebzeiten der Apostel allen denen zu Theil ward, die durch Handauflegung, 1 Tim. 4, 14. 5, 22, zu jenem Amte geweiht wurden. Uebrigens gilt es von Anfang an durch die ersten Jahrhunderte der Kirche hindurch und weiter als unbezweifelte Thatsache, daß die Macht, Sünden zu vergeben und

zu behalten, dem Lehramt überhaupt und für alle Zeiten gegeben ist; auch ist diese Macht immer ausgeübt worden und die alten Lehrer preisen ob dieser dem Amte des Neuen Testaments verliehenen Macht dessen Herrlichkeit, und erkennen die Ausübung derselben als ein Kennzeichen der Kirche. „Wo Vergebung der Sünden ist," sagt Augustinus, „da ist die Kirche. Wie so die Kirche? Ihr ist ja gesagt: Dir will ich des Himmelreichs Schlüssel geben, und was du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel los seyn. Wie weit erstreckt sich diese Vergebung der Sünden? durch alle Lande anhebend von Jerusalem" (Luc. 24, 47). So ist also die Stiftung Christi, vermöge welcher auf eine von außen vernehmbare, vor Gott gültige Weise hienieden Sünde vergeben und behalten wird, ein vom Herrn überkommenes Gnadenrecht für die Kirche aller Zeiten, und die Ausübung dieser Vollmacht eine dem neutestamentlichen Lehramt überhaupt zustehende Amtsverrichtung, welche durch die ursprüngliche Verheißung Christi als ein von ihm selbst eingesetztes Gnadenmittel unter dem Mitwirken des heiligen Geistes noch heute seine volle ungeschmälerte Kraft hat.

Die Beschaffenheit dieses Gnadenrechtes werden wir noch klarer erkennen, wenn wir die übrigen darauf bezüglichen Stellen aufmerksamer betrachten. Nachdem Petrus auf die Frage Christi: „Wer saget denn ihr, daß ich sey?" den übrigen Aposteln mit dem glaubensvollen Bekenntniß zuvorgekommen ist: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes," ertheilt ihm der Herr diese Verheißung: „Ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben. Alles was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn, und Alles was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn", Matth. 16, 19. Petrus empfängt diese Verheißung zuerst als Gnadenlohn des guten Bekenntnisses, das er abgelegt, und er ist auch wirklich derjenige Apostel, welcher nach der Auferstehung des Herrn zuerst als Apostel auftrat, Apostelgesch. 1, 15. 2, 14, und den Juden und Heiden zuerst das Himmelreich geöffnet hat. Aber

er empfing jene Verheißung nicht ausschließlich, wie er überhaupt weder in der Apostelgeschichte noch in den Briefen als ein solcher erscheint oder sich selbst als einen solchen giebt, der vor den übrigen Aposteln irgend ein Vorrecht des Ranges hätte. Vielmehr ertheilt der Herr nach seiner Verklärung auf dem Berge dieselbe Verheißung allen seinen Jüngern. Denn an die Apostel, nach Andern an alle Christen kraft ihres geistlichen Priesterthums insgesammt sind die Worte Matth. 18, 18 gerichtet: „Wahrlich, ich sage euch: was ihr auf Erden binden werdet, soll auch im Himmel gebunden seyn, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel los seyn," mit welchen Worten ihnen die Schlüssel des Himmelreichs zugesprochen werden, obgleich derselben keine ausdrückliche Erwähnung geschieht; denn die Macht zu binden und zu lösen gehört zu den Schlüsseln des Himmelreichs.

Die Schlüssel sind nämlich die Bezeichnung einer mehrfachen Gewalt. Der Herr selbst hat den Schlüssel Davids d. h. die höchste Gewalt im Himmelreich, und kann aufthun, so daß Niemand zuschließen, und so zuschließen, daß Niemand aufthun kann, Apok. 3, 7; er hat die Schlüssel der Hölle und des Todes, denn er hat beide zum Heile der Seinen überwunden, Apok. 1, 18. Die Ausübung nun dieser höchsten Gewalt im Himmelreich, die Christus als dessen König besitzt, überträgt er, soweit die Kirche einer sichtbaren Ausübung derselben bedarf, den Aposteln und in ihnen den Lehrern überhaupt. Wie im Alten Testament Jes. 22, 22 Eljakim die Schlüssel zum Hause David und damit die höchste Gewalt unter dem Könige empfängt, so empfängt Petrus in den Schlüsseln des Himmelreichs eine dem Herrn Jesu, dem ewigen, alleinherrschenden, stets gegenwärtigen Könige seines Reiches, untergeordnete Amtsgewalt. Es wird nicht gesagt, wie viel Schlüssel es sind, die ihm ertheilt werden; jedenfalls gehört dazu der Schlüssel der Erkenntniß der Geheimnisse des Reiches, Luc. 11, 52, der Schlüssel der Predigt des Evange-

lii; ausdrücklich namhaft gemacht wird nur die Macht zu lösen und zu binden, welche in der Sprache der Kirche im engeren Sinne die Schlüsselgewalt genannt wird. Daß aber wie die der Sendung Christi selbst verglichene Sendung der Apostel, Joh. 20, 21, so auch die Schlüssel des Himmelreichs nicht ausschließlich die Macht zu lösen und zu binden besagen, erkennt auch die Augsburgische Konfession an, wenn sie sagt (Art. 28): „Nun lehren die Unsern also, daß die Gewalt der Schlüssel oder der Bischöfe sey laut des Evangeliums eine Gewalt und Befehl Gottes, das Evangelium zu predigen, die Sünde zu vergeben und zu behalten, und die Sacramente zu reichen und zu handeln.“ Diese Schlüssel empfing Petrus nicht alsbald (ich will dir geben ꝛc. lauten die Worte); er empfing sie nach der Auferstehung des Herrn; die dem Lehramt vertraute Schlüsselgewalt ist, wie Hieronymus Weller bemerkt, eine der herrlichsten Früchte der Auferstehung Christi.

(Schluß folgt.)

Die Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des mosaischen Schöpfungsberichts von Andr. Wagner, Prof. an der Univers. München. Leipzig. Voß 1845 S. 578.

Während die neuere Naturwissenschaft, sofern sie das zur Vorlage hat, was Gegenstand der unmittelbaren sinnlichen Beobachtung ist, sich eines auf dem Gebiete der Wissenschaft seltenen, eben so raschen als sichern, Fortschreitens auf festen Grundlagen erfreut: wird man ihr kaum das Gleiche nachrühmen können, sofern sie nach andrer Seite hin ihren Blick von dem unmittelbar Vorliegenden hinweg, auf das erste Werden desselben, auf seine Anfänge und Ursprünge, namentlich auf die Urzeit unseres Planeten und seiner Bewohner gerichtet hat. Nach dieser Seite hat sie sogar einen reichen Beitrag zu jenen Phantasmen geliefert, (idola fori et theatri würde sie etwa Baco nennen), welche sich in unsern Tagen in bedenklicher Weise auf allen Gebieten der Wissenschaft wie des Lebens mehren, und zwar in demselben Maaß, als der Sinn für die den Dingen eingeborene Poesie zu ersterben, und die Welt der Phantasie arm und leer an kräftigen und gediegenen Gestalten zu werden, dagegen mit Aftergebilden sich zu bevölkern beginnt. Daß die neuere Naturwissenschaft, gerade sofern sie sich nach der zuletzt bezeichneten, unerfreulichen Seite hin ausgebildet hat, vielfach mit den Ueberlieferungen der Offenbarung und in Folge dessen mit der christlichen Theologie in Konflikt gerathen, ist eine von den Gegnern des Christenthums zu häufig und mit zu großem Triumphgepränge ausgebeutete Thatsache, als daß wir sie hier nicht als bekannt voraussetzen dürften. Natürlich aber war die Theologie unter solchen Verhältnissen auf die stille Hoffnung angewiesen, daß sich aus der Mitte der

Naturforscher selbst ein Widerspruch gegen diejenigen Ansichten über die Urzeit erheben möge, welche als Waffe gegen die heilige Ueberlieferung so zuversichtlich gebraucht wurden, oder daß wenigstens von der Naturwissenschaft selbst eine genauere, unbefangenere Sichtung des wirklich bewährten Ergebnisses und des blos Hypothetischen eingeleitet werden möchte. Denn in letzterem Falle konnte die Theologie eher hoffen, sich ohne Hülfe von außen über die Sachlage zu orientiren. Je seltner bisher die Erscheinungen waren, welche diese Hoffnung zu beleben und, wenn auch nur theilweise, zu erfüllen im Stande waren, um so mehr hat die Theologie das Recht und die Pflicht, wo sich eine solche ihr zeigt, sie zu begrüßen. Wir freuen uns, die Leser dieser Blätter mit einem Werke bekannt machen zu können, welches unter den Leistungen der genannten Art ohne Zweifel eine hervorragende Stelle einnimmt, welches dem nüchternen, unbefangenen Naturforscher wegen der gründlichen, wahrheitsliebenden Behandlung seiner Probleme gewiß nicht minder willkommen seyn wird, als dem Theologen, der sich aus ihm über die wirklichen Ergebnisse der neuern Naturwissenschaft zu belehren wünscht. Wir meinen das zum Eingang schon genannte.

Es beschäftigt sich, wie schon der Titel besagt, gerade mit jenem dunkeln Gebiet der Anfänge und Ursprünge, welches in neuerer Zeit am meisten der Tummelplatz naturwissenschaftlicher Hypothesen gewesen ist. Um sie zu verdrängen, und für die Erforschung der Urgeschichte der Erde und ihrer Bewohner (denn hierauf ist doch wohl der Titel „Geschichte der Urwelt" zu beschränken) eine gesichertere naturwissenschaftliche Basis zu gewinnen: in dieser Absicht zuvörderst hat der H. Verf. die Feder ergriffen. Daß er es nicht beruflos gethan, dafür bürgt seine umfassende Kenntniß der über das urweltliche Problem vorhandenen Literatur, so wie der Thatsachen, welche bei einem Versuch seiner Lösung in Betracht gezogen werden müssen, unter denen mehrere von ihm zuerst genauer untersucht worden sind, — dafür bürgt seine Gabe lichtvoller Anordnung des Stoffs, lebendiger Darstellung und scharfer Beurtheilung, wozu sich eine Diktion gesellt, durch welche er den Leser zu fesseln, und in gespannter Aufmerksamkeit zu halten weiß. Auch der in der ganzen Art seiner Forschung sich kundgebende, wissenschaftliche Charakter des H. Verf's. giebt uns für die Gediegenheit seiner Lei-

stung die beßten Garantieen. Obschon er sich in seinen Ansichten unbedingt der Autorität der heiligen Schrift unterwirft, so werden ihm doch auch Gegner eine große Unbefangenheit in den ausschließlich naturwissenschaftlichen Untersuchungen nicht absprechen können. Ueberall tritt uns ein redlicher Forscher entgegen, der nichts zu verhehlen, zu verschleiern sucht, der sich mit Freuden der Thatsache unterwirft, wenn sie sich nur wirklich als solche bewährt. Das Werk kann bei seiner offenen, geraden Sprache, welche die Künste der Diplomatie auf dem Gebiet der Wissenschaft verschmäht, bei der klaren Behandlung seines Gegenstandes und bei seiner kampfrüstigen Haltung nicht verfehlen, auf die Bildung und Feststellung des allgemeinen Urtheils über die besprochenen Fragen einen bedeutenden Einfluß zu gewinnen *).

Außer der Absicht aber, mit Beseitigung aller unhaltbaren, wenn auch noch so gefeierten Meinungen eine zusammenhängende Ansicht von der Urwelt zu entwickeln, verfolgt der H. Verf. noch eine andere, welche ihn mehr auf das Gebiet der geschichtlichen Alterthumsforschung so wie auf das theologisch-exegetische und apologetische hinüber führt. Von den Resultaten der Naturwissenschaft aus nämlich geht er an die mosaische Schöpfungsurkunde, und sucht theils

*) Der H. Verf. hat bereits Gelegenheit gehabt, die Kraft seiner Polemik gegen Herrn Burmeister in Halle zu erproben, dessen animose Kritik des Werkes in der Halle'schen Literaturzeitung Nr. 149—152. Hrn. W. zu dem Schriftchen Veranlassung gegeben hat: „Abweisung der von H. Prof. Burmeister zu Gunsten des geologisch-vulkanistischen Fortschritts und zu Ungunsten der mosaischen Schöpfungsurkunden vorgebrachten Behauptungen. Ein Nachtrag zu meiner Geschichte der Urwelt.“ Wir sind in der That begierig: wie H. Burmeister sich der Schlagkraft der Wagner'schen Gegenbeweise zu entziehen suchen wird. — Wir wünschten, er möchte sich doch lieber herbeilassen, erst seinen, besonders in Beziehung auf seine geognostischen und chemischen Kenntnisse wankend gewordenen Kredit gehörig sicher zu stellen, ehe er ihn in die Wagschale werfen will, um dem Satz der Vischer'schen Inauguralrede: „daß die Naturwissenschaft keinen Schritt machen könne, ohne vom Inhalt der mosaischen Urkunde abzuweichen“, wie er beabsichtigt, allgemeine Anerkennung zu verschaffen (s. Abweisung S. 36).

die Harmonie derselben mit jenen Ergebnissen nachzuweisen, theils die Lücken, welche die rein naturwissenschaftliche Betrachtung der Schöpfungsgeschichte offen lassen muß, durch Benützung der Angaben der h. Urkunde so weit als möglich auszufüllen. Der doppelten Absicht der Schrift gemäß, enthalten die drei ersten Abschnitte derselben diejenigen Ergebnisse, welche die Naturforschung mit ihren eigenen Mitteln herbeischaffen kann. Im ersten (S. 4 174) wird auf rein naturwissenschaftlichem Wege die Geschichte der Erdbildung, also die geologische Frage behandelt; im zweiten (S. 175—241) das Thier- und Pflanzenreich der Urwelt; im dritten das Menschengeschlecht der Urwelt (S. 241—443). Der vierte Abschnitt hat sich die Vergleichung der Ergebnisse der Wissenschaft hinsichtlich des urweltlichen Zustandes der Erde und ihrer Bewohner mit den Traditionen der Völker und insbesondre mit dem mosaischen Schöpfungsberichte zur Aufgabe gemacht. Ueber den Werth, den der H. Verf. diesem Abschnitt beigelegt, „sofern er die Kosmogenie der mosaischen Urkunde dem gegenwärtigen Standpunkte der Naturwissenschaft gemäß weiter auszuführen und zu erläutern den Versuch macht", hat er selbst in seinem „Nachtrag" (S. 39) sich folgender Weise ausgesprochen: „Dieß ist allerdings ein bloßer Versuch, der keine Sicherheit bieten kann, da wir jene uranfänglichen Naturvorgänge nicht mehr der Beobachtung und dem Experimente, den einzigen Mitteln, durch welche die Naturwissenschaft sich gesicherte Aufschlüsse zu verschaffen weiß, unterstellen können, sondern nur auf dem Wege der Induktion Vermuthungen über sie zu geben vermögen. Hiermit ist aber der Differenz der Ansichten ein mehr oder minder weiter Spielraum eröffnet, indem man sich jene Naturvorgänge als auf verschiedene Weise verlaufend denken kann." Der H. Verf. behandelt also seinen Versuch als einen neben vielen andern, hinsichtlich dessen er auch nicht dieselben Ansprüche auf Beistimmung macht, als hinsichtlich der übrigen Ergebnisse seines Werks, die auf dem rein naturwissenschaftlichen Wege gewonnen sind. Wir erfreuen uns besonders der letzteren, so wie auch seines Nachweises, daß sie den heiligen Urkunden nicht widersprechen.

Wenn wir dieselben sammt jenem Nachweis in Kürze hier darzulegen unternehmen, so hoffen wir damit etwas unsern Lesern nicht Unwillkommenes zu thun. Die Besprechung und Prüfung dessen,

was zu dem Versuch gehört, die mosaische Kosmogenie mit Hülfe der neueren Naturwissenschaft auszuführen, überlassen wir kompetenteren Beurtheilern. Möge unsere kurze Inhaltsangabe recht vielen Lesern Veranlassung werden, mit dem Werke noch nähere Bekanntschaft zu machen.

Den ersten Abschnitt eröffnet eine kurze Geschichte der Geologie, aus der wir hier die Hauptzüge mittheilen *). Nach vereinzelten Vorgängen griechischer Philosophen, waren es in der christlichen Aera zuerst Stenon, Kartesius, Leibnitz, Buffon gewesen, die das Feuer als Hauptagens bei der Schöpfungsgeschichte geltend machten, wenn auch noch ohne eigentlichen Erfolg. Durch die Herrschaft des Christenthums war die mosaische Ueberlieferung zu einer lange völlig unbestrittenen Autorität auch für die Naturwissenschaft geworden, mit der das Mittelalter sich ohnehin wenig beschäftigte. Durch die Autorität Werner's, des großen Mineralogen, Geognosten und Geologen zu Freiberg, der seine Theorie der Erdbildung gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts entwickelte, schien dann der Anschauung der alten Tradition auch durch die Wissenschaft der Sieg für immer gesichert zu werden. Indessen erhob alsbald wiederum der Vulkanismus, wenn auch Anfangs schüchtern, das Haupt. Rasch in der Folge um sich greifend, machte er bald die meisten aus Werner's Schule hervorgegangenen Geognosten, zunächst in Frankreich, zu seinen Anhängern und wurde das Bekenntniß einer zahlreichen Schule, welche die wenigen den Werner'schen Ansichten treu Gebliebenen „mit Hohn oder Mitleid" auf die Seite schob.

Zuerst waren es der Basalt und andere Trapparten, welche, noch zur Zeit der Herrschaft der Werner'schen Autorität, der Schotte James Hutton für in feurigem Fluß emporgetrieben erklärte. Eben dieser gesellte ihnen auch bereits den Granit, besonders wegen seines Mangels an Schichtung, als plutonisches Produkt, als Lava bei. Unter den Schülern Werner's kam einer der talentvollsten d'Aubuisson hinsichtlich des Basalt- und Trachitgebirges auf dasselbe Resultat, nachdem er zuvor mit Werner die neptunische Ent-

*) Von vulkanistischem Standpunkt kann man damit vergleichen die Geschichte der Geognosie von Fr. Hoffmann, Berlin 1838.

stehung desselben behauptet. Doch beschränkte er, wie auch A. v. Humboldt, die vulkanische Entstehung auf die genannte Gebirgsart. Bald aber fing man an, mit Hutton, auch den Granit als Gebilde des Vulkans in Anspruch zu nehmen, und von da aus sah man sich unaufhaltsam weiter getrieben, dem Vulkan einen Theil des Urgebirges nach dem andern zuzuerkennen. Eine Schwierigkeit mußte freilich dem Vulkanismus das Phänomen der Schichtung bereiten, welche auch am Urgebirge, wie am Glimmerschiefer, hervortritt, und welche auch der Vulkanismus Anfangs nicht anders als neptunistisch zu erklären wagte, wie er denn dies Phänomen an dem geschichteten Flötzgebirge noch jetzt so zu erklären genöthigt ist. Ueber diese Schwierigkeit aber setzte man sich durch die kecke Hypothese hinweg: daß das geschichtete Urgebirge ursprünglich in Schiefergebirgsmassen bestanden, welche der feuerflüssige Granit so umgewandelt habe. Ging man doch so weit (so C. v. Leonhard): Die Schichtung dieser Gebirge in blos schichtenähnliche Phänomene verwandeln zu wollen.

Eine mächtige Stütze erhielt weiterhin der Vulkanismus durch die Hebungstheorie Leop. von Buch's. Seine Autorität schien um so gewichtiger, da er selbst früher Werner's Schüler gewesen war: da er ferner nächst A. v. Humboldt die ausgebreitetsten geognostischen Untersuchungen von den südlichsten Theilen Europa's bis zu den nördlichsten, so wie auf den kanarischen Inseln vorgenommen hatte. Nach ihm sind die großen Gebirgsketten durch plutonische Gewalten von unten emporgehoben worden. Durch Spalten und Risse in der Erdrinde, die er für Teutschland in vier Richtungen glaubte verfolgen zu können, ist das Urgebirge feuerflüssig emporgestiegen und hat die ursprünglich horizontalen Schichten des Flötzgebirges zersprengt und aufgerichtet. Besonders glaubte er im Fassathale in Tyrol zu entdecken, daß der Augitporphyr das Aufstoßen der Alpenketten und die Umwandlung des geschichteten versteinerungsführenden Kalksteins in ungeschichteten versteinerungsleeren Dolomit veranlaßt habe.

Die schließliche Vollendung der Theorie schien Elie de Beaumont vorbehalten zu seyn. Durch die Art schon, wie sein System von Arago als ein durch die Strenge seiner Methode ausgezeichnetes, in das Publikum eingeführt, und wie es von der französischen Akademie aufgenommen wurde, mußte es zum völligen Sieg des

Vulkanismus mächtig beitragen. Goethe freilich meinte: daß es ihm grade so vorkomme: „als wenn irgend ein christlicher Bischof einige Wedam's für kanonische Bücher erklären wollte.“ Elie de Beaumont glaubte in der Theorie der Gebirgserhebungen, die er Anfangs in vier, dann in zwölf, noch später in fünfzehn Erhebungssystemen auftreten ließ, auch das Mittel gefunden zu haben, um das Alter der Gebirge zu bestimmen. Denn wo man gestürzte Schichten finde d. h. solche, die, ehemals im Wasser horizontal abgelagert, durch das emporgestiegene Gebirge durchbrochen und gehoben seyen, da seyen die Schichten offenbar älter als die Gebirgserhebungen, wo dagegen die Schichten noch horizontal lägen, da seyen dieselben eben so gewiß jünger als diese. Darnach erschienen auf einmal die höchsten Gebirge als die jüngsten; geschichtetes und dann durchgebrochenes Sekundärgebirge älter als das von Werner als Urgebirge bezeichnete. Die Werner'sche Theorie schien damit auf den Kopf gestellt. Es mußte sich von diesem Standpunkt aus als wahrscheinlich darstellen, daß die Hebungsperiode der Erdthätigkeit noch nicht vorüber sey. L. von Buch macht dafür das fortwährende Aufsteigen Schwedens geltend, welches er zur Thatsache erhoben zu haben meint. Auch in den sich häufenden Beobachtungen über die Zunahme der Wärme im Innern der Erde meint man unwidersprechliche Beweise für die vulkanistische Theorie, namentlich für die Annahme eines dort noch immer befindlichen Centralfeuers heranwachsen zu sehen.

Wenn, berauscht von solchen vermeintlichen Erfolgen, der Vulkanismus schließlich auch noch ein Gelüsten verspüren sollte, das bis jetzt dem Neptun allgemein zugestandene versteinerungsführende Flötzgebirge zu verspeisen, so wäre das nach den gemachten Erfahrungen von seiner Kühnheit nichts gerade Unerwartetes. „Bereits hat Petzholdt es für möglich erklärt, daß in dem 80° und darüber heißen Urweltmeere Wasserthiere noch leben konnten, ohne gesotten oder geschmort zu werden.“

Vereinsamt sah sich Goethe mit seiner treuen Anhänglichkeit an die Werner'sche Lehre, als der Plutonische Tumult mit seinem „Heben und Drängen, Aufwälzen und Quetschen, Schleudern und Schmeißen“ begann. Sein Sinn für edles Maaß und eine stille überallwaltende Gesetzmäßigkeit mußte hierdurch aufs Tiefste verletzt werden. „Worte, schlechte Worte, die weder Begriff noch Bild geben“, so

kennzeichnete er die neue geologische Weisheit und wandte sich unwillig von ihr ab. Vereinsamt standen mit ihm einzelne ausgezeichnete Naturforscher wie v. Schubert, Karl v. Raumer. Der Widerspruch, der von geognostischen Thatsachen aus erhoben wurde, ward gar nicht mehr gehört.

Inzwischen jedoch, seit dem vorigen Decennium, ist die Kontroverse in ein neues Stadium eingetreten, indem die Chemie, eine auf sichern Fundamenten sich ausbreitende Wissenschaft, die Geologie zu kontrolliren begann. Letztere hatte auf chemische Gesetze und ihren nothwendigen Einfluß auf die Gebirgsbildung sehr ungenügende Rücksicht genommen. So war ihr in der Chemie unbemerkt ein Feind erwachsen, auf dessen Angriff sie nicht gefaßt war.

Ein ehrwürdiger erprobter Veteran, ausgezeichnet auf dem Gebiet der Mineralogie und Chemie, der Prof. und Oberbergrath Nepom. Fuchs in München trat in seinen: Theorieen der Erde (Münchner gel. Anz. VI, 1838, S. 209) mit dem Nachweis auf, daß die Annahme einer feuerflüssigen Entstehung der Gebirge auf unüberwindliche Schwierigkeiten von Seiten der Chemie stoße. Zugleich aber hat er, mit der ihn besonders zierenden Anspruchslosigkeit, eine eigene Theorie der Erdbildung auf der Basis der Chemie in neptunischem Sinne entwickelt, welche unser Herr Verf. zu der seinigen gemacht hat, um die sich auch andere jüngere Kräfte zu schaaren beginnen. Fuchs treibt den Vulkanismus besonders durch folgende Frage in die Enge. Wenn alles in feurigem Flusse sich befand, wie ist es dann möglich, daß in diesem Flusse tropfbar flüssige Kieselsäure mit kohlensaurem Kalke beisammen war, ohne daß die Kohlensäure wich und die Kieselsäure sich mit dem Kalk vereinigte? Ist dieser Gegengrund gegen den Vulkanismus von den chemischen Verwandtschaftsgesetzen hergenommen, so ein anderer von der verschiedenen chemischen Schmelzbarkeit und Erstarrbarkeit der zu feurigem Fluß angeblich beisammen befindlichen Elemente. Fuchs fragt: wie ist es bei vulkanistischen Voraussetzungen möglich, daß in gemengten Gebirgsarten, wie im Granit, leicht und strengflüssige Bestandtheile, ja für uns ganz unschmelzbare, nicht blos neben einander liegen, sondern sehr häufig in und durch einander gewachsen sind. Wären die Bestandtheile des Granits: Quarz, Feldspath, Glimmer zu einer homogenen Masse zusammen geschmolzen ge-

wesen, so hätte zuerst der Quarz krystallisiren müssen, welcher niedergesunken wäre, und erst lange nachher hätten Feldspath- und Glimmer-Krystalle entstehen können, gemäß der sehr verschiedenen Schmelzbarkeit und Erstarrbarkeit dieser drei Körper.

Eine nähere Darlegung der Theorie der Erdbildung, wie sie Fuchs als positive Seite seiner Ansicht dem Vulkanismus entgegenstellt, würde uns hier zu weit führen. Nur erlauben wir uns zu bemerken, wie schön sich nach Fuchs die Hauptgebirgsarten zu einem System der Gebirgswelt, ähnlich den Gliedern eines Organismus zusammen schließen. Schon die Werner'sche Ansicht von den Gebirgsformationen, welche Steffens in seinen „Beiträgen zur innern Naturgeschichte der Erde" auf so großartige Weise ausgeführt hat, hatte eine solche organische Anschauungsweise des Gebirgs gegeben *). In Hauptpunkten trifft nun die Ansicht von Fuchs mit der von Werner und Steffens zusammen, doch hat sie eine mehr chemische Grundlage. Wie bei Werner und Steffens, so finden wir auch bei Fuchs eine Kiesel- und Kalkreihe der Gebirgsformationen. Jene schließt sich nach Fuchs an die Herrschaft der Kieselsäure, diese an die der Kohlensäure an. Die Kieselsäure war nach Fuchs Anfangs für sich sowohl, als mit ihren Basen vereinigt, in einem amorphen, unkrystallinischen und festweichen (d. h. etwa gallertartigen, durch das Wasser nur halb aufgelösten,) Zustande. Aus diesem gieng sie in den krystallinischen über, und bildete hauptsächlich das Urgebirg, vor allem den Granit. Die verschiedenen Glieder, durch welche diese Reihe gebildet wird, erscheinen als Varietäten einer Formation und können als granitähnliches Gestein bezeichnet werden. Diese Reihe setzt sich vom Urgebirge aus bis in die neuere Zeit der Gebirgsbildung fort, in welcher das Gemenge von Quarzsand, Sandstein, Thon noch als der Repräsentant des Granits betrachtet werden kann. Gleichzeitig mit der Kieselreihe beginnt die Kalkreihe. Fuchs nennt sie so, weil die Kohlensäure sich den Kalk und die Bittererde aneignete, mit denen sie die Hauptmasse des aufgelösten Theils der Erdrinde (im Gegensatze zu dem amorphen und festweichen) ausmachte. Diese Reihe tritt in der Urzeit nur mit schwa-

*) Vgl. die faßliche Uebersicht in K. v. Raumer's allg. Geogr. 2. Aufl. S. 420 ff.

chen Anfängen auf, während sie in der spätern Zeit eine ungeheure Mächtigkeit gewinnt. „Ihre krystallinische Beschaffenheit hält dagegen den entgegengesetzten Gang ein. In der Urzeit erreicht sie im körnigen Kalkstein den höchsten ihr möglichen Grad; in der Uebergangszeit wird die Struktur schon dicht, aber nach Härte und Färbung liefert sie den schönsten Marmor, in der Flötzzeit läßt die Färbung und Härte immer mehr nach, und die neueste Zeit schließt diese Reihe mit der secundären Bildung des Kalksinters.“ Eine dritte Reihe ist bei Fuchs die des Kohlenstoffs. Sie beginnt im Urgebirge mit dem Graphit, und giebt überdies daselbst ihre Gegenwart durch den schwarzen Urkalk und Thonschiefer, besonders den Zeichen- und Alaunschiefer zu erkennen. In den ältern Flötzgebirgen gewinnt sie eine große Mächtigkeit in den Steinkohlen. Sie endet in den jüngsten Gebirgen in der Braunkohle, wenn man nicht den Torf als ihr letztes Glied ansehen will. Auch die verschiedenen Erdharze gehören in diese Reihe.

Dem Einspruch gegenüber, welchen Fuchs gegen die Plutonische Geologie erhoben hat, ist von dieser bis jetzt tiefes Stillschweigen entgegengesetzt worden. Was die Chemie anlangt, so hat, während sich in Teutschland beifällige Aeußerungen von Seiten ihrer Vertreter vernehmen ließen, der berühmte Berzelius zwar einzelnen der von Fuchs geltend gemachten Gegengründen die Beweiskraft absprechen zu müssen geglaubt. Fuchs hat indeß eine Beleuchtung dieser Einwendungen dem H. Verf. in Form eines Sendschreibens an ihn zu beliebiger Veröffentlichung mitgetheilt, welche der Ausdruck eines seiner Sache sehr gewissen Mannes ist. Es bildet dasselbe das vierte Kapitel des vorliegenden Werkes. Was Berzelius hierauf antworten wird, steht noch zu erwarten.

Nachdem der H. Verf. in der Erdbildungstheorie von Fuchs seine eigene dargelegt, geht er von dieser Grundlage aus zu näherer Beleuchtung der einzelnen Hauptpunkte über, auf welche sich die vulkanistische Theorie stützt. Gegen die Annahme eines Centralfeuers als Erklärungsgrundes für die Wärmezunahme im Innern der Erde lassen sich die triftigsten Einwendungen machen. So will Moyle gefunden haben, daß die regelmäßige Wärmezunahme nur dann erfolge, wenn die Gruben im Betriebe stehen, daß aber, sobald sie aufgelassen werden, ihre Temperatur zur mittleren der Erd-

oberfläche herabsinke. H. W. ist geneigt, die Erscheinung der Wärmezunahme nach Prechtel's Vermuthung auf den Druck der Atmosphäre zurückzuführen, welche je tiefer ihre Schichten lägen, immer dichter zusammengedrückt werde, und sich in Folge dessen immer mehr erwärme.

Die Hebungstheorie wird dann (Kap. 6) noch einer näheren Prüfung unterworfen. Umsonst sieht man sich danach um, daß irgend wo in neuerer Zeit, wenn auch nicht eine Gebirgskette, doch wenigstens ein Hügelchen aus Granit dem Schooße der Erde entstiegen sey. „Wohl werfen die Vulkane nach wie vor Schlackenkegel auf; wohl wissen wir, daß der verbrannte Berg Jorullo aus dem Höllenboden Mexikos hervorgetrieben worden sey, und daß sich kleine verschlackte Inseln aus dem Meere durch vulkanische Gewalten hervorgehoben haben; aber alle diese Erzeugnisse tragen auch das Gepräge ihres Ursprungs, ein Bild gräßlicher Zerstörung und Verwirrung vorherbestandener Ordnung." „Welche Kräfte, fragt der H. Verf., wären es denn auch, welche die gehobenen Gebirgsketten fest und unverrückt über der Kluft emporhalten? Ueber Schluchten, in welchen einst das ganze Alpengebirge, die ungeheure Kette des Himalaya's und der Andes verschlossen lagen?" Der vorgeblichen Erhebung Schwedens wird (Kap. 7) die viel wahrscheinlichere Annahme K. v. Raumer's entgegengesetzt, daß nicht das Land sich hebe, sondern das Meer sinke, indem sich der Spiegel der höher gelegenen Ostsee gegen den der Nordsee auszugleichen suche. Wir überlassen dem Leser die treffliche Beweisführung gegen die Hebungstheorie ihren Einzelheiten nach im Werke selbst nachzusehen, und wollen nur noch folgenden Punkt hervorheben. Die Mehrzahl der Vulkanisten wie der Neptunisten setzen, wenn sie sich die geneigte Schichtenstellung des Sandsteins und der Konglomerate erklären wollen, voraus, daß die ursprüngliche Schichtung nur eine Folge mechanischen Niederschlags und in Folge dessen horizontal gewesen. Die ersteren lassen dann diese Schichten emporgehoben werden, die letzteren nach dem Gesetz der Schwere sich senken. Nimmt man nun aber an, — und daß diese Ansicht, welche der H. Verf. mit Jameson, K. v. Raumer, Gumprecht u. A. theilt, die allein richtige sey, weist er schlagend nach in einem besonderen Kap. (8) — nimmt man an, daß Konglomerate

und Sandstein keine Trümmergebilde, sondern ursprüngliche Gebilde sind, Producte eines chemisch-krystallinischen Processes, so können diese auch schon gleich Anfangs eine geneigte Schichtenstellung gehabt haben, so daß diese als etwas Ursprüngliches zu betrachten ist. Es wird dann die Neigung der Schichten weder auf Hebung noch auf Senkung zurückzuführen seyn. Uebrigens wird damit nicht geläugnet, daß zum Theil auch mechanische Ursachen die geneigte Schichtenstellung hervorgerufen haben können.

Eine der ausgesuchtesten Proben von der Willkürlichkeit des vulkanistischen Verfahrens bietet die Buch'sche Ansicht von der Dolomitbildung, deren Betrachtung der H. Verf. ein eigenes Kap. (9) widmet. Er hatte schon früher in den Jahren 1831 — 1836 in der Isis, den bayerischen Annalen und Münchner gel. Anzeigen seine Untersuchungen über den Dolomit des bayerischen Juragebirges veröffentlicht, aber ohne daß man seine auf gründliche Beobachtung gestützten Einwendungen gegen die Buch'sche Hypothese berücksichtigt hätte. Inzwischen hat sich der Widerspruch gegen dieselbe bedeutend gemehrt. Hoffentlich wird man endlich schlagenden Thatsachen nicht länger das Gehör verweigern. Nach L. v. Buch sollte der feuerflüssig emporgehobene Augitporphyr auf den dunkeln dichten Kalkstein eingewirkt, ihn seiner Schichtung und seiner Versteinerungen beraubt und mit Bittererde durchdrungen, auf diese Weise aber in Dolomit umgewandelt haben. Dagegen hat Wagner gezeigt, daß der Dolomit im fränkischen Jura geschichtet vorkomme. Ferner, wie Zeuschner schon vom Dolomit des Fassathals im Widerspruch mit Buch nachgewiesen hatte, daß er allerdings Versteinerungen führe, so auch Wagner vom fränkischen Dolomit. Während im Fassathal schon, nach Zeuschner's Beobachtungen, der Dolomit nicht da am mächtigsten ist, wo er auf Augitporphyr gelagert vorkommt, wie es nach Buch's Hypothese der Fall seyn müßte, sondern wo er auf Kalk und Sandstein aufliegt: so zeigt sich nach A. Wagner's Forschungen im fränkischen Jura auch keine Spur von Augit. Der Dolomit liegt hier meist auf weißem, dichtem Kalkstein, für den, so wie für die Unterlagen des dortigen Dolomits überhaupt die söhlige Ablagerung sich als Schichtungsgesetz erweist. Ein darunter liegender Augit, wenn er überhaupt da wäre, müßte doch wohl auch diese kalkige Unterlage zuerst mit Bit-

tererde durchdrungen haben, ehe er den Dolomit damit versehen. Ueberhaupt aber, wie sonderbar, wenn der Augit einen seiner wesentlichen Bestandtheile, die Kalkerde, an den Dolomit abgegeben haben soll, ohne daß er aufhörte, Augit zu seyn?! — Was gehört nicht dazu, um jemand zum Aufgeben einer Lieblingshypothese zu vermögen, besonders wenn sie als genialer Einfall von Mund zu Mund gegangen?!

Wir können den Wiedereroberungskrieg, den der H. Verf. im Namen des Neptunismus führt, nicht weiter ins Detail verfolgen. Ein Stück des geraubten Eigenthums nach dem andern muß der Vulkanismus wieder herausgeben, so den Granit, den Porphyr (Kap. 10 — 12). Zuletzt wird auch die größere Wahrscheinlichkeit für die neptunische Entstehung des Basalts, trotz seiner Abweichungen vom geschichteten neptunischen Gebirge, dargethan, jener Steinart also, welche der vulkanistischen Theorie zuerst zum Stütz- und Ausgangspunkt gedient hatte.

Es finden sich basaltische Gebilde mit Versteinerungen; es treten ferner basaltische Gebilde als förmliche Lager zwischen geschichteten und Versteinerungen führenden Gebirgsarten auf. In einem Casseler Steinbruch schließt der Basalt Sandstein ein (also ein nach allgemeinem Zugeständniß im Wasser entstandenes Produkt), und umgekehrt dieser jenen. Wie lassen sich solche Thatsachen vom Vulkanismus aus ohne den größten Zwang erklären? Andrerseits lassen sich vielleicht diejenigen Erscheinungen, welche einen bedeutenden Hitzegrad bei Entstehung des Basalts voraussetzen, z. B. Entfärbung des angränzenden Gesteins, daraus begreifen, daß bei einer meist sehr jähen Bildung des Basalts, welche wegen der undeutlichen Ausbildung seiner Gemengtheile wahrscheinlich ist, die bei jedem Gestaltungsproceß frei werdende Wärme sich zur Gluth steigern konnte. Auch dürften Elektrizität und Elektromagnetismus bei dem Bildungsproceß dieses sehr eisenhaltigen Gesteines Antheil gehabt haben. (S. K. v. Raumer's Allg. Geogr. 2. Auflage S. 482 ff.)

Während der Vulkanismus vom Basalt aus, als einem vermeintlich unzweifelhaft Plutonischen Gestein, die andern Gebirge allmählig, und so weit es gehen wollte, — in sein Bereich zog, so zeigt uns dagegen der H. Verf. im letzten Kapitel des ersten Abschnitts, in welchem er von den Uebergängen der Gebirgsarten

handelt, das Gegenstück dieser Operation. Setzen wir nämlich die unbestritten neptunischen Gebilde, die Sandsteine, die Grauwacken, die Versteinerungen führenden Thonschiefer als den Anfang einer Reihe: „so geht es von diesen (auf dem Wege eines leicht nachweisbaren allmähligen Uebergangs) durch die versteinerungsleeren Thonschiefer und die Glimmerschiefer unmittelbar in die massigen granatischen Gesteine und von diesen aus in die Trappgebilde, bis man am entgegengesetzten Ende beim Basalt anlangt, und diesen nebst der ganzen vom Sandsteingebiete an durchlaufenen Reihe dem neptunischen Bereiche vindicirt."

So rechtfertigt sich denn die mosaische Ueberlieferung von der Bildung der Erde aus den Urgewässern, und mit ihr die ehrwürdige Tradition des ganzen Alterthums vom Standpunkt der geologischen Wissenschaft, nachdem sie so mancher Theologe, von menschlicher Autorität bestochen, bereits Preis gegeben hat. — —

„In den Gebirgsformationen nun liegt eine ganze Welt untergegangener organischer Wesen begraben." Sie bilden die Fauna und Flora der Urwelt, welchen der H. Verf. den zweiten Abschnitt seines Werks gewidmet hat. Bekanntlich treten die Reste jenes frühen Lebens noch nicht im primären Gebirge (Urgebirge) auf, sondern erst mit den Sekundärgebirgen (den Uebergangs- und Flötzgebirgen Werner's), und zwar so, daß in den Kalkgebirgen die Hauptmasse der thierischen Organismen, in den Steinkohlen- und Sandstein-Gebirgen die Hauptmasse der vegetabilischen abgesetzt ist.

Es ist über Geburt und Grab dieser auf unsere Zeit nicht fortgepflanzten Wesen die irrige Meinung sehr verbreitet, als seyen dieselben alle schon in den Urgewässern ursprünglich vorhanden gewesen, und dann von den späteren Niederschlägen der Erdmassen eingehüllt worden. Die Naturwissenschaft dagegen zeigt, wie H. Verf. trefflich ausführt, daß, in Folge einer generatio aequivoca, die in jenen Zeiten ihre Thätigkeit im größten Maaßstab entwickelte, die Entstehung derselben gleichzeitig stattgefunden haben muß mit der der einzelnen Versteinerungen führenden Gebirgsformationen. Es ergiebt sich nämlich als sicheres Resultat der Beobachtung, daß das Leben der verschiedenen Arten organischer Wesen an die Bildung der verschiedenen Arten anorganischer Grundlagen gebunden war, indem gewisse Formationen nur bestimmte organische Reste entwe-

der ausschließlich oder doch überwiegend, (hierüber ist noch Streit zwischen ausgezeichneten Paläontologen, wie Bronn und Agassiz) in sich schließen. Jene organischen Wesen sind dann nach einer nicht näher mehr zu bestimmenden Zeit untergegangen, wenn nämlich die bestimmte anorganische Grundlage über das in ihr entwickelte organische Leben das Uebergewicht erhielt, und sich in Schichten ablagerte.

Wie hierüber, so wird dem Leser auch über die übrigen hierher gehörigen urweltlichen Probleme, über die Verbreitungsverhältnisse und den Umfang der in den Sekundärgebirgen abgelagerten Reste u. s. w. eine klare Uebersicht dessen geboten, was der gegenwärtige Stand der paläontologischen Forschung als reines Ergebniß betrachten läßt.

Kommt es darauf an, der Entstehung dieser animalischen und vegetabilischen Organismen den Platz in der mosaischen Schöpfungsgeschichte anzuweisen, so wird der H. Verf. wohl keinen Fehlgriff gethan haben, wenn er sie (Abschn. IV, S. 482 ff.) nicht mit eingeschlossen seyn läßt in der Schöpfung der Pflanzen- und Thierwelt, welche nach Gen. 1, 11 ff. von der zweiten Hälfte des dritten Tagwerks an stattgefunden — denn diese setzt die Bildung der Erde und ihrer Oberfläche schon voraus, — wenn er sie vielmehr als ein von der mosaischen Schöpfungsgeschichte übergangenes Ereigniß betrachtet, welches gleichzeitig war mit der bis zur ersten Hälfte des dritten Tagwerks vollendeten Bildung der Erde selbst und ihrer Gebirge im Großen und Ganzen (Gen. 1, 2—10). Dagegen läßt er dann (nach Abschn. IV, S. 486 ff.) die organischen Wesen, welche sich in den Tertiärformationen der Gebirge, mit Inbegriff der Diluvialablagerungen, vorfinden, so wie diese selbst, (die tertiären Felsgebilde auf chemischem, die Diluvialablagerungen auf mechanischem Wege) in einer Periode entstehen, welche mit der zweiten Hälfte des dritten Tagwerks (also nach der ersten Trockenlegung des Landes) begonnen und ihr Ende mit dem Ende des Diluviums erreicht habe. Die Tertiärperiode hebt mit Felsbildungen an, „die unmittelbar der Kreideformation folgen, und die nur hinsichtlich der Versteinerungen von dieser getrennt werden können." Daß sie nicht mehr, wie noch die Kreideformation des Flötzgebirges, in jener Periode entstanden seyn können, wo das Wasser die Herrschaft behauptete, daß sie vielmehr blos spätere lokale, unter nur partiel-

len Einwirkungen der Gewässer hervorgegangenen Bildungen sind, das zeigt sich eben an der großen Verschiedenheit der organischen Reste, welche sich in den Tertiärformationen eingeschlossen finden, von denen, welche in die Sekundärgebirge eingelagert sind. Denn in den letzteren treten fast nur Wasserthiere und zwar blos kaltblütige auf. Unter den Wirbelthieren zeigt das Uebergangsgebirge nur erst Fische, das Flötzgebirge ausserdem noch Amphibien, vor allem die riesenhaften Saurier. Von Säugethieren und Vögeln aber finden sich höchst seltene Spuren blos in den allerjüngsten Flötzschichten, so in den Schiefern von Stonesfield mehrere Unterkiefer einer Art Beutelthiere. Letztere Reste nennt der H. Verf. gewiß mit Recht nur vereinzelte Vorläufer der in einer andern Epoche (der Tertiärperiode) nachfolgenden Geschlechter. —

Dagegen treten nun „in den Tertiärformationen auf einmal die Warmblüter in überwiegender Menge auf, wie solche erst durch Trockenlegung des Landes möglich geworden. Zu den Landsäugethieren gesellen sich Land- und Süßwasser-Bewohner aus andern Klassen, und alle diese fossilen Organismen, wenn gleich zum Theil nicht mehr in lebenden Formen repräsentirt, passen in den gegenwärtigen Zustand der Dinge, während die seltsamen paradoxen Formen der Sekundärgebirge ganz verschwunden sind." Unter den fossilen Pflanzenresten findet man erst in dieser Periode und zwar hier in überwiegender Menge die Dikotyledonen vertreten. — Die urweltliche Thier- und Pflanzenwelt nähert sich auf diese Weise unverkennbar mehr und mehr der gegenwärtigen, und wird ihr unmittelbar vor dem Diluvium am gleichförmigsten. Wir treffen da bereits alle Ordnungen und wahrscheinlich auch alle Familien der Fauna des gegenwärtigen Bestandes an, doch existiren viele Gattungen der antediluvianischen Fauna in der postdiluvianischen nicht mehr, und bei weitem die meisten Arten verrathen, sofern man hierüber bei der noch so lückenhaften Kenntniß der urweltlichen Thierwelt urtheilen kann, eine specifische Differenz.

Uebrigens erscheinen diese organischen Reste in der Tertiär-Periode sehr wechselnd nach den Lokalitäten, und nicht mehr wie in der Sekundärperiode von dem Charakter des Gesteins abhängig. In der Regel finden sich in den älteren tertiären Felsmassen, so in dem tertiären Gips bei Paris, jetzt gänzlich ausgestorbene Tapir-ähn-

liche Gattungen von Dickhäutern (Anoplotherien, Paläotherien, Anthrakotherien, Lophiodonten); dann im Fluthlande, in seinen Geröll- und Kiesablagerungen: Mammuths (die Elephanten der Urzeit), die ihnen nahestehenden Mastodonten, Hirsche, Rinder, endlich in den Spalten und Höhlen der Gebirge, theils durch Kalksinter in Knochenbreccien zusammengekittet, theils lose in den eingeschwemmten geröllführenden Schlamm eingehüllt: besonders die großen Fleischfresser aus den Gattungen des Bären, der Hyäne, des Hundes, der Katze. Allein diese Unterscheidungen lassen sich nicht alle streng durchführen. Denn es finden sich auch die Thiere der ältesten Tertiärablagerungen und des Fluthlandes beisammen, es finden sich ferner, wenn auch nicht die Dickhäuter der älteren Tertiärbildungen in den Knochenhöhlen, doch umgekehrt Höhlenbewohner mit jenen Dickhäutern im Fluthlande beisammen, sowohl die nicht Fleisch fressenden Höhlenbewohner (wie Pferd, Rind, Mammuth), als auch, in seltenen Ausnahmen, Fleisch fressende. Daraus geht hervor, daß von diesen Thieren nicht die einen einer älteren, die andern einer jüngeren Schöpfung angehörten, daß sie vielmehr von einer gleichzeitigen stammen, wenn auch die in den tertiären Felsmassen eher zur Ablagerung kamen (vielleicht, weil Sumpfthiere und Bewohner der Niederungen), als die im Fluthlande und die Fleischfresser der Höhlen (diese, weil vermuthlich Bergbewohner und von der Fluth am spätesten erreicht).

Wir wollen hier gleich etwas hinzunehmen, was der H. Verf. in einem späteren Kap. (Abschn. III, 1) von dem Alter des Menschengeschlechts ausführt. Es geht nämlich aus den paläontologischen Untersuchungen, welche uns bis jetzt noch keine sicheren Spuren menschlicher Reste geliefert haben, hervor, daß „die Schöpfung des Menschen von weit späterem Datum seyn muß, als die der Thiere und Pflanzen." — Es ist dies ein Resultat, welches auch Cuvier bewog, der gegenwärtigen Gestaltung der Erde kein höheres Alter, als von 5—6000 Jahren zuzugestehen. Es ist ferner ein Resultat, welches sehr für die Wahrheit der mosaischen Urkunde spricht, die unter allen Ueberlieferungen der Völker das Alter des Menschengeschlechts auf die kleinste Ziffer bringt (vgl. Abschn. IV, 2).

In den tertiären Felsgebilden fehlen menschliche Ueberreste gänzlich, und „selbst im Fluthland tritt derselbe Fall ein, mit Ausnahme etlicher Knochenhöhlen." Ob aber die in den Knochenhöhlen Lüttichs

und Südfrankreichs entdeckten Menschenknochen gleichen Alters mit denen der Diluvialthiere seyen, diese Frage glaubt der H. Verf. weder mit Schmerling, Marcel de Serres bejahen noch mit Buckland verneinen, sondern für ein bis jetzt mit Sicherheit nicht zu lösendes Problem erklären zu müssen, wie denn auch Lund in Beziehung auf die von ihm in Brasilien entdeckten Menschenknochen sich zu dieser Ansicht bekannt habe und Cuvier sich zweifelhaft äußerte. Auch später nämlich, bemerkt der H. Verf., hätten Menschen und Thiere in diesen Höhlen umkommen, oder ihre Reste auf eine andere Weise noch hinein kommen und den Resten der antediluvianischen Thiere beigemengt werden können. Eine Stalagmiten-Decke über diesen Knochenablagerungen beweise bei fortwährender Tropfsteinbildung nichts. Bei späteren Entdeckungen würden, da sie wahrscheinlich die gleichen Verhältnisse zeigten, auch vermuthlich dieselben Einwendungen wieder geltend gemacht werden können, weßhalb auch nicht leicht Hoffnung sey, daß dieser Streit auf naturhistorischem Wege zur Entscheidung komme. Doch macht er wiederholt darauf aufmerksam, daß Asien, die älteste Wohnstätte des Menschengeschlechts, noch nicht darauf hin untersucht ist. Es scheint ihm sehr annehmbar, daß sich die geographische Verbreitung des ersten antediluvianischen Menschengeschlechts wahrscheinlich auf Asien beschränkt, sich noch nicht auf Europa und Amerika, wo man bis jetzt allein untersuchte, erstreckt habe. So kann denn auch nach unserm H. Verf. aus dem Fehlen der Menschenreste in den bisher bekannten Diluvialablagerungen nicht darauf geschlossen werden, daß beim Eintritt des Diluviums keine Menschen vorhanden gewesen, und daß also auch das Diluvium nicht die von der Bibel erzählte allgemeine Ueberschwemmung habe seyn können; wie denn auch Cuvier schon daraus, daß das Vorkommen von menschlichen Knochen mit gleichzeitigen Diluvialresten bis jetzt zweifelhaft sey, sich nicht zu dem Schlusse für berechtigt hielt, daß es keine Menschen vor der Sündfluth gegeben habe, sondern nur daß die Menschen nicht die gleichen Gegenden mit den antediluvianischen Thieren bewohnt hatten *).

*) Auch wenn sich noch sichere antediluvianische Menschenreste finden werden, so wird doch deßwegen der oben aus den bisherigen Ergebnissen abgeleitete Satz: daß die Entstehung des Menschen spä-

Das Fehlen sicheren menschlicher Reste ist einer von den Gründen gewesen, um deren willen Buckland, nachdem seine reliquiae diluvianae (1823) und die darin niedergelegte Untersuchung über die Kirkdaler Höhle der Ansicht Anerkennung verschafft hatten, daß die Diluvialgebilde mit ihren organischen Resten in Folge der letzten großen Fluth sich abgesetzt haben, von dieser Ansicht selbst zurücktrat, und um deren willen er die Tertiärperiode mit ihren Ablagerungen und organischen Resten noch vor dem Auftreten des Menschen ablaufen lassen, die Sündfluth der Bibel aber als ein Ereigniß darstellen wollte, welches nur eine später „verhältnißmäßig ruhige Ueberschwemmung" gewesen, und deßhalb eine im Vergleich nur geringe Veränderung an der Erdoberfläche hervorgebracht habe (s. Abth. IV, 14). Der H. Verf. hält dagegen an der früheren Buckland'schen Ansicht fest. Er zeigt, wie wenig man berechtigt sey, die Sündfluth der Bibel, ein Ereigniß das zum Theil „von einem Aufbrechen aller Brunnen der großen Tiefe" abgeleitet wird, sich als ruhige Ueberschwemmung zu denken. Wenn Buckland einen weiteren Gegenbeweis gegen seine frühere Ansicht von dem Umstand hernehmen will, daß die Diluvialthiere nicht blos in den Diluvialgebilden, sondern auch in tiefer liegenden Formationen vorkommen, so entgegnet der H. Verf., daß diese allerdings unläugbare Thatsache nur beweist, „daß zwischen der Epoche der Sündfluth und der Beendigung des Sechstagewerks verschiedene Lokalüberfluthungen mögen stattgefunden haben, welche die in ihrem Bezirke wohnenden Thiere (bloße Individuen) ersäuften, aber keineswegs die Arten, die sich anders wo erhalten konnten, ausrotteten. „Die Geologie muß freilich, indem sie zugiebt, daß das Fluth-

ter zu datiren ist, als die der urweltlichen Pflanzen- und Thierwelt, vom H. Verf. nicht zurückgenommen werden müssen, wenn er dann auch modificirt werden muß. Denn die außerordentlich spärliche Verbreitung menschlicher Reste im Vergleich mit derjenigen thierischer Reste würde es dann immer noch wenigstens sehr wahrscheinlich machen, daß das Menschengeschlecht der Entstehung nach jünger ist als die Thierwelt, welche mit ihm von der Sündfluth begraben wurde.

land mit seinen organischen Einschlüssen zum Theil schon durch frühere partielle Fluthen hin und wieder abgesetzt worden sey, auf den strengen Beweis verzichten, daß zuletzt Eine große, nicht mehr bloß partielle Fluth, alles Lebendige vertilgt habe, und daß mithin die Diluvialablagerungen (wenigstens der Hauptmasse nach) gleichzeitig seyen. Die schließliche Gewißheit hierfür, meint der H. Verf., könne deßhalb nur die mosaische Ueberlieferung bieten. Indessen müsse die Geologie in Folge der Gleichartigkeit dieser Ablagerungen, doch es wenigstens wahrscheinlich finden, daß auch Gleichzeitigkeit derselben stattgefunden habe. Ungeheuere Geröllablagerungen am Fuß der Gebirge bis weithin in die Niederungen, so wie hinwiederum auf großen Höhen und zwar auf allen Kontinenten, eben so die in diesen Lagern auf allen Kontinenten gefundenen thierischen Reste, welche wie in den Ebenen so bis zu sehr bedeutenden Höhen vorgekommen sind (A. v. Humboldt führt Ueberreste von Mastodon in einer Höhe von 8000 Fuß an und Webb erhielt im Himalaya fossile Knochen von Pferden und Hirschen in einer Höhe von 16000 Fuß, woselbst sie in der Region des ewigen Schnees unter Sand vergraben sind) — das alles weist auf ausserordentliche Mächtigkeit und Allgemeinheit der Fluthen hin, welche solche Denkmale ihres Daseyns hinterlassen konnten.

Einem anderen Grunde gegenüber, welchen Buckland gegen seine eigene frühere Ansicht hervorhob, daß nämlich die organischen Reste der Diluvialbildungen meist ausgestorbenen Arten angehören, macht der H. Verf. die Möglichkeit geltend, daß, wie auch Cuvier annimmt, die jetzt lebenden Arten schon vorhanden gewesen seyn, und nur in andern Gegenden gelebt haben können. Er hält sich in dieser Beziehung zu der Annahme berechtigt, „daß vor der Sündfluth die geographische Verbreitung des Menschen und der noch gegenwärtig lebenden Landthiere auf Vorderasien und dessen nächste Umgebung beschränkt gewesen ist, und daß sie in dieser Weise einen großen Komplex organischer Wesen umschlossen hat, der allein gemäß göttlicher Anordnung, zur Forterhaltung bestimmt war, während die auf die übrige Erdoberfläche vertheilten Landthiere sammt und sonders ihr Grab in den Gewässern der Sündfluth fanden.“ Es braucht kaum angedeutet zu werden, daß eine solche Annahme, wenn sie sich bestätigte, ein willkommenes Licht auf die Aufnahme der verschiedenen

Repräsentanten des Thierreichs in die Arche werfen werden würde, da sie dann in der Nähe ihres Erbauers gewohnt hätten.

Wir übergehen andere Vermuthungen, wodurch der H. Verf. (Abschn. IV, 14) die Wahrheit der mosaischen Ueberlieferung zu erhärten, und die Schwierigkeiten zu entfernen sucht, welche sie der Naturforschung zu bieten scheint, um noch bei dem dritten Abschnitt des Werkes: über das Menschengeschlecht der Urwelt, der uns ein ganz besonders gelungener erscheint, etwas verweilen zu können.

Nachdem er in der schon bemerkten Weise kurz das Alter des Menschengeschlechts besprochen, so weit es sich den naturwissenschaftlichen Resultaten gemäß bestimmen läßt (s. über die historische Seite dieser Frage im vierten Abschn.): geht er zu der Erörterung der Frage von der specifischen Einheit oder Mehrheit des Menschengeschlechts über, zu deren Beantwortung er die Naturwissenschaft, da bereits Erfahrungen zur Genüge vorlägen, für vollkommen kompetent erklärt. Der H. Verf. konnte sich bei der Erörterung dieses Gegenstandes der Uebereinstimmung der großen Naturkundigen Haller, Blumenbach, Cuvier, erfreuen, so wie ausgezeichneter in gleichem Sinne geführter Untersuchungen mitlebender Forscher, wie Prichard's, R. Wagner's. Es handelt sich bei dieser Frage vor Allem um den Begriff der Art, der, um ihn vor Willkür sicher zu stellen, wie der H. Verf. gewiß mit Recht bemerkt, von einem unabänderlichen Naturgesetz abhängig gemacht werden muß.

„Dieses letztere ist aber in der Fruchtbarkeit der Zeugung gegeben, in der Fähigkeit der Individuen, den ihnen allen gemeinschaftlichen Typus durch Fortpflanzung auf eine in allen Generationen fruchtbare Nachkommenschaft zu übertragen. Der Inbegriff sämmtlicher Individuen also, welche eine unbeschränkt fruchtbare Nachkommenschaft unter einander zu erzeugen vermögen, konstituirt die Art. Hierin liegt ihr wesentliches Merkmal. Konstante durch Zeugung ebenfalls vererbbare Differenzen unter diesen Individuen führen uns dann auf den untergeordneten Begriff der Varietät oder Rasse*).“ —

---

*) Einige Konsequenzen, die der H. Verf. zieht, mögen zur weiteren Erläuterung der gegebenen Begriffe: Art und Rasse dienen: „Wir erklären demnach, sagt er, den Bullenbeißer, Pudel, Dachshund und

Gegen dieses Kriterium sind in neuerer Zeit Einwendungen gemacht worden. Die Fruchtbarkeit der Bastarde sollte gegen alle Erfahrung etwas gewöhnliches seyn. Es sollten sich ferner Arten fruchtbar paaren können, die verschiedenen Familien, ja selbst Ordnungen angehörten. Fälle letzterer Art verweist der H. Verf. sogleich ins Reich der Fabel. Auf einen scheinbaren Fall der ersteren Art hat in neuerer Zeit Rudolphi großes Gewicht gelegt, und dadurch manchem bedeutenden Naturforscher imponirt. Eine sardinische Rehgeis sollte keinen Ziegenbock, allein einen Schaafbock zugelassen haben, die davon entstandenen Jungen sollten mit sardinischen Schaafböcken belegt worden, und so aus dieser Paarung endlich gemeine Schaafe geworden seyn. Der H. Verf. führt dagegen den Beweis, daß, da es in Sardinien keine Rehe gebe, die vermeinte Rehgeis nur ein Muflonweibchen habe seyn können, was dem herbeigezogenen Falle sein Ausserordentliches ganz benimmt, da der Muflon eine Art des Schaafs, vielleicht nur ein verwildertes Hausschaaf ist. Wahrscheinlich geht die Fortpflanzungsfähigkeit heterogener Thiere nicht über den Bereich naturgemäßer oder wenigstens höchst nahe verwandter Gattungen hinaus. Innerhalb einer und derselben Gattung aber scheinen alle Arten mit einander Bastarde erzeugen zu könn

---

das Windspiel für Rassen einer und derselben Art, so groß auch die Abweichungen in ihrem äußern Habitus und selbst in ihren Sitten sind, weil sie alle miteinander eine permanent fruchtbare Nachkommenschaft produciren können. Umgekehrt rechnen wir Individuen, die unter sich weit mehr Aehnlichkeit als die Hunderassen mit einander haben, zu verschiedenen Arten, wenn sie sich gar nicht mit einander verpaaren, oder durch Noth, Zwang und Verirrung des Geschlechtstriebs dazu veranlaßt, eine Nachkommenschaft hervorbringen, welche sich nicht durch Zeugung forterhalten kann, sondern in kurzer Frist, gewöhnlich in der ersten Generation, wieder ausstirbt. So z. B. erklären wir Pferd und Esel, trotz ihrer großen äußern Aehnlichkeit, für zwei verschiedene Arten, weil sie freiwillig sich nicht mit einander vermischen, sondern nur durch Veranstaltung der Menschen dazu gebracht werden können, und die von ihnen erzeugten Jungen ausser Stande sind sich weiter fortzupflanzen, oder höchstens durch Anpaarung mit einem der älterlichen Stämme eine Nachkommenschaft erzielen, die als steril erlischt."

nen. Doch bleiben diese ohne Anpaarung mit einem der älterlichen Stämme steril, und es heißt deßhalb die Sache auf den Kopf stellen, wenn Rudolphi behauptet, „daß an sich alle Bastarde fruchtbar sind, und nur specielle Umstände hinzutreten, die einzelne Individuen unfruchtbar machen." — Ist nun der aufgestellte Begriff der Art ein richtiger, so ist die Annahme von mehreren Arten der Menschheit, wie Bory St. Vincent ihrer 15 statuiren wollte, eine verkehrte; vielmehr bildet dann das Menschengeschlecht jedenfalls Eine Art (oder Eine Gattung, sofern Art und Gattung bei ihm in Eins zusammen fallen). Denn erstens ist es allbekannt, daß alle differenten Formen des Menschengeschlechts in unbeschränkt fruchtbarer Zeugung sich mit einander vermischen können, so daß die Blendlinge nicht blos durch Anpaarung mit den älterlichen Stämmen, sondern in gleicher Weise unter sich eine permanent fruchtbare Nachkommenschaft zu erzeugen vermögen. In Amerika z. B. sind durch Mischung des europäischen Stammes mit dem indianischen und den eingeführten Negern, und letzterer wieder unter einander, die mannigfaltigsten Mittelschläge hervorgegangen, die sich theils rein forterhalten, theils mit andern von Neuem durch Paarung sich vermengt haben. — Zweitens beweist für die Einheit der Art, daß die differentesten Formen des Menschengeschlechts durch gegenseitige Uebergänge so in einander verkettet sind, daß ihr Komplex nur ein einziges Ganzes ausmacht, von welchem die Rassen blos die hervorstechendsten Glieder bezeichnen. Diese Uebergänge zeigen sich nicht nur in jenen Mittelschlägen, sondern auch in Völkerstämmen, die keineswegs Mischlinge, wie jene, sondern ursprüngliche Schläge sind, welche aber zwischen den drei Grundtypen der Rassenbildung, der kaukasischen, mongolischen und äthiopischen, so hin und her schwanken, daß man verlegen ist, welcher Rasse man sie zutheilen soll. Die Eskimos z. B. zeigen eine solche schwer zu klassificirende Mittelform zwischen der mongolischen und amerikanischen Rasse, die Fullahs, ein Negerstamm in Sudan, zwischen kaukasischer Rasse und äthiopischer und andere. Auch unter jedem Volke findet man wieder Individuen, die auffallend an andere Rassen erinnern. —

Nachdem der H. Verf. hinsichtlich der specifischen Einheit des Menschengeschlechts zu einem sichern Resultat gekommen, geht er (Kap. 3—9) zur Eintheilung und Charakteristik der Rassen über,

sucht ihre Verbreitungsverhältnisse über die Erdoberfläche (Kap. 9) sowie das Verhältniß der Menschenrassen zu denen der Pflanzen und Thiere (Kap. 10) zu bestimmen, und entwickelt (Kap. 11) seine Ansicht von der Kausalität der Rassenbildung. Bei der Eintheilung der Rassen legt er die körperliche Beschaffenheit als das Merkmal zu Grunde, welches den Hauptausschlag gebe, woran er vollkommen Recht hat, da es sich hier darum handelt das Menschengeschlecht nach der verschiedenen Entwicklung seiner Naturseite zu klassificiren. Nicht mit gleicher Sicherheit nämlich, wie zur Fixirung der Rassenverschiedenheit die physische Beschaffenheit benutzt wird, kann die Sprache angewandt werden, weil sie eine weit größere Flüssigkeit hat, als die leibliche Organisation; und noch weniger entscheiden die religiösen und socialen Verhältnisse, die noch weniger Stabilität zeigen, als die Sprachen, und leichter noch von einer Rasse auf die andere sich übertragen können. Doch muß dies alles als Anhaltspunkt für die Orientirung mit in Betracht gezogen werden. Der H. Verf. nimmt fünf Rassen an, drei als Hauptrassen: die kaukasische, die mongolische, die äthiopische (in Uebereinstimmung mit Blumenbach, Cuvier, Heusinger), und zwei dann als Uebergangs= oder Unterrassen: die amerikanische und australische, von denen sich die erstere an die mongolische, die letztere an die äthiopische anschließt. Die von Blumenbach als eine besondere anerkannte malayische hat er der kaukasischen eingeordnet, dagegen die australische zu einer eigenen erhoben.

Zur kaukasischen Rasse zählt er ausser den Indogermanen und Semiten, zu denen auch die Abyssinier gehören, das merkwürdige Volk der Gallas, sodann die nordafrikanischen Urvölker, unter denen die alten Aegypter die erste Stelle einnehmen, deren Nachkommen die heutigen Kopten sind. Auch die alten Aethioper, sowie die gegenwärtigen Nubier (Barabras, auch Berbern genannt) und die Berber des nördlichen Afrikas werden als nordafrikanische Urvölker der kaukasischen Rasse eingeordnet. Wärend diese kaukasische Bevölkerung Afrikas einen Uebergang der kaukasischen Rasse zur äthiopischen darstellt, indem sie ihr namentlich in der Hautfärbung ähnlich wird, so bezeichnet dagegen der finnisch=tartarische Völker= und Sprachstamm, zu dem die Finnen, die Ungarn (als ugrische Finnen), die Osmanen, die Tartaren, Kirgisen, Turkomanen, Usbecken, Jakuten gehören, den Uebergang zur mongolischen Rasse und

zwar zu dem kalmückischen Typus der letzteren Rasse. Auch der malayisch-polynesische Völker- und Sprachstamm führt zu der mongolischen Rasse, doch nicht des kalmückischen, sondern des chinesischen Typus, hinüber. — Treffend hebt der H. Verf. die merkwürdige Stellung dieser Völkerfamilie hervor. Sie hat sich auf der Halbinsel Malakka, auf den Inseln des indischen Archipels und des stillen Oceans, von Madagaskar bis zur Osterinsel, in der ungeheuern Ausdehnung von 200 Längegraden verbreitet. Was die Südseeinsulaner insbesondre anlangt, die innerhalb dieser Völkerfamilie eine eigene Gruppe (die polynesische im engern Sinne) bildet, und am meisten den kaukasischen Typus an sich trägt, so könnte man sie am ersten als Autochthonen zu denken versucht seyn. Denn, wann sie eingewandert sind, ist völlig ungewiß. Sie bewohnen die entlegensten Eilande, und doch könnte die bei ihnen vorgefundene Schiffarthskunde sie nicht zu so weiten Reisen, wie ihre Verbreitung voraussetzt, befähigen. Viel leichter läßt sich die Bevölkerung aller andern Länder von einem Anfangspunkt der Verbreitung des Menschengeschlechts aus erklären. Und doch wäre die Annahme von Autochthonen besonders bei der engen Sprachverwandtschaft dieser Völker eine Verkehrtheit. Wir überlassen es dem Leser, sich von dem H. Verf. durch das Völkergewirre der einzelnen Rassen begleiten zu lassen. Er wird diesem, am Ende der Wanderung angelangt, für die treffliche Führung Dank wissen. Nur noch einige allgemeinere Ansichten, die er über die Rassen des Menschengeschlechts entwickelt, wollen wir berühren.

Die kaukasische ist unter den übrigen Rassen höchst wahrscheinlich als die Stamm- und Grundrasse zu betrachten, aus der sich erst späterhin die anderen entwickelt haben. Wie sie geographisch die Mitte einnimmt zwischen den zwei andern Hauptrassen, und sie auseinander hält: so giebt sie auch ihrer physischen Beschaffenheit nach die Mitte ab, von welcher aus nach dem einen Extreme hin die mongolische, nach dem andern die äthiopische Rasse abgeht. In ihr als dem Centrum tauchen deßhalb auch vornehmlich, bald da bald dort, Repräsentanten andrer Rassen auf. „Besonders ist in ihrem Knochengerüste die centrale Stellung dieser Rasse ausgesprochen. „Schädel und Becken haben eine schöne ovale, weder zu schmale „noch zu breite Form. In der mongolischen Rasse dehnt sich dieses „Oval nach der Breite dermassen aus, daß dadurch eine rundliche

„oder vierschrötige Form zum Vorschein kommt, während in der „äthiopischen Rasse das kaukasische Oval sich dergestalt zusammen„zieht, daß das Becken unförmlich verschmälert, der Schädel von „vorn nach hinten gestreckt und die Kiefer vorgetrieben werden. „Indem die äthiopische und mongolische Rasse in entgegengesetzten „Richtungen auseinander gehen, kann auch hinsichtlich ihrer Schä„del- und Beckenform von keinem Uebergange in einander die „Rede seyn, wie solches dagegen von der kaukasischen Rasse aus „in jede der beiden andern, durch Expansion oder Kontraktion der „beiden Haupttheile des Knochengerüstes, leicht bewerkstelligt wer„den kann.“ Sollte der äthiopische Typus in den mongolischen übergehen, so müßte er demnach seinen Durchgang durch den kaukasischen nehmen und umgekehrt.

Sehr besonnen äußert sich der Herr Verf. über die letzten Gründe der Rassenverschiedenheit. Die Entstehung derselben gehört der vorhistorischen Zeit an, und mit ihr schließt sich der urweltliche, schaffende Zustand der Erde ab, von dem an sie nur für Erhaltung der vorhandenen Formen sorgt. Deßhalb können die Motive der Rassenbildung nicht mehr in ihrer ursprünglichen Wirksamkeit beobachtet werden. Für den Einfluß klimatischer Verhältnisse auf die Rassenbildung spricht allerdings, daß die lichtesten Stämme der Kaukasier den Norden bewohnen, daß dagegen, je tiefer sie nach dem Süden herab reichen, ihre Farbe immer dunkler wird, bis sie in den nubischen Berbern, den Abyssiniern und den Hindus der vielen Neger nicht nur gleich kommt, sondern sie an Tiefe noch übertrifft. Daß auch ein gewisser terrestrischer Einfluß mitgewirkt hat, möchte daraus hervorgehen, daß jeder Kontinent für sich eine eigene Rasse hat (Europa, mit Westasien und Nordafrika diesseits der Wüste, die kaukasische, Ostasien die mongolische, das eigentliche Afrika die äthiopische, Amerika die amerikanische, Australien die australische). — Allein die Rassenbildung wird hierdurch doch nicht erschöpfend erklärt. So zeigt die amerikanische Rasse durch alle Zonen gleichfarbige Stämme; die in den tropischen Gegenden sind nicht einmal die dunkelsten. Ganz verschiedene Rassen wohnen neben einander, ohne sich in Folge gleicher klimatischer und terrestrischer Einflüsse ähnlicher zu werden. Seit dreihundert Jahren wohnen Portugiesen in Afrika ohne Neger ge-

worden zu seyn. Die verschiedensten Hunderassen leben in den nämlichen Ländern mit einander beisammen. Am meisten scheint dem H. Verf. die Vermuthung für sich zu haben, daß in der Urzeit die Konstitution des Menschen und der Thiere viel empfänglicher gewesen sey für äußere Einwirkungen, die damals überdies energischer gewesen seyen. Wenn nun der Mensch mit seinen Hausthieren durch die Wanderungen in wesentlich andere Verhältnisse eintrat, so konnte „vermöge des größeren Einflusses der Naturgewalten eine physische Umstimmung erfolgen, die, zunächst auf den Bildungstrieb einwirkend, diesem eine abweichende Richtung gab und somit in Rassenbildung überging.“ Jedenfalls müssen die Gründe der Rassenbildung in außerordentlich wirksamen Kräften physischer und psychischer Natur gesucht werden, sowohl bei Menschen als bei Thieren, deren Rassenunterschiede ebenfalls in die vorhistorische Zeit zurückgehen, und an Mannigfaltigkeit die des menschlichen Geschlechts weit übertreffen. Bei beiden nämlich wirken jene Kräfte bis heute in solcher Mächtigkeit fort, daß die Grund-Rassen sowohl in der Menschen- wie Thierwelt fast eine gleiche Beständigkeit zeigen wie die Arten. So erhalten sich die Rassen unserer Hausthiere (— und nur von diesen giebt es eigentlich Rassen, da die Thiere im wilden Zustand keine erheblichen Abweichungen vom Normaltypus darstellen —) ohne Zuthun des Menschen, ja selbst, wie die Hunde beweisen, bei den mannigfaltigsten Kreuzungen, während die Spielarten und Schläge, die blos durch besondere Umstände oder künstliche Mittel hervorgerufen sind, zurückgehen, so wie die Bedingungen ihres Bestandes ihnen entzogen werden. So kann auch der Rassencharakter der verschiedenen Formen der Menschheit bei Mischungen nicht mehr ausgetilgt, höchstens untergeordnete Modificationen mit ihm vorgenommen werden. Jene bei der Rassenbildung thätigen Kräfte aufzufinden, das erklärt der H. Verf. für eine vom Standpunkt der beobachtenden Naturwissenschaft auch nicht mehr lösbare Aufgabe, ohne jedoch einer besonnenen Speculation unbedingt auf diesem Gebiete das Recht absprechen zu wollen. Aufgefallen ist uns, daß der H. Verf. (Abth. IV, 17) die Differenzirung der Rassen, (welche die mosaische Ueberlieferung übergeht) der Sprachendifferenzirung so unbedingt glaubt erst folgen (wenn auch auf dem Fuße folgen) lassen zu müssen, worauf sie dann neben einan-

der verlaufen. Wäre es nämlich nicht auch möglich, ja wahrscheinlicher noch, daß die Rassenanlage sich wenigstens dem Keime nach schon eher an den zweiten Stammältern der Menschheit ausgebildet hätte, in Folge verschiedener psychischer und physischer Lebensrichtung, ehe die Trennung der Sprachen erfolgte? Der mosaische Bericht widerspräche dem keineswegs, und bei dem engen Zusammenhang der Sprache mit der Kopfbildung namentlich, möchte eine solche Annahme die natürlichen Mittelursachen, welche zur Trennung der Sprachen mitwirkten, besser berücksichtigen.

„Wenn die Naturforschung nun sich schon zur Lösung des Räthsels der Rassenbildung für inkompetent erklären muß, so wird sie noch weniger über die erste Entstehung des Menschengeschlechts (zu der der H. Verf. im 12ten Kap. übergeht) mit Evidenz Aufschluß zu geben im Stande seyn."

Nichts destoweniger hat der moderne Naturalismus mit der größten Zuversicht sowohl das unmittelbare Eingreifen Gottes bei der Entstehung des Menschen, als auch seine Abstammung von Einem Paare in Abrede gestellt. Die altheidnische Sage von den Autochthonen wurde wieder aufgegriffen, und Strauß entblödete sich nicht zu sagen: „daß sie jetzt auf's Neue die übereinstimmende Lehre der Naturwissenschaft wie der Philosophie geworden." Allein der Lehre von der generatio aequivoca, vermöge welcher noch jetzt Thiere ohne Aeltern lediglich durch die Aktion des Naturlebens geschaffen werden sollen, und auf welche sich die Autochthonen-Lehre vor allem stützt, entziehen gerade die neueren Forschungen Ehrenberg's, Schwan's, R. Wagner's, immer mehr den Grund und Boden. Bei den Eingeweidewürmern wird sie zwar noch von mehreren Naturforschern angenommen, allein giebt man sie hier auch zu, so „handelt es sich bei ihnen doch nicht von freilebenden Thieren, sondern von solchen, deren Existenz von der anderer, vollkommner organisirter bedingt ist."

Auch die unter sich so sehr differirenden und vielfach geradezu lächerlichen Hypothesen von sonst anerkennungswerthen Naturforschern, wie Schelver, Oken u. a. sind nichts weniger als zur Empfehlung jener Lehre gemacht. Wollte man auch mit Oken in einem organischen Urschleim das ursprüngliche Material finden, aus dem sich die organischen Wesen gebildet, so möchte man doch nach den Kräf-

ten fragen, die hier einen Menschen, dort einen Vogel daraus gebildet. Auf diese Frage aber hat man keine Antwort. Was soll man auch zu der Oken'schen Hypothese sagen: von den Tausenden von Embryonen, die im Meer als einem geräumigen Uterus entstanden seyen, deren Hüllen den Schleim und den Sauerstoff des Meeres eingesogen und geathmet hätten, die dann, etwa zweijährig schon und mit Zähnen und erstarkten Gliedern versehen, sammt ihrer Hülle, an den Meeresstrand getrieben worden, ihre Hüllen zerrissen, die Würmer ausgescharrt und die Muscheln und Schnecken aus den Schaalen gezogen hätten? Solche Träume verdienen nicht mehr den Namen wissenschaftlicher Hypothesen! Schelver vermuthete gar, daß das Menschengeschlecht im Innern Afrikas (!) von Einem Urstamme mit dem Affen abzuleiten sey, den kein Kennzeichen durchaus vom Menschen trenne — und fand es nicht unwahrscheinlich, daß wir noch behaarte vierhändige Thiere mit der Anlage zur Menschheit entdecken werden, die vielleicht von dem Neger (der auf der niedrigsten, jetzt bekannten Stufe der Menschheit stehe) eben so weit noch abstünden, als dieser von einem Newton! — Aber gerade je näher man in neuerer Zeit mit der Natur des Affens bekannt geworden, um so mehr hat sich die Kluft zwischen ihm und dem Menschen erweitert. Linné wußte noch keinen leiblichen Unterschied des Menschen und Affen anzugeben. Blumenbach sonderte ihn bereits als Vierhänder vom Menschen als Zweihänder. Weitere unterscheidende Merkmale gab Cuvier an.

Auch der Orang-Utan ist vermöge seiner Organisation nicht zum aufrechten Gang, wie der Mensch, sondern zum Gang auf allen Vieren, zunächst zum Klettern bestimmt. Geht er aufrecht, so ist diese Haltung bei ihm eine erkünstelte und schwankende, er bleibt dabei in den Knieen eingesunken, wie ein Blödsinniger. Nach Schelver soll zwar auch der Mensch ehemals auf allen Vieren gelaufen seyn, und später dadurch, daß er sich auf die Füße erhob, eine entsprechende Umgestaltung seiner Organisation herbeigeführt haben. Aber es wird dabei vergessen, daß nicht die Funktion die Organisation, vielmehr diese jene bedingt. Oder hat auch ein zum Gehen abgerichteter Affe jemals eine solche Veränderung seiner Organisation gezeigt? Unbegreiflich ist es nur, wie neuer-

dings noch Bory St. Vincent und seine Nachtreter, den entscheidenden Thatsachen gegenüber, den Menschen und den Orang-Utan abermals in Eine Ordnung zusammenfassen wollten.

Am meisten hat wohl zur Verbreitung der Lehre von den Autochthonen die Ansicht mitgewirkt, daß dieselbe am ersten die Rassenverschiedenheit erklären lasse. Allein, wie der H. V. gezeigt hat, verfließen die Rassen so in einander, daß ihre Differenzen nicht auf einen Ursprung von verschiedenen Stammältern hinweisen, und wenn Burmeister in seiner „Geschichte der Schöpfung" gegen die Abstammung der Menschheit von Einem Paare die Farbennüancen der Rassen geltend gemacht hat, welche unmöglich aus Einem Grundton abgeleitet werden könnten, so widerspricht hier die Erfahrung aufs bestimmteste, welche überall einen allmähligen Uebergang der Farben in einander erkennen läßt, selbst an der amerikanischen Rasse, welche sowohl in das Gelb der Mongolen wie das Schwarz des Negers übergeht. — Auch beseitigt nicht einmal, genau besehen, die Autochthonen-Hypothese die Schwierigkeit der verschiedenen Rassenbildung, wie sie sich doch den Schein geben will. Denn wenn sie nicht ganz unmotivirt auftreten will, so kann sie sich nur auf die Voraussetzung gründen, daß bestimmte physikalische Einflüsse an den Orten des Ursprungs der Autochthonen ihnen schon gleich anfänglich die ihnen charakteristische Anlage gegeben. Wie kommt es denn aber, daß unter gleichartigen tellurischen Verhältnissen verschiedenartige Rassen neben einander auftreten, wie z. B. die Bewohner der Südseeinseln und Neuholländer, und umgekehrt unter verschiedenartigen tellurischen Verhältnissen derselbe Rassentypus sich darstellt wie in Amerika?

Als Schlußresultat der rein wissenschaftlichen Untersuchung bezeichnet der H. V., daß die Naturwissenschaft „außer Stande sich befindet, einen „sichern Aufschluß über die Art und Weise der Entstehung des Menschen„geschlechts, der Anzahl der Stammpaare und der Motive der Ras„senbildung zu gewähren. Sie hat allerdings Berechtigung, aus „der Betrachtung der Rassenverhältnisse auf eine Stammeinheit des „Menschengeschlechts zu schließen. Sie kann mit Entschiedenheit „die Lehre von den Autochthonen als eine unbegründete zurückwei„sen, und ist außer Stande, einen kräftigen Grund gegen die Ab„stammung von Einem Paar aufzubringen. Sie kann letztere An-

„nahme sogar als sehr wahrscheinlich darstellen; aber es ist ihr nicht „möglich, selbige mit Evidenz zu erweisen; so wenig als sie das Ge„gentheil, die Mehrheit von Stammpaaren darzuthun vermöchte.“

Mit der Annahme von Autochthonen hängt fast nothwendig die eines thierähnlichen Urzustandes der Menschheit zusammen. Dem Urzustand der Menschheit hat der H. Verf. noch eine besondere Betrachtung (am Schluß des Absch. III.) gewidmet. — Während die Schrift, und mit ihr die Sage von den Weltaltern bei den bedeutendsten Völkern des Alterthums, die Stammältern unseres Geschlechts in einem vollkommneren Zustand sich befinden läßt, als der gegenwärtige ist, drückt die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aufgekommene Weltweisheit die Stellung des Menschen in schmählicher Entwürdigung dem Thiere gegenüber um so tiefer herab, je höher sie dieselbe in wahnsinnigem Hochmuth Gott gegenüber hinaufschraubt. Als unübertroffene Travestie auf jede edlere Auffassung des menschlichen Urzustandes ist die des schon erwähnten Bory zu bezeichnen *). Leider hat sie auch in Deutschland Anklang gefunden. —

Betrachtet man die verschiedenen Kulturstufen, welche die ein-

---

*) L'Homme: Essai zoologique sur le genre humain. Paris 1836 3. edit. In der ersten Periode, in welcher Menschenfresserei an der Tagesordnung war, welche die Dichter das goldene Zeitalter genannt haben, sind nach ihm die Menschen mit der Befriedigung ihrer niedersten Bedürfnisse beschäftigt. Wenn sie in dieser Periode nach vielen Jahrhunderten dahin gekommen waren, sich Kleider, Schuhe und Waffen zu verfertigen, waren sie gleichwohl höchstens den Bären und Einhufern gleich. Es ist dies das Zeitalter der bloßen Familienverbindungen. Das silberne beginnt mit Entdeckung des Feuers. Der wahre gesellige Zustand trat an die Stelle der Familienverbindung „einer Verbindung analog der von Banden, wo, wie bei den Waldeseln und Kranichen, der älteste vorausmarschirt.“ Das eherne Zeitalter tritt mit der Kunst der Metallbereitung ein. Ihm folgt das eiserne, welches höher steht als das eherne, bis endlich das fünfte, das der Vernunft eintritt, das sich von der Erfindung der Buchdruckerkunst herschreibt. In ihm siegt der gesunde Menschenverstand über alle eingewurzelten Vorurtheile des Aberglaubens.

zelnen Völker einnehmen, so kann es allerdings den Schein gewinnen, als befänden sich die Einen noch in einem „ursprünglichen „Naturzustande, oder hätten sich nur wenig über denselben erhoben, „als hätten sich Andere aus demselben bereits mit Erfolg heraus„gearbeitet, als hätten sich in noch Andern die höchsten geistigen Kräfte „des Geschlechts zur Blüthe entfaltet." Genauer jedoch zugesehen ergiebt sich, daß diejenigen Völker, welche sich im sogenannten Naturzustande befinden, von einem höhern herabgesunken seyn müssen. Denn wäre wirklich der Gang, den die menschliche Entwicklung nimmt, der bezeichnete, so bliebe es unbegreiflich, nicht nur wie alle einzelnen Individuen, die wild aufwachsen, „veraffenschen" (wie sich Blumenbach von den Wildmenschen ausdrückte, die man als Exemplare des Linné'schen homo sapiens ferus geltend machen wollte,) sondern auch wie ganze Völker, die im Naturzustande leben, darunter solche von den besten Anlagen, nirgends eine selbstständige Regung zur Entwicklung oder zum freiwilligen Uebergang aus der Barbarei in eine höhere Kulturstufe verrathen. Der Bildungszustand der Völker äthiopischer Rasse ist, so lange wir Kunde von ihnen haben, stationär geblieben, eben so der der amerikanischen Völker, unter denen doch nach den alten Baudenkmalen besonders der Mexikaner zu urtheilen, früher zum Theil eine höhere Kultur muß heimisch gewesen seyn. Nur wo diese Völker durch Gewalt oder Ueberredung in den Kreis europäischer Bildung hineingezogen wurden, erhoben sie sich zu einer höhern Kulturstufe. In früherer Zeit mußten die germanischen Völker „erst von Rom den Impuls zur Veredlung empfangen, wie Rom selbst ihn von Griechenland erhalten, dieses hinwiederum bekennt, ihn von den Magiern Persiens, den Gymnosophisten Indiens, den Phöniciern und Egyptern erhalten zu haben." Wenn wir auch glauben, daß der Bildungskeim, der sich im griechischen Volk so herrlich entfaltete, schon in einer früheren Zeit in dasselbe gelegt worden ist, als in welcher die vom Hr. V. angedeuteten Einwirkungen von außen erfolgten, so heißt es zuletzt doch nur, das was der Hr. V. will, in eine frühere Zeit verlegen. Mit dem Resultat desselben sind wir dabei, wenn man nur den Gedanken eines blos mechanischen Einwirkens ferne hält, jedenfalls einverstanden: daß nämlich „die Bildung ein allenthalben von außen angeregtes oder übertragenes Gut ist, das durch Sorglosigkeit oder Trägheit wieder ver-

loren oder wenigstens bedeutend reducirt werden kann, bei verständiger Benützung aber reichliche Zinsen zu tragen und zu immer größerem Umfang erweitert zu werden vermag;" was jedoch natürlich nicht ausschließt, daß nach Einimpfung des bildungsfähigen Stoffes die Bildung im weiteren Verlauf selbstständig ihre Bahn brechen und nach Maaßgabe der Nationalitäten, Individualitäten und Geisteskräfte ihre eigenthümlichen Richtungen und Gradationen erlangen kann. „Fragt man, aber woher der erste Anstoß zur Bildung gekommen," so werden wir mit unsern Untersuchungen immer auf die vorhistorische Zeit zurück verwiesen. Auf diese werden wir dann auch hingeführt, wenn wir nach der Zeit fragen, aus welcher die Hauptgrundlagen des Culturzustandes, Viehzucht, Ackerbau, Metallbereitung, stammen. Denn wo die Völker in die Geschichte eintreten, da sind sie schon mit allen oder den wichtigsten Nutzthieren versehen. Die Aneignung derselben fällt in die vorhistorische Zeit. Kein neues Hausthier von Bedeutung ist den alten innerhalb der geschichtlichen Periode beigefügt worden, ja von den bedeutendsten unter ihnen sind nirgends wilde Stämme nachzuweisen. Wie wenig aber wäre diese Thatsache mit der Annahme verträglich, daß der anfängliche Wildmensch durch Versuche die zahmbaren unter den wilden Thieren ausgemittelt! Mit höchstem Interesse wird der Leser die nähere Begründung dieses bedeutsamen Resultates in dem Werke selbst verfolgen.

Ein ähnliches erhält man in Beziehung auf den Ackerbau *). „So weit die graueste Sage reicht, hat der Mensch die Getreidearten nie wild, sondern immer schon auf dem bearbeiteten Acker angebaut gekannt, und auch die wissenschaftliche Forschung hat sie später noch nie wild gefunden," sagt Zuccarini und weist mit Link auf jene uralten Sagen hin, wonach die Götter selbst die Menschen den Acker bauen lehrten und ihnen die Früchte zeigten, die sie bauen sollten. Und wie die Bekanntschaft mit dem Getreide, so reicht auch die mit den wichtigsten andern Nutzpflanzen in's höchste Alterthum hinauf, und zwar auch in Ländern, die seit Jahr-

*) Hier folgt der H. V. hauptsächlich dem gedankenvollen Aufsatz von Zuccarini in der Augsb.-Allg. Ztg. 1844 Nr. 106—108 über die Beziehungen des Menschen zur Pflanzenwelt, so wie Link's Forschungen in seiner Urwelt.

tausenden abgeschlossen, ihrer eigenen Entwicklung überlassen blieben. So waren alle Pflanzen, die wir uns von Amerika her als Nutzpflanzen angeeignet haben, schon von den eingebornen Völkern gebraucht. Was die Nutzpflanzen Europa's anlangt, so bemerkt Zuccarini die wichtige Thatsache: „daß diese alle (Getreidarten, Gespinnstpflanzen, Oelbaum, Weinstock, Obstsorten) wenigstens in ihrer Kultur und Veredlung, und nicht minder ein großer Theil unsrer jetzigen wilden Flora mit uns selbst erst aus Asien eingewandert sind."

Die Metallbereitung und der Gebrauch des Feuers weisen sodann nicht minder als Viehzucht und Ackerbau auf die ältesten Zeiten zurück. Alle diese Kenntnisse haben nach Link in der geschichtlichen Zeit verhältnißmäßig keine großen Fortschritte gemacht. „Ihre Entstehung und Verbreitung," sagt er, „ist fast eben so wunderbar, als die Entstehung der verschiedenen Gestalten von Pflanzen und Thieren und ihre Verbreitung, oder als die Entstehung der Menschenarten und ihre Verbreitung."

So wenig sich mit einem Anfangs thierähnlichen Zustand des Menschen das Vorhandenseyn der äußern Kulturgrundlagen schon in unvordenklicher Zeit reimen läßt, eben so wenig eine tiefere Auffassung vom Wesen und der Entstehung der Sprache und Schrift, dieser höchsten Träger aller Kultur; obschon der H. V. sich hier nicht auf dem Gebiet bewegt, dem seine Forschung zunächst angehört, so thut er doch sehr treffende Aeußerungen. Die Sprache, schließt er mit Recht, kann nicht erfunden seyn in Folge einer mühsam sich herausarbeitenden Kultur. Denn man hätte zur Erfindung und Feststellung derselben schon der Sprache bedurft. Sie ist vielmehr eine göttliche Gabe. Gleich beim ersten Auftreten bringt die Sprache ihren Organismus schon ausgebildet mit, setzt ihn nicht stückweise an, verliert eher im Verlauf der Kulturentwicklung am Reichthum ihrer Formen. „Die Sprache," sagt der geniale Sprachforscher Wilh. von Humboldt, „entspringt aus einer Tiefe der Menschheit, welche überall verbietet, sie als ein eigentliches Werk und eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie ist eine durch ihr inneres Geschick ihnen zugefallene Gabe. Freilich bleibt uns, wie der genannte Gelehrte ebenfalls bemerkt, die Sprache „gerade in dem Punkte ihrer eigentlichen Erzeugung unerklärbar." Das aber kann uns nicht

wundern, wenn wir die Schwierigkeit bemerken, über irgend etwas der vorhistorischen Zeit Angehöriges zu einer einigermaßen näheren Erkenntniß zu gelangen. Dasselbe Geständniß wird sich denn auch wiederholen müssen, wenn es sich um die Genesis der Sprachverschiedenheit handelt. Was diese betrifft, so „liegt es nahe, sie mit „der Rassendifferenzirung in Verbindung zu bringen, doch hält sie „nicht gleichen Schritt mit letzterer, sondern gliedert sich mannigfacher, selbst in der nemlichen Rasse ab. So sind innerhalb der „kaukasischen Rasse bereits vier große, ganz von einander verschie„dene Sprachstämme, der indoeuropäische, semitische, malayische und „finnisch-tartarische bekannt; eben so wissen wir, daß innerhalb des „Bereichs der mongolischen Rasse der indochinesische Sprach„stamm gänzlich von dem mongolisch-tungusischen abweicht." Bei der Annahme eines Urstammes des Menschengeschlechts ist es natürlich nothwendige Konsequenz, die Vielheit der Sprachen aus einer Ursprache durch innere Entzweiung derselben hervorgehen zu lassen, und es fragt sich hier nur, in wie weit die linguistischen Forschungen dieser Annahme zu Hülfe kommen. Die wahrhaft staunenswerthen Resultate der neueren sprachvergleichenden Wissenschaft haben in dieser Beziehung doch wenigstens schon so viel ergeben, daß die Sprachen in große Familien sich vertheilen, also auf wenige höhere Ordnungen sich zurückführen lassen. „Noch sind nicht alle Sprachfamilien festgesetzt, daß eine philosophische Sprachforschung schon alle Mittel in Händen hätte zur Lösung der schwierigen Frage von der primitiven Einheit der Sprachen; wohl aber läßt sich aus dem bereits Geleisteten ein solcher Nachweis erwarten." — Auch gründliche Untersuchungen über den Ursprung der Schrift nöthigen zur Annahme, daß derselbe in die Anfänge des Geschlechtes falle, und ein Werk jener Begeisterung sey, von der das jugendliche Geschlecht sich geleitet zeigt. Nur aus ihr läßt es sich auch erklären, wie das höchste Alterthum eine so staunenswerthe Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der Sternenwelt erlangen konnte, „die das jün„gere Geschlecht erst auf dem Wege mühseliger Beobachtungen sich „erwerben mußte. Wie die Naturkräfte in der Urzeit auf das ju„gendliche Geschlecht stärker influirten, so war auch seinerseits ein „regerer Natursinn vorhanden, der ihm instinktartig eine Kenntniß „seiner Umgebung gewährte, wie sie jetzt erst Frucht vieljähriger Er-

„fahrung ist.“ Wir schließen hiermit die Uebersicht über die rein wissenschaftlichen Erörterungen der ersten drei Abschnitte des vorliegenden Werks, indem wir uns hinsichtlich des vierten darauf beschränken, ihn dem Leser zu weiterem Nachdenken zu empfehlen. Der Hr. Vf. hat einen schönen Beitrag zur Begründung der Wahrheit geliefert: daß den mancherlei und so verschieden gearteten Wissenschaften, wie Geologie, Paläontologie, Anthropologie, Ethnographie, Linguistik eine tiefe Uebereinstimmung, eine eigenthümliche prästabilirte Harmonie, innewohnt, deren Enthüllung zugleich der Nachweis ist, — daß sie sich keineswegs im Widerspruch mit göttlicher Offenbarung befinden.

Möge das Werk recht viele Zeitgenossen davon überzeugen helfen, daß von der ächten und geweihten Wissenschaft noch heute gilt, was Baco von der Philosophie gesagt: obiter libata abducit a Deo, penitus hausta reducit ad eundem.

Das naive Bekenntniß.

Herr Rupp, der bekannte Vorsteher der s. g. freien Gemeinde in Königsberg hat ein Sendschreiben an die evang. Kirche Deutschlands (die Symbole oder Gottes Wort? von Julius Rupp. Leipzig 1846.) ergehen lassen. Darin erzählt er den Handel, welchen er mit dem Königsberger Konsistorium gehabt hat. Er hatte sich gegen Ende des Jahres 1844 in einer Predigt vor der Gemeinde und einem Schreiben an das Konsistorium gegen den Eingang des Athanasianischen Symbols, welches alle Andersgläubige verdamme, erklärt. „Während Jesus die Menschen von der Knechtschaft des Buchstabens und den Glaubenssatzungen befreit hat, macht das Athanasianische Symbol die Seligkeit des Menschen von einer Glaubenssatzung abhängig und will uns auf diese Weise unter dem Buchstabendienst gefangen halten, von dem uns Christus erlöst hat.“

Dagegen nun zu protestiren, hielt Herr Rupp für seine Pflicht, denn er hatte bei der Ordination sich auf das Wort Gottes verpflichtet und auf die Hauptsymbole; auf diese unter der Voraussetzung, daß sie mit dem Worte Gottes nicht in Widerspruch stehen. Diese Verpflichtung verstand er so, daß er hinfort der Gemeinde und seiner kirchlichen Behörde anzeigen müßte, wenn er in einem jener Symbole irgend einen Grund-

sich fände, welcher dem Wort Gottes widerspricht. Er hatte aber nicht einmal Ursache, aus seiner Ordination diese Verpflichtung abzuleiten, denn jedes Mitglied der Kirche hat laut dem Spruche: (1 Pet. 4, 10) „Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes," die Pflicht, es vor der Gemeinde und der kirchlichen Behörde zur Sprache zu bringen, wenn es erkannt, daß die Kirche in irgend einem Punkt des Bekenntnisses selbst gegen sich zeugt.

Es war ein geringes Begehren, was Herr Rupp da stellte. Er wollte sein Bedenken nur zur Sprache gebracht sehen. Hätte die Kirche durch die öffentliche Meinung und die Synoden seine Bedenken für unerheblich und den von ihm hervorgehobenen Widerspruch für ungegründet erklärt, so wäre dadurch vorläufig, was er zur Sprache gebracht, als erledigt anzusehen gewesen.

Was that nun das Consistorium in Königsberg? Was vom Publikum geschehen würde, wußte Herr Rupp voraus. Die Parthei der evangelischen Kirchenzeitung, das erwartete er nicht anders, würde, ja müsse ihn verfolgen. Die wahren Mitglieder der evangelischen Kirche aber, er meint diejenigen aus Schlesien, Sachsen und der Mark, welche aus ihren Protesten uns bekannt sind, konnten, das war ihm gleich gewiß, ihm ihre Zustimmung nicht versagen. Aber das Konsistorium? Herr Rupp war auf beides gefaßt, darauf daß es seiner Bitte Folge geben und daß es dieselbe zurückweisen würde. Aber es kam eine Entscheidung, auf die er nicht gefaßt war, — es entließ ihn aus seinem Amte. Zwar nicht so unmittelbar, aber es war doch das Ende vom Lied.

Herr Rupp berichtet gerade über diese Verhandlungen, welche das Konsistorium mit ihm gepflogen hatte, nicht genau, und so müssen auch wir unsere Leser darüber im Dunkeln lassen.

Einen Augenblick waren wir sogar der Meinung, das Konsistorium habe sogleich auf dieses sein bescheidenes Begehren hin seine Amtsentlassung verfügt. So arg war es aber doch nicht. Gleich darauf spricht er von einem ersten Schreiben, welches das Konsistorium an ihn gerichtet. Wie viele Schreiben noch folgten, wissen wir zwar nicht, das aber erfahren wir doch, daß es bei einem Schreiben sein Bewenden nicht hatte. Und auch von diesem ersten Schreiben erfahren wir nur beiläufig etwas, nur da, wo er Anklagepunkte gegen das Konsistorium daraus

formulirt. Der Grund, warum Herr Rupp über diese Vorgänge nicht genauer referirt, liegt ohne Zweifel darin, daß er überzeugt ist, das Wenige, was er jetzt mittheilte, werde genügen, um das Unrecht des Konsistoriums klar darzuthun. Das Konsistorium nämlich scheint den Herrn Rupp an seine eidliche Verpflichtung auf die Symbole erinnert zu haben. „Damit hat es sich aber als eine papistische Behörde verrathen. Es hat damit die Symbole nicht als Zeugnisse, sondern als Gesetze betrachtet.“

Das ist dann der erste Anklagepunkt, welchen Herr Rupp erhebt. Er sieht die Sache so an: Eine Verpflichtung hat er allerdings eingegangen. Aber welche? Er hat sich verpflichtet 1) die Gültigkeit des in den Symbolen niedergelegten Zeugnisses unausgesetzt zu prüfen und 2) es auszusprechen, wenn das Zeugniß diese Prüfung nicht besteht. Indem er seine bekannte Erklärung gegen das Athanasianische Symbol abgab, hat er damit gerade den Beweis geliefert, daß er seiner Verpflichtung nachgekommen sey, denn hätte er nicht geprüft, so wäre ihm das Irrthümliche dieses Symbols nicht aufgefallen. Das Konsistorium hätte sonach gerade diesen von Herrn Rupp erhobenen Bedenken entnehmen können, daß es an ihm einen pflichtgetreuen Geistlichen besitze. Wie Herr Rupp besser daran war, als diejenigen seiner Kollegen, welche mit den Symbolen übereinstimmten, weil diese eigentlich kein Mittel besitzen, wodurch sich zeigen kann, ob sie die Uebereinstimmung mit dem Zeugniß aus Fahrlässigkeit oder in Folge fortgesetzter Prüfung festhalten, so hätte auch das Konsistorium einen thatsächlichen Beweis für die Pflichttreue des Herrn Rupp in Händen gehabt, wie es sich eines solchen von den anderen ihm untergebenen Geistlichen nicht zu erfreuen hatte. Statt aber dieses Beweises sich zu freuen, hat das Konsistorium dem Herrn Rupp seine Erklärung übel genommen, hat ihm das grobe Unrecht angethan, im geraden Gegentheil ihm eine Pflichtverletzung vorzuwerfen. Und wie kam es dazu? Eben nur dadurch, daß es Zeugniß und Gesetz mit einander verwechselte. „In der evangelischen Kirche gibt es nur ein Gesetz, das ist der Glaube an das Wort Gottes in der Schrift.“ Hätte Herr Rupp gegen dieses verstoßen, so wäre das Konsistorium in seinem Rechte gewesen, denn „wo jemand erklärt, daß das Wort Gottes und die Wahrheit in der Schrift nicht zu finden sey, da tritt er mit dieser Erklärung aus der Gemeinschaft der evangelischen Kirche aus. Der Widerspruch gegen das Grundgesetz einer Gemeinschaft kann zwar auch eine That im Dienst Gottes und der Mensch-

heit seyn, aber sie ist sicher eine That, welche so viel oder so wenig sie vermag, zur Auflösung der Gemeinschaft beitragen muß, deren Grundgesetzen widersprochen wird." Indem aber das Konsistorium den Widerspruch, welchen Herr Rupp gegen das Zeugniß erhob, ein Widerspruch, durch welchen er sich gerade als ein lebendiges Glied der Kirche erwies, behandelte wie einen Widerspruch gegen das Grundgesetz, hat es einen groben Mißgriff begangen, und die Grundsätze der evangelischen Kirche aufgegeben.

Das ist der eine Verstoß, welchen das Konsistorium sich hat zu Schulden kommen lassen. Der andere ist dieser: „Es hat sich als die Behörde hingestellt, welche zu entscheiden hat, was christlich ist, und hat damit die Hauptlehre der evangelischen Kirche vom allgemeinen Priesterthum verleugnet." Das wird sich klar zeigen, wenn wir hören, von welchen Voraussetzungen aus Herr Rupp sich an das Konsistorium gewendet und wie das Konsistorium sich darauf zu ihm verhalten hat. Herr R. hatte dem Konsistorium angezeigt, daß die Verdammungsformel des Athanasianischen Symbols für ihn einen unauflöslichen Widerspruch gegen das Grundgesetz des Neuen Testaments, gegen das Gesetz der Liebe enthalte. Damit bezeugte er freilich zunächst nur, daß für ihn entschieden sey, daß der Eingang des Athanasianischen Symbols nicht christlich sey. Aber als Glied der evangelischen Kirche hat er ja nicht nur das Recht, sich über alles das zu äußern, was ihm mit dem Worte Gottes nicht übereinzustimmen scheint, sondern er hat auch die Verpflichtung, das zu thun; denn er soll den Anderen die Erkenntniß mittheilen, welche ihm zugekommen ist. Was gibt er aber für einen andern Weg, auf welchem eine solche Erkenntniß oder ein solches Bedenken des Einzelnen der kirchlichen Gemeinschaft mitgetheilt und vorgelegt werden kann, als den Weg durch die kirchliche Behörde? „Der Verkehr und die Verbindungen des Einzelnen sind ja beschränkt, und doch muß er, um seine Ueberzeugung zu begründen oder zu berichtigen, alle hören können!" Der kirchlichen Behörde wird da das ehrenvolle Geschäft zu Theil „die Kirche d. i. Geistliche und Nicht-Geistliche aufzufordern, über das, was der Einzelne zur Sprache bringt, in ihrer Gesammtheit ein Urtheil abzugeben." So entledigte sich also Herr Rupp, indem er sich an das Konsistorium wendete, seiner Pflicht gegen die kirchliche Gemeinschaft auf dem ordnungsmäßigen Wege. Aber wie hat das Konsistorium diese Schritte des Herrn Rupp mißverstanden! Es hat vorausgesetzt, daß er die Anzeige gemacht

habe, um von seiner vorgesetzten geistlichen Behörde Belehrung und Beruhigung zu empfangen. Sollte das Konsistorium der protestantischen Kirche, der Kirche, welche sich von der Römischen Kirche losgesagt, weil sie eine Behörde, welche über den Glauben herrscht, für einen thatsächlichen Eingriff in die Freiheit der Kinder Gottes halten mußte," sollte das Konsistorium dieser Kirche sich wirklich so weit vergessen können, daß es sich für eine Behörde hielt eingesetzt, um über das, was christlich ist, Belehrung und Beruhigung zu ertheilen? Herr Rupp entschloß sich nur schwer zu dieser Annahme. Er hielt es daher für das Beste, einfach zu protestiren und anzunehmen, „diese Worte bezeichneten eine augenblickliche Verirrung der geistlichen Behörde, oder seyen nur übel gewählt." Leider aber zeigten alle folgenden Verfügungen und der endliche Beschluß des Konsistoriums, daß dieses eine solche Stellung prätendire. So war denn klar dadurch bewiesen, daß dieses Konsistorium auf das entschiedenste in den alten Römischen Irrthum verfallen war. Während der Christ in der evangelischen Kirche Belehrung über die ewige Wahrheit unmittelbar aus dem Worte Gottes schöpft, will sich das Konsistorium in Königsberg das Recht anmaßen, eine solche Belehrung zu geben; während nach der Ueberzeugung der evangelischen Kirche „Gott allein durch das Weltgericht der Geschichte selbst entscheidet, was Wahrheit ist," geht das Königsberger Konsistorium in seiner Vermessenheit so weit, wie ein Stellvertreter Gottes das entscheiden zu wollen.

Die Anklage, welche Herr Rupp gegen dieses Konsistorium erhebt, daß es die Hauptlehre der evangelischen Kirche vom allgemeinen Priesterthum verleugnet habe, ist also gewiß begründet!

Das Konsistorium blieb aber auch dabei nicht stehen und hat, statt einzulenken, nachdem Herr Rupp das Unevangelische seines Beginnens ihm nachgewiesen hat, vielmehr von ihm Widerruf gefordert. „Gott und die Wahrheit können den Widerruf eines alten Irrthums von uns verlangen, denn Gott hilft uns den Widerruf überwinden," und dann folgt der Widerruf als einfache Pflicht, unser Gewissen dringt uns dazu. Aber wenn uns Menschen Widerruf zumuthen, so entwürdigen sie uns dadurch zu einem blinden Werkzeug. „Die evangelische Kirche ist auf den Glauben gegründet, nicht auf irgend einen Glaubenssatz, sondern auf den Glauben, d. i. die Ueberzeugung von der Wahrheit des Evangeliums, die im innersten Heiligthum des Herzens wohnt. Im

Glauben ergreift die Gotteskraft der Wahrheit des Menschen Geist und macht ihn frei von Fleisch und Blut, so daß keine Macht der Erde über ihn Gewalt hat. Wo eine geistliche Behörde diesen Glauben kennt, da fordert sie keinen Widerruf, denn dieser kann sich immer nur an das Aeußere, an den Buchstaben der Bekenntnisse halten.“ Darum hat auch, wie Herr Rupp berichtet, Paulus, einer der Gewaltigsten unter den Aposteln, von Einem, der das Christenthum anders auffaßte als er selbst, nie einen Widerspruch gefordert, denn er wollte keinen Lippendienst, sondern eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Indem das Konsistorium einen solchen Widerspruch von Herrn Rupp forderte, hat es damit bewiesen, daß es die ihm untergeordneten evangelischen Geistlichen als blinde Werkzeuge zur Knechtung des Gewissens betrachtet.

Das sind die Anklagen, welche Herr Rupp gegen das Königsberger Konsistorium erhebt. Aber er ist ein Christ, darum richtet er das Konsistorium nicht, wenn es ihn gleich verfolgt. Er trägt zwar schwer an der Verleumdung, welche das Konsistorium ausgesprochen, daß er an die Majestät der einen unwandelbaren Wahrheit nicht glaube; aber er bittet Gott, daß Er ihm Kraft gebe, die zu segnen, die ihn verleumden. Doch unter solchen Umständen kann Herr Rupp freilich nicht anders, als sich von der evangelischen Kirche „wie sie von dem Konsistorium zu Königsberg zugerichtet ist“ lossagen, denn darnach sollte man zweien Herren dienen, dem Symbol und dem Worte Gottes; Herr Rupp kann aber als Christ nur Einem Herrn dienen. Die Frage, die sich jetzt weiter erhebt, ist die, ob er und ob die Gemeinde, welche mit ihm sich von dieser eben beschriebenen Kirche losgesagt hat, damit aus der evangelischen Kirche als solcher ausgeschieden ist? Diese Frage richtet er an die evangelische Kirche Deutschlands, an Geistliche und Gemeinden derselben. Sie soll ihm die Frage beantworten, ob sie die Symbole oder Gottes Wort wolle? Daraus kann er sich dann die Antwort auf seine Frage entnehmen. Ihm und der freien christlichen Gemeinde in Königsberg sind die Symbole auch werth und theuer als Denkmale von dem Glaubensleben und den Glaubensthaten derer, die vor uns auf ihre Weise für die Wahrheit Zeugniß abgelegt haben. Aber weiter sollen die Symbole auch nichts seyn, weiter nichts als ein Zeugniß, nicht ein Gesetz, denn er erkennt mit seiner freien christlichen Gemeinde nur ein Gesetz an, das nämlich, daß Gott die Liebe ist. Dies Gesetz zu erfüllen, ist sein und soll des ganzen Menschengeschlechts einziger Beruf seyn.

Wohin es führe, wenn man daran nicht streng festhielte, ist unschwer zu sehen, es führt zum Papismus. Das hat die evangelische Kirchenzeitung bereits gezeigt, denn sie hat es ausgesprochen, daß sie den Anhängern des Pabstthums näher stehe, als den protestantischen Freunden der Glaubens- und Gewissens-Freiheit.

Das ist in Kurzem der Inhalt dieses Schriftchens.

Unsere Leser können nun erwarten, daß sie erfahren, warum wir es anzeigten. Sie sollen nicht fürchten, daß wir eine Widerlegung desselben unternehmen. Wie Hamann sagte, daß es Zweifel gebe, denen man nichts als ein Bah! entgegensetzen müsse, so gibt es auch Behauptungen, Darlegungen, Erörterungen, welchen man nicht die Ehre anthun muß, sie einer ernsten und eingehenden Widerlegung werth zu halten. Dies gilt auch von diesem Schriftchen, gilt von ihm, trotz dem, daß es mit „im Namen Gottes" anfängt und mit Amen aufhört. Oder ist über die Symbole, über ihr Verhältniß zum Worte Gottes und über den Sinn, in welchem man sich zu ihnen verpflichtet, nicht schon oft und eingehend geredet worden, ist nicht sogar über die Seligkeitssprechungen und Verdammungen, welche in den Symbolen sich finden, auch in diesen Blättern schon die Rede gewesen? Wenn nun Herr Rupp über alle diese Gegenstände mit solcher Oberflächlichkeit und solcher Unkenntniß der Sache handelt, was bliebe uns da übrig, als zu wiederholen, was unsere Leser schon wissen? Das würde ihre Geduld nur ermüden und Herrn Rupp doch nichts helfen. Denn unserer Zeitschrift thut er gewiß nicht die Ehre an, sie zu lesen und so können auch wir es uns nicht zur Aufgabe machen, seiner Unwissenheit abzuhelfen. Wenn wir das Schriftchen des Herrn Rupp in diesen Blättern doch zur Sprache bringen, so geschieht es nur um eines einzigen Punktes willen. Es tritt uns nämlich darin gleich auf der zweiten Seite ein Bekenntniß entgegen, welches uns zur Charakteristik der Männer, welche sich heut zu Tage zu Wortführern in kirchlichen Angelegenheiten aufwerfen, bemerkenswerth genug scheint.

Darüber seyen uns einige Glossen erlaubt.

Nachdem Herr Rupp im Eingang seines Schriftchens seine Leser daran erinnert hat, „wie vorigen Sommer vor einem Jahre der feindliche Geist des Glaubenshasses sey heraufbeschworen worden, um einige freie und fromme Prediger des Christenthums im Preußischen Sachsenlande aus der evangelischen Kirche auszustoßen," erzählt er von sich,

daß er es für seine Pflicht gehalten habe, zu untersuchen, ob „der Glaubenshaß und der Verdammungseifer, welcher jetzt sein Wesen treibe, nicht wenigstens einen Vorwand, einen Schein des Rechts in den Glaubensbekenntnissen unserer evangelischen Kirche selbst habe? und ob so nicht vielleicht die Schuld jener Parthei mit die Schuld der gesammten Kirche geworden sey, weil es aller Pflicht gewesen wäre, das, was jenen den Schein des Rechtes lieh, aus den Glaubensbekenntnissen zu entfernen?“ Und zu seinem Schrecken hat er nun gefunden, daß dem in der That so sey; hat er gefunden, daß das Augsburgische Bekenntniß die ganze Reihe von Verdammungsformeln aufgenommen habe, welche die griechische und römische Kirche in den Zeiten der Priesterherrschaft geschaffen hatte. Aber als ein gründlicher Forscher ging er noch weiter zurück, zurück bis zu den ältesten Symbolen und sah, daß „das Seligkeit absprechen und verdammen im Athanasianischen Symbol zum erstenmal einen bestimmten Ausdruck erhalten habe.“ Das war der große Fund, welchen Herr Rupp gemacht hatte. Den eilte er der Kirche mitzutheilen. Er meinte, „die Wurzel des Unkrautes, das mit Verketzerungen, Verfolgungssucht und Glaubensgerichten den Boden der christlichen Gemeinschaft während der Priesterherrschaft Roms fast ganz überwuchert habe, das aber, wie die Exkommunikationen der sogenannten evangelischen Kirchenzeitung zeigen, auch in unserer evangelischen Kirche noch nicht ganz vertilgt ist“, entdeckt zu haben. Er sagte sich: „es ist unsere Pflicht, daß wir nicht nur die schlechte Frucht zerstören, sondern das Unkraut mit der Wurzel ausrotten und diese Pflicht erfüllt die Kirche, wenn sie alle Exkommunikationsformeln aus ihren Symbolen streicht.“ Dann folgt, was wir schon oben mitgetheilt haben. Herr Rupp will durch die Kirchenbehörde seine Entdeckung und seine Vorschläge der ganzen kirchlichen Gemeinschaft vermitteln.

Kann man glauben, daß es Herrn Rupp mit alle dem ein Ernst war? Hat er sich wirklich eine solche Vorstellung von der Kirchenbehörde und von dem Recht und der Pflicht des einzelnen Gemeindeglieds gemacht, daß er meinte, die Kirchenbehörde hätte die Aufgabe, jeden beliebigen Einfall eines einzelnen Glieds der Kirche vor Synoden und Gott weiß was zu bringen? War er bis zum Augenblick seiner bekannten Erklärung wirklich und aufrichtig der Meinung, der Kirche, wir meinen die bis jetzt bestehende Kirche, sey diese Procedur ganz gemäß oder hat er die Fabel von dem Wolf, der dem Schaf das Wasser trüb gemacht und dann das Schaf

darüber angeklagt hat, wiederholt? War sein Erstaunen, das er hätte, als das Konsistorium seine Erklärung mißliebig aufnahm, ein wahres oder ein fingirtes? Wir haben kein Recht das Letztere anzunehmen. Es wäre eine Nichtswürdigkeit, wenn Herr Rupp seine Entdeckung und sein Bedenken nur zum Vorwand genommen hätte, um dadurch einen Anlaß zu gewinnen, mit guter Manier von der Kirche, welcher er bisher angehörte, loszukommen. Es wäre gar zu frech, wenn er im Angesicht der ganzen Kirche Deutschlands, an welche er appellirt, eine solche Lüge wiederholte. Er könnte uns einer Injurie beschuldigen, wenn wir eine solche Vermuthung aussprächen. Wir müssen also annehmen, daß es Herrn Rupp Ernst war, wenn er an seine Behörde die Zumuthung stellte, sie solle seine Entdeckung vor das Forum der Kirche bringen.

Aber was sollen wir uns dann für eine Vorstellung von diesem Manne machen? Ist sein Beginnen nicht eine wahre Dummdreistigkeit? Er erfährt etwas, was er, wenn er nur ein halbweg fleißiger Student gewesen wäre, auf Universitäten schon hätte lernen müssen, er erfährt es jetzt erst, nachdem er Jahre lang im Amte steht. Ganz naiv setzt er eine gleiche Unwissenheit bei seiner Gemeinde, bei seiner vorgesetzten Kirchenbehörde voraus und denkt, er dürfe seinen Fund nur aufzeigen, so würde diese eilen, davon Gebrauch zu machen.

Und um zur Hauptsache zu kommen, was sollen wir von der Gewissenhaftigkeit des Mannes halten, der jetzt erst die Entdeckung macht, daß auch die Augsburgische Konfession und schon das Athanasianische Symbol Anathemen ausgesprochen habe? Dieser Mann hat doch, wie er selbst sagt, bei der Ordination schon sich auf das Wort Gottes verpflichtet und auf die Hauptsymbole. Auf diese jedoch, wie er versichert, nur unter der Voraussetzung, daß sie mit dem Worte Gottes nicht in Widerspruch stehen. Wir wissen nun zwar nicht, ob er nur die Verpflichtung sich so auslegte, oder ob sie von seiner geistlichen Behörde so ausgelegt worden ist. Nehmen wir aber auch das Letztere an, so können wir das eben ausgesprochene Bekenntniß des Herrn Rupp immer nicht anders als so verstehen, daß er erst neulich die Bekanntschaft der Symbole gemacht hat. Er hat sich also verpflichtet auf sie, ohne sie zu kennen! Freilich er verpflichtete sich auf dieselben ja nur unter der Voraussetzung, daß sie mit dem Worte Gottes nicht in Widerspruch stehen. Da hat er also wohl gedacht: entweder stehen sie in keinem Widerspruch mit dem Worte

Gottes, und dann brauche ich sie nicht zu kennen, wenn ich nur das Wort Gottes kenne. Oder sie stehen in Widerspruch, dann brauche ich, da ich unter der genannten Voraussetzung mich darauf verpflichtet habe, sie auch nicht zu kennen. Ist das nicht ein Leichtsinn und eine Gewissenlosigkeit, über welche ein ernstgesinnter Mann erröthen muß? Aber Herr Rupp erröthet nicht. Eher thut er sich etwas darauf zu gute, daß er eine solche Prüfung, und wenn auch noch so spät, vorgenommen hat. Es kommt ihm auch nicht in den Sinn, daß er, der er erst den ersten und dürftigsten Schritt in der Erforschung der Geschichte seiner Kirche gethan habe, alle Ursache habe, recht lind und leise aufzutreten, in dem Bewußtseyn, daß es nicht fehlen könne, seine Blößen würden sonst sichtbar. Nichts weniger: Er tritt sicher und fest auf. Denn freilich, er steht ja auf dem Worte Gottes. Er ist nur vielleicht in den Symbolen der Kirche nicht recht zu Hause, um so besser aber in der heiligen Schrift selbst. Uns gibt er freilich keine weiteren Proben seiner Schriftkenntniß als die, daß er sich zu dem in der Schrift enthaltenen Satz: „Gott ist die Liebe" bekennt. Daraus eben hat er gelernt, daß die Symbole vom Athanasianischen an unevangelischen Inhalts sind, denn sie sprechen ein Anathema aus über anders Glaubende und verletzen damit das Gebot der Liebe. Daher weiß er auch, daß die evangelische Kirchenzeitung nur eine sogenannte evangelische ist, denn sie hat es ja ausgesprochen, „daß sie nur die Orthodoxen lieben könne und wolle, diejenigen aber nicht, welche den wahren Glauben nicht haben." Als Herr Rupp im vorigen Jahr den Glaubenshaß gewahr wurde, mit welchem man fromme und freie Prediger verfolgte, da sah er sich in den Symbolen der Kirche um, ob diese nicht dem Glaubenshaß wenigstens einen Vorwand gäben, und siehe er fand es so. Wenn er nun einen Schritt weiter zurück thäte und sich in der heiligen Schrift selbst umsähe, ob doch nicht etwa aus ihr ein ähnlicher Vorwand hergenommen werden könne? Wenn er da bei Johannes läse: „so jemand zu Euch kommt und bringt diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause und grüßet ihn auch nicht;" bei Paulus: „so jemand Euch Evangelium prediget, anders denn das Ihr empfangen habt, der sey verflucht;" wenn er Christi eigene Worte läse: „wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubt, der wird verdammet werden"? Nun er liest diese Stellen vielleicht auch einmal und dann wird er mit derselben Unbefangenheit der evangelischen Kirche Deutschlands ankündigen, daß er von dem sich

mehrenden Glaubenshaß Anlaß genommen habe, in der Schrift sich umzusehen, ob in ihr nicht wenigstens ein Vorwand dazu gegeben sey und was er zur Verringerung der Schuld jener gesucht, das habe er gefunden. Daß er früher hätte suchen sollen und früher prüfen, das wird er sich dann auch nicht sagen. Vorläufig indeß gesteht Herr Rupp zwar zu, daß, wo jemand erklärt, daß das Wort Gottes und die Wahrheit in der Schrift nicht zu finden sey, er mit dieser Erklärung aus der Gemeinschaft der evangelischen Kirche austrete. Warum soll er auch ein solches Zugeständniß nicht machen? Es kostet das ja heut zu Tage so wenig. Es ist ja nur eine Firma, unter der man seine Geisteswaare, welcher Art sie auch seyn mag, ungestörter anbringen kann. Man nimmt da einen beliebigen Spruch heraus und hat ja heut zu Tage nicht viel von der fatalen Zumuthung zu fürchten, diesen Spruch im Zusammenhang und im Einklang mit anderen zu erklären oder gar mit dem Ganzen der heiligen Schrift es genau zu nehmen. Das wollen heut zu Tage nur noch die scholastischen Theologen und die haben schon darum Unrecht, weil ihre Forderung ja am Ende auf ein Studium hinausliefe und wer das nicht gemacht, müßte bei ihnen in die Lehre gehen. Da käme es zu Schriftgelehrten, zu einer Priesterzunft; in der freien christlichen Gemeinde geht das aber nicht an. Also vorläufig bleibt Herr Rupp dabei, daß er das Wort Gottes in der Schrift finde. Die freie Gemeinde, welcher er jetzt vorsteht, mag indeß überzeugt seyn, daß es Herrn Rupp auch nicht schwer ankäme, ein Ergebniß der Art, daß die h. Schrift auch wider das Gebot der Liebe verstoße, ihr vorzulegen. Warum er nicht früher geprüft? Wer würde dann so fragen dürfen! Genug; daß er jetzt geprüft hat. Wer wird auch darüber rechten, daß er das Licht nicht früher schon hat leuchten lassen!

Dies sey denn der einzige Punkt, welchen wir hervorheben. Den Leichtsinn theilen wir, mit welchem der Mann zu Werke geht, welcher sich berufen und berechtigt fühlt, die Kirche zu meistern. Alle anderen Punkte wollen wir mit Schweigen übergehen. Wir wollen davon gar nicht reden, was für Gedanken von dem ordnungsmäßigen Wege, welcher in solchen Fällen zu betreten ist, der Mann sich machen muß, wenn er meint, er hätte diesen da eingeschlagen, wo er sein Bedenken zu gleicher Zeit in einer Predigt vor die Gemeinde und in einem Schreiben an das Konsistorium bringt; wo er will, daß die einzelne Gemeinde urtheile und handle, als wäre sie allein schon die ganze Kirche; wo er ihr, die

ser einzelnen Gemeinde, zumuthet, daß sie das Bekenntniß der ganzen Kirche reformire, so daß dieser nur die Wahl bleiben soll, entweder an den Beschluß dieser einzelnen Gemeinde sich anzuschließen oder von ihr als eine unevangelische gescholten zu werden. Ist ihm ein solcher Leichtsinn, wie wir oben gesehen haben, eigen, so wundern wir uns auch nicht mehr, wenn er in so dürftiger jeder tieferen Begründung entbehrenden Weise seine Lossagung von der Kirche rechtfertigt; wundern wir uns auch nicht mehr, wenn er im Ernste glaubt, für einen solchen Gegenstand sey die unmittelbare Theilnahme der Gemeinde in Anspruch zu nehmen; denn freilich so oberflächliche Argumentationen wie die seinigen kann so ziemlich jedes Gemeindeglied nicht nur verstehen, sondern auch selbst erzeugen. Einem solchen Leichtsinn steht es auch ganz gut an, in so gedankenloser Weise sich von der Kirche loszureißen.

Also das sind die Männer, welche heut zu Tage an die Spitze kirchlichen Bewegungen treten? Mit einemmale tritt Herr Rupp auf und wirft der Kirche den Handschuh hin und demonstrirt ihr vor, wo sie gefehlt habe und wie ihr zu helfen sey. Und in seiner eigenen Rede kommt es zu Tage, daß er, als er von dieser Kirche Brod und Amt empfing, sich nicht einmal die Mühe genommen hatte, mit den Verpflichtungen, welche er da übernommen hatte, sich bekannt zu machen. Auf die Symbole hat er sich verpflichtet und so wenig kennt er dieselben, daß ihm jetzt erst, wie eine Entdeckung, wie ein Fund vorkommt, was er längst hätte kennen sollen! Aber er erschrickt nicht etwa über das Bekenntniß, welches er da ausgesprochen. Nein, er hält sich nur an die Entdeckung, die er gemacht hat, er rühmt sich derselben noch als einer That seiner Gewissenhaftigkeit und dem Vorwurf der Gewissenlosigkeit glaubt er keck begegnen zu können durch eine aus der Luft gegriffene Erklärung über den Sinn, welchen er mit der Verpflichtung auf die Symbole verbunden habe. Fürwahr lebten wir in gesünderen Zeiten, so würde ein Mann mit einem solchen Bekenntniß allein schon sich das Urtheil gesprochen haben. Oder wollen die Gemeinden in dem Höchsten, was sie haben, in ihrem Glauben, sich der Leitung von Männern anvertrauen, welche ihnen nicht einmal den Beweis zu liefern vermögen, daß sie gewissenhafte, die ernste Sache ernst und reiflich überlegende Männer seyen? Aber die gesunden Zeiten sind eben dahin, und mit ihnen das gesunde Urtheil. Da schien es uns am Platze, auf ein

Bekenntniß, wie das vorliegende, aufmerksam zu machen. Denn nicht alle, welche gleichen Verirrungen wie Herr Rupp Preis gegeben sind, sind so unvorsichtig und so naiv in ihren Bekenntnissen und ihre Sache hat darum doch keinen tieferen Hinterhalt als die des Herrn Rupp.

Wie ist es aber möglich, daß sich um einen solchen Mann eine Gemeinde schaaren kann, daß sie von ihm sich zur Lossagung von der Kirche kann verführen lassen?

Dies Faktum läßt uns einen Einblick thun in die Zustände unserer Zeit. Herr Rupp hat auch nicht die Gemeinde, welche jetzt als freie christliche Gemeinde ihn zum Seelsorger gewählt hat, verführt. Herr Rupp hat nur ausgesprochen, was die Gemeinde schon lange im Herzen trug, darum ist sie ihm zugefallen. Es war ihr willkommen, einen Anlaß zu finden, um thatsächlich ihr Zerwürfniß mit dem Glauben der Kirche an den Tag zu legen. Uns aber ist das offene Bekenntniß, welches die Gemeinde damit abgelegt hat, nicht das Betrübendste an der Sache, denn mögen die, welche den Glauben ihrer Väter nicht mehr theilen, immerhin sich lieber offen von ihm lossagen, denn als todte Glieder sich mit fortschleppen lassen. Und wir begreifen es nur zu gut, wie es kommt, daß heut zu Tage nicht etwa nur Einzelne, sondern ganze Massen an dem alten Glauben irre werden. Wo solche Zerwürfnisse vorliegen, wie heut zu Tage, wo eine solche Spannung zwischen der Wissenschaft und dem Glauben eingetreten ist, da kann es kaum anders kommen, und wir gehören nicht zu denen, welche die Schuld dieses Irrewerdens am Glauben lediglich in selbstverschuldetem Unglauben der Einzelnen entdecken. Wenn wir aber nur einen Ernst wahrnähmen bei dem Einzelnen und bei den Gemeinden, welche mit dem Glauben ihrer Kirche so zerfallen sind, einen Ernst im Begehren und im Suchen nach der Wahrheit! Aber das ist das Betrübendste, ja das wahrhaft Erschreckende daran, daß es an diesem Ernste so ganz und gar fehlt. Wenn man sieht, wie sie von dem geringsten Ereigniß Anlaß nehmen, ihren Unglauben offen darzulegen, wie das Dürftigste und Schwächste, das ihnen geboten wird, ihnen genügt, so kann man sich der Befürchtung nicht mehr erwehren, daß es nur der Unglaube, nur die Lust am Negiren ist, was sie treibt. Der Unglaube hat sich aber sonst nur losgesagt von der Kirche und das war in der Ordnung. Aber jetzt bildet auch er Gemeinden und nennt sich die Kirche. Das verräth mehr als einfachen Unglauben, das verräth Neigung zur Apo-

stasie. Da wird es uns ganz unheimlich zu Muthe, wenn wir bei solchen Gemeinden noch einer frommen Salbung begegnen, welche noch gleichsam Ehrenhalber nebenher geht, da erscheint es uns als eine Karrikatur des Heiligen, wenn, wie die Zeitungen uns berichten, diese freie Gemeinde in Königsberg, nachdem sie sich öffentlich von der evangelischen Kirche losgesagt hat, ihren ersten Gottesdienst mit Luther's Siegessang „eine feste Burg ist unser Gott" beginnt.

Wir Theologen sind aber zum großen Ergötzen der Negativen dabei übel daran. Unsere Aufgabe ist es sonst, den Irrthum zu widerlegen, den Zweifel zu beseitigen, und das Unhaltbare und Verkehrte einer neuen Ansicht darzuthun. Das kann aber nur da von Wirkung seyn, wo man noch voraussetzen darf, daß die Gegner für Argumente zugänglich und fähig sind. Wo aber die Lust zum Regiren im Vordergrunde steht, wo man es der Rechtfertigung, welche man seiner Sache angedeihen läßt, ansieht, daß sie eben nur gegeben ist, weil man seine Neigung zum Regiren nicht gar zu sehr will laut werden lassen, wo die Theologen und Wortführer schreiben wie die Dilettanten, wo der flüchtige Einfall sich kaum als etwas anderes gibt, und doch von gleicher Wirkung ist, wie die besonnene und durchdachte Rede, wo diese keine aufmerksame Ohren und empfängliche Herzen mehr findet: da ist die Theologie mit ihren Mitteln zu Ende. Sie müßte sich auf das Haranguiren verlegen, wollte sie solchen nahe kommen und dazu fühlt sie sich Gottlob zu gut.

Wo diese Weise aber noch weiter um sich greift, da steht auch das Schlimmste bevor, Apostasie im Religiösen, Barbarei im Geistigen.

Gott wolle unsere deutschen Gemeinden davor bewahren und unsere Theologen gewissenhaft und demüthig erhalten, daß sie sich die Mühe geben, in den Sinn und die Geschichte ihrer Kirche einzudringen und diese nicht meistern durch unzeitige und unreife Weisheit, daß sie nicht selbst dazu beitragen, in den Gemeinden einen Zustand herbei zu führen, bei welchem das einsichtige Wort sie nicht mehr zu erreichen vermag!

Luther's Predigten über die Evangelien auf alle Sonn- und Fest-Tage.

Für unsre Zeit bearbeitet

von

Dr. Fr. Imm. Niethammer.

Nürnberg bei Riegel und Wießner, 1830.

Es hat ein verehrter Korrespondent aus Oberbayern im Augustheft des Jahrgangs 1845 dieser Zeitschrift pag. 121 ff. den gewiß sehr wohl begründeten Wunsch ausgesprochen, es möchte neben andern gediegenen Erbauungsschriften, deren unsere Kirche einen so reichen Vorrath aus älterer Zeit überkommen hat, auch eine Auswahl aus Luther's Predigten unserm evangelischen Volke in erneutem Abdruck dargeboten werden. Weder unser verehrter Korrespondent, noch der Verfasser eines Artikels im Januarheft 1845 der evangelischen Kirchenzeitung, der das Unternehmen einer neuen Ausgabe solcher Erbauungsschriften ankündigte, scheint gewußt zu haben, daß dem Bedürfniß wenigstens in Bezug auf Luther's Predigten bereits in sehr befriedigender Weise genügt ist. Es hat nämlich Herr Geheim.-Rath von Niethammer schon im Jahre 1830 einen Jahrgang von Predigten Luther's über die Evangelien herausgegeben, auf welche wir um so mehr glauben aufmerksam machen zu müssen, als sie im Verhältniß zu ihrem Verdienste eine viel zu geringe Beachtung und Verbreitung gefunden haben. Der Herr Herausgeber sagt in der Vorrede, daß er seine Auswahl keineswegs für solche eingerichtet habe, denen es nicht genügt, „blos das ausgeschieden zu sehen, was mit dem vollendeten Kampfe seine eigentliche Bestimmung erfüllt hat und unsrer Zeit fast fremd geworden ist“, sondern welche vor Allem das entfernt wissen wollen, „was nach ihrem Urtheil in der reinen Lehre der heil. Schrift

keinen Grund hat, sondern nur auf der Vorliebe Luther's für das Augustinische Lehrsystem beruht und der unvollkommenen Dogmatik jener Zeit angehört, der weit fortgeschrittenen, erweiterten und reineren Religionskenntniß unserer Tage aber durchaus unangemessen ist und sogar die Rückkehr der alten Verfinsterung fürchten läßt." — Für solche versichert der Herr Herausgeber nicht gearbeitet zu haben, da diese Predigten „auch nach der Bearbeitung mit den Lehren von Sünde und Verderben, Erlösung und Rechtfertigung ganz erfüllt und durchdrungen sind, die Hoffnung der Seligkeit mit Verwerfung alles eigenen Verdienstes der Werke einzig auf das Verdienst Christi gründen, und kein anderes Gebot verkünden als Glauben und Liebe." — Schon aus diesen in der Vorrede ausgesprochenen Grundsätzen mag erkannt werden, daß der Herr Herausgeber in der Bearbeitung der Predigten für unsere Zeit keineswegs das rechte Maaß überschritten hat. Stellt er doch selbst in der Vorrede gleich nach den angeführten Stellen den so richtigen Satz auf, „daß es noch eine andere Weise gebe, dem Bedürfniß der Zeit zu dienen, als die Anbequemung an den Zeitgeschmack, nämlich die Entgegensetzung." — Wirklich wird kein Leser in dieser Auswahl die alte körnige und kräftige Sprache Luther's vermissen. Dieser ist ihre ganze Eigenthümlichkeit geblieben. Nur was unsre Zeit durchaus nicht mehr vertragen könnte, was Aergerniß und Anstoß erregen würde, hauptsächlich aber, was der Zeitpolemik angehörte und nur für diese Bedeutung hatte, ist weggeblieben. Daß aber damit der Herr Herausgeber das Rechte getroffen hat, mag auch der Korrespondent aus Oberbayern bezeugen, der selbst für die von ihm gewünschte Auswahl als zuläßig anerkennt, daß „die so häufigen und zu diesem Gebrauch unnöthigen polemischen Passus weggelassen würden." — Herr von Niethammer verdient gewiß im vollsten Maaße unsern Dank, daß er zu seinen hohen Verdiensten um unser bayerisches Kirchen= und Schulwesen, die er sich auf dem amtlichen Gebiete auch noch in neuester Zeit seit seinem Rücktritt von den Geschäften erworben hat, auch das Verdienst der Wiedereinführung des großen Reformators in die religiöse Literatur unsrer Zeit hinzugefügt hat. Wer kennt nicht seine Theilnahme an jenem so verdienstvollen Unternehmen einer Auswahl aus Luther's Werken, welche unter dem Titel „die Weisheit Dr. Martin Luther's" in der Jubelperiode des Jahres 1817 erschienen ist und die allgemeinste Anerkennung

gefunden hat. An dieses Werk nun reiht sich vorliegende Sammlung von Predigten würdig an. Möge dieselbe dazu beitragen, daß der Geist des alten Luther wieder aufwache in seinen Kindern und noch einmal dem Haufen der Schwarm- und Rottengeister aller Art, die sich in unsern Tagen so breit machen, jene Furcht einjage, die sie wohl sonst vor ihm empfunden haben. Das wäre eine würdige Gedächtnißfeier seines Todes. — Wir machen schließlich darauf aufmerksam, daß Luther's Predigten nicht nur Allen und Jeden zur Erbauung, sondern auch den Predigern insbesondere zum Muster und Vorbild dienen mögen, wie Herr von Niethammer selbst sagt in der Vorrede zur Weisheit Luther's: „Gegen solche Verirrung (der modernen Bildung) mag es wohl an der Zeit gefunden werden, nicht nur an jene Lehre eines bewährten Meisters zu erinnern, sondern auch Beweis und Muster eines richtigeren Verfahrens aufzustellen, zugleich aber der Verlassenen sich anzunehmen. Diesen also zum Trost und zur Beruhigung, jenen aber zur Warnung und Belehrung mögen die Schriften Luther's dienen, die Schriften für jedermann sind."

Verbesserung.

Auf dem 6ten Bogen statt pag. 97 bis 112 müssen die Seitenzahlen in 81 bis 96 verändert werden.

Kritik einiger Unionsversuche zwischen der protestantischen und katholischen Kirche.

Ein theologisches Votum mit Berücksichtigung der von Gervinus herausgegebenen Schrift: Mission der Deutschkatholiken.

Es ist in der That aller Beherzigung werth, daß man in jüngster Zeit und zwar in verschiedenster Richtung und Absicht auf deutschen Gebieten die große Sache der Kirchenvereinigung neu zur Sprache bringt. Denken läßt sich zwar, daß kalte ruhige Leute, deren Zunge nur beim Geschmack der gereiften Erdbeere vom Sommer zu reden wagt, oder bedächtige Naturen, „welche die längsten Wege und die kürzesten Schritte für die sichersten halten," die Anregung eines in seiner Riesenmäßigkeit an's Unmögliche streifenden Projektes für ein Stücklein Narrheit oder doch für müssige Phantasterei erklären. Wahr ist's auch: eine weite Brust und schnellwarmes Blut gehört dazu, da, wo Millionen Zustände, Ordnungen, Nothwendigkeiten, Passionen und Gewalten ein weithin schallendes und in Millionen Echo's wiederhallendes Nein! rufen, sich mit einem Ja Gehör und Erfolg verschaffen zu wollen. Wer demnach an die Besprechung der Union wie an ein Geschäft gehen wollte, zu welchem er nicht nur Lust und Spekulationsgeist, sondern auch schon Papier und Tasche, das Paktum zu protokolliren und das Honorar einzustreichen, mit brächte, der möchte freilich unter Gelächter aus allen Fenstern gassenlaufen dürfen. Aber wer wird so thöricht sein? Wir wenigstens meinen's so ernstlich vor der Hand nicht.

Dum nihil habemus majus, calamo ludimus. Das ist's. Dem Deutschen wird häufig vorgeworfen, in müssigen Träumereien sich zu ergehen und da man hinwiederum nicht läugnet, seinen Träumen so manchen Segen und Fortschritt zu danken, so wollen wir uns unsers Vorhabens nicht schämen und einmal auf gut deutsch träumen. Damit aber nicht die Sache wie im wirklichen Traume ironirt, d. h. das Unterst zu Oberst komme, so wollen wir mit offenen Augen träumen.

Den Vorsatz zu unserm Unternehmen haben wir schon lange in uns getragen. Indessen wie der Deutsche gern und gut träumt, so ist er denn doch auch etwas blöde und fürchtet gerade das, was er doch zu tragen berufen ist, den Spott und das Lächeln der Ueberklugen.

Die Sache aber hat sich seit Kurzem so gewendet, daß man immerhin es wagen darf, ohne für einen dem Tollhaus Entsprungenen angesehen zu werden, von der Union der protestantischen und katholischen Kirche wenigstens innerhalb der deutschen Gebiete zu sprechen. In den Monatsblättern der allgemeinen Zeitung taucht eine, leider bis zur Stunde uns noch nicht zugekommene Abhandlung auf, welche sich mit diesem Gegenstand beschäftigt, und die vielbesprochene Schrift von Gervinus über die Mission der Deutsch-Katholiken behandelt allen Ernstes diesen Gegenstand, wenn auch nach einer ganz eigenthümlichen Idee.

Letztere Schrift ist es, mit welcher wir uns im Verlaufe unseres Aufsatzes mehrfach beschäftigen werden. Um Mißverständnisse zu vermeiden, haben wir aber uns zuerst über unser Verhältniß zu dem Schriftchen und dessen berühmten Verfasser auszusprechen, damit wir bei den gewiß vorkommenden und von Gervinus selbst klar voraus gewußten Sympathieen und Antipathieen, welche das Schriftchen erregen wird, auch unser Votum zum Voraus mit der Farbe bezeichnen, die es nun einmal, wenn auch nicht grell und schrill, doch zu Gunst oder Ungunst tragen soll.

Zuerst aber die Versicherung, daß die deutsch-katholi-

schen Zustände in diesem Votum nur eine wenig berührte, untergeordnete Angelegenheit bilden sollen und daß uns bloß die von Gervinus angeregte Idee der Einen deutschen Kirche beschäftigen werde.

Sodann die folgende Erklärung: Verfasser dieses Votums ist nach einer Richtung hin ein großer Verehrer von Gervinus. Hingegen differirt er mit diesem, sonst verehrten, von der „Erbsündenangst" nie behaftet gewesenen Deutschen in der „Bagatelle" der Glaubensansicht und überhaupt des Begriffes vom christlichen Wesen in einer Weise, daß das Unternehmen, sich hierüber zu einigen, von nicht minderer Schwärmerei zeugen würde, als ein Unionsversuch zwischen Rom und Wittenberg. Trotz dieser Verschiedenheit in dem Eigentlichsten, worauf es ankommt, vermögen wir uns einer, durch das Schriftchen von Gervinus mächtig angeregten Neigung nicht zu erwehren, so viel thunlich bis an den äußersten Rand der zwischen uns gähnenden Kluft uns zu nähern, um, wenn nicht Handreichung zu seinem Werke zu bieten, doch wenigstens leidenschaftlose Berathung dessen zu pflegen, was Gervinus von dem Hochstande seiner Bildung und nationalen Begeisterung aus seinem Volke zugesprochen hat. Ihm selbst muß daran gelegen sein, den Eindruck seiner Ansichten von Geistlichen derjenigen Richtung entgegen zu nehmen, welcher er beinahe die Berechtigung zugesteht, dem Wesen des Deutsch-Katholizismus und „des dunklen Volksinstinktes" zu mißtrauen, wenn es „mit roher Gewalt jene zarten Gespinnste anfaßt, die ihre (der Geistlichen) Berufswissenschaft in Jahrhundert langem Fleiße geschaffen hat."

Um indessen das, was wir zu sagen haben, allgemein verständlich und auch minder Eingeweihten nützlich zu machen, haben wir uns entschlossen, des Wichtigsten, was im Laufe der Geschichte in Sache der Union geschehen ist, übersichtlich und beurtheilend zu gedenken. Wir glauben gerade durch diese Weise unsers Verfahrens unserm Ja, wo es mit Freuden los-

bricht, ein Recht und unserm Nein, wo es um des Gewissens-willen losschreit, eine Bedeutung zu sichern.

Zum Schlusse dieser Einleitung möge das Motto stehen, welches unser Wollen vollständig ausdrückt und zugleich in den letzten Versen die Tendenz dieser Zeitschrift berührt:

„In einem Stücke sind wir mit euch einverstanden,
Daß es nicht bleiben soll bei dem, was ist vorhanden.
Zu einem Neuen soll's und Bessern gehn;
Gern rennen sehen wir euch und bleiben auch nicht stehn.
Doch was den Weg betrifft, sind wir nicht eurer Meinung,
Daß durch Zerstörung es nur gehn soll und Verneinung.
Wir lieben nun einmal Erbauung und Bejahung
Und halten Gutes werth, das Bessern dient zur Nahung.“

F. Rückert's Lehrg. IV. 116.

Man war stets, besonders in den höhern politischen Kreisen einer Wiedervereinigung der protestantischen und katholischen Kirche nicht abgeneigt. Man hatte den Jammer der Trennung gerade auf Punkten, wo er sich überschauen ließ, wohl empfunden. Vergegenwärtigt man sich den tiefen Seelenschmerz, unter welchem die protestantischen Fürsten seid ungefähr 1524 das, was sie Gewissens halber nicht lassen konnten, durchführten; gedenkt man nur jener beweglichen Scene, bei welcher der Kaiser den evangelischen Fürsten mit den Worten: „Oheim, Oheim! ich hätte mich von Ew. Liebden eines Bessern versehen,“ in die tiefste Rührung versetzte, ohne gleichwohl den gemüthlich Erschütterten auf dem Gewissenswege wankend zu machen, so kann man wohl zugeben, daß zu beiden Theilen die Trennung als ein Unglück betrachtet und die Vereinigung, wenn anders für sie Weg und Ende abzusehen war, mit Freuden begrüßt wurde.

So tiefgreifend aber der Schmerz eines jeden Deutschen

von dem Tage der Trennung bis auf diese Stunde sein muß über die weite Herzwunde, daran das Vaterland blutet — im Lichte höherer Interessen, ja im Lichte wahren Volks- und Nationenwohles betrachtet, stellt sich dennoch dem reinen Blicke die Wahrheit dar, daß die bisher nicht erfolgte Vereinigung eine jener Führungen Gottes sey, deren Segen unter einer harten Schale des Uebels als gesunder Kern sich birgt.

Wir hoffen in dem Verlaufe dieses Aufsatzes die Ueberzeugung zu fördern, daß alle früheren Vereinigungsversuche nichts anders erzielt haben würden, als den Losschlag der evangelischen Freiheit für eine Schlangenhaut, welche man jenseits ausgezogen hätte, um in einer neuen und frischern dieselben Windungen und Bedrückungen zu versuchen. Das ist so gewiß wahr, als es unerklärlich ist, warum Rom nicht die nach Ausgleichung des Schadens und der Spaltung von Zeit zu Zeit eifrig verlangenden Fürsten im Werke der Vereinigung unterstützt habe. Wäre von Seite Roms die so mit Recht gerühmte Schlangenklugheit nicht von dem, freilich im bisher unerhörten Grade gereitzten Grimme übertäubt worden, wäre ferner nicht auf protestantischer Seite ein Etwas, in welchem wir nichts anders als eine providentielle Hemmung zu erkennen vermögen, vorwaltend gewesen, es mußte noch auf dem Reichstage zu Augsburg nach Uebergabe der Confession die Vereinigung zu Stande kommen.

Am 16. August 1530 nämlich fand eine Conferenz von Abgeordneten — 4 Fürsten und 5 Gelehrten (2 Doktoren des canonischen Rechtes und 3 Theologen) von jeder Seite — statt, bei welcher es wirklich zu einer Verständigung über die dogmatischen Streitpunkte gekommen war. Der Artikel von der Erbsünde wurde besprochen: man verständigte sich. Bei dem Artikel von der Rechtfertigung erregte der Ausdruck: „allein durch den Glauben" den Anstoß der katholischen Partei. Die Protestanten ließen sich gefallen, nach passender Modifikation das Wort „allein" zu streichen. Die Genugthuung bei der Buße,

an deren römische Fassung bisher arger Mißbrauch und Widerchristenthum sich geheftet hatte, erklärte Eck für nichts anders als Besserung, wozu, wie sich von selbst versteht, das protestantische Gewissen mit Freuden stimmen konnte. Die Messe selbst sollte fortan kein Hinderniß der Vereinigung bilden. Eck erklärte das Opfer nur für ein sacramentalisches Zeichen zur Erinnerung an das, welches am Kreuzesstamme vollzogen ward — est ergo missa non revera victima, sed mysterialis et repraesentativa — s. Relat. bei Cölestin III, 45. — (S. dies Alles bei Ranke Gesch. d. Deutsch. im Zeitalt. d. Ref. III. Bd.) Ueber die Gegenwart Christi im Abendmahl stritt man ohnehin nicht. Gern waren die Protestanten damit einverstanden, eine wahrhaftige und reale Gegenwart zu bekennen. Auch in der Verfassung und den Gebräuchen gaben die Protestanten viel zu. Den Bischöfen wurde ihre Jurisdiktion, der gerichtliche Bann, Aufsicht über die Pfarrer zugestanden, wenn man nur das Evangelium frei verkündigen dürfe. Fasten und die, nur von den gröbsten Mißbräuchen gereinigte Ohrenbeichte sollte beibehalten werden.

Von katholischer Seite war man geneigt, die Priesterehe anzuerkennen und man gab zu verstehen, daß ein künftiges Koncilium sich für Zulassung der verehlichten Priester überhaupt entscheiden werde.*)

Wie nahe standen die Parteien, wie waren die Eimer schon zu Handen gegeben, die Flamme zu löschen! Kann man sagen, der heftige Mann zu Wittenberg habe die Seinen gehindert, das Paktum, dessen Sätze schon entworfen waren, zu

*) „Daß die conjugati mochten zu priesterlichem Stand genommen und ordiniret werden, inmaassen wie vor Alters in der ersten Kirche etlich hundert Jahr im Gebrauch gewesen. Unschlüssige und unvergriffliche christliche Mittel (Vorschläge des katholischen Ausschusses) bei Förstemann II. p. 250. Siehe Ranke deutsche Gesch. im Zeitalter d. Ref. III. p. 278.

schließen? In diesem Falle wahrhaftig nicht. Wir werden ihn später zeigen, wie er bei einem andern Versuche mit fast unerklärlicher Härte Widerstand leistet, er und sein Churfürst allein gegen Fürsten und Theologen zuhauf — aber hier bei dieser Augsburger Vermittlung stand er nicht entgegen. (Siehe Ranke a. a. O. 277.)

Der Grund, daß nahe am Riß die mögliche Bindung unterblieben und der Ausbruch der noch zu bewältigenden Flamme nicht gehindert worden, ist da zu suchen, wo man die Quelle von Deutschlands Uebeln nie vergebens vermuthet — in Rom. Die Führer der Katholischen konnten nicht handeln, wie sie vielleicht gewollt hatten. Beim päbstlichen Hofe war die Sache längst entschieden. Der Kardinal Campeggi wußte sich des Kaisers zu versichern. Von den „durch den heiligen Geist eingegebenen Satzungen der Kirche," mochten sie auch die uralten Ordnungen des Reiches Christi zerrütten, durfte nicht ein Titel fallen.*)

Darüber braucht man sich nicht zu wundern. Das liegt im römischen Wesen und wird ihm eigen bleiben, so lange noch eine Faser vom Weltzügel in seinen Händen ist. Aber darüber muß man sich wundern, daß die weltberühmte Klugheit der Curie sich hier nicht ihren Vortheil gewahrt, und, was sie in tausend andern Fällen so geschickt versteht, mit Schweigen und Warten die ihr schon gefügen Dinge sich wieder unterthänig gemacht hat. Doch wer sieht nicht, daß über alle Klugheit und

*) 1. Thom. Leodius Vita Friderici Palatini VII, 151. Ut intellexit, ita rejecit. Vgl. Melanchthon an Camerar (Corp. Ref. II. 590.) Dahin ging auch das erste Gutachten Campeggi's. J Santi padri, sagt er, con la santità della vita osservantia delli precetti divini con summa vigilantia e studio si sono sforzati a partecipare del spirito santo, dal quale senza dubio spinti hanno cosi santamente ordinate tutte le cose delle chiesa. Bei Ranke a. a. O.

Berechnung dieser Welt eine Weisheit waltet, welcher es gefiel, den Auszug eines Theiles deutschen Volkes, zwar durch Meer und Wüste zu gebieten, doch vor dem Angesichte einer Feuersäule, darinnen der Herr ihr Gott war!

Wie erfolglos indessen alle Versuche der Wiedervereinigung erscheinen, die Geschichte der Versuche selbst ist eine Fundgrube der Weisheit für unsere Tage und es leiten sich Grundsätze aus ihr her und Abstraktionen geben sich durch sie zu Tage, daß man wohlthut, die Kenntniß ihres Verlaufes so allgemein als möglich zu machen.

Vor Allem kann, wer Lust hat, dem Protestantismus die alleinige Schuld und den Frevel der Trennung unter dem Glauben an eine in ruhiger Entwicklung durch Rom selbst mögliche Reformation aufzubürden und ihm deßhalb zuzumuthen, auf „Discretion" sich der Suprematie Roms zu nähern, sich aus der Geschichte aller dieser Vereinigungsversuche die Lehre abziehen, daß heute noch eher Deutschlands und aller Länder Zwiespalt und Elend in kalter Ruhe von Rom zugelassen, als von dem ganzen Ballast der Jahrhunderte auch nur ein todtes verbleichtes Sätzlein ausgeworfen würde. Daß Rom nach seiner, es zwar groß darstellenden, aber gewiß es selbst zerstörenden Idee nicht anders kann, das muß zwar zugestanden, nichts desto weniger aber begriffen werden, daß jede geistige Entwicklung, und jeder Fortschritt, der ein Todtes von sich abstreifen will, Rom auswärts zu erfolgen hat. So lange dies nicht als unbestreitbar gewiß von den Freunden und Förderern allgemein menschlichen und vor Allem nationalen Wohles eingesehen wird, erfolgen von ihnen beim besten Willen und Streben nur Schläge in's Wasser, das sich immer wieder zu gleicher Ruhe glättet.

Doch wieder zur Sache.

Man hat darüber gestritten, ob Kaiser Karl bei seinen, zu verschiedenen Zeiten gemachten Vereinigungsversuchen es redlich gemeint oder im Geheimen die öffentlich betriebene Einigung

gehindert habe. Bekannt ist, daß Planck in seiner Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs im 9ten Buche (Band III. 1—178) dem Kaiser absichtliche „Schikane“ zugeschrieben und ihn als vollendeten Heuchler geschildert hat. Allein Planck hat seine ganze Dialektik nöthig, um hievon zu überzeugen, und Marheineke führt im 4ten Theile seiner Reformationsgeschichte das Gegentheil anschaulich aus. Zwar erscheint die Einsicht des, von spanischem, burgundischen und deutschen Geschleppe umlagerten Kaisers in die innere Bedeutung des protestantischen Wesens sehr kärglich, und mit Rückgabe der Priesterehe und des entzogenen Kelches im Abendmahle hält er den ganzen Streit für abgethan; allein dies wenigstens hoffte er Rom abnöthigen und hiemit Friede machen zu können. Wie sehr er sich verrechnet und zwar dadurch verrechnet hat, daß er beim Friedensentwurfe und Besserungsversuche einen Friedens- und Besserungssinn Roms in Ansatz gebracht, das hat ihn, der sich sonst nicht leicht täuschen ließ, die Folge gelehrt.

Schon vom Jahre 1532 an sehen wir ihn sich mit Vereinigungsgedanken tragen. Der Nürnberger Religionsfriede sollte dienen, die Feindseligkeit und gegenseitige Lästerung zu hemmen, bis entweder eine allgemeine Kirchenversammlung, oder wenn diese der Pabst nicht veranstaltete, ein Reichstag helfe, „die deutsche Nation in gute gleichförmige Einigkeit, Regel und Verstand des heiligen Glaubens zu bringen.“

Bald ward der Kaiser inne, daß der Pabst, eben weil er Pabst war und bleiben wollte, kein allgemeines Koncil zugebe. Luther wies in einer besondern Abhandlung nach, daß der Pabst seit zwanzig Jahren von einem Koncile rede, nie aber Anstalt dazu mache und am Ende, wenn er's wirklich gewähre, als Hauptbedingniß aufstellen werde, „daß man bei des Pabstes Lehre bleibe.“

Was übrigens sich der gute Luther unter der Wirksamkeit eines allgemeinen Koncils dachte, das war freilich ein schneidender Kontrast zu dem auch im günstigsten Falle vom

Pabste Gewollten. Auf der genau beachteten Grundlage der Hauptkoncilien zu Nicäa, Ephesus, Konstantinopel und Chalcedon wollte jener nämlich bei einem freien Koncile bewirkt sehen, „daß der Pabst seine Bullen, Dekrete, Bücher vom Ablaß, Fegfeuer, Klosterei, Heiligendienst, Wallfahrten sammt allen unzähligen Lügen und Abgöttereien verdammen und verbrennen, auch Alles wiedergeben solle, was er mit dem arg verderbten Artikel von der Gewalt der Schlüssel erkauft, gestohlen, geraubet, geplündert oder erworben habe, sonderlich seinen erlogenen Primat, welchen er rühmet so nöthig, daß Niemand könne selig werden, wer ihm nicht unterthan sei. Hier sollten Kaiser und Könige zuthun und den Pabst, wo er nicht wollte, dazu zwingen, wie die Kaiser in den vier Hauptkoncilien gethan haben. Es müßten aber nicht alle Bischöfe, Aebte, Mönche, Doktores und das unnütze Hudelmannsgesindelein und das große Geschleppe dahin kommen, sonst wird ein solch Koncilium, da man das erste Jahr zubringt mit der Ankunft, mit Zanken, welche obenan sitzen, hinten und vorne gehen sollen; das andere Jahr mit Prangen, Banketen, Rennen und Stechen, das dritte Jahr mit andern Sachen, oder auch mit Verbrennen etwa eines Johann Huß oder zween und indeß eine solche Unkost geschehe, daß man wohl einen Heerzug wider den Türken damit halten möchte. Sondern man müßte aus allen Ländern fordern die recht gründlich gelehrten Leute in der heiligen Schrift, die auch Gottes Ehre, den christlichen Glauben, die Kirche, der Seelen Heil und der Welt Frieden mit Ernst und von Herzen meineten. Darunter etliche von weltlichem Stande, denn es gehet sie auch an, die auch verständig und treuherzig wären. — Man müßte auch nicht aller Lande Sachen, die sonst Niemand richten kann und will, auch alle verwesete, böse Händel aufraffen und Alles dem Koncilio auf den Hals schütten. Ein Konstantinus müßte da seyn, der solche Sachen aufraffte und alle in's Feuer würfe, hieße dieselben daheim in Ländern richten und entscheiden lassen, sondern hieße sie zur Sachen

greifen und auf's förderlichste davon kommen. Alda würde dann des Pabstes Ketzerei, ja Gräuel, stückweis, öffentlich gelesen, wie es alles wider St. Peters Artikel und wider den alten rechten christlichen Glauben der Kirche, so von Anfang der Welt St. Peters Artikel gehalten hat, erfunden und flugs verdammt. Ja, sprichst du, solch Koncilium ist nimmermehr zu hoffen. Das denke ich selber auch wohl. Aber wenn man denn will reden und Koncilium begehren oder wünschen, so müßte man ein solches wünschen, oder lasse es gar fahren, und wünsche keins, schweige mutterstille. Und ob andere Monarchen nicht wollen thun zu einem Hauptkoncilio, so könnte dennoch Kaiser Karolus und die deutschen Fürsten wohl ein Provinzial halten in allen deutschen Landen." Es fand auch in der That dieser Gedanke von einem Provinzialkoncile Anklang. Der Kaiser beschloß einen derartigen Versuch zu machen. Die Protestanten waren um diese Zeit sehr geneigt zu paciseiren und der Stand der Dinge war so, daß sie nicht zu betteln brauchten. Ein Blick auf das, was geworden war und vor Augen lag, konnte im deutschen Gemüthe den wohlthuenden Gedanken immerhin beleben, daß wenigstens das gemeinsame deutsche Vaterland sich zu einer wahren katholischen Kirche vereinigen könne. Wie gering war um diese Zeit die Zahl aufrichtiger Anhänger der römischen Kirche in Deutschland! Und konnte man doch selbst eifrigen Katholiken eine Vereinigungsurkunde bieten, deren Katholizität und altchristliche Wahrheit nur ein Abtrünniger und erkaufter Römerknecht zu widersprechen vermochte. Hatten doch selbst strenge Katholiken gestanden, daß man der Augsburger Konfession in dem doktrinellen Theile keinen Irrthum nachweisen könne. Diese Konfession mit ihrer Apologie wird und muß angenommen werden — träumten die warmblutigen Deutschen, an ihrer Spitze der Churfürst von Sachsen. Wenn nur ihre Lehre gilt, dann mag's mit den Gebräuchen und der bischöflichen Gewalt werden wie immer.

Daß selbst Luther um diese interessante Zeit in Absicht auf die Hingabe des Aeußern bestgesinnt war, zeigt ein in diesem Jahre (1539) an den Propst Buchholzer zu Berlin geschriebener Brief, der zu humoristisch ansprechend ist, als daß wir uns das Vergnügen versagen könnten, ihn dem Leser mitzutheilen. Churfürst Joachim II. von Brandenburg hatte in diesem Jahre die Reformation eingeführt, aber von den äußeren katholischen Gebräuchen wollte er nicht lassen. Der Propst klagt Luthern seine Noth und dieser schreibt:

„Was nun das betrifft, daß ihr euch so beschwert, die Chorkappe oder Chorrock in der Prozession, in der Bet- oder Kreuzwochen und am Tage Mariä zu tragen und den Circuitum mit einem neuen Responsorio um den Kirchhof des Sonntags und auf das Osterfest mit dem Salve festa dies, ohne Umtragung des Sakraments, zu halten, darauf ist dies mein Rath. Wenn euch euer Herr der Markgraf und Churfürst will lassen das Evangelium Christi lauter, klar und rein predigen ohne menschlichen Zusatz, und die beiden Sakramente der Taufe und des Blutes Jesu Christi nach seiner Einsetzung reichen und geben wollen, und fallen lassen die Anrufung der Heiligen, daß sie nicht Nothhelfer, Mittler und Fürbitter seyn, und die Sakramente in der Prozession nicht umtragen, und lassen fallen die täglichen Messen der Todten, und nicht lassen weihen Wasser, Salz und Kraut, und singen meine Responsoria und Gesänge, lateinisch und deutsch, im Circuitu oder Prozession, so geht in Gottes Namen mit herum und traget ein silbern oder gülden Kreuz und Chorkappe oder Chorrock von Sammet, Seiden oder Leinwand. Und hat euer Herr an einer Chorkappe oder Chorrock nicht genug, die ihr anziehet, so ziehet deren drei an, wie Aaron der Hohepriester drei Röcke über einander anzog, die herrlich und schön waren, daher man die Kirchenkleidung im Pabstthum Ornate genannt hat. Haben auch Ihro Churfürstlichen Gnaden nicht genug an einem Cirkuitu oder Prozession, daß ihr umhergehet, klingt und singt, so gehet siebenmal mit her-

um, wie Josua mit den Kindern Israel um Hiericho gingen, machten ein Feldgeschrei und bliesen Posaunen. Und hat euer Herr, der Markgraf, ja Lust dazu, mögen Ihro Churfürstl. Gnaden vorher springen und tanzen, mit Harfen, Paucken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that, da sie in die Stadt Jerusalem gebracht ward, bin damit sehr wohl zufrieden, denn solche Stücke, wenn nur Abusus davon bleibt, geben oder nehmen dem Evangelio gar nichts; doch daß nur nicht eine Noth zur Seligkeit und das Gewissen damit zu verbinden gemacht werde. Und könnt' ich's mit dem Pabst und den Papisten so weit bringen, wie wollt ich Gott danken und so fröhlich sein."

Daß es zu solchem Ausgange in jener Zeit nicht kommen konnte, begreifen wir jetzt wohl und wollen — seyen wir aufrichtig! — dafür, daß es nicht dahin gekommen, Gott danken und fröhlich seyn. — Der Eifer aber, mit dem man sich näherte und abstieß, sich stritt und einigte, pochte und preisgab; die Heftigkeit, mit welcher man um den Rahmen und Rand eines in der Hauptsache nicht widersprochenen Dogma rang und zerrte wie vor Troja um des Patroklus Leib; die Einsicht in die Gegenstände des Heils und der Kirche, kraft welcher hüben und drüben nicht nur gewiegte Doktores, sondern selbst ritterliche Fürsten und Herren zu spreizen und zu brechen vermochten; der Opfersinn endlich, welcher trieb und drängte, an die Freiheit, Reinheit und Wahrheit des Glaubens Gunst, Wohlfahrt, Reiche und Thronen zu setzen: das Alles spricht aus jenen Berathungen so mächtig herüber, daß sich die Anwendung und Folgerungen beim Ueberschau unserer Zustände von selbst ergiebt.

Nachdem man sich in Speier nicht konnte zum Religionsgespräch zusammen finden, kam man in Hagenau am 23. Mai 1540 zusammen. Namhafte Potenzen von beiden Seiten! Trotz großen Mißtrauens von Seiten der Evangelischen — König Ferdinand und ein zwanzigjähriger, spitzer, bitterer Kardinal Farnese waren da! — rückten sich bald die beiden, zahlreich

vertretenen Parteien näher und wurden warm für die gemeinsame Sache. Der Vereinigungsversuch schien erfolgreich zu werden. Die katholische Partei zeigte deutlich zwei Elemente, das römische schwach vertretene und das deutsche mit aller Sympathie für die Brüder. Welche Gefahr! Man wußte von römischer Seite Rath. König Ferdinand hebt die Versammlung auf, weil der Churfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen nicht persönlich anwesend seyen! —

Der Kaiser aber, Gott weiß, wie getäuscht und geblendet, glaubte beharrlich seyn zu müssen in der Verfolgung seiner Friedensabsicht. Nach wenigen Monaten ein neuer Versuch zu Worms. Des Kaisers Rath Granvella, äußerlich kalt und nachlässig gegen den päbstlichen Legaten, sucht aller Herzen durch eine für Deutschlands Wohl warme Rede zu gewinnen, läßt aber nach Monat langen Discussionen über die Form der zu pflegenden Verhandlungen das große römische Licht den Dr. Eck, breitschulterigen, großmäuligen und gehobelten Angedenkens und — wenn wir nicht irren, den Johann Kochläus, nach „der Classicität der lutherischen Grobheit" .... löffel genannt, gegen den schmalen Friedensmann von Bretten los, welchen überdies Luther erst kürzlich in's Leben zurück gebetet hatte. — Scholastik und kein Ende!

Unterdessen war ein anonymer Vergleichsentwurf — man streitet ob von Bucer, Wizel oder Gropper verfaßt — dem Kaiser zu Handen gekommen. Dieser Entwurf, durch und durch katholisch, jedoch die praktische Belebung des Christenthums in den Gläubigen vorzüglich und bei jedem Artikel im Auge behaltend, konnte als die treffliche Frucht eines klaren, den damaligen Stand der Dinge richtig beurtheilenden Geistes auch nach Form und Sprache geeignet erscheinen, Verständigung, Annäherung und Vereinigung zu bewirken. (Hering Geschichte d. Un. B. I. 45). Deßhalb wurde die spitzfindige Wormser Dialektik und Sophistik bei Seite gelegt und am 5. April 1541 auf dem vom Kaiser selbst eröffneten Reichstag zu Regensburg

ein neues Religionsgespräch und zwar auf Grund dieses Entwurfes unternommen. Ueber vier Punkte, die Lehre von der Rechtfertigung mitbegriffen, hat man sich bald geeinigt. Auch der Artikel von der Kirche, als deren Zeichen man die reine Lehre, den richtigen Gebrauch der Sakramente — 7! —, das Band der Liebe und des Friedens, und die Katholicität anerkannte, schien Beistimmung zu finden trotz des letztern, von den Protestanten indessen in einem gewissen Sinne nie geläugneten Merkmals.

Ueber die nicht verglichenen 26 Artikel reichten die Protestanten eine Eingabe ein, die das vorhandene Wohlwollen des Kaisers nicht alterirte, sondern nur seine Mahnung, im Werke der Vereinigung sich treu zu bewähren, veranlaßte. Man fing an zu glauben, daß der Friede gegründet und die Macht Roms in Deutschland gebrochen sey. Die protestantischen Fürsten und Theologen hielten Alles für gewonnen, wenn Luther zustimmte; Luther aber und sein Churfürst — stimmten nicht zu. Ersterer brauste und sprach von „eitel Lügen, Falsch und Teufelslist", und Letzterer schrieb seinem Gesandten, „es wäre besser, wenn das Gespräch zu Ende ginge, weil keine Buße und Besserung des Gegentheils zu verspüren und Alles arglistig und tückisch abgehandelt werde." Eine stattliche protestantische Gesandtschaft, bestehend aus den Fürsten Johann und Georg von Anhalt, Matthias von Schulenburg und Alexander Alisius zu Einholung seiner Zustimmung, betrachtete Luther als Falle und Strick, ihn zur Untreue und Nachgiebigkeit zu verleiten. Anfänglich gab er zwar ein Gutachten ab, das weder warm noch kalt war, doch bald darauf sprach er in einem Privatschreiben an seinen Herrn sein Herz aus: „Sie haben ein Tuch auf den alten Rock gelappt, da der Riß ärger wird; denn mit solchen falschen ungleichen Leuten, weil sie nicht ablassen, kann kein Vergleich werden. Da werden sie schreien, daß sie recht behalten haben. Wir halten, daß der Mensch gerecht werde durch den Glauben ohne Werke des Gesetzes — das ist

unser Notel und Form, dabei bleiben wir, die ist kurz und klar, dawider mag stürmen Teufel, Eck, Mainz und Hainz und was nicht lassen will, wir wollen zusehen, was sie gewinnen. (Marheineke Ref. Gesch. IV. 87. ff. Hering a. a. O. 94.)

So hat Luther also selbst den Nerv des schon Alles versprechenden Vereinigungs-Versuches zerschnitten; denn von da lahmte das Ganze. Was konnte damals schon werden, wenn die Stände und der deutsche Episcopat sich geeiniget und die vorhandene Verstimmung des Kaisers gegen Rom benützt hätten! Wie arbeitete Luther in gewissem Sinne dem schon erschreckten Rom in die Hände!*) Oder evangelischer und wahrer geredet: wie gefiel es dem Rathe des Unerforschlichen, der die Herzen der Menschen lenket wie die Wasserbäche und das Feuer einer ganzen Welt erstickt mit dem Hauche seines Mundes, wie gefiel es ihm, das Wort, Wesen und Geschick seines Reiches gleich durchläutert Silber und Gold im irdenen Tiegel zu schmelzen siebenmal! Und wer wagt es, der einen Blick in das

*) Hering sagt von seiner rationalistischen Anschauung aus ganz treffend: Man fühlt darum, je lebhafter und unbefangener man sich in jene Zeit versetzt, sich immer auf's Neue schmerzlich dadurch bewegt, daß es den Hauptführern der protestantischen Partei nicht möglich war, sich von der Ueberzeugung loszureißen, daß gewisse Formeln mit christlicher Wahrheit durchaus identisch wären, und sich zu der Ansicht zu erheben, daß ein kleines Maaß von Nachgiebigkeit bei hohen, ganze Völker von der verschiedensten Bildung umfassenden Reformations-Plänen ein ungleich größeres Maaß von Weisheit beurkunde, als ein großes, vollgerütteltes Maaß rücksichtloser Beharrlichkeit. Was hätte nicht, trotz aller Argliste und Tücke Roms, bei der damaligen Stimmung der deutschen Reichsstände aus den Reformationsplänen werden können, wenn nicht, zum Theil wenigstens, diejenigen, welche bereits reformirt waren, als unbedingtes und besonderes hinsichtlich der Lehre vollendetes Musterbild hätten gelten wollen!

Scheide- und Läuterfeuer dreier Jahrhunderte wirft, den Kern und Glanz des Silbers und Goldes zu läugnen, der inmitten des Qualmes, der Hitze, Versengung und Zerbröcklung sich durchgeglüht hat? Ist aber des Silbers und Goldes Ausbruch im gewaltigen Feuer wirklich erfolgt, daß es geprägt und gemünzt von Kundigen in Händen gewogen und trotz aller Werkstätten der Falschmünzerei zu Lauf und Geltung gebracht wird — warum wollten wir dem Manne grollen, der sich wie mit ehernen Füßen vor den Feuerofen gestellt, und, der Dämpfung wehrend, sein trotziges Wort gerufen hat: „wir wollen zusehen!"

Doch enden wir die Besprechung jener Versuche, deren Mißlingen zwar ein deutsches Gemüth beklagen, aber der höhere Verstand als segensreich erkennen muß.

Trotz der Vereitlung der Regensburger, weit gediehenen Verhandlungen durch Luther's und des Churfürsten Widerstreben tauchte nach einigen Jahren noch einmal der allgemeine Wunsch nach Vereinigung in Deutschland auf. Selbst der Churfürst von Sachsen, zwar fest entschlossen, von der Augsburger Konfession kein Jota fallen zu lassen (Hering a. a. O. 125) war geneigt worden, sich hinsichtlich der bischöflichen weltlichen Macht und Ehre möglichst nachgiebig zu zeigen. Er begab sich auf den 1544 zu Speier ausgeschriebenen Reichstag. Auch Landgraf Philipp kam. Allenthalben trug man sich mit der Ueberzeugung, daß der Kaiser entschlossen sey, in Deutschland eine Religionseinheit ohne Rücksicht auf den Pabst zu stiften. Doch kam es für jetzt nur zu der Erklärung, daß der entstandene Streit durch eine christliche Reformation zu enden und darum ohne Verzug von christlicher Vergleichung zu handeln sey. Dies Alles habe auf einem allgemeinen, freien, christlichen Koncilium in Deutschland zu geschehen. Sowohl von Seite der katholischen als der protestantischen Stände sey durch gelehrte, ehr- und friedliebende Männer ein Reformationsentwurf zu fertigen und jeder dieser Entwürfe auf dem nächsten Reichstag zu Worms vorzulegen. Die Erwartung, daß Alles noch

in Deutschland zu einem friedlichen Ganzen sich eine, war jetzt wirklich bei den Häuptern der Partheien so groß, daß selbst eine Verlobung der Prinzessin Eleonore von Oesterreich, Tochter des Königs Ferdinand, mit dem Erbprinzen von Sachsen heimlich — valde hoc fuit arcanum et magno silentio tegebatur utrinque, sagt Sleidan comm. libr. XV. 412 unserer Frankfurter Ausgabe — mit Zustimmung des Kaisers geschlossen wurde.

Nun aber brach man in Rom los. Der Pabst war empört über den Geist, welchen der Speierer Rezeß athmete. Persönlich noch gereizt, weil man seinen Sohn Peter Alois*) nicht mit Parma und Piacenza belehnt hatte, griff der Pabst

*) Nachdem durch Herrn Professors Döllinger neuestes Werk: der Protestantismus ꝛc. die konfessionelle Neckerei wieder in üppigster Blüthe ausgebrochen ist, kann es nicht ungeeignet erscheinen, wenn wir aus den reichen Florilegien der Geschichte auch mitunter ein neckendes Blümlein streuen. Doch wollen wir, was Sleidan vom Peter Alois, dem lieblichen Leibessprossen seiner päbstlichen Heiligkeit Paulus III., nach italienischen Geschichtsquellen erzählt, der Decenz wegen in lateinischer Sprache auftreten lassen. „Impium et sceleratum imprimis hominem fuisse Petrum Aloisium, fatentur omnes, et extant Italorum libelli, qui nefarias illius libidines enumerant, in quibus hoc est omnium imprimis memorabile, quod Cosmum Cheriam episcopum Fanensem per vim stuprasse dicitur, usus opera suorum, qui illum destinerent. Quod quidem facinus misero illi sic doluisse ferunt, ut prae moerore et indignitate rei postea sit exstinctus. Neque desunt, qui venenum ei datum ab illo fuisse putant, ne flagitium illud ad Caesarem deferret. Paulus nihilo secius impense filium amabat et ad ipsius amplificationem omne studium convertit, et quum de flagitiis nonnumquam audiret, non admodum aegre tulisse et hoc solum fertur consuevisse dicere, haec illum vitia non se commonstratore didicisse.“ Sleidan comm. libr. XIX. 548.

nach seinen Blitzen, die in einem halbspanischen Gemüthe immerhin zu zünden vermochten. Einer jener Erlasse, durch welche Rom, wenn es auf seinen höchsten Hügel stieg, Jahrhunderte schon des Eindrucks nicht verfehlte und auch diesmal sich bewährte, gelangte an den Kaiser, aus dessen weitem Inhalte wir die Grundsätze ausheben werden, welche heute noch das unerschütterliche Herz der Einheit in Bewegung setzen.

„Vor Allem aber habe sich der Kaiser weder von der einstimmigen Lehre der Kirche noch von den Gebräuchen seiner Vorfahren zu entfernen, sondern dieselbe Ordnung, dieselbe Disciplin, dieselben Gebräuche zu beobachten und zu befolgen. Erhebt sich Streit über religiöse Gegenstände, so müsse ausschließlich jede Entscheidung der römischen Kirche überlassen werden. Wie reime sich aber zu dieser Wahrheit die Wahrnehmung, daß der Kaiser ein Nationalkoncil und einen Reichstag beschlossen habe, ohne auf ihn, der nach göttlichem und menschlichem Rechte allein die Macht habe, Versammlungen zu berufen und über kirchliche Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen, Rücksicht genommen zu haben. Aber das nicht allein verdiene Rügen, sondern namentlich, daß er Laien — idiotis — und Anhängern verdammter Ketzereien erlaube, **über Religion zu urtheilen**. Möge er sich vor dem Umgang mit schlechten und lasterhaften Menschen hüten und ihr Bündniß fliehen. Böse Geschwätze verderben gute Sitten. Das höchste Kirchenamt ist von Gott den Priestern übertragen, und deßhalb sey es großes Unrecht, wenn der Kaiser die diesen zugehörigen Befugnisse und Ehren anspreche. Die heilige Schrift habe viele Beispiele, laut welcher der Vorwitz bestraft worden sey. Bekannt sey es ja, was jenem Usia begegnet sey, der den Wagen, auf welchem die Lade Gottes gefahren wurde, im Umfallen habe aufheben wollen. Man sollte doch meinen, daß dies nicht unrecht gewesen, als er in Abwesenheit der Leviten bei drohendem Umsturze die Hand an die Aufrichtung des Wagens gelegt, und doch sey der durch die Rache Gottes Getödtete ein

Beweis, daß es nicht erlaubt sey, sich die Obliegenheiten eines Andern anzumassen. Er möge sich also hüten, sich von denen, welche die Verbesserung der Kirche immer im Munde führten, überreden zu lassen, verwegen die Hand an Dinge zu legen, welche ausschließlich den Priestern zugehörten. Aehnlich, ja noch schrecklicher sey das Ende Dathan's, Abiram's und Korah's gewesen, als sie den Brüdern Moses und Aaron ihr Ansehen nehmen wollten.

Ein berühmter König sey Usia gewesen und doch sey er, weil er am Altare räuchern wollte, aussätzig geworden, indem Gott die Anmassung fremder Obliegenheit gestraft habe. Die Fürsorge für die Kirche sey zwar eine höchst Gott wohlgefällige Pflicht, indeß gehöre sie nicht ihm, sondern den Priestern und vor allem ihm dem Pabste, welchem Gott die Macht zu binden und zu lösen gegeben habe...... Schon längst sey eine Kirchenversammlung angekündigt, obschon sie der Kriege wegen auf eine passendere Zeit verschoben wäre. Er werde sie halten. Vor der Hand möge der Kaiser alle Religionsstreitigkeiten von den Reichsversammlungen ausschließen und an sein (des Pabstes) Tribunal zurückgeben. Denn außerdem werde es dahin kommen, daß er sich genöthigt sehe, strenger mit ihm zu verfahren."

Dies Schreiben, dessen ursprüngliche viel schärfere Fassung gleichfalls verbreitet wurde, hatte die nächste Folge, daß Luther's Gemüth in eine große Aufregung versetzt und von ihm deßhalb jene heftige Schrift: „das Pabstthum zu Rom vom Teufel gestiftet," verfaßt wurde. Der Kaiser fand es seiner Politik oder seiner Gemüthsstimmung gemäß, auf alle diese Demüthigung mit großer Unterwürfigkeit zu antworten, obwohl er nebenbei, mit leicht abzusehendem Erfolge, freilich den Unionsversuch fortsetzte. S. Sleidan libr. XVI p. 445 ff.

Unterdessen war am 15. März 1545 der Tag zu **Trient** angebrochen und am 18. Februar des folgenden Jahres Lu-

ther aus diesem Leben des Krieges und der Knechtschaft zur ewigen Ruhe und Freiheit eingegangen.

An Trient's Thaten und Werken müßte eigentlich, wer den Frieden und die Entwicklung der Menschheit zur Einigung im Geiste liebt und ermöglicht sehen möchte, mit verhülltem trauerndem Antlitz vorüberfliehen. Der Riß der christlichen Kulturwelt auf dem zartesten, heiligsten Gebiete, ist durch das vollkommenste Gelingen der päbstlichen Absicht auf Jahrhunderte, ja vielleicht für immer unheilbar geworden. Die gewaltige Römerburg hat ihr Fallgitter gezogen, ihre Brücken abgebrochen, ihre Posten ausgestellt, und daß in dieser Zwing des halben Deutschlands Kern und Mark dient und wider den eigenen Bruder, der sich hinwieder auch gesperrt und umzäunt hat, liegt, empfindet, redet und trachtet, das hat das klug und keck vollbrachte Großgeschäft zu Trient zu Ehre und Ruhm.

Von diesem Tridentinischen Werke aber muß gerade von denen gehandelt werden, welche über das, was für Glaubenseinigung geschehen ist oder je geschehen kann, urtheilen wollen.

Wären nicht so gewaltige Interessen, Vorurtheile und Mißverständnisse in Mitten, hätte der Reiz, sich als Parthei im Recht zu wissen, nicht so zähe Kräfte, man müßte erwarten dürfen, daß allein schon die in den reichsten und unwiderleglichsten Quellen zur Kenntniß gekommene Geschichte des Tridentinischen Koncils den Romanismus in Deutschland zu vernichten vermöge. Man braucht nicht die Feder in die Aeze protestantischer Polemik zu tauchen, um das Hinterkommenseyn des Katholischen und vor allem des deutschen Volkes von römischer Herrschsucht und Binbelust durch das Tridentinische Kunstwerk nachzuweisen. Der edle Fra Paolo, der Katholik en gros, wie ihn die Franzosen heißen, der seine Messe bis zum letzten Tag, an dem er die Energie des römischen Kurialstyls erfuhr, gelesen, liefert in einem unsterblichen Werke den, selbst von seinem besten Gegner Pallavicino nicht widerlegten, ja nur mehr gekräftigter

Beweis, daß das ganze Concilium Tridentinum durch List und Kunst Roms zur Befestigung der Pabst-Gewalt in ihrer strikten und usurpirten Form und nicht zum Frieden und Wohle der Kirche ausgeschlagen sey. Man braucht nur bei Sarpi, Salig oder Köllner die Vorkommnisse der ersten Sessio, namentlich die Unterhandlung über den Titel des Koncils zu lesen, um wahrzunehmen, wohin die Tendenz bei diesem Koncile ging und wie die Absicht gleich zu Anfang erreicht wurde. „Der Pabst wollte den Titel: Sacrosancta oecumenica et generalis synodus Tridentina praesidentibus legatis apostolicis; ein Theil der Bischöfe aber, besonders die französischen wünschten den Zusatz: universalem ecclesiam repraesentans. Sie beriefen sich auf die Koncilien von Kostnitz und Basel, die jenen Titel geführt. Weil aber in dem Titel der Koncilien von Kostnitz und Basel auf jene Worte noch folgten (Sacr. oec. et gen. syn. pr. leg. apost. univ. eccles. repr.), quae potestatem immediate a Christo nacta est, cui unusquisque, etiam si Pontificia dignitate, obedire tenetur, mithin dies die große Frage berührte, ob das Koncilium über dem Pabst stehe, wie man zu Kostnitz und Basel entschieden, so sträubten sich die Legaten mit aller Macht gegen jenen Zusatz, und setzten die Annahme des Titels durch, wie der Pabst ihn wollte." Siehe das Ganze bei Köllner Symbolik II. S. 66.

Ueber die Glaubwürdigkeit und den Werth der Geschichte Sarpi's von dem Tridentiner Koncil hat die Welt bereits gerichtet und jede Gegenrede kann sich ihre Widerlegung aus den Urtheilen der ausgezeichnetsten Geister der katholischen Kirche erholen. Siehe die von Courayer angeführten und von ihm selbst aufgestellten Urtheile. I. Vorr. §. 56 ff. Le Plat. Monum. VII. praef. Wessenberg die großen Kirchenversammlungen IV. 245 ff.

Es verdient die vollste Beachtung, daß, je mehr Dok-

mente und Quellen über das Conc. Trid. an's Licht gekommen sind, desto mehr die Wahrheit der Geschichte von Sarpi in den wesentlichen Punkten bestätigt worden ist, s. bes. Bianchi - Giov. II, 364 sqq. Solche blinde Eiferer, wie der Uebersetzer des Pallav., Klitsche, können nur Mitleid erregen. (Köllner a. a. O. 54.)

Abgesehen von Sarpi's historischer Ausführung des großen Beweises von der zu Trient erfolgten Gefangennehmung der katholischen Völker unter eine, alle altkatholische Rechtsform überspringende Pabstgewalt, können wir, immer an der Hand katholischer und ihrer besondern Stellung nach unverwerflicher Zeugen, über die Unfreiheit des Koncils und über die offene Verhöhnung aller Repräsentativrechte der katholischen Kirche zwar allbekannte, aber für unsern Zweck lautsprechende Mittheilungen bieten.

Der Bischof Dudithius von Tina, später von Fünfkirchen, der selbst auf dem Koncile zugegen war und eine bedeutende Rolle spielte (cf. Sarpi hist. conc. Trid. liber VI) sagt in seiner excusatio ad imp. Max. II.: „Täglich mußte man sehen, daß arme und verhungerte italiänische Bischöfe, die zum Theil noch keinen Bart hatten, zum Theil sich durch ein liederliches Leben in die größte Armuth gestürzt hatten, wie ein Bienenschwarm in Trident einzogen, nachdem sie zuvor gedungen worden, nicht anders zu reden, als was der Pabst haben wollte. Sie waren zwar ungelehrte und alberne Köpfe, aber ihre Unverschämtheit und Kühnheit machte sie brauchbar. Sobald diese zur Partei der alten Schmeichler des römischen Hofes traten, so triumphirte die Ungerechtigkeit und es konnte nichts anders beschlossen werden, als was diejenigen haben wollten, die es für das Wesentliche der Religion ansahen, die ausschweifende Macht und Schwelgerei des römischen Hofes in Schutz zu nehmen. Ließ sich hier und da ein gelehrter und edler Mann merken, daß ihm dieses Verfahren unerträglich sey, so wurde er

nicht für einen ächten Katholiken gehalten, sondern durch Schreckworte und Drohungen so lange bestürmet, bis er zu dem, was er innerlich verabscheute, äußerlich Ja sagte." (Bei Köllner a.a.O.)

Darüber aber, daß nichts zur Diskussion gekommen, geschweige denn dekretirt und publicirt sey, als was und wie es vorher schon in Rom bestimmt worden war, sind reichliche und über allen Zweifel erhabene Zeugnisse vorhanden. Besonders die französischen und alle edleren Bischöfe beklagen dies und sprechen offen ihre Unzufriedenheit aus. Man sehe hierüber die Aeußerungen und Schreiben von Karl V. und Ferdinand I., insbesondere die Reden und Berichte der französischen Gesandten, vor allem aber den Brief des Vargas u. s. w. Dudith fährt a. a. O. also fort: „So weit kam es durch die Gottseligkeit dieser Leute, daß das Koncil nicht mehr eine Versammlung von Bischöfen, sondern von Masken, Puppen und Marionetten war, die am Drath gezogen und bewegt wurden. Diese gemietheten Bischöfe waren gleich den Dudelsäcken, darnach die Bauern tanzen, die erst voll Wind gemacht werden müssen, ehe sie einen Schall und Ton von sich geben. Der heilige Geist hatte mit dieser Versammlung nichts zu thun, sondern es hatten nur menschliche Anschläge die Oberhand, die auf die Erhebung des Pabstes gerichtet waren. Tag und Nacht gingen die reitenden und fahrenden Boten ab, um dem Pabst von Allem, was vorgefallen war, schleunige Nachricht zu überbringen. Von diesem wurden die Aussprüche als von einem Delphischen Orakel erwartet; von ihm wurde der heilige Geist, der das Koncil regieren sollte, im Felleisen überschicket: daher es auch einst geschahe, daß derselbe, als die Flüsse gewaltig ausgetreten waren, nicht nach Trident kommen konnte. Es konnte nichts bestätigt werden, das nicht erst der Pabst genehm gehalten hatte. Die päbstlichen Legaten trugen nichts Anderes vor, als was der Pabst haben wollte, und auf Befehl des Pabstes schrieben sie auch den italiänischen Bischöfen, denen sie einen monatlichen Sold reichten, vor, was sie sagen, oder nicht sagen sollten.

Wie schimpflich war es für die übrigen Bischöfe! Hieß das nicht, allen anderen ihr Recht nehmen und an sich reißen? Konnten die Bischöfe ohne den Pabst nichts, der Pabst ohne Bischöfe Alles thun, was war denn ein Koncil nöthig? Warum äffte man den glorwürdigsten Kaiser, die übrigen Fürsten und andere dabei interessirte Nationen? Es war ja nicht die Frage von dem, was der Pabst haben wollte, denn das wußte schon Jedermann, sondern es sollte der zerrütteten Religion aufgeholfen, die ausschweifende Macht des Pabstes in gehörige Schranken gesetzt werden. Es ist aber gar begreiflich, wie schön dieser Zweck hat erreicht werden können, da der Pabst in seiner eigenen Sache Richter war. Daß es daher nach so vielen angestellten Unterredungen und Versammlungen zu keiner Einträchtigkeit in der Religion gebracht werden können, daran ist nichts anderes Schuld, als daß der Pabst in allen Streitigkeiten Richter sein, er aber sich keinem anderen Urtheil unterwerfen will, wenn auch der ganze Weltkreis sich in demselben vereinigte." Pallav. selbst gesteht das Meiste ein, nur sucht er die Maaßregeln Roms und der Legaten als nothwendig zu rechtfertigen. — Vgl. auch Ramb. Vorrede zu Sarpi Th. VI. §. IX.

Ausdrücklich aber — so äußert sich Köllner, das protestantische Urtheil a. a. O. über das Tridentiner Koncil ausführend — müsse noch beachtet werden, daß nicht etwa bloß Protestanten so ungünstig über das Conc. Trid. geurtheilt haben, sondern ein großer und achtenswerther Theil der Bischöfe und Theilnehmer selbst, ferner ein noch größerer Theil der römisch-katholischen Zeitgenossen des Koncils, so wie in der nachherigen Zeit bis jetzt sich die achtungswerthen Katholiken, so achtungswerth durch ihren Geist und ihre Gelehrsamkeit, wie durch wahre Frömmigkeit, und zwar zum größern Theile strenge Katholiken, sich äußerst nachtheilig darüber geäußert haben.

Das Geheimniß liegt nur darin — hiemit tritt Köllner

mit seiner eignen Ansicht ein — daß alle diese Männer zwar in ihrem Herzen nicht von dem Glauben, der Idee und der Gemeinschaft der katholischen Kirche lassen wollten und ließen, aber nun die Würde und das Wesen des reineren Katholizismus und das Interesse der wahren katholischen Kirche von dem Interesse der römischen Kurie unterschieden, und, wenn sie auch im Dogma den Protestanten nicht beitraten, doch mit ihnen darin übereinstimmten und — stimmen, daß das Koncilium, gänzlich unfrei und von Rom aus sklavisch beherrscht, nur zur neuen Befestigung und Stütze der Pabstmacht und der Hierarchie überhaupt, nicht aber zur Heilung der wahren Gebrechen der Kirche geleitet und benutzt worden sey, und — somit wenigstens für die praktischen Verhältnisse der Kirche seine Aufgabe nicht erfüllt habe.

So urtheilten und urtheilen viele Katholiken: der Kaiser Karl V., Ferdinand I., Vargas, ein großer Theil der kaiserlichen Bischöfe, besonders die Spanier, Dudith, die französische Regierung durch alle Perioden hindurch, die französischen Gesandten, besonders Ferrier und Pibrai, der Cardinal von Lothringen, die meisten französischen Bischöfe, die große Zahl der französischen Parlamentsräthe, königlichen Advokaten, Gelehrten ꝛc. ꝛc., der edle und so gelehrte Sarpi, die katholischen französischen Kirchenhistoriker: Edm. Röher, Natalis Alexander, Fleury, Du Pie ꝛc. ꝛc., J. Launoy; Le Courayer, Le Plat, (der Sarpi's Geschichte so sehr rühmt, nicht ganz ohne Widerspruch mit seiner sonstigen Ansicht), v. Wessenberg (s. B. 4. S. 202).

Vgl. auch die nachtheiligen Urtheile von Katholiken über das C. T. bei E. S. Cyprian, Belehr. vom Urspr. und Wachsthum des Pabstthums, D. 19, S. 577. Anh. St. 2. S. 1026 und h. Schelhorn, amoenit. hist. eccl. et litt. I. p. 277 sqq.

Und welche Rolle haben denn — wird der ermüdete Leser vielleicht fragen — die **Deutschen**, die doch am meisten von

einem Koncile zu erwarten berechtigt und zu verlangen entschlossen waren, die deutschen Herren und Bischöfe, die gründlichen Kenner der kanonischen Rechte, die eifrigen, bei deutschen Reichstägen und Religionsgesprächen subtiles et acerbi doctores sacrosanctae Theologiae auf dem Koncile zu Trident gespielt?

Keine, lieber Leser! Keine.

Während der ersten Periode des Koncils — also vom 13. Dezember 1545 bis zum 11. März 1547, nämlich bis zur Verlegung des Koncils in die Pabststadt Bologna, wodurch bekanntlich unter den Vätern ein Schisma entstand, waren unter den 57 anwesenden Prälaten aus Deutschland anwesend: Einer und dieser war kein Deutscher, sondern ein Savoyarde — „Allobrox"!! Aus Ungarn, Böhmen, Polen, Dänemark, Schweden, Rußland, Britannien und Portugal: gar Keiner!

Sarpi berichtet selbst den gewaltigen Eindruck, welchen das so repräsentirte Koncil in Deutschland hervorgerufen. Man fragte voll Verwunderung: **„warum denn nun gerade aus Deutschland nicht ein einziger Bischof, nicht ein einziger Theolog? Unter einer so großen Anzahl soll nicht einmal ein Einziger gefunden werden können?"** Wir halten den Passus bei Sarpi für zu wichtig, um ihn nicht unten in der Anmerkung vollständig zu geben.*)

---

*) In Germaniam ubi pervenere, — nämlich die bereits erlassenen, nach Rom geschickten und dem Druck übergebenen decreta — magnam sermonibus materiam suppeditarunt. Nonnullis audax inceptum videbatur, V Cardinales et XLVIII Episcopos, praecipua religionis capita hactenus indecisa, levi brachio definire, auctoritate canonica libris antea incertis et apocryphis data, translatione, quae a textu originario deflectit, authentica facta; modo etiam praescripto, ad quem sensus verbi divini sit extendendus aut restringendus. In his tamen praesulibus non

Aber wie paßt denn dies Alles zu einer Kritik der Unionsversuche und des Gervin'schen Schriftchens? Es paßt, lieber Leser! es paßt. Es paßt besser hieher als der Deutsche zu den Welschen.

Und was dem Deutschen das Zusammenseyn mit diesen Erbfeinden unserer Einigkeit zuwider oder bedenklich macht, das ist ein wertheres Steinchen am großen deutschen Dome als ein ganzer Flügel an dem, von uns übrigens — wohl verstanden! — auch gern beschickten Kölner Dome.

Soll es der — dürfen wir sagen, nahen? — Zukunft vorbehalten seyn, eine brüderliche Vereinigung der Deutschen, wenn auch nicht zu Einer Kirchengemeinschaft, doch wenigstens zur religiösen gegenseitigen Duldung und unverkümmerten Anerkennung in's Werk zu setzen, so muß die Erkenntniß dem aufrichtigen und den wahren Interessen der katholischen Kirche ergebe-

---

temere reperiri aliquem praecellentis doctrinae laude insignem. Leguleios esse aliquot, in juris professione doctos, sed religionis non admodum intelligentes. Per paucos Theologos, eosque eruditione infra vulgus Theologorum. (sic!) Plerosque omnes nobiles aut aulicos. Ex iis qui aliqua sint dignitate, aliquos esse titulares tantum; sed Episcopos magnam partem esse civitatum adeo minutarum, (cf. oben das Citat aus Dudith:) ut si quisque populum cui praeest, referat, vix omnes millesimam orbis christiani partem repraesentent. Sed e Germania praesertim ne unum quidem adesse Episcopum, unicumve Theologum. In tanto numéro ne unum quidem potuisse reperiri? Cur ex iis qui colloquio interfuerunt, et capita controversiarum melius aliis intelligunt, nemo unus ab Imperatore adesse jussus? Inter praesules Germaniae unum Cardinalem Augustanum procuratorem misisse, eumque non germanum sed Allobrogem. Procuratores enim Cardinalis et Electoris Moguntini, audita Principis sui morte, ante duos menses discesserunt."

P. Sarpi hist. conc. Trid. lib. II. p. 270.

nen Deutschen werden, daß das, was ihm so oft, dem nichtrömischen Stamm- und Familiengenossen gegenüber, wie ein Etwas im Busen haftet, das kältet, reizet, verdächtiget, ängstiget und hetzet, ein Fremdes, durch Kunst Geschaffenes und durch List, die sich wie Recht und Heiligkeit geberdet, ihm in das Gewissen Geschobenes sey, dessen er sich zu entschlagen und mit welchem zu brechen er so gewiß ein Recht hat, als er den Strick vom Halse schleudert, den eine fremde List um ihn geworfen.

Zu wissen aber, daß der Deutsche sich durch den Welschen habe fahen lassen, und daß ihn ein Etwas, was schillert wie Recht, und ist's doch nicht, hemmet und bindet, sich ganz seinem Volke, dem Triebe des deutschen Wohlwollens und des Brudersinnes, der weiten, reinen Menschlichkeit und Freiheit des Gottesreiches hinzugeben — das lernt der Prüfende am besten, wenn er dem Umlaufe des Rades zusieht, durch welches zu Trient das große Römerseil, das die Gewissen bindet und ängstet, gedreht worden. Wir möchten den Katholiken sehen, der seines Glaubensgenossen Sarpi Geisteswerk über Trient und seine Triumphe, oder des deutschen Weihbischofs Hontheim gewaltiges Werk **De statu ecclesiae et legitima potestate Romani pontificis** lieset und prüfet, ohne im Lichte des Gedankens plötzlich wie vom schweren Traume erweckt, zu stehen: wir Katholiken sind im Wesentlichsten — und wer will die hierarchische Form und das Pabstrecht im Romanismus nicht zu des Wesens Wesen rechnen? — durch die Beschlüsse des Tridentiner Koncils hinter das Licht uralter Ordnungen und freierer Formen geführt! Haben das nicht Andere schon gefunden und sich darnach gehalten? Hat das der Franzose nicht verstanden und sich in seinen gallikanischen Freiheiten, wenn nicht die Freiheit, doch die Ehre gesichert, dem Unrecht das Bewußtseyn eines Rechtes entgegen gestellt zu haben? Wird das der Deutsche einmal lernen, und wenn er es lernet, wird dann nicht auf den Bund des Volkes der erste Strahl des Morgenlichtes fallen?

(Fortsetzung folgt.)

Volksfaßlicher Unterricht über die Schlüsselgewalt, die Absolution und die Beichte.

(Fortsetzung und Schluß.)

Zu der dem Petrus verliehenen Schlüsselgewalt gehört die Gewalt zu binden und zu lösen; und da diese von dem Herrn Mt. 18, 18. den Jüngern insgemein zugesprochen wird, so ist sie als ein dem neutest. Lehramt überhaupt zugesprochenes Vorrecht anzusehen. Diese Schlüsselgewalt im engeren Sinne ist Eine, sie bethätigt sich aber auf die doppelte Weise des Bindens und Lösens, und die Kirche spricht demgemäß von einem Binde- und Löseschlüssel. Dasjenige, was gebunden oder gelöset wird, ist, wie der Herr selbst Joh. 20, 21 es erklärt, die Sünde mit ihren Folgen, die als eine schwere Last auf dem Menschen liegt. Jes. 38, 5. Apok. 2, 24. Sie wird gebunden, wenn sie dem Unbußfertigen behalten d. h. nicht vergeben, sondern in ihrer ganzen Schwere mit ihren unseligen Wirkungen demselben zu fühlen gegeben wird. Sie wird gelöset, wenn sie vergeben d. h. mit ihren traurigen Wirkungen vom Gewissen hinweggenommen wird, so daß in dem Sünder die lebendige Ueberzeugung entsteht, daß seine Sünden vor den heiligen Augen Gottes wie vertilgt sind, daß sie ihm förder nicht zugerechnet werden, daß nichts Verdammliches an ihm sey, daß derselben im letzten Gerichte nicht gedacht werden solle.

„Was ihr auf Erden binden werdet," sagt der Herr Mt. 18, 18. „soll auch im Himmel gebunden seyn, und was ihr auf Erden lösen werdet, soll auch im Himmel lös seyn." Die Wahrheit dieses Ausspruches und die Wichtigkeit

der Sache wird durch das vorausgehende: „Wahrlich ich sage euch," nachdrücklich hervorgehoben. Aber wie kann ein trüglicher Mensch auf eine solche Weise Sünde vergeben oder behalten, daß sein Urtheil hinterdrein im Himmel von Gott selbst anerkannt wird? Ist es nicht Gott allein, welcher solche Wirkungen im innersten Seelenleben, wie jenes Binden und Lösen ist, hervorbringen und der Seele den Eingang zum wirklichen Genuß aller Heilsgüter des Himmelreichs entweder durch Vergebung der Sünden öffnen, oder durch Behalten der Sünden verschließen kann? Wer so fragt, hat vom Amt der Schlüssel noch keine richtige Vorstellung. Das Binden und Lösen des Priesters und Gottes selber ist kein von einander verschiedenes, so daß das eine vorher, das andere nachher erfolgte. Gott selbst ist es, der dem von ihm selbst geordneten Gnadenhaushalt gemäß mittelst des Amtes der Schlüssel die Seele entweder der Bürde ihrer Sünden entledigen oder damit empfindlich beschweren, ihr entweder seine Gnade oder seinen Zorn, entweder die Wirkungen seines Gesetzes oder seines Evangelii zur Erfahrung bringen will. Denn wie die Lehrer überhaupt in allen ihren Amtsverrichtungen Gottes Mitarbeiter sind 1 Kor. 3, 9, wie insoweit sie in den Schranken ihres Amtes sich bewegen und ihm gemäß handeln, der Geist des Vaters durch sie redet Mt. 10, 20 und Christus durch sie wirket Röm. 15, 18: so ist es auch Gott selber, der in Handhabung des Binde- und Löseschlüssels sich ihrer als Werkzeuge seines eigenen selbstthätigen Wirkens bedient. Wie Gott durch sie sein Wort predigen und die Sakramente spenden läßt, so will er auch durch sie die Seelen entweder von den Sündenbanden empfindlich lösen, oder mit denselben empfindlich fesseln, sie entweder seiner Gnade versichern oder dem Gefühle seines Zornes preisgeben. Denn was Gott auf Erden durch das von ihm selbst gestiftete Amt vollzieht, dem kann er im Himmel nicht zuwider handeln; vielmehr stehen Gottes Ordnung auf Erden und Gottes Beschluß im Himmel im vollkommensten Einklang. Die Absolution ist sein Wort auf Erden

und als solches auch gültig im Himmel; der unbußfertige, seiner Ordnung auf Erden widerstrebende Sünder findet auch keine Gnade im Himmel. Dies ist gemäß den klaren Aussprüchen des göttlichen Wortes. Die Lehre unserer Kirche nämlich, wie die Apologie der Augsb. Konf. Art. 4. sagt: „daß es Gottes Gebot, der rechte Brauch des Evangelii ist, daß wir der Absolution gläuben und gewiß bei uns dafür halten, daß ohne unser Verdienst uns Sünden vergeben werden durch Christum, daß wir auch so wahrhaftig, wenn wir dem Worte der Absolution gläuben, Gott werden versöhnet, als hörten wir eine Stimme vom Himmel." Einer bußfertigen Seele gilt in vollster Kraft die Zusprache unseres Luther's: „Siehe zu, daß du ja nicht zweifelst, es sey also, und solltest eher und vielmal sterben, ehe du solltest zweifeln an des Priesters Urtheil. Denn es ist Christus und Gottes Urtheil. Kannst du das also gläuben, so muß dein Herz für Freuden lachen und die Gewalt des Priesters lieb haben und Gott loben und danken, daß er dein Gewissen also getröstet hat." Und: „Man soll die Leute lehren, daß man Christo beichte, daß Christus absolvire durch den Mund des Dieners. Denn des Dieners Mund ist Christus Mund, des Dieners Ohr ist Christus Ohr. Auf's Wort und Befehl Gottes soll man sehen und sich nicht verlassen auf die Person. Christus sitzet da Beichte, Christus höret's, Christus Worte sind's, nicht Menschenworte, so da gehört und geredet werden aus des Beichtvaters Munde."

So gehört also die Handhabung des Binde- und Löseschlüssels eben so wohl als die Predigt des Evangelii und die Verwaltung der Sakramente, unter die wesentlichen unveräußerlichen Obliegenheiten des neutest. Lehramts als eines Amtes der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt (2 Kor. 3, 9), eines Amtes des Geistes und der Versöhnung (2 Kor. 5, 18). Sie gehört zur überschwenglichen Klarheit dieses Amtes, und kann, weil sie durch göttliches Recht ihm zukommt, nicht durch menschliches ihm entrissen werden, geschweige daß diejenigen, welchen dieses Amt vertrauet

ist, sie selbst aufgeben dürfen, wenn sie als Christi Diener und Haushalter über Gottes Geheimnisse erfunden werden (1 Kor. 4, 1) und der Amtsanweisung dessen nicht widersprechen wollen, der sie tüchtig gemacht hat zu führen das Amt des Neuen Testaments (2 Kor. 3, 6). Sie dürfen nicht aus Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit auf die allerhöchste Ehre verzichten, Christi Knechte (Gal. 1, 10) und Gottes Mitarbeiter (1 Kor. 3, 9) zu seyn. Es ist einem Kirchenraub ähnlich, wenn man dem Lehramte raubt, was der Herr ihm zum Trost der bußfertigen und erschrockenen Gewissen und zum Schrecken fleischlich sicherer und muthwilliger Sünder verliehen hat. Das was der Herr der Kirche zu ordnen anheimgegeben hat, das ordne und ändere man nach bestem Wissen und Gewissen, damit Alles ehrlich und ordentlich zugehe (1 Kor. 14, 40), man bestimme nach der Wage des Heiligthums, nach der Richtschnur der Weisheit von oben her Ort, Zeit, Art der Vorbereitung, aber auf die Schlüsselgewalt selbst und alles, was wesentlich zu ihrer Handhabung gehört, erstreckt sich keine Macht der Erde, auch nicht die der Kirche, wenn sie nicht von sich selbst abfallen will, vielmehr bringen alle diejenigen über sich selbst den Fluch, welche die Ordnung Christi antasten. Der treue Knecht des Herrn wird, ohne an menschliches Ansehen sich zu kehren, Auge und Herz unverrückt und allein auf Jesum Christum und die Rechenschaft richten, die er vor seinem Richterstuhle einst abzulegen hat. Diejenigen aber, welche aus irgend welchem Grunde und auf irgend welche Weise die Stiftung Christi verstümmeln oder schmälern, die werden die der Treue verheißene unverwelkliche Krone nicht empfangen, wenn der Erzhirte erscheinen wird (1 Petr. 5, 2 — 4).

Wie so überaus gnädig ist doch der Herr, der, weil er die Kleingläubigkeit, die Blödigkeit, den Wankelmuth unseres natürlichen Sinnes kennt, uns nicht blos die vielen theuer verbürgten und beschwornen Verheißungen seines Wortes gegeben hat, um unsern Glauben zu stützen und zu stärken, sondern dazu auch noch

die beiden heiligen Sakramente als zwei große eigenhändige, an den königlichen Freibrief seines Wortes gehängte Siegel, um der Vergebung unserer Sünden uns desto fester zu versichern. Aber nicht allein das, er hat auch das Amt der Schlüssel eingesetzt, und versiegelt uns seine Verheißung, seinen Gnadenwillen, seine Liebe durch den Mund seiner Knechte. Er hat viele Mittel geordnet, um unsere Herzen gewiß zu machen, daß wir durch den Glauben an Christum und sein Verdienst Vergebung der Sünden haben; eine redliche Seele, die in Geistesarmuth steht und nach Gerechtigkeit hungert und dürstet, verachtet der keines, sondern ruft dem Herrn dankend aus: Wir haben keinen Mangel an irgend einer Gabe (1 Kor. 1, 7)! Nur ein hoffärtiger, auf falschen geistlichen Höhen einherfahrender Geist, der nicht gelernt oder verlernt hat, was tägliche Buße sey, wird über der inneren Gnadenversicherung die Absolution verachten. Wo du nicht Vergebung im Wort suchest, sagt Luther aus eigner Erfahrung, so wirst du umsonst gen Himmel gaffen nach der Gnade oder, wie sie sagen, nach der innerlichen Vergebung. Der Herr, der das Amt der Schlüssel geordnet und zu Wort und Sakramenten auch noch die Absolution als eine unversiegbare Trostquelle seiner Kirche hinzugethan hat, der kennt ja die Bedürfnisse der Seelen am besten, und daß die Absolution denselben entgegenkommt, hat durch unzählige Thatsachen durch alle Zeiten hindurch sich bewähret. Darum hat der Herr selbst durch seinen Geist unsere Kirche geleitet, daß sie, obschon sie die papistische Ohrenbeichte als eine Marterbank der Gewissen verwerfen mußte, um in der Freiheit zu bestehen, damit uns Christus befreiet hat, doch die göttliche Berechtigung der Schlüsselgewalt, als des Mittelpunktes der Seelsorge, und die vor Gott und durch Gott gültige Kraft des Binde- und Löseschlüssels, fest auf dem Grunde des göttlichen Wortes beharrend, vollstimmig anerkannte. Auf dem Wege gründlicher Herzensbuße und tiefer Erkenntniß des menschlichen Verderbens hatten unsere ersten Bekenner erkannt, daß Herz und Gewissen, wenn sie durch

das Gesetz Gottes zerschlagen sind und den Zorn Gottes fühlen, allein durch die Zusage göttlicher Gnade mittelst des Wortes und besonders auch mittelst des tröstlichen Wortes der Absolution aufgerichtet werden können. Der Glaube wird gestärkt durch die Predigt des Evangelii, durch das Wort der Absolution, durch Empfahung des Sakraments, damit er in solchen Schrecken und Aengsten des Gewissens nicht untergehe — das ist die aus unseren Bekenntnißschriften allenthalben uns entgegenklingende Lehre. „Es scheinet nichts," schreibt Luther, „wenn ein betrübter Mensch von Sünden losgesprochen wird; aber wenn mans recht könnte ansehen, und ausstreichen beide das Amt und den Schatz, so da gegeben wird, so ist aller Könige und Kaiser Amt, Macht und alle Güter, so die Welt hat, dagegen ein lauter Nichts."

Die Schlüsselgewalt, welche der Herr dem Lehramte verliehen, ist aber keine richterliche, keine weltliche Gewalt, wozu sie in der römischen Kirche gemacht wird, sondern eine rein geistliche, auf den inneren Menschen gerichtete. Denn geistliches und weltliches Regiment sind, wie unsere Bekenntnißschriften gegenüber der Vermischung beider in der römischen Kirche lehren, streng zu scheiden; die Obrigkeit führt das Schwert (Röm. 13, 4), die Kirche hat kein anderes Zucht- und Vertheidigungsmittel als das Wort Gottes. Wie Christus nicht in die Welt gesandt ist, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde Joh. 3, 17, so hat er auch seine Jünger nicht zu Richtern gesetzt, sondern zu Boten des Heils; nicht zu Herren über unsern Glauben, sondern zu Gehülfen unserer Freude (2 Kor. 1, 24); sie sind des Bräutigams Freunde, die demselben gern die Gemeinde als eine makellose Jungfrau zuführen möchten; er hat ihnen Macht gegeben zu bessern und nicht zu verderben, 2 Kor. 10, 8; er hat ihnen befohlen die Heerde williglich und von Herzensgrunde zu weiden, nicht über sie zu herrschen, 1 Petr. 5, 2. 3. „Ihr wisset," sagt er zu den Aposteln, „daß die weltlichen Fürsten herrschen, und die Obern

Herren haben Gewalt: so soll es nicht sein unter euch." Mt. 20, 25, 26. Er zeigte ihnen an dem Bilde eines Kindes, daß alle ihre Hoheit in der Selbsterniedrigung bestehe. Mt. 18. Den der Zeit des Neuen Testamentes nicht angemessenen fleischlichen Eifer des Jakobus und Johannes weist er mit den Worten zurück: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? Des Menschen Sohn ist nicht kommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten." Luc. 9, 55. 56. Die Apostel sollen, wenn man sie nicht aufnehmen will, den Staub von ihren Füßen schütteln; sie sollen, wenn man sie in einer Stadt verfolgt, in eine andere fliehen. Mt. 10. Sie waren mit der Gabe, Wunder zu thun, ausgerüstet nur zum Beweise, daß das Himmelreich nahe herbei gekommen sei; sonst hatten sie keine andere Waffe, als die Sache des Herrn, der sie lebten und zu sterben bereit waren; den Schutz Gottes ihr Gebet und ihre Thränen. So soll auch der Binde- und Löseschlüssel für das Lehramt nur ein Mittel sein, die Seelsorge zum Heil der Seelen desto kräftiger und nachdrücklicher auszuüben; wehe denen, die ihn irgendwie zum Werkzeug ihrer Selbstsucht mißbrauchen! Er wird entweiht, wenn die Glieder der Kirche dadurch unter menschliches Ansehen geknechtet; wenn redliche Seelen dadurch gequält, schwache Gewissen dadurch verwirrt, irgend jemand, selbst wenn es Verächter wären, dadurch äußerlich beeinträchtigt wird. Die Amtsanweisung des Herrn lautet nicht weiter, als die Bußfertigen der Last ihrer Sünden zu entbinden, die Unbußfertigen aber, so lange sie in dem Stande der Unbußfertigkeit verharren, zu ihrem Schrecken zu fesseln. Beides geschieht durch das Wort — wer es höret, der höre es; wer es nicht höret, der hat dem Herrn Rechenschaft zu geben, und nichts weiter.

Der Gebrauch des Bindeschlüssels ist von dem Banne zu unterscheiden. Jener ist „das kräftige Einreden eines berufenen Dieners Jesu Christi in das Gewissen eines hartnäckig irrenden oder vorsätzlich sündigenden Menschen, der seiner Seelsorge anvertraut ist, da demselben die im Gesetz Gottes ange-

drohte Strafe angekündigt und wirklich auf die Seele gelegt wird. 4) Die Behaltung der Sünden hat die Vorenthaltung des heiligen Abendmahles zur natürlichen Folge; denn ein treuer Haushalter über Gottes Geheimnisse kann das heilige Abendmahl, welches ein Siegel der Vergebung der Sünden ist, keinem beharrlich Unbußfertigen reichen. Mt. 7, 6. Läßt der unbußfertige Sünder die Vorenthaltung der Vergebung und des Sakraments nebst dem fortgesetzten Bitten, Flehen und Ermahnen des Seelsorgers, 2 Kor. 5, 20. 2 Tim. 4, 2, sich nicht zur Bekehrung dienen, sondern beharrt er in seinen offenbaren Sünden, so tritt der Bann ein, der nicht von dem Seelsorger allein, sondern von der ganzen Gemeinde beschlossen und ausgeübt wird: er wird aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und nicht mehr als ein Glied derselben betrachtet. Denn wer die Gemeinde nicht hört, ist als ein Heide und Zöllner zu halten. Mt. 18, 17. Nicht an die Bischöfe allein, sondern an die Gemeinde geht der Befehl: Thut von euch selbst hinaus, was böse ist, 1 Kor. 5, 9—13; selbst da wo der Apostel aus außerordentlicher apostolischer Gewalt den Blutschänder in der korinthischen Gemeinde, weil diese es aus sträflicher Trägheit unterlassen, excommunicirt, thut er es als dem Geiste nach gegenwärtig in ihrer Versammlung. 1 Kor. 5. Demnach unterscheidet sich der Gebrauch des Bindeschlüssels und der Bann folgendermaßen: der Bindeschlüssel gehört zur Seelsorge, der Bann zur Kirchenzucht. Die Wirkung des Bindeschlüssels ist eine innerliche, die des Bannes eine äußerliche: der Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft. Der Gebrauch des Bindeschlüssels hört auf, sobald dem Seelsorger am Sünder ein bußfertiges Herz offenbar wird; bei dem Banne können dem Zurückkehrenden auch gewisse äußerliche Bußübungen auferlegt werden. Das Recht, den Bindeschlüssel zu handhaben, kommt jedem Diener Christi und der Gemeinde zu; das Recht, den Bann anzuüben und aufzuheben (2 Kor. 2, 6. 7) hingegen nur der ganzen Gemeinde oder denjenigen, die sie als ihre Vertreter (Reprä-

sentanten) anerkennt. Beiden aber, sowohl dem Bindeschlüssel als dem Banne, gemeinsam ist, daß sie keine bürgerliche Strafe sind, wie der in unseren Bekenntnißschriften verworfene große Bann der römischen Kirche. Beide sind göttliche der Kirche verliehene Rechte, die sie ohne alle menschliche Gewalt, lediglich kraft des Wortes, gegen offenbare und hartnäckige Sünder, sei es daß sie in Thatsünden oder in Irrlehren beharren (Tit. 3, 10. 2 Joh. 10.), ausübt, und zwar indem sie das ewige Heil derselben im Auge behält und ihre eigne Reinheit durch Gehorsam gegen die göttliche Ordnung zu wahren sucht. „Den großen Bann, wie es der Pabst nennt, halten wir für eine lautere weltliche Strafe, und gehet uns Kirchendienern nichts an: aber den kleinen, das ist der rechte christliche Bann, ist, daß man offenbarliche, halsstarrige Sünder nicht soll lassen zum Sakrament oder anderer Gemeinschaft der Kirche kommen, bis sie sich bessern und die Sünde meiden. Und die Prediger sollen in diese geistliche Strafe oder Bann nicht mengen die weltliche Strafe." (Schmalkald. Artikel III, 9.) Der Ausschluß vom Sakrament ist in unserer Kirche so in Anwendung gebracht worden, daß nur, wenn sie nichts fruchtet, zum völligen Ausschluß aus der Kirchengemeinschaft geschritten werde, den Bekenntnißschriften aber scheint Ausschluß vom heiligen Abendmahl und von der Kirchengemeinschaft in Eins zusammenzufallen.

Die Beichte oder das Bekenntniß der Sünden vor dem Prediger ist, obschon wir in der Schrift keine ausdrückliche Anordnung derselben finden, eine nothwendige untrennbare Folge der Macht des Lehramtes, Sünde zu vergeben, und folglich wie die Absolution göttlichen Rechtes. Denn Absolution kann nicht gedacht werden ohne vorhergehende Erklärung des Verlangens darnach; die Beichte ist aber eben nichts anderes als die Erklärung dieses bußfertigen gnadenhungrigen Verlangens. Wenn Gott selbst ein Bekenntniß der Sünden verlangt (1 Joh. 1, 7), obschon dem Herzenskündiger auch ohnedem unsere Uebertretungen bekannt sind; so muß ein

solches doch gewiß denen abgelegt werden, die keine Herzenskündiger sind und die doch, wenn wir durch ihr Amt Versicherung der Vergebung unserer Sünden erlangen wollen, unser Verlangen und unsern dem Verlangten entsprechenden Seelenzustand vorher erkennen müssen. Der Heiland zwar bedurfte einer solchen vorhergehenden Beichte nicht; er sah nach seiner Allwissenheit dem Gichtbrüchigen bis in die Tiefe seines Herzens; das bloße Hinzunahen der Sünder und Zöllner zu Ihm war an sich eine Beichte, d. h. die Bezeugung des sehnlichen Verlangens nach Gnade. So beichtete ihm zwar Zachäus mit ausdrücklichen Worten, die Sünderin in Simonis Hause aber nur mit ihren Bußthränen. Dagegen wird uns von der Menge derer, die zu Johannes dem Täufer kamen, um von ihm die Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden zu erlangen, erzählt, daß sie ihm ihre Sünden bekannten (Mc. 1, 5). Vielleicht gehört hieher auch, daß die Neubekehrten zu Ephesus kamen und ihre Thaten bekannten. Apost. 19, 18.

Die Beichte kann durch die Kirche zwar Niemanden durch äußeren Zwang zur Pflicht gemacht werden; aber die Verachtung der göttlichen Ordnung kann auch hier nur aus geistlichem Hochmuth kommen. Ein Christ, der den Wechsel von Glaubensfreudigkeit und Glaubensschwäche in seinem eigenen Leben erfährt, der wird die Gnadenstiftungen, womit Gott unserer Schwachheit aufhelfen will, theuer achten und dankbar benutzen. Für ihn wird die Empfindung des Gewissens und der Trieb des Geistes ein hinlänglicher Bestimmungsgrund seyn, den Segen der göttlichen Stiftung zu suchen. Aeußerer Zwang hilft hier nicht und würde auch redlichen Seelen die evangelische Freiheit im Gebrauche der göttlichen Gnadenstiftung verkümmern. Fühlt ein Christ sich durch die Last der Sünde beschwert, fällt ihm die Zueignung der göttlichen Gnade schwer: das Amt der Versöhnung muß allzeit bereit seyn, ihm den Trost zu gewähren, den er suchet. Eine Seele, die nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, hungert und dürstet, [illegible]

ihrem Seelsorger gehen können, so oft sie will, sie kann beichten, was sie will, sie kann verschweigen, was sie will. Nur prüfe sie sich selbst, daß sie ja die göttliche Gnadenwohlthat nicht mißbrauche, sondern sich zum Heil und zum Frieden benutze.

Die Absolution ist ein evangelisches Gnadenrecht in der Kirche, dessen sich zu bedienen jeden die geistliche Noth treiben muß; die römische Kirche hat daraus vielfach ein gesetzliches Gebot, eine die Gewissen folternde Zwangsanstalt gemacht. Sie fordert von dem Beichtenden eine namentliche Aufzählung aller Todsünden, deren er sich erinnern kann, mit allen wesentlichen Umständen. Mit Recht aber ist von unserer Kirche diese Ohrenbeichte, nebst andern dem Amte der Schlüssel eingeschwärzten Menschensatzungen, verworfen worden. Die Glieder der Gemeinde haben vollkommene Freiheit, so zu beichten, wie sie selbst urtheilen, daß es der Zustand ihrer Seelen erfordere. Diejenigen, die von der oder jener Sünde in ihrem Gewissen beängstigt werden, werden von selbst den inneren Drang fühlen, ihr Herz vor dem Seelsorger auszuschütten, um den Trost der Vergebung sich desto zuversichtlicher zueignen zu können, und weil sie ihre Sünden vor diesem als vor Gott selbst beichten, so ist dieser zur unbedingtesten Verschwiegenheit verpflichtet und hat sich durch keinen weltlichen Zwang vermögen zu lassen, sein Beichtsiegel zu brechen. Aber begehren kann der Seelsorger nichts, als das Zeugniß eines bußfertigen Herzens und Verlangens nach Vergebung; nichts, als daß die Seele ihren elenden Zustand reuend bekenne, ihr Vertrauen auf den Sündenbüßer setze und ihren Vorsatz, ihr Leben zu bessern, versichere. Seine Pflicht erfordert es, wo nur irgends Merkmale wahrer Buße sichtbar sind, so freundlich und tröstlich mit einer heilsbegierigen Seele umzugehen, als es immer möglich ist.

Da die Absolution die kräftige Zueignung des Trostes der Vergebung ist und diese Zueignung nur unter der Bedingung stattfinden kann, daß dem Beichtiger der Seelenzustand des

Beichtenden als bußfertig bekannt ist, so ist, wie die Privatabsolution, so auch die Privatbeichte als göttliche Stiftung zu betrachten; denn die Privatbeichte ist die der Absolution entsprechendste Art der Beichte. Zwar ist es auch eine nicht völlig unstatthafte Art der Beichte, wenn einer im Namen aller übrigen dies Bekenntniß ablegt; aber soll der Einzelne sich den Trost der Vergebung in seiner vollen Kraft zueignen, so ist es besser, daß er für sich allein seine Sünden bekenne und sich von ihnen lossprechen lasse. Die unvollkommenste Art der Beichte ist die allgemeine Beichte, wenn der Prediger im Namen der Gemeinde eine Beichtformel liest und darauf die Absolution ertheilt.

Dem gemäß lehrt unsere Kirche, daß man die Privatbeichte beibehalten und nicht fahren lassen soll (August. Art. 11.), um der Absolution willen, welche ist Gottes Wort, dadurch uns die Gewalt der Schlüssel losspricht von Sünden; darum wäre es wider Gott die Absolution aus den Kirchen also abthun (Apol. Art. VI.). Weil die absolutio privata von dem Amt herkömmt der Schlüssel, soll man sie nicht verachten, sondern hoch und werth halten, wie alle anderen Aemter der christlichen Kirche (Schmalkald. Art. VIII.). Ich will mir die heimliche Beichte (d. i. Privatbeichte), schreibt Luther, Niemand lassen nehmen, und wollte sie nicht um der ganzen Welt Schatz geben, denn ich weiß, was Stärke und Trost sie mir gegeben hat. Es weiß Niemand, was die heimliche Beichte vermag, denn der mit dem Teufel oft fechten und kämpfen muß. Ich wäre längst von dem Teufel überwunden und erwürgt worden, wenn mich diese Beichte nicht erhalten hätte. Und an einer anderen Stelle: Wenn tausend und aber tausend Welten mein wären, so wollte ich alles lieber verlieren, denn ich wollt dieser Beichte das geringste Stücklein eines aus der Kirchen kommen lassen. Ja lieber sollt mir seyn des Pabstthums Tyrannei und was ich könnte ohne Verletzung des Glaubens tragen, denn daß

die Beichte sollte *von den Christen* genommen werden. Denn sie ist der Christen erste, nöthigste und nützlichste Schule, darinnen sie lernen Gottes Wort und ihren Glauben verstehen und üben, welches sie nicht so gewaltig thun in öffentlichen Lektionen und Predigten." Ist somit, wie Gott Lob! unsere Kirche vom Anfang an erkannt hat, die Privatbeichte göttlichen Rechtes, wie die Privatabsolution, so steht es nicht in der Gewalt der Kirche oder ihrer Schutzherren, die Privatbeichte aufzuheben. Vielmehr ist es eine heilige Pflicht der Kirche, sie zu erhalten, anzuempfehlen und wo sie abgeschafft worden ist, wieder einzuführen. Wünschenswerth ist es auch, daß bei der Absolution die *Handauflegung* beibehalten werde zum Zeichen der festeren Einprägung der göttlichen Gnadenwohlthat, gemäß dem Vorbilde Christi, der den Kranken die Hände auflegt und seine Jünger dasselbe zu thun anweist. Marc. 16, 18.

Wir wollen nun noch einige das Amt der Schlüssel betreffende Fragen beantworten, die gewiß Jedem, der nach Wahrheit fragt, am Herzen liegen. Die Vergebung der Sünden kann nach der unabänderlichen göttlichen Gnadenordnung nicht folgen, wenn nicht die Buße vorausgeht; „thuet Buße und bekehret euch," predigt Petrus Apgsch. 3, 19, „daß euere Sünden vertilget werden." Daraus folgt, daß die Absolution einem Unbußfertigen nicht zur Vergebung der Sünden gereichen kann, wenn sie ihm auch noch so oft gesprochen würde. *Aber* — das ist die Frage — *ist denn der Prediger fähig, über die Bußfertigkeit oder Unbußfertigkeit der Beichtenden zu urtheilen?* Er kann es nur nach den zu Tage liegenden Merkmalen, mehr aber wird von ihm auch nicht gefordert. Die Buße, insoweit sie ein Vorgang des inwendigen Lebens ist und in göttlicher Herzenstraurigkeit über die erkannte Sünde und gläubiger Empfindung der Kraft des Mittleramtes Christi besteht, ist allein dem Herzenskündiger, der Herzen und Nieren, d. h. die geheimsten Tiefen der menschlichen Seele prüft, auf untrügliche Weise erkennbar. Sie äußert sich aber auch

durch äußerliche Merkmale, welche den inneren Erfahrungen entsprechen; die Traurigkeit in Bußthränen und sichtbarer Niedergeschlagenheit, der Abscheu vor der Sünde in Verlassung derselben, der Glaube in demüthigem Begehren der Vergebung. Nur nach solchen äußerlichen Kennzeichen, obgleich dieselben allerdings trügen können, vermögen Menschen über das, was im Innern des Andern vorgeht, zu urtheilen; Paulus will deswegen, daß man ihn nicht höher achten soll, denn man an ihm siehet, oder von ihm höret, 2 Kor. 12, 6. Demgemäß kann und darf auch der Prediger nicht mehr verlangen, als die eigene Erklärung des Beichtkindes über die Bußfertigkeit und Heilsbegierde seines Herzens, und, sofern nur äußere Merkmale dieser Erklärung nicht offenbar widersprechen, hat er sich dabei zu begnügen. Er wird durch seine vorhergehende Ansprache allen Selbstbetrug des Beichtenden zu verhüten streben, er wird dem Seelenzustande des Beichtenden gemäß das Wort so zu theilen suchen, daß durch den heiligen Geist, dessen Wirkung das Wort unzertrennlich begleitet, in dem Gemüthe des Beichtenden rechtschaffene Bußfertigkeit erzeugt werde — wenn aber der Beichtende die Versicherung seiner Bußfertigkeit gibt, so darf er, so fern nicht klare Gegenbeweise vorliegen, nicht mehr verlangen, er kann, ohne sein Gewissen zu beschweren, demselben die Absolution ertheilen, ja er ist nach der Amtsanweisung seines Herrn dazu verbunden. Dagegen geht der Prediger treulos mit seinem Amte um, wenn er einem Unbußfertigen, den er als solchen erkennt oder erkennen könnte, die Absolution ertheilt; denn wer den Gottlosen recht spricht, und den Gerechten verdammet, die sind beide dem Herrn ein Gräuel. Spr. 17, 15.*)

*) Erasmus Sarcerius. (Einer christlichen Ordination Form und Weise 1554.) Fürnehmlich sollen die Beichtkinder hier befragt werden, ob sie auch des gänzlichen Vorsatzes seyen, ihr sündlich

Aber die Unbußfertigkeit muß in offenbaren Kennzeichen, die der Beichtende selbst nicht in Abrede stellen kann, zu Tage liegen, wie dies oft der Fall ist. Sind solche Kennzeichen nicht vorhanden, obschon das Vorhandenseyn eines unbußfertigen Seelenzustandes zu befürchten ist, so hat der Seelsorger zu warnen, zu dräuen, zu bitten, zu flehen. Legt dann der Beichtende das Bekenntniß rechtschaffener Buße ab, so darf er demselben die Absolution nicht vorenthalten; sondern er ist durch sein Amt verbunden, sie demselben zu ertheilen, und er kann dies im Vertrauen auf Gottes Erbarmen ohne Zweifel, Furcht und Bekümmerniß thun. Denn er ist nur das Werkzeug Gottes; Gott wird die Heuchler schon zu finden wissen, die sich zu ihm nahen mit ihren Lippen, während ihr Herz fern von ihm ist, für sie wird das lebendigmachende Wort zum tödtenden, der Trost zum Schrecken, der Segen zum Fluche.

Leben mit Gottes Hülfe und Beistand zu bessern, und (man soll) auf diese Besserung mit Ernst und weitläuftig dringen. Ja allhier soll man auch einem jeden in seinem Stande, so ein Beichtvater weiß, in was öffentlichen Sünden und Lastern die Beichtkinder liegen, das Kapitel, den Text, mit der Glossa lesen und ihnen nichts unter die Bank stoßen, Fürsten und Herren und allen Personen, so in der Obrigkeit sitzen, sagen, wie faul und träg sie seyen zur Beförderung des Reiches Christi, wie sie etwa hausen und leben ꝛc. ꝛc. Und also einem jeden in seinem Stande seine bekannten und öffentlichen Sünden vorhalten zur ernsthaftigen Besserung, dem Großen wie dem Kleinen, und einen jeden zürnen lassen, der es nicht lassen will. Ja wo es die Noth also erfordert, daß ein Beichtkind etliche mal seiner öffentlichen Sünden wäre erinnert worden und Besserung zugesagt, und doch sich nicht bessert, sondern ohne alle Bußfertigkeit stracks fortfahre, dem soll man die Absolution nicht mittheilen, bis so lange man an ihm eine wirkliche, thätige und wahrhaftige Buße befindet."

Eine zweite Frage ist, ob die Absolution durch die Bedingung der Bußfertigkeit eingeschränkt oder auf die gewisse Voraussetzung hin, daß der Beichtende bußfertig sey, ertheilt werden soll. Soll die Absolutionsformel lauten: Ich absolvire dich, weil du im Stande der Buße und des Glaubens bist, oder: daferne du es bist? Darauf ist zu antworten, daß nur das eine Absolution im eigentlichen Sinne ist, die ohne Einschränkung ertheilt wird, und daß der Prediger, wenn er Grund hat, an dem bußfertigen Zustande des Beichtenden zu zweifeln, demselben die Absolution gar nicht ertheilen soll, wenn er nicht seine eigene und des Beichtenden Seele in Gefahr bringen will. Die Absolution erfordert festen Glauben von beiden Seiten; was aber nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde, Röm. 14, 23. Wer da bindet oder löset, sagt Luther, gläubet aber nicht, sondern zweifelt, ob er's getroffen, gebunden oder gelöset habe, oder denkt so leichtfertig hin: triffts so triffts, der lästert Gott, verläugnet Christum, tritt die Schlüssel mit Füßen. Der Heiland selbst ertheilte die Absolution auf den gegenwärtigen Glauben hin Mt. 9, 2. und sagt: „wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich euch." Er hat den Löseschlüssel um der schwachgläubigen blöden Gewissen willen dem Lehramt vertraut, dieser Zweck wird aber bei einer zweifelhaften Absolution nicht erreicht. Er wußte es wohl, daß weder die Apostel noch ihre Nachfolger Herzenskündiger seyen, dennoch sagt er nichts von einer Einschränkung der zu ertheilenden Sündenvergebung. Er wußte wohl, indem er die Verwaltung dieser Gnadenstiftung Menschen vertraute, wie weit menschliche Erkenntniß und Kraft gehen, darum fordert er auch von ihnen nicht mehr, als sie unter der Leitung seines Geistes wohl leisten können. Sie sollen allen denen den Trost der Vergebung nicht versagen, welche ein reniges sehnliches Verlangen darnach bezeugen, sofern nur nicht ihre Unbußfertigkeit in deutlichen äußerlichen Merkmalen zu Tage liegt. Denn auf die Versicherung des Beichtenden muß

es der Seelsorger, da er nicht in's Herz sehen kann, doch zuletzt ankommen lassen; auch bei dem größten Scheine der Bußfertigkeit ist doch noch immer Täuschung denkbar, und somit wäre gar keine Absolution möglich, wenn der Seelsorger nicht bloß nach Gründen der Wahrscheinlichkeit von der Bußfertigkeit seiner Beichtkinder zu urtheilen hätte. Er ist ja nicht ein Herr der Absolution, sondern ein Knecht Jesu Christi, der sie geordnet, ein Mitarbeiter Gottes, dessen Amt Gott nach dem Zustand einer jeden Seele schon zu gebrauchen wissen wird. Wie der Bruder dem Bruder des Tages siebenzigmal siebenmal vergeben soll Mt. 18, 22, so ist auch Gott, dessen Vorbilde wir darinnen ähnlich werden sollen, ein barmherziger Gott, bei dem alle diejenigen Erbarmung finden, die ihre Reue mit aufrichtigem gläubigen Herzen bezeugen. Er vergibt auch dem Sünder wahrhaft und wirklich, von dem er voraussieht, daß er wieder in seinen vorigen Wandel zurückfallen wird, sofern er nur eben jetzt, nicht bloß ein heuchlerisches, sondern ein redliches Verlangen nach Vergebung hat, welches möglicher Weise erst durch die der Absolution vorausgehende Beichtvermahnung erzeugt worden ist. Demnach soll es der Seelsorger bei der Bezeugung der Reue, des Verlangens nach Gnade und des Versprechens, von dem bisherigen sündlichen Leben abzustehen, bewenden lassen, sofern er nicht deutliche Merkmale hat, daß der Beichtende eben jetzt heuchelt. In diesem Falle hat er die Absolution zu unterlassen, denn welchen er absolvirt, den muß er als im Stand der Bußfertigkeit befindlich ansehen, und er hat dann nicht das Recht, die göttliche Gnadenstiftung durch menschliche Klugheit zu verkürzen. Denn die Vergebung ist zwar an die Bedingung der Buße geknüpft; wen Gott aber im Stande der Buße findet, dem vergiebt er *ohne Beschränkung*, und versichert ihn der Vergebung wie durch die übrigen Gnadenmittel, so auch durch die Absolution *ohne Beschränkung*.

Man wende nicht ein, daß *auf diese Weise* die *Heuchler in ihrer fleischlichen Sicherheit* bestärkt

werden. Der Seelsorger muß dies alles Ernstes durch die der Absolution vorausgehende Beichtvermahnung zu verhüten suchen. Er wird dem Beichtenden einschärfen, daß die Absolution immer ihre Kraft behält, mag der Empfangende derselben würdig oder unwürdig seyn, daß sie dem Bußfertigen zum Trost und zum Leben, dem Unbußfertigen aber zum Schrecken und zur Verdammniß gereiche. Denn wie dasselbe Wort dem einen ein Geruch des Lebens zum Leben, dem andern ein Geruch des Todes zum Tode wird, so ist es auch dasselbe Amt, welches, während es die Gläubigen löset, die Ungläubigen bindet. Nichts destoweniger aber ist es unmöglich, allem Mißbrauch zu steuern. Es wird immer solche geben, die sich selbst und Andere betrügen, welche die Absolution zum Schanddeckel ihrer Bosheit machen; welche wohl gar meinen, daß die Gabe Gottes mit Geld erkauft werden könne. Aber ist nicht dasselbe mit dem Evangelio überhaupt und den heiligen Sacramenten der Fall, die gleichfalls Siegel der Vergebung unserer Sünden sind? Der Seelsorger darf sich dadurch nicht abhalten lassen, den Trost der Vergebung zu spenden, wenn nicht offenbare Kennzeichen der Unbußfertigkeit es ihm verbieten. Er ist nur ein Knecht, er muß thun, was ihm Gott befohlen, und das Uebrige auf Gott ankommen lassen. Wie es mit dem Friedensgruße der Apostel ist nach dem Wort des Herrn, ähnlich ist es auch mit der Absolution. „Wo ihr in ein Haus gehet, so grüßet dasselbige. Und so es dasselbige Haus werth ist, wird euer Friede auf sie kommen; ist es aber nicht werth, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden.“ Mt. 10, 12. 13. So prallt auch die Absolution an den Unbußfertigen ab, aber noch mehr als das: sie wird ihnen zum Stricke des Todes.

Eine dritte Frage ist noch zu beantworten, ob die Absolution, auch wenn sie von gottlosen Predigern gesprochen wird, kräftig ist. Diese Frage ist zuversichtlich zu bejahen. Denn das Wort Gottes und die göttlichen Gnadenstiftungen haben weder ihren Ursprung noch ihre Kraft von

dem, der sie verwaltet, sie haben sie in sich selber, denn Gott hat sie geordnet und ist, wo sie immer gehandhabt werden, selbstthätig durch sie wirksam. Und das Amt an sich bleibt heilig, obgleich der, welcher es führt, unheilig ist; weshalb der Herr in den Briefen an die geistlosen Bischöfe von Sarden und Laodicea (Apok. 3) zwar ihren Seelenzustand, nicht aber ihr Amt verwirft, und es den redlichen Seelen in der Gemeinde (3, 4) nicht verargt, daß sie es bisher genutzt haben. Ein kostbares Geschenk verliert nicht an seinem Werth, wenn es uns auch von einem solchen gereicht wird, der ein Feind unseres Wohlthäters ist. Ueberdies ist die letzte Entscheidung, ob Jemand wiedergeboren sey oder nicht, Gottes und nicht der Menschen, der Herr allein kennet die Seinen, 2 Tim. 2, 19. Somit könnte kein Mensch unzweifelhaft gewiß seyn, ob er durch das Lehramt der göttlichen Gnade theilhaftig werde. In dieser Ungewißheit aber brauchen wir nicht zu seyn; allein von Christo haben die Gnadenstiftungen, die der Kirche und zwar dem Lehramt in derselben vertraut sind, ihren Ursprung, ihr Wesen und ihre Kraft, die ihnen inwohnt, sie mögen verwaltet werden von wem es immer sey, genug, daß es der vom Herrn selbst festgestellten Ordnung gemäß geschehe.

Dies ist denn ein kurzer Abriß der reinen Lehre vom Amte der Schlüssel, der Absolution und der Beichte. Die Kenntniß derselben ist für den unerläßlich, der recht vorbereitet und geschickt zum heiligen Abendmahle gehen will. Denn die Kirche hat es so geordnet, daß der Kommunion die Beichte vorausgehe. Das Wesen der Beichte kann kein Mensch ändern, denn jede Aenderung würde die Gnadenstiftung selbst und ihren Segen für uns zerstören. Aber die Bestimmung der Zeit der Beichte ist der Kirche freigegeben, und es ist eine heilsame Ordnung, daß diese (ohne Jemandem zu wehren, auch zu jeder andern Zeit zu beichten, wenn es ihm Bedürfniß ist,) der Kommunion die Beichte vorausgehen läßt, — eine schon im An-

fang des dritten Jahrhunderts nachweisbare Sitte.*) Es ist dies so eingerichtet theils um der Kommunikanten willen, theils um des Gewissens der Prediger willen. Um der Kommunikanten willen: denn dem Genusse des heiligen Abendmahles soll nach der Ermahnung Pauli 1 Kor. 11, 28 Selbstprüfung vorausgehen. Jede redliche Selbstprüfung muß uns aber nothwendig zu tieferer Sündenerkenntniß bringen, und diese erzeugt leicht die Besorgniß der Unwürdigkeit; welche, mag eine solche Unwürdigkeit wirklich vorhanden seyn oder nicht, nicht wirksamer als durch reuige Beichte und Hinnehmen der Absolution vom Herzen weggenommen werden kann. Um der Gewissen der Prediger willen: denn diese dürfen ja wissentlich keinen Unwürdigen das heilige Abendmahl reichen. Ebensowenig als ein Erwachsener getauft werden darf, ohne das vorhergehende Bekenntniß, daß er von ganzem Herzen an Jesum Christum glaube, darf Jemand zum Sakrament des Altars hinzugelassen werden, bei dem deutlich erkennbare Zeichen der Unbußfertigkeit vorhanden sind. Die Beichte vor der Kommunion erscheint somit als eine weise Ordnung der Kirche, die dem Worte Gottes gemäß ist und nicht mit solchen Menschensatzungen zusammengeworfen werden darf, die in Widerspruch

*) Augsburg. Confess. Art. 25. General-Artikul der Sächs. Visitation 1557: „Es soll Niemand zum hochwürdigen Sakrament des Leibes und Blutes des Herrn Christi zugelassen werden, er habe denn zuvor bei seinem ordentlichen Pastor oder Diakon die Privat-Absolution gesucht, und sollen Pastor und andere Diener im Predigtamt die Jungen und andere Personen von der Lehre fleißig fragen und diejenigen, so Unterweisung bedürfen, zu jeder Zeit, so viel möglich unterrichten, sollen aber Niemand beladen mit Erzählung heimlicher Sünden, sondern sollen bei der Unterweisung den Personen nach Gelegenheit Vermahnung zur Besserung und Trost fürtragen, und so sie Besserung zusagen, ihnen die Absolution sprechen ꝛc. ꝛc.

mit dem Worte Gottes stehen. Sind wir aber durch Gottes Befehl verpflichtet, aller menschlichen Ordnung Unterthan zu seyn, 1 Petr. 2, 13, insoweit nichts durch Gottes Wort Verbotenes von uns gefordert wird, so gilt dies gewiß am meisten von der kirchlichen Ordnung, welche auf unser geistliches Beste abzweckt, und uns zu freiwilligem Gehorsam verbindet, den nur Geistlich-Stolze, die den Frieden hassen und selbstsüchtig ihre eigenen Wege gehen wollen, ihr versagen werden.

Noch ein Wort an dich, der du dies liesest. Wie wird dir zu Muthe, wenn du auf das bisher aus klaren Schriftstellen Gewiesene zurückblickst und damit den gegenwärtigen Zustand der Kirche vergleichst? Vielleicht ist die Privatbeichte etwas dir völlig Unbekanntes, weil weit um dich her in den Kirchen keine Privatbeichte mehr gehalten wird, du hast auch noch nie die Privatabsolution vernommen, weil jetzt an den meisten Orten nur über den ganzen Haufen der Kommunikanten die Formel: Ich verkündige euch die Vergebung eurer Sünden (die, wie man sie gewöhnlich deutet, nur ein lebloser Schatten der wahren Absolution ist,) gesprochen zu werden pflegt. Du hast aus eigener Erfahrung den hohen Werth, die herzdurchdringende Kraft der Gnadenstiftung des Löseschlüssels noch gar nicht kennen gelernt, und an eine Handhabung des Bindeschlüssels ist in deiner Umgebung gar nicht zu denken. Da ist keiner, der nicht frischweg absolvirt würde; die Kommunikanten, größtentheils dem Prediger völlig unbekannt, gehen ohne alle besondere Vermahnung zum Tische des Herrn, selbst die offenkundigsten Sünder, ohne daß ihnen auch nur ein Wörtlein gesagt würde, sie aus ihrer fleischlichen Sicherheit aufzuschrecken. Das ist der Jammerstand der Kirche, das ist die Strafe des Abfalles ihrer Glieder, daß aller Schmuck von der Tochter Zion dahin ist, daß der Feind seine Hand an alle ihre Kleinode gelegt, daß von der Ausübung der Schlüsselgewalt durch das Lehramt und der Kirchenzucht durch die Gemeinde oder ihre Vertreter kaum noch ein Schatte übrig geblieben ist. Das ist der Schade Jo-

sephs, über den alle redlichen Knechte Jesu Christi seufzen; die Knechtschaft der Kirche, die Tag und Nacht an ihrem Herzen naget, und die sie treibt unablässig zu flehen: Herr, wende unser Gefängniß, wie du die Wasser gegen Mittag trocknest, Ps. 126, 4. Der Verfall ist zwar nicht überall gleich groß und hie und da ist unsere Kirche aus dem Schlafe der Sicherheit erwacht und hat, eingedenk der vom Herrn vertrauten Schafe, die sie verwahrlost hatte, die Privatbeichte und die Kirchenzucht in ihrem göttlichen Rechte wieder anerkannt und wieder herzustellen gesucht. Aber an den meisten Orten liegen beide darnieder, und wenn die Lehrer sie wieder aufrichten möchten, so hören sie erst die Ketten klirren, in die sie geschlagen sind, und finden wohl gar den stärksten Widerspruch in ihren Gemeinden selbst. Und dennoch kann der Kirche auf keine andere Weise geholfen werden, als daß sie mit reuiger Beschämung die schwere Verschuldung erkenne, daß sie die Gnadenstiftung des Herrn sich hat zerstören lassen und selber zu ihrer Zerstörung die Hand geboten hat. Sie muß erst wieder eine treue Haushälterin über Gottes Geheimnisse werden, wozu auch das Amt der Schlüssel gehört, ehe der Herr sich über sie erbarmen und ihr Gefängniß wenden kann. So lange das nicht geschieht, sitzen wir mit Jeremia auf Jerusalems Trümmern und weinen und klagen und beten, daß der Herr sich aufmache und über Zion erbarme, daß er wieder wohl thue an Zion nach seiner Gnade und baue die Mauern von Jerusalem. Und du, mein lieber Christ, wenn du zur Beichte gehest und du mußt, obschon du deinen Seelsorger aufrichtig ehrst, dennoch Gott die Ehre gebend, eingestehen, daß auch in deiner Gemeinde die Schlüsselgewalt nicht der unverstümmelten Ordnung Gottes gemäß gehandhabt wird — bitte Gott, daß er die Trümmer der Kirche wieder zusammenfüge und baue, und laß uns mit ihm ringen im Gebet für sein armes trostloses Zion, über die alle Wetter gehen, und ihn nicht lassen, bis er uns segne.

Korrespondenz.

Aus Sachsen.

Nachstehende Eingabe und Vorstellung ist im Laufe des Monats Februar d. J. an die in Evangelicis beauftragten Staatsminister unseres Landes eingereicht und von c. 270 Predigern, Lehrern und Kandidaten unterzeichnet worden. Sie bezweckt Aufrechthaltung des kirchlichen Bekenntnisses und der Verpflichtung der Geistlichen auf dasselbe und ist jedenfalls ein beachtenswerthes Zeugniß wider jene Meinung, welche Sachsen schlechthin als Herd unkirchlicher Gesinnung verschreit.

Unterthänigste Vorstellung mehrer sächsischen Prediger, Lehrer und Pfarramtskandidaten für Aufrechthaltung und Geltendmachung des bestehenden Religionseides.

Vertrauensvoll wenden sich die unterzeichneten Prediger, Lehrer und Pfarramtskandidaten mit gegenwärtiger unterthänigsten Eingabe an Ew. Exzz., welche durch die hohe Verordnung vom 17. Juli an den Tag gelegt haben, mit welcher strengen Gewissenhaftigkeit Dieselben Ihre hohe kirchliche Stellung auffassen und wie heilig Ihnen der der Kirche und ihrem Bekenntniß geschworene Eid ist. Wohl könnten wir uns bei dieser erfreulichen Erklärung vollkommen beruhigen, wenn nicht gerade seit jener Erklärung und in Folge derselben von anderer Seite her Bestrebungen zum Vorschein gekommen wären, welche in Verbindung mit andern bedenklichen Wahrnehmungen uns mit großer Sorge für den Rechtszustand unserer Kirche erfüllen müssen. Wir weisen nur auf das Eine hin, daß eine große Anzahl von Mitgliedern unserer Landeskirche, unter ihnen vereidete Lehrer in Kirchen und Schulen, unter dem Vorwande der Gewissensbeschwerung, mit unverkennbarem Ungestüm auf

Aufhebung oder Aenderung des Religionseides dringt. Das würde uns jedoch weniger beunruhigen, wenn wir nicht zugleich auch aus den Landtagsverhandlungen (Mittheilungen, II. Kammer) ersehen hätten, daß zwischen dem hohen Ministerio des Kultus und dem Landeskonsistorio Verhandlungen über Veränderung des Religionseides schon längere Zeit obschweben. In einer solchen gewissermaßen in Aussicht gestellten Aenderung des Religionseides oder, wie Andere wohl gar verlangen, Aufhebung desselben können aber wir, die unterthänigst Unterzeichneten, nach unserer wohlgeprüften und innigen Ueberzeugung keine Heilung der gegenwärtigen Irrungen, keine Heilung der kirchlichen Zerwürfnisse, sondern nur neues und größeres Unheil für die Kirche und den Anfang unabsehbarer Verwirrungen erblicken. Ja wir müssen durch einen solchen Schritt das Bekenntniß unserer Kirche und somit die Existenz der darauf gegründeten Kirche selbst für unmittelbar gefährdet erachten. Wie dies aus der Natur des Bekenntnisses und der Verpflichtung darauf einerseits und aus den eingestandenen Tendenzen der Gegner des Religionseides andererseits unzweifelhaft hervorgehe, dies ist auf eine schlagende Weise dargestellt in dem beiliegenden auf den Wunsch einiger Geistlichen unseres Landes abgefaßten und in den Druck gegebenen theologischen Votum des Prof. Dr. Harleß, auf welches wir, statt aller weiterer Erörterungen über diesen Gegenstand, uns beziehen.

Fassen wir den kirchlichen Zustand unseres Vaterlandes, die frechen Aeußerungen über die heiligsten Gegenstände in vielgelesenen Zeitschriften, die Willkühr so vieler Kirchen- und Schuldiener in ihren Lehrvorträgen und Amtshandlungen, die offenen Angriffe auf unser anerkanntes Bekenntniß von manchen Kanzeln in's Auge; so scheint uns vielmehr Festigung des Bandes der kirchlichen Bekenntnisse, als Lockerung oder Zerreißung derselben erforderlich. Durch Beseitigung der verpflichtenden Kraft des Bekenntnisses würde die unverantwortliche Willkühr, über die wir eben geklagt haben, privilegirt, und, was zeither wenigstens als Unrecht gerügt werden konnte, recht gesprochen werden; während dagegen alle treue Glieder und Diener der Kirche sich auf einmal völlig blosgestellt und für rechtlos erklärt ansehn müßten.

Mögen Diejenigen, welche das Bekenntniß unserer Kirche, sey

es aus Unbekanntschaft und Mißverstand oder aus entschiedenem Widerwillen, als ein drückendes Joch betrachten, sehen, wie sie dies rechtfertigen; jedenfalls können wir um ihretwillen unser eignes Gewissen nicht beschweren, unser gutes Recht nicht kränken lassen. Wir erkennen in unserem Bekenntnisse einen treuen Wiederhall der Schriftlehre und ein festes Bollwerk wider die Irrlehre, und können dasselbe nicht aufgeben, ohne von der Schrift selbst abzufallen. Wir ehren dasselbe als ein Zeugniß der wahren Kirche Gottes, als ein theures Vermächtniß unserer Väter, als die historische und rechtliche Grundlage unserer Kirche, und können von demselben nicht lassen, ohne uns innerlich und äußerlich abzulösen von der wahren Kirche aller Zeiten, insbesondere der der Reformation, und ohne uns zugleich unsres rechtlichen Bestehens und der auf das Bekenntniß gegründeten Anerkennung im Staate zu begeben. Wir haben in diesem Bekenntnisse das gemeinsame Band, welches, wie die Glieder unserer Landeskirche untereinander, also uns mit allen Genossen dieses Bekenntnisses in allen Ländern verbindet, und können es nicht fallen lassen, ohne aus dem allgemeinen Verbande der evangelisch-lutherischen Kirche auszuscheiden, und als eine neue Sekte dazustehen. In diesem Bekenntnisse ist der Inbegriff der Lehre gegeben, in welcher unsere Gemeinden und deren Kinder zu unterweisen wir Lehrer in Kirchen und Schulen uns eidlich verpflichtet haben, und wollten wir, wenn von Aufhebung dieser eidlichen Verpflichtung die Rede ist, schweigen, so müßten wir fürchten, unsern Gemeinden gegenüber entweder als Verräther oder als Miethlinge zu erscheinen. Wir halten über diesem Bekenntnisse endlich aber auch als über unserer eigenen freien und festen Ueberzeugung, und müßten mit uns und unserm Gewissen in Widerspruch gerathen, wollten wir dasselbe aufgeben.

Darum in Hinblick auf die Kämpfe und Opfer, mit welchen unsere Väter die Freiheit dieses Bekenntnisses errungen haben, auf unser Gewissen und den Eid, den auch wir nicht Menschen sondern Gott geschworen, auf unsere Gemeinden, denen wir verpflichtet sind; im Hinblick auf die ev. luth. Kirche, die jetzt ihre Augen auf Sachsen, als das Vaterland der Reformation richtet, und im Bewußtseyn unseres guten Rechtes, aber auch mit festem Vertrauen zu unserer obersten landeskirchlichen Behörde, fühlen wir uns gedrungen, ge-

gegenüber dem unstatthaften Ansinnen derer, welche Aenderung oder Aufhebung des Religionseides fordern, die ehrfurchtsvolle Bitte

auf Aufrechthaltung und Geltendmachung des bestehenden Religionseides

zu stellen und verharren rc. rc.

Aus der Rheinpfalz. Febr. 1846.

„Der Herr ist der evangelischen Kirche Ruhm und Hoffnung.“

Synodalpredigt von Dr. Rust, k. Konsistorial-Rathe und Stadtpfarrer zu Speyer, und die Protestation eines pfälzischen Lichtfreunds.

Wo ist ein Glied, welches nicht mitleidet, wenn ein anderes leidet? Das sollte von allen evangelischen Christen unserer Tage, auch den gläubigeren und erweckteren, mehr erkannt und erwogen werden. Aber noch fühlen wir dies Alle zu wenig; noch dringt der Nothruf der Kirche lange nicht zu Aller Herzen, und auch nicht zu den Herzen derer, von welchen es um ihres Glaubens willen zu erwarten steht. Noch ist zu wenig Gemeinschaft des Schmerzes, wie Gemeinschaft der Liebe auch unter denen, welchen die Kirche des Herrn sonst lieb und werth ist. Zwar wir leiden Alle mit: selbst die, welche sich auflehnen wider den Herrn und seine Kirche; ja diese leiden eben den größten Jammer und Schaden — sie, die da wähnen trunkenen und verblendeten Sinnes, daß dann erst die Kirche zu ihrem rechten freien und beglückenden Daseyn gelangen werde, wenn alle ihre Bande gelöst, ihre Mauern niedergerissen, ihre Glaubensfundamente zerstört und ihre Thore Allen ohne Ausnahme geöffnet würden, Freund und Feind, Gläubigen und Ungläubigen, damit Jeder in ihr nach ungezügelter Herzenslust schalten und walten könne. Aber noch wird das Leid im Ganzen wenig empfunden; noch ist die Zahl derer gering, welche wirklich ein Herz haben für die Kirche als Kirche, und auch zu leiden im Stande sind für die Kirche. Denn wenn wir auch dem Herrn danken

müssen, daß er in diesen Tagen seiner Kirche manchen treuen Zeugen erweckt hat, so scheiden wir doch immer noch allzuviel zu ihrem Schaden Glauben und Kirche, inneres Leben und Glaubens-Gemeinschaft, und wähnen, das Eine bauen zu können ohne das Andere, und im subjektiven Glaubensleben verschwindet nur allzuhäufig das kirchliche Bewußtseyn, und darum auch das Mitgefühl für der Kirche Wohl und Wehe. Zufrieden mit dem, was der Einzelne im Glauben gefunden, überläßt er die Kirche sich selbst oder den Experimenten, welche man äußerlich an ihr versucht, um sie zu heilen, anstatt in und mit dem Glauben zugleich für die Kirche zu zeugen, für sie einzustehen, und der liebenden Mutter, die ihn gezeuget hat als ein Kind der Gnade, mit bereitwilligen Kräften zu dienen. Noch schlimmer endlich ist es, wenn von denen, die in Ernst und Liebe zeugen könnten und sollten von dem Schaden der Kirche und dem in ihr wuchernden Verderben, der Schaden selbst und die Krankheit als ein Gutes und Heilsames belobt und mit deren Urhebern geliebäugelt wird, anstatt daß höchstens eine die Heilung fördernde Krisis für gut befunden, von dem verderblichen Zustande aber selbst ernstes Zeugniß gegeben werden sollte, und das zur rechten Zeit und zur Unzeit, vor Freund und Feind, ohne alle Rücksicht und Menschengefälligkeit.

Um so wohlthuender und erquicklicher hat uns das Wort der Predigt berührt, welche von dem k. Kons. Rathe und Stadtpfarrer Dr. Rust zu Speyer zur Eröffnung der General-Synode der vereinigten Kirche der Pfalz im September v. J. gehalten wurde. Es ist in der That ein Wort zu seiner Zeit, und bespricht, so weit es in den engen Grenzen einer Predigt möglich ist, in Kraft und Milde, verwundend und heilend, den Stand der Kirche in gegenwärtiger Zeit, sowohl in ihrer Noth, als in den Hülfsquellen, welche ihr zu Gebote stehen. Und wie es frisch und kräftig aus dem Herzen geflossen, so muß es auch Jedem zu Herzen dringen, dem noch ein Herz für die Kirche im Busen schlägt. Wir stellen hier diese Predigt als ein Zeichen der Zeit mit einer andern Merkwürdigkeit, nämlich einer gegen sie erhobenen Protestation, zusammen, um aus jener die Kraft kennen zu lernen, welche unserer Kirche noch in Wort und Bekenntniß zu Gebote steht, wenn wir nur männlich für sie in die Schranken treten und zeugen wollen,

und dieser aber die Ohnmacht, mit welcher ein nichtssagender Denkglaube an den Grundvesten der Kirche zu rütteln strebt.

Das Vorwort jener Predigt zeichnet mit Rücksicht auf die General-Synode der Pfalz mit aller Bestimmtheit die Aufgabe, welche christlichen Predigern in dieser Zeit kirchlicher Verwirrung gestellt ist, um der Kirche gesegnete Dienste zu leisten. Nachdem es kurz angedeutet, wie die Finsterniß gegenwärtig unter dem Namen des Lichtreiches „gerade das Herz des Lichtes angreift, wie in vergangenen Tagen nie," so heißt es weiter: „Die aber im Lichte Christi stehen, sollen nicht träge seyn und müßig beim Andrängen der Finsterniß, sondern evangelische Weisheit haben, und Thatkraft und Freudigkeit und frommes Bekenntniß ihres Gottes und Heilandes und seiner großen Thaten; in alle Wege, allermeist, wenn Beruf und Werk offenkundig von jenem geordnet sind. Solcher Beruf und solch Werk ist einer christlichen Synode gegeben. Wollte der Prediger des Evangeliums, der in der Gemeinde zu ihr zu reden berufen ist, umhüllend schweigen oder sich in abbeugenden Worten ergehen, gäbe es eine größere Kränkung für sie, eine schwerere Verantwortung für ihn? — Eine Kirchensynode muß ja wollen, was des dreieinigen Gottes ist; die Gedanken und Zwecke der Einzelnen mögen seyn, welche sie wollen, sie müssen in diesem Berufe aufgehen." Und weiter, mit Rücksicht auf die innere Noth der Kirche und ein durch dieselbe nach Offenb. Joh. 3, 16 gefordertes entschiedenes Bekenntniß: „Darum sey es mannhaft gesagt, und klar überall, zunächst in feierlichen Kirchenstunden: „Was die Abtrünnigen wollen, will die Kirche nicht. Sie liebt Fortschritte in dem Herrn, aber keinen Abfall von ihm."

Die Predigt selbst hat Jer. 17, 13 u. 14 zum Texte. Der Prediger beschreibt im Eingange Grund und Bedeutung dieser Schriftworte für das zu des Propheten Zeiten so tief gefallene Israel, und schreitet sodann zu seinem Thema fort, mit der Frage über diese prophetischen Worte: „Sind sie todt in dieser Zeit und unfruchtbar? Das sey ferne! Der Herr hat sie gegeben und Gottes Wort stirbt nicht und hat unvergängliche Geburtskraft. — — So steht unser Textwort in dieser Zeit. Und wenn es ganz empfunden, ganz geliebt, und von Allen mit ganzem Herzen vor den Thron

des Erbarmers getragen würde, dann, ja dann wäre uns geholfen; dann wäre der tiefe Schaden der Gegenwart, er, der uns in vieler Hinsicht so stark an die Zeit Jeremias erinnert, wahrhaftig geheilt. Es fühlen das Unzählige der Zeitgenossen. Sie empfinden eine Leere, ein Mißbehagen auf Erden; sie merken, daß die Hülfe und Heilskräfte über dem Weltstaub liegen. Aber sie leiden an und mit dem Schwanken dieser Zeit. Sie haben nicht den Muth, ganz ihres Gottes zu seyn. Sie sind fromm und nicht fromm genug; sie sind gläubig, buhlen aber noch mit der Welt und ihren Götzen. Sie blicken aufwärts, aber ihre Herzen sind noch zu sehr hienieden u. s. w. Darum heißt es mehr als je: fromm müssen wir seyn, und ganz; gläubig müssen wir seyn, und ganz. Heile Du mich, Herr, so werde ich heil; hilf Du mir, so ist mir geholfen; denn Du bist mein Ruhm."

Das Thema: „Der Herr ist der evangelischen Kirche Ruhm und Hoffnung" wird nun in dreifacher Beziehung besprochen und angewendet. Der erste Theil der Predigt sucht die Wahrheit dieses Ausspruches zu erweisen. Als die hauptsächlichsten und alles Uebrige zusammenfassenden Gründe für dieselbe werden angegeben: erstlich, daß „d. heil. Bibelwort, Offenbarung des dreieinigen Gottes, Wort aus dem ewigen Worte, Wort aus Gott, Gott selbst in seiner Herablassung, in seiner Freundlichkeit, in Knechtsgestalt, die Knechte zu Freien zu machen und zu Söhnen, in ihr (der Kirche) seyn soll Quelle, Maaß und Kraft und Ziel." Sodann: daß die evangelische Kirche „kein anderes Oberhaupt hat und kein anderes bekennt, als Christum Jesum, gestern und heute und in alle Ewigkeit." Und drittens: daß dieselbe das Heil ihrer Glieder allein von der Gnade Gottes in Christo Jesu ableitet. — „Sie verwirft" — heißt es mit dem Art. 2 der Augsb. Konf. — „„die die Natur fromm machen wollen durch natürliche Kräfte zu Schmach dem Leiden und Verdienst Christi,"" und bekennt mit der größten Entschiedenheit, daß nur der Herr dem Menschen zu helfen vermöge aus dem Jammer und Schuld seiner Sünde zur Kindschaft Gottes und zum seligen Leben."

Nachdem der Redner mit körnigen, wahrhaft erwecklichen Worten dies weiter ausgeführt, und die Ausführung dieser Zeugnisse in's Einzelne der frommen Erwägung der Hörer empfohlen, und so

den ersten Theil seiner Predigt geschlossen, schreitet er zum folgenden fort mit den Worten: „Daß wir uns mit der gleichen Freudigkeit zu ihrem zweiten Theile zu wenden vermöchten. Aber ach, mit ihm wird unsere Rede schmerzlich, beugend. Die Rede lenkt sich auf die, welche den Kern und Lebensspruch der evang. Kirche verachtet, oft mit Füßen getreten haben.“ Der Prediger will es thun — und ist auch diesem Vorsatz treu geblieben — „nicht zur Erbitterung; denn wir müssen Alle vor Gottes Gericht erscheinen; vielleicht bald, bald! sondern zur Bekehrung, daß wir uns und unsern Kindern den Glauben bewahren und die Güter Christi.“ Er will es thun und thut es „in heil. Liebe zu unserm Gott, zu unsern Brüdern, zu der theuern evangel. Kirche, die wir nicht glühend genug umfassen, nicht mannhaft genug vertreten können.“ In dieser Liebe, die allein Liebe ist, weil sie der Menschen höchstes Gut anstrebt, und nicht heuchelt, noch Menschengunst sucht, redet nun der Prediger von den Abtrünnigen und deckt den Schaden auf, welcher die Kirche innerlich zerfleischt, indem die Kinder aus ihrem Schooße das Wort Gottes wollen zum Menschenwort machen, und nur noch zum Scheine und zu ihrer Willkühr Lust die Schrift wollen gelten lassen, um sie in Kurzem bald ganz zu verwerfen. „Wem vor dieser Richtung nicht graut;“ dies Urtheil wird nun gefällt, „wem sie nicht das Innerste erbeben macht, der muß keinen Tropfen protestantischen Blutes im Herzen und keinen Funken evangelischen Lichtes in sich haben. Ihr Sieg wäre die Vernichtung der Kirche.“

Mit gleicher Kraft wendet sich hierauf die Rede gegen diejenigen, welche Christum nicht als Haupt seiner Kirche wollen gelten lassen, ob sie es wohl vorgeben, während sie doch seine ewige Gottheit und göttliche Herrlichkeit läugnen, und den Menschen heiligen wollen durch eigene Kraft. „Sie, heißt es, wollen die Häupter seyn in der Kirche; die Ehre, die Gott gebühret, legen sie dem Sterblichen bei. Sie treiben eine gräuelhafte Abgötterei mit sich und Andern. Zwei Gotteswerke haben sie im Unverstande und freventlichen Uebermuthe bereits auf den sündigen Sohn des Staubes, Mensch genannt, übergetragen, das Werk der Erlösung und der Heiligung; sie wähnen keine Gnade zu bedürfen; denn Jeder sey selber die Quelle seines Heils und seiner Gerechtigkeit. Nur noch ein Schritt vorwärts, und sie entziehen dem Allmächtigen auch das

dritte, und der Wehmuth wird sich folgerecht in der Rede vollenden: wie der Mensch sich erlöst und heiligt, so hat er sich auch erschaffen! O Gott, wohin verirrt sich der Mensch, wenn er von Dir weicht, der Quelle des lebendigen Wassers, und sich ausgehauene, löcherichte Brunnen dünkelhafter Eigenweisheit macht!"

Nachdem sodann das zudringliche Treiben der Feinde der Kirche in Verbreitung ihrer Lehren geschildert worden, erhebt der Prediger die Frage: „Ist dieser betrübende Zustand nur in der evangelischen Kirche zu finden?" „Nein, lautet die Antwort, aber das ist kein Trost. Ist er in alle Wege in der evang. Kirche zu finden? Nein, und abermals nein!" Es wird gezeigt, wie in der evang. Kirche überhaupt und auch in der evang. Kirche der Pfalz eine gesegnete Wiedergeburt sich anbahnt. Aber „die evang. Kirche muß hohen, feierlichen Protest einlegen gegen jeden Abfall von dem Herrn, von seinem Worte und seiner Gnade. Thäte sie dies nicht, so wäre sie des Namens der protestantischen nicht werth, und die Gerichte Gottes würden gewißlich mit Macht über sie hereinbrechen." — Nun wird auf die rechte Hülfe von dem Prediger hingewiesen und im dritten Theile der Predigt das Heilmittel in einer entschiedenen, unbedingten Hingabe an den Herrn, der evang. Kirche Ruhm und Hoffnung, den Gläubigen wie den Abtrünnigen, dargelegt. Endlich legt der Prediger den Gliedern der Generalsynode die Lösung ihrer Aufgabe im evangelischen Sinne zu gesegneter Frucht für Kirche und Gemeinden in gleich herzlichen und eindringlichen Worten an die Seele.

Wir haben den Hauptinhalt dieser Predigt kurz wiedergegeben, um an derselben zu zeigen, wie fest und sicher der Prediger und Diener der Kirche stehe, und welche gewisse Tritte und sichern Gang er thun könne, wenn er sich stellt auf den Grund und Boden des göttlichen Worts nach dem Bekenntnisse seiner Kirche, und wie dann die Gründe und Einwendungen der Gegner nothwendig zurückprallen und in sich selbst zerfallen müssen. Ein solches kräftiges Zeugniß widerlegt mehr als tausend noch so subtil ausgesponnene Gründe. Mag auch der Geist jener Predigt nicht durchschnittlich der gewesen seyn, welcher in der pfälzischen General-Synode sich kund that, mag diese auch durchaus nicht allen den Erwartungen und Anforderungen entsprochen haben, welche man an eine christliche Synode machen

kann — ohne Wirkung und Segen ist sie sicherlich nicht gewesen. Wer weiß, welche Bestrebungen in derselben aufgetaucht wären, hätte nicht dieses Wort erst die Herzen getroffen und Manchen zur ruhigen, nüchternen, besonnenen und tiefer eingehenden Ueberlegung gebracht.

Nichts desto weniger hat sich gegen diese Predigt eine Protestation erhoben, zwar von keiner sehr gefährlichen Seite her, aber doch charakteristisch genug, um als Merkwürdigkeit besprochen zu werden. Doch müssen wir zur Abwehr alles Mißverständnisses gleich von vorne herein erklären, daß wir dieselbe, während sonst Angelegenheiten dieser Art wegen ihrer Wichtigkeit und Bedeutsamkeit öffentlich besprochen werden, nur besprechen wegen ihrer Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit. Denn eine solche Protestation, wie die in Rede stehende, welche sich mit eigenen Waffen schlägt, ist wahrlich ohne alle Kraft und Wirkung, und kann nur zum Beweise dienen, daß des Herrn Sache und sein Evangelium stets im Wachsen begriffen und unbedingt im Siege ist. Doch ist es sicherlich interessant zu sehen, wie der rationalistische Denkglaube sich selbst zu Schanden protestirt.

Gegen jene Predigt glaubte nämlich Pfarrer Franz in Ingenheim bei Landau, seit dem Jahre 1838 auf dieser seiner ersten Pfarrei angestellt, im Namen der evangelischen Freiheit Protest einlegen zu müssen in einer seit einiger Zeit von ihm herausgegebenen Zeitschrift. Was Herr Franz unter evangelischer Freiheit verstehe, brauchen wir unsern Lesern wohl nicht erst weitläufig auseinanderzusetzen; man kennt, nach dem alten Sprichwort, den Vogel an den Federn. Nur darüber müssen wir uns wundern, daß er sie eine evangelische Freiheit nennt. Würde er protestiren im Namen römischer, heidnischer, jüdischer, türkischer Freiheit, so möchte man darin noch einigen vernünftigen Sinn finden, falls man jeder Meinung, jedem Glauben, Unglauben und Aberglauben Berechtigung in der evangelischen Kirche sichern wollte — obgleich auch dies zuletzt wieder ein reiner Unsinn wäre; aber im Namen der evangelischen Freiheit — das ist uns völlig unbegreiflich. Es zwingt uns dies nothwendig zu der traurigen Annahme, daß Herr Franz aller christlichen Erkenntniß so baar und ledig ist, daß ihm das Evangelium weiter gar nichts ist, als die Lehre, daß Jeder glau-

ben kann, was er will. Oder protestirt Herr Franz vielleicht für einen zu Recht bestehenden, positiven, gesetzlich gegebenen Glauben gegen einen falschen und ungesetzlichen? so möge er uns seinen Glauben darthun als den in der evangel. Kirche rechtlich begründeten. Doch wozu der Worte — er protestirt für nichts, als für eine bodenlose, durch und durch unevangelische Glaubenswillkühr. Möchten doch diejenigen, welche sich Vernunftgläubige nennen, und die Vernunft anbeten und zu ihrem Gott machen, sich endlich aus der Unvernunft herausarbeiten und zu einigen vernünftigen Begriffen erheben!

Und gegen was erhebt Herr Franz seinen Protest? Er hat an jener Predigt zuerst auszusetzen, daß sie eine Strafpredigt sey, als welche für solche Gelegenheit durchaus nicht passe. Es ist dieß aber unsers geringen Wissens eine ganz neue Regel in der Homiletik, welche er uns damit vorzeichnet: daß nämlich der Prediger bei ernsten, feierlichen Gelegenheiten, in Stunden, wo Wohl und Wehe der Kirche in Betracht kommt, wo es vor Allem gilt, kräftig die Hand an den Pflug zu legen und tiefe, gründliche Furchen zu fruchtbarer Saat zu ziehen — nur reden solle, was Keinem anstößig, sondern Allen angenehm zu hören ist, daß er aber nichts reden solle zur Heilung von Gebrechen, zur Besserung des Schadens, zu ernstlicher Erwägung dessen, was noth ist. Denn wie wäre dieses möglich ohne Enthüllung dessen, was gebessert werden muß? Und warum soll es nicht geschehen? Wir sehen durchaus keinen vernünftigen Grund dafür ein. Etwa, weil vielleicht einige vornehme Herren unter den Zuhörern sitzen, die sich dadurch getroffen fühlen könnten? Man sieht, welche Begriffe der Denkglaube von der Wirksamkeit des Predigers hat. Herr Franz möge doch erst ein wenig in die Schule des heil. Apostel gehen und aus 2 Tim. 4, 1—5. studiren, was dieser für homiletische Grundsätze aufstellt, ehe er uns mit seinen Weisungen in diesem Fach zu erleuchten gedenkt. Noch viel auffallender aber muß uns sein Tadel erscheinen, wenn wir die Predigt selbst genauer ansehn; denn als eigentliche Strafpredigt, wenigstens im Sinne des Herrn Franz, stellt sich dieselbe in keiner Weise dar. „Der Herr ist der evang. Kirche Ruhm und Hoffnung" — das ist doch wahrlich keine Strafpredigt. Der zweite Theil straft allerdings die Abtrün=

nigen, die Abgefallenen; das kann nicht anders seyn. Jede Predigt, wenn sie eine wahrhaft evangelische Predigt seyn soll, muß auch strafen, direkt oder indirekt; ist sie darum eine Strafpredigt? Für den Herrn Franz wird deßhalb jede christliche Predigt eine Strafpredigt seyn; das folgt nothwendig aus den lichtvollen Begriffen seines Denkglaubens. Aber warum wittert denn derselbe sobald die Strafpredigt und hat in der von seinem Protest heimgesuchten Predigt so schnell eine Strafpredigt entdeckt? Die lieben Leser wissen es schon lange.

Sein zweiter Vorwurf aber und sein eigentlicher Protest lehnt sich dagegen auf, daß in der besprochenen Predigt gewisse Leute als „Abtrünnige" bezeichnet werden — solche nämlich, wie Herr Franz sagt — welche vom altkirchlichen Systeme abweichen und namentlich in Christo „nicht den allmächtigen, allwissenden und allgegenwärtigen Gott erkennen, und diesen erst im 3ten Jahrhundert zur Geltung gekommenen Lehrsatz in der Bibel durchaus nicht gegründet finden." Er bekennt sich somit offen selbst als Abtrünnigen, und stellt sich mit Wislicenus, Uhlich, König und deren Genossenschaft auf gleiche Stufe; denn in der Sache ist er ganz eins mit ihnen; und sein Standpunkt ist der des reinen Naturalismus; nur daß ein Wislicenus sich seines Abfalls und Zwiespalts mit der Kirche mehr bewußt ist und aufrichtiger denselben eingesteht. Während er also die Richtigkeit der Sache zugesteht, wenn gleich wider Willen, so will er doch den Namen nicht haben. Warum wehrt er sich aber gegen den Namen, wenn die Sache richtig ist?

Und Herr Franz ist in der That abgefallen von der evangelischen Kirche; er ist in sich selbst ganz und gar mit ihr zerfallen und mißbraucht seine Stellung als Pfarrer in derselben auf eine unverantwortliche Weise; das muß er sich gewiß bei einiger Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit gegen sich selbst gestehen. Wir wollen hier nicht mit ihm auf die Nothwendigkeit eines gemeinsamen Bekenntnisses als Basis, einer gemeinsamen Glaubenslehre als Band für jede Kirche und Konfession, noch auf die Nothwendigkeit eines Unterschiedes zwischen Glaubensfreiheit und Lehrfreiheit und zwischen Glaubenswillkühr und Lehrwillkühr eingehen — Gründe, welche dem einfachsten Menschenverstand einleuchten müssen; denn es ist eben dem

Denkglauben einmal nicht mit vernünftigen Gründen beizukommen. Es möge hier genügen, seinen innerlichen Abfall von der evangel. Kirche mit kurzen Worten darzuthun.

Den einen Beweis dafür haben wir schon vorhin aus seiner Protestation kennen gelernt: Herr Franz hält alle diejenigen für wahre evangelische Christen und für gleichberechtigt in der Kirche, welche die Gottheit Christi läugnen — einen Glaubensartikel, auf welchem die ganze christliche Kirche beruht (Matth. 16, 16—18), den sie stets bekannt hat, ohne den sie unmöglich vorhanden seyn könnte, den sie stets bekennen muß, wenn sie als christliche Kirche bestehen will; einen Glaubens-Artikel, mit dem alle andern stehen und fallen, ohne den das Schriftprincip der evangel. Kirche und die Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben der römischen Kirche gegenüber eine reine Lüge wäre. Denn mit diesem Artikel müßte zugleich alle übernatürliche göttliche Offenbarung, alle wahre Göttlichkeit der Schrift und somit ihre Autorität durch und durch geläugnet werden. Ist Christus nicht Gottes Sohn, nicht wahrer Gott und Mensch, sondern bloßer Mensch und weiter nichts — so bleibt Alles auf dem rein menschlichen Standpunkt stehen: die Offenbarung ist menschlich, das Wort Gottes ist menschlich, die Schrift ist menschlich, aller Glaube ist menschlich. Und was dann der Denkglaube noch von göttlicher Offenbarung, von Göttlichkeit der Schrift u. s. w. uns vorschwätzt, und will uns überreden, als ob er daran glaube, was ist es anders, als eine bald mehr, bald weniger bewußte Heuchelei? Eine Kirche, welche die Gottheit Christi läugnen wollte, würde sich selbst aufheben und vernichten. Ist nun nicht derjenige, welcher den Haupt- und Grundartikel ihres Glaubens läugnet, von ihr abgefallen?

Doch werden diese Erwägungen auf Herrn Franz wenig Eindruck machen; das gestehen wir gerne zu. Ihm ist der Glaube an die Gottheit Christi — so widersinnig und widervernünftig diese seine Annahme ist — nur eine individuelle Meinung, eine irreguläre Sonderbarkeit, ein fehlerhafter Auswuchs des Glaubens, der sich im dritten Jahrhundert merkwürdiger Weise Geltung verschafft und nach und nach sich zur Herrschaft in der Kirche erhoben haben soll, bis die Herrn Rationalisten in neuester Zeit so glücklich waren, den Irrthum zu entdecken. Was die Kirche glaubt und lehrt, und

ob sie überhaupt etwas zu glauben und zu lehren habe, fragt er nicht. Indeß dokumentirt derselbe seine Verfallenheit mit der evangel. Kirche noch auf andere Weise so augenfällig, als ob er es mit allem Fleiß darauf abgesehen habe, sie recht an's Licht zu stellen. Solche Beweise liefert er uns in der von ihm redigirten Zeitschrift in Menge. Wir wollen uns hier nicht einlassen auf den Werth oder Unwerth der letzteren, und referiren nur das naive Geständniß des Herausgebers über diese Zeitschrift, daß die Reiterei ziemlich schlecht gehe und man von ihr sagen müsse: non bene est, sed bene erit. Wir müßten fürchten, wollten wir mehr hinzusetzen, den Herausgeber zu kränken. Bis jetzt hat dieselbe unsers Wissens keine sonderliche Anerkennung gefunden, als in der Frankfurter Didaskalia, einem Blatte „für Geist, Gemüth und Publicität", und in der Neuen Speierer Zeitung, welcher aber der alte Adam immer noch anklebt. In derselben haben wir, so weit die Aufsätze Eigenthum des Herausgebers sind, noch nichts gefunden, als die gewöhnlichen hausbackenen Ideen des vulgären Rationalismus, obschon derselbe einmal vermittelnd auftreten will zwischen Orthodoxen und Rationalisten, wobei er uns mit der komischen Behauptung überrascht, die Orthodoxen hätten die Wärme und die Rationalisten das Licht (ohne Wärme), weßhalb eine Vereinigung beider anzubahnen sey dadurch, daß die Orthodoxen ihren finstern Buchstabenglauben aufgeben und das Licht der Rationalisten annehmen! Nirgends aber hat sich in dieser Zeitschrift noch ein gesunder Kern — wir wollen nicht sagen eines evangelisch-kirchlichen, sondern nicht einmal eines nur einigermassen bestimmten und sich selbst gewissen Glaubens kund gethan. Und hat sich ja einmal ein Artikel von mehr positiver, gläubiger Tendenz hineinverirrt, so wird derselbe so mit den rationalistischen Noten des Herausgebers von Anfang bis zu Ende befleckst, daß einem ehrlichen Menschen aller Muth vergeht, in diese Zeitschrift etwas zu liefern. In neuester Zeit hat sich dieselbe, nachdem sie ein kümmerliches Daseyn mit aller Mühe gefristet hatte, plötzlich in eine „Morgenröthe" verwandelt, um unter dem neuen Titel mit Pegasus-Flügeln einen neuen Aufschwung zu nehmen. Bisher war dieselbe noch mit einiger bedächtigen Vorsicht daher getrottelt; nachdem aber die Bewegung der Deutschkatholiken und Lichtfreunde einigen Raum gewonnen, schwillt auch Herrn Franz der Muth. „Denn nun," so jubi-

tet er, „hat sich das Blättlein gewendet; der Sieg ist jetzt unser; wir sind jetzt Herren.“ Wenn es nur nicht mit dieser Morgenröthe nach dem Sprüchwort geht: Morgen roth, Abends Koth. (Matth. 16, 3.) Die Morgenröthe Ps. 110, 3 ist es sicherlich nicht.

Auch in dieser neuesten Umgestaltung seiner Zeitschrift trägt Herr Franz seinen Abfall von der evangel. Kirche zur Schau; und zwar in erneuertem Grade gegen früher. Schon der veränderte Titel sagt es ja deutlich: Es geht ein neues Licht auf von Jugenheim, und was die Kirche bisher geglaubt hat, ist eitel Finsterniß. Mit erneueter Keckheit wendet sich im ersten Heft der neuen Morgenröthe Herr Franz gegen den Grundartikel des christlichen Glaubens, die Gottheit Christi. Er will uns nämlich hinfort öfter mit Bibelstudien beschenken, und als erste Frucht seiner Bibelforschung theilt er uns die Behauptung mit, daß — von der Gottheit Christi nichts in der Bibel stehe, und will uns in künftigen Aufsätzen dies weiter beweisen. Wir sehen auch hier wieder, daß es Herrn Franz und dem Denkglauben eine Kleinigkeit ist, allen christlichen Glauben über Bord zu werfen und in seiner vorgefaßten Meinung Alles über den Haufen zu stoßen, was die Kirche Christi achtzehnhundert Jahre lang geglaubt, wofür ihre Märtyrer geblutet, was die Väter mit und nach der Reformation so theuer erkauft und mit so großen Opfern bewahrt haben, was Millionen glauben und worauf hin Millionen selig gelebt haben und selig gestorben sind, was heute noch wie vor achtzehnhundert Jahren mit gleicher Kraft zum Segen der Menschheit wirkt, und wovon aller Segen, aller Trost, aller Friede, alles Glück und Heil abhängt, das wir heute als Christen genießen — und das Alles zuletzt aus dem jämmerlichen Grunde, weil man mit der armen, beschränkten, sündlichen Menschenvernunft der Sache nicht nachkommen kann. Wir kennen die Taschenspielerkünste rationalistischer Exegese, der es eine Kleinigkeit ist, Alles aus der heiligen Schrift hinweg zu exegesiren, was sie nicht darin wissen will.

Ganz evident muß ferner Herrn Franz seine innere Zerfallenheit mit der evangel. Kirche und sein Abfall werden, wenn er in dem letztgenannten Hefte seiner Zeitschrift seinen Aufsatz vorurtheilslos überliest: „Wo fehlt's in unserer protestantischen Kirche?“ Denn es fehlt ihr nach seiner Aussage, nichts weniger als überall: in der Glaubenslehre, in der Kirchenverfassung, Verwaltung, im Got-

tesdienst, Religions-Uebung, geistlichen Amtsführung, in den Vorbildungsanstalten. Es ist ihm Alles, Alles schlecht in der protest. Kirche. So schlecht als Herr Franz dieselbe hinstellt, hat noch kaum ein Papist sie hingestellt. Und doch begleitet er noch das Amt eines Pfarrers in derselbigen, doch ißt er noch ihr Brod! Welcher Mann von Ehre kann dies mit seinem Gewissen vereinigen! Dabei kann er uns nicht entgegen halten, daß er die protest. Kirche noch für die beste unter den schlechten halte, und daß er darum an ihr hafte; er kennt ja oder will noch eine Kirchengemeinschaft kennen, die ihm noch viel besser ist, als die protestantische — den Deutschkatholicismus.

Denn diesem ist Herr Franz von Herzen zugethan, wenigstens in einem ungleich höheren Grade, als seiner jetzigen Kirche. Während ihn in dieser fast Alles anekelt, hegt er für jenen alle möglichen Sympathien. Die evang. Kirche ist ihm mit ihrer Glaubenslehre hinter dem fortgeschrittenen Geiste zurückgeblieben; in dem Deutschkatholicismus findet er nur Licht, Bildung, Aufklärung, Fortschritt. Der evang. Kirche kann nach seiner Annahme kaum mehr zu helfen seyn, vom Deutschkatholicismus erwartet er alles Heil für die Zukunft. Diesem will er allen Vorschub, alle mögliche Unterstützung geleistet wissen; für diesen stellt er sich mit Freuden in's Feld; für diesen sucht er, so weit dies bei dem Denkglauben möglich ist, die Gemüther zu begeistern. Ja er geht sogar so weit, in einem vor der General-Synode erschienenen Promemoria neben manchen andern Sonderbarkeiten an die letztere den Antrag zu stellen: „daß die protest. Kirche (der Pfalz) die Glieder der neukatholischen Religionsgesellschaft als Glaubensgenossen im unbeschränktesten Sinne erkenne, daß die Neukatholiken ohne Uebertritt am heiligen Abendmahl der protest. Kirche Antheil nehmen, und deren Geistliche ohne Weiteres auch in der protest. Kirche mit einem Pfarramte bekleidet werden können." Hat nun Herr Franz noch die geringste richtige Vorstellung von dem Wesen und der Würde der evangelischen Kirche; oder noch irgend aufrichtige und herzliche Achtung und Liebe zu ihr?

Endlich müssen wir zu diesen Beweisen Franz'schen Denkglaubens noch ein Kuriosum hinzufügen, welches zwar der Zeit nach etwas älter, aber nicht minder charakteristisch ist. Als näm-

sich Thiersch in der bekannten Kniebeugungs-Angelegenheit gegen Döllinger sein beredtes Wort ergehen ließ und alle Protestanten Bayerns dem wackern Vertreter dies freudig dankten, so machte sich auch Herr Franz von Ingenheim auf und schrieb — etwa gegen Döllinger? nein, gegen Thiersch, um dem gelehrten Meister in Schildaischer Engherzigkeit eine Lektion zu geben, daß er nicht genug im rationalistischen (d. h. im Grunde franzisch-denk-gläubigen) Sinne gegen Döllinger aufgetreten sey.

Mit solchen Gesinnungen gegen die evang. Kirche erfüllt, mit einem solchen ihrem Glauben und innern Leben ganz entfremdeten und abgestorbenen Herzen glaubt Herr Franz gegen den Vorwurf der Abtrünnigkeit von seiner Kirche protestiren zu müssen. In der That, er hat sich mit Recht von demselben getroffen gefühlt, und wenn Herr Franz nicht zu den Abgefallenen gehört, so gibt es überhaupt keinen Abfall mehr von der evang. Kirche. Was hat er aber für Gründe? Sie sind kaum einer Widerlegung werth. Er meint, es handle sich hier nur um die von dem altkirchlichen Systeme Abweichenden. Nach seiner theologischen Einsicht gibt es nämlich keine objektive göttliche Wahrheit, sondern nur Systeme, ein altkirchliches, ein supernaturalistisches, ein rationalistisches u. s. w., am Ende so viel Systeme als Köpfe, so daß man nicht über die Gasse gehen kann, ohne einer Menge von alten und neuen Systemen zu begegnen. In Ingenheim bei Landau herrscht somit gegenwärtig das Franz'sche System, und die Bauern daselbst müssen sich so lange in dasselbe einschulen lassen, bis nach dem Abgange des Hrn. Franz wieder ein neues System aufkommt; dann geht's wieder von vorne an. Oder kennt derselbe vielleicht ein neukirchliches System, das jetzt von der evang. Kirche anerkannt ist und gesetzliche Geltung in ihr hat? So möge Herr Franz uns mit demselben bekannt machen. Er sagt aber weiter: „die Zahl der Abweichenden ist heutiges Tages weithin die größere." Welch ein Grund in dem Munde eines Protestanten! Er schämt sich nicht, der Geschichte seiner eigenen Kirche, dem Bekenntniß der glaubigen Väter, die immer in der Minorität standen, und dem Namen eines Protestanten (er denke an das Jahr 1529!) und der heil. Schrift selbst, (er lese Luc. 12, 32. Matth. 7, 13. 14) in das Angesicht zu schlagen, und durch das jämmerliche Pochen auf die Majorität in

Glaubenssachen zu beschimpfen. Warum wird er denn nicht katholisch? so hätte er doch noch eine viel größere Majorität auf seiner Seite. — „Doch so lange die Kirche die Abgewichenen nicht als „Abtrünnige" absetzt — so schließt Herr Franz weiter — darf sie dann der Einzelne als solche bezeichnen?" So nahe die Antwort liegt, so wenig mag er sich dieselbe geben. Sie lautet: Wir dürfen es thun, so gut wir das Weiße weiß und das Schwarze schwarz nennen dürfen, wenn wir auch diejenigen nicht gerade todtschlagen, welche keinen Unterschied zwischen Schwarz und Weiß kennen. Die Kirche aber redet durch den Mund ihrer Diener, und was der letztere in ihrem Namen und in Uebereinstimmung mit ihrer Lehre, mit ihrem Bekenntniß und ihrem Glauben thut, das thut auch die Kirche. Kennt denn aber Herr Franz das neunte Gebot in seinem Katechismus nicht, und weiß er nichts von der treffenden Auslegung und Anwendung voller Pfeile und Spieße, welche Hr. v. Florencourt demselben für die Lichtfreunde gegeben hat?

Nach diesem Allen muß die Protestation des Herrn Franz gegen den Vorwurf der Abtrünnigkeit und damit zugleich gegen die heiligsten Lehren der evang. Kirche in sich selbst zerfallen. Er protestirt für den reinen Nihilismus gegen das Glaubensfundament jener Kirche. Oder soll das noch ein Glaube seyn, wenn er von Jesu als einem Heilande, als dem Haupte seiner Kirche, von einem Reiche Christi, u. s. w. redet? Es sind dies, wie wir gesehen haben, alles nur leere Redensarten im Munde des Denkglaubens. So viel hätte Herr Franz aus der von ihm angefeindeten Predigt lernen können, wie wenig derjenige Ursache hat, jene Ausdrücke im Munde zu führen, welcher Jesum nicht anerkennt als den Gottmenschen, welcher die Fundamental-Artikel der evang. Kirche läugnet. Wer aber so mit seiner Kirche innerlich zerfallen ist, wer so sehr den Geist derselben, ihren Glauben und ihr gemeinsames Bekenntniß verläugnet, und das mit so oberflächlichem, leichtfertigem Sinne, der möge doch ja sich der Protestation gegen den Vorwurf der Abtrünnigkeit enthalten. Seine Protestation ist weiter nichts als eine offene Anklage wider sich selbst.

Wir aber müssen zum Schlusse noch protestiren — und zwar mit größerem Fug und Recht als Herr Franz — gegen Despo-

tismus, Glaubenszwang und Lieblosigkeit, im Namen der evang. Kirche, im Namen der armen Gemeinde Jugenheim, welche Herr Franz mit seinen willkührlichen, subjektiven Glaubensmeinungen tyrannisirt, und welche aus den trüben Wassern solcher Eigenweisheit ihre geistliche Nahrung zu schöpfen gezwungen ist, statt aus den lauteren und hellen Brunnen des Evangeliums, ohne zu ahnen, welche Gewalt an ihr gethan wird. Möge er, der zum Hirten und Seelsorger einer Gemeinde berufen ist, bedenken, welche schwere Verantwortung vor dem Herrn er auf sich lädt, wenn er ihr das vorenthält, was einzig allen Seelen zum Leben verordnet ist. Apost. Gesch. 10, 42. 43.

— ph.

Aus dem bayerischen Schwaben.

Das im vorjährigen Juniheft dieser Zeitschrift angegriffene prot. Predigerseminar zu München hat im Dezemberheft einen warmen Vertheidiger gefunden. Mir giebt diese Seminarapologie zu folgenden Bemerkungen Veranlassung.

Es wird dort zuerst gesagt, die bisher für das Seminar verausgabten Summen aus den Ueberschüssen vermöglicher Kultusstiftungen dürften nach den bestehenden Landesgesetzen nicht für die von dem Antiseminaristen desiderirten Zwecke verwendet werden. Antwort: Eben das ist der Jammer, daß man sich durch im Laufe der Zeit unzweckmäßig gewordene Gesetze immerfort die Hände binden läßt, und von zeit- und zweckgemäßen Abänderungen solcher Gesetze nichts wissen will, ja nicht einmal den Versuch zu solchen Abänderungen macht, und sich über den traurigen status quo oder über seine Trägheit immer damit tröstet, daß eben nichts zu machen sey ꝛc. ꝛc. Rührt euch eben und legt die Hände nicht in den Schooß; aus nichts wird freilich nichts.

Ferner wird gesagt, das Seminar habe doch schon seine Früchte getragen, es sey eine passende Zwischenanstalt zwischen der Universität und dem eigentlichen Amte. Antwort: Dem Einzelnen mag

der Aufenthalt in einer solchen Anstalt sehr ersprießlich seyn, das wurde ja auch zugegeben. Aber ist's der Mühe werth, für diesen Zweck die Kultusstiftungen so stark zu belasten? Darauf geht der Verfasser des Artikels zu Gunsten des Seminars gar nicht ein. Ladet nur Alles den Stiftungen auf, bis sie am Ende alle miteinander nichts mehr haben, und lasset ihnen so lange zur Ader, bis sie sich verblutet haben! Und warum sollen denn nur etliche Wenige die Wohlthat dieser Zwischenanstalt genießen, wenn sie wirklich eine Lücke in der Bildung der künftigen Geistlichen ausfüllt? Betrachtet man die Sache so, so ist es vollends unzweckmäßig und ungerecht gegen Gemeinden und gegen den heranwachsenden Klerus, nicht alle Kandidaten eine solche Vorschule durchmachen zu lassen, sey es nun in München, oder anderswo.

Weiter heißt es, das Seminar liefere die besten Arbeiter für die protest. Diaspora. Antwort: Ist dies der Fall, warum sind denn dann in Feldkirchen, Kemmöden, Oberallershausen, Ingolstadt keine ehemaligen Seminaristen? Und haben etwa Männer, wie Pächtner in Karlshuld auf dem Donaumoose, ihre Tüchtigkeit dem Münchner Seminar zu verdanken? — Leider, daß der Verfasser der Seminarapologie recht geredet hat, wenn er sagt, diese Stellen seyen „die geringsten im Lande“, so daß der Aufenthalt dort einem halben Martyrium gleichkommt. Schlimm genug, daß man „die Aufopferung früherer Zeit von unserer Zeit nicht mehr verlangen kann.“ Die wann das Seminar geben könnte, dann wollt ich mir's gefallen lassen. Nebenbei kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es eine wunderliche Inkonsequenz, ja eine Barbarei ist, diesen Vikaren die Heirathserlaubniß zu ertheilen (was recht ist), ihnen aber den Eintritt in die Pfarrwittwenkasse nicht zu gestatten, und das nur wieder darum, weil man sich sklavisch daran hält, daß in den Statuten für diese Kasse solche Vikare nicht ausdrücklich als aufnahmsfähig genannt sind.

Endlich wird großes Gewicht darauf gelegt, daß die Münchner Gemeinde vieler Geistlicher bedürfe; es sey da die Verführung zur Apostasie sehr groß; die Seelsorge erfordere eine große Anzahl Geistlicher; es sey gar schön, daß in München täglich in der prot Kirche Gottesdienst gehalten werde ꝛc. Antwort: Das Alles ist in andern Städten, wie Augsburg, Bamberg, Regensburg, Würz=

burg auf's Haar eben so, und was in München schön ist, wäre da auch schön: — warum soll München Alles, und diese gar nichts haben? — Dixi, ohne das vom Seminarapologeten p. 414 im Dezemberheft ziemlich unverblümt ausgesprochene Präjudiz der amentia oder malevolentia zu fürchten.

Anmerk. Die Redaktion hat dem pro und contra in dieser Angelegenheit das Wort gelassen, damit sie unparteiisch handle, obwohl sie Partei ist. Sie gehört zur Partei Jener, welche das Seminar nicht hoch anschlagen, wenn man es für eine der Landeskirche dienende Bildungsanstalt ausgeben will. Die Gründe liegen ziemlich offen vor Jedermanns Augen.

Fragmente.

1.

Was vom gegenwärtigen Zustande der protestantischen Kirche zu denken sey, wohin alle diese religiösen Bewegungen zuletzt führen werden? hört man von allen Seiten fragen. — Fast in jedem Worte dieser Frage liegt wieder eine Frage. Die protestantische Kirche? Was begreift man nicht alles unter diesem Namen? Sind nicht viele Protestanten verblendet genug, stolz zu rühmen, daß unzählige Sekten der ganzen Erde zu ihrer Gemeinde gehören? von den uns näher liegenden Begriffs-Verzweigungen und Verwirrungen zu schweigen.

Und der gegenwärtige Zustand dieser Kirche? — Was ist gegenwärtig? Welcher Zustand hat irgend Bestand in dieser aus leerer Eitelkeit neuerungssüchtigen Zeit, die mit ebenso flacher als frecher Rücksichtslosigkeit alles verachtet, was sie aus einer frommen und weisen Vorzeit überkommen hat. —

Ist nicht „Vorwärts" das gemißbrauchte Schlagwort vieler Tausende, die unaufhaltsam laufen und rennen, ohne darnach zu fragen: wohin es denn zuletzt gehe? Der heutige Tag verhöhnt und verachtet den gestrigen, während er vor dem morgenden höchst bescheiden, als vor dem klügern, zurücktritt; alles Jüngste — doch abgesehn vom jüngsten Tage — wird, ohne Frage, als das Gescheidste und Richtigste anerkannt. Hat doch eine Synode voll Ehrerbietung gegen Kinder und Kindeskinder, aber aller Pietät baar gegen Väter und Vorfahren, hat sie doch erklärt: „daß alle bisher bei den protestan-

tischen christlichen Konfessionen bestehenden symbolischen Bücher abgeschafft seyn," dagegen „die Kirchenagende und andere Religionsbücher, wenn sie die jetzigen Grundsätze der protestantischen Kirche aussprechen, der Nachwelt nicht als unabänderliche Norm des Glaubens dienen sollten." So ist die letzte Spur des Glaubens an Eine heilige christliche Kirche verschwunden! —

Wenn nun diese gespenstischen Erscheinungen, welche offenbar selbst keinen Anspruch machen zu existiren, — denn jede wahre Existenz ist nicht ephemer, sondern wurzelt im Unvergänglichen — wenn sie, wie fratzenhafte Figuren eines Schattenspiels an der Wand, schnell vorüberziehen, wäre es ein Wunder, daß uns, sobald wir sie mit den Augen festhalten wollen, ein Schwindel ergriffe? — Warum aber, sagen Hoffnungsvolle, warum, im Hinstarren nach diesem wesenlosen, nächtlichen Schattenspiele, wendet ihr die Augen weg von der anbrechenden Morgenröthe einer schönern Zukunft der Kirche, welche so vieler Blicke auf sich zieht? Bücher und Zeitschriften selbst führen die Zukunft im Titel. —

Novalis bemerkt tiefsinnig: die Zukunft sey nur für die Gesunden. Der bedarf freilich einer starken Gesundheit, welcher sich durch Realisirung einer bessern Zukunft thatkräftig ausweisen soll. Bücher zu schreiben über eine zukünftige Kirche, wie sie seyn sollte, dürfte mancher sagen, das sey nicht so schwer, ja leichter, als von der Herrlichkeit einer vergangenen Zeit zu träumen, weil solch Träumen durch die wache Wahrheit der kritischen Geschichte gestört werde. Für Propheten gebe es in der Gegenwart keine Kontrole. — Das sey ein ungerechtes, ismaelitisches Urtheil, erwidern jene. Von Träumen sey nicht die Rede, vielmehr von Plänen zum Bau einer Kirche auf dem Fundament der Gegenwart, zu einem Bau, der alsbald beginnen solle, da kein Moment hiezu geeigneter sey, als der gegenwärtige.

Gewiß ist der gegenwärtige Moment höchst bedeutend — höchst kritisch. Es sind Wehen der Zeit eingetreten, alle Welt

erwartet die Geburt. Aber wie ungleich ist diese Erwartung! Melancholische meinen: die elende, abgeschwächte Mutter werde ein todtes Kind gebären; andere, voll sanguinischer Hoffnungen, freuen sich, wie auf eine neue Weihnachtsfeier; ernste Christen sagen glaubensvoll: die Zeit trage zwei Völker unterm Herzen, aber Jakob werde dem Esau überlegen seyn.

2.

Daß die protestantische Kirche krank, sehr krank sey, darüber sind alle einig. Aber wie verschieden sind die Meinungen der geistlichen Aerzte über die Natur der Krankheit und über die anzuwendenden Heilmittel. Die tiefste Differenz wurzelt in den höchst verschiedenen, ja einander ganz widersprechenden Ansichten vom normalen gesunden Zustand der Kirche. Wenn es den Einen Ideal ist, daß der in der Liebe thätige Glaube in allen Gliedern der Kirche lebendig sey und alle innerlichst einige, so fassen Andere nur die ungebundenste Freiheit und Selbstständigkeit jedes Einzelnen in's Auge mit Hintansetzung der Liebesgemeinschaft. —

Näher betrachtet, überzeugt man sich, daß der Zustand der Kirche in den deutschen Ländern, wo die Union eingeführt ist, höchst verschieden sey von dem in Ländern, wo die Union nicht statt fand. In letzteren hat die Kirche mehr einen konservativen Charakter, welcher jedoch einer naturgemäßen Fortbildung durchaus nicht in den Weg tritt; die Union dagegen dürfte, durch übereilte Verbindung zweier Kirchen, den Bestand und die Entwicklung beider gestört haben.

Fassen wir zunächst die unirte Kirche in's Auge und fragen: wo ist der Sitz ihrer Krankheit — im Bekenntniß, in der Verfassung, im Gottesdienst? Ist das Unheil mehr in den Formen oder in den Menschen dieser Zeit zu suchen, ist die Theorie gut, taugt nur die Praxis nicht? —

Wie ist es vor Allem um das Bekenntniß und die Bekenntnißschriften und ihre Geltung beschaffen? Bekennt sich eine

Kirche wirklich und aufrichtig zu wahrhaft auf die h. Schrift gegründeten Bekenntnißschriften, so ist sie im Innersten gesund, und mehr äußere Mängel, z. B. Mängel ihrer Verfassung, erscheinen als heilbar.

Leider herrscht aber in der unirten Kirche der größte Zwiespalt in Bezug auf die Bekenntnißschriften; in Preußen trat derselbe seit 1830 grell hervor. Damals erklärten die Professoren David Schulz und Cöllen: seit Einführung der Union habe die evangelische Kirche keine Bekenntnißschriften mehr. Sie protestirten gegen die Verbindlichkeit derselben und die Verpflichtung auf sie. Wenn, sagten sie, Lutheraner und Reformirte ihren einander widersprechenden Bekenntnissen anhiengen, so könnten sie nicht als Eine Gemeinde betrachtet werden. —

Dieser Ansicht trat ein königlicher Erlaß vom 28. Febr. 1834 entgegen, dessen Anfang so lautet: „Die Union bezweckt und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses, auch ist die Autorität, welche die Bekenntnißschriften der beiden evangelischen Konfessionen bisher gehabt, durch sie nicht aufgehoben worden."

Wenige Jahre später (1837) schrieb der Prediger Kämpfe über die Union. Trotz des königlichen Erlasses sagt er: „die Freunde der Union denken in Betracht der symbolischen Bücher anders als die Feinde der Union. Wir protestiren auf das Allerentschiedenste gegen diese Behauptung (von der verpflichtenden Kraft der symbolischen Bücher) darum, weil diese Behauptung im offenbarsten Widerspruche steht mit dem Begriffe, den die evangelische Kirche von sich selbst aufstellt."

Und, was mehr sagen will, über das Buch des Prediger Kämpfe ward in den Hallischen und Magdeburger Zeitungen durch den Bischof Dräseke dies Urtheil gefällt: es werde die Leser „über einen der wichtigsten Gegenstände der Zeitgeschichte aufs Erwünschteste belehren, zurecht weisen und recht eigentlich orientiren, ihrem würdigen Verfasser aber als ein Geschenk, das

es der gesammten Landeskirche gemacht habe, einstimmigen Dank und wohlverdienten Ruhm bringen." —

Dieser Ansicht Kämpfe's von den Symbolen tritt die evangelische Kirchenzeitung auf's Entschiedenste entgegen: es sey, sagte sie, bei der Stiftung der Union „von einer Abrogation der Symbole ganz und gar nicht die Rede gewesen." — Uebereinstimmend schreibt der Breslauer General-Superintendent Ribbeck: „Die evangelische Kirche ist nichts mehr, wenn sie ihre Symbole fahren läßt. Sie steht und fällt mit ihnen." Dagegen sagt wiederum der Pastor und Licentiat Gampp: die Union nach Ribbeck'schen Grundsätzen sey ein wahres „Unding und gehe immer wieder in eine Zweiheit von Kirchen aus einander;" ebenso Professor Wasserschleben. „Innerhalb der Union," sagt er, „ist eine fortdauernde Geltung der symbolischen Schriften und eine Verpflichtung darauf undenkbar, ohne die Union selbst zu vernichten."

So sind die Glieder der unirten Kirche ganz uneins über das, was das Wesen und die Seele jeder Kirche charakterisirt: über den Glauben und das aus dem Glauben hervorgehende Bekenntniß *). Bis auf den heutigen Tag währt der Streit fort. Der bekannte Protest vom 15. August 1845 greift diejenigen an, welche sich zur Augsburgischen Konfession bekennen, „diese Formel sey ihr Pabst," heißt es dort. Und dieser Protest ist auch von den Bischöfen Dräseke und Eylert unterschrieben, ohne alle Rücksicht auf den königlichen Erlaß von 1834.

Gegen den Protest traten wiederum Hengstenberg, Stahl, gegen Eylert insbesondere lutherische Prediger in Pommern auf. —

Und wie seit Jahren in Preußen, so ist der Streit über

*) Diese Uneinigkeit ist höchst treffend charakterisirt in den Abhandlungen: „Stimmen aus der unirten Kirche über die Union" (Zeitschrift, Bd. 6. S. 362) und „Ueber Union, Agende und Lutherthum in Preußen." (Zeitschrift Bd. 3. S. 54).

Gültigkeit der Symbole auch in Baden und anderweitig ausgebrochen. Die Union selbst hat Vielen erst die Augen geöffnet über Bedeutung und Werth der Bekenntnißschriften. Jede Kirche offenbart ihr innerstes Wesen und legitimirt ihre Existenz durch ihr Bekenntniß, so wie in der ausgesprochenen Anerkennung bestimmter Bekenntnißschriften auch die Anerkennung der bekennenden Kirchen ausgesprochen ist.

3.

Was soll man sagen zu all den sich widersprechenden Stimmen über die Geltung der Bekenntnißschriften für die unirte Kirche? Schroff stehen einander Ja und Nein gegenüber — so schroff wie die Männer, welche Ja und Nein sagen, und diese Männer waren doch großentheils schon bei der Entstehung der Union betheiligt. Wie konnten sie sich doch uniren, wenn sie schon damals einander so widersprachen? Dies Seltsame zu begreifen, müssen wir auf die Zeit, da die jetzige Union entstand, zurückgehen, zunächst von allen Unionsversuchen früherer Zeiten absehend.

Die Union gieng von Preußen aus, ja sie war dort in Bezug auf Kirchenverfassung und Kirchenregiment faktisch da, ehe nur ihr Name ausgesprochen wurde. Durch *) ein Publikandum, betreffend die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden, vom Jahre 1808, ward nämlich das Kirchenregiment in Preußen als „Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht" dem Ministerium des Innern eingeordnet. Diese Sektion erhielt „alle Rechte der obersten Aufsicht und Fürsorge

*) Das Folgende ist meist aus dem „Abriß der Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in Preußen" entnommen, welcher sich in den Jahrgängen 1843 und 1845 der evangelischen Kirchenzeitung findet. Mit diesem ist zu vergleichen die „Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung in der Mark Brandenburg", von Dr. H. v. Mühler, Kön. Preuß. Regierungsrath. Weimar 1846.

des Staats in Beziehung auf Religionsübung ohne Unterschied der Glaubensverwandten." Bei den Provinzialregierungen wurden analog „Deputationen für geistliche und Schulsachen" eingeführt, welche vorzüglich sorgen sollten, „daß der geistliche Unterricht und Kultus sowohl seinem Innern als Aeußern nach verbessert und zweckmäßiger eingerichtet werde, um Religiosität und Moralität, Duldung und Annäherung zwischen den verschiedenen Glaubensverwandten zu befördern." Diese Verordnungen *) „ignorirten den konfessionellen Unterschied völlig, indem bei der Bildung der Behörden zwischen Lutheranern und Reformirten gar kein Unterschied gemacht wurde. Auf diese Weise wurde also," sagt der Verfasser, „in einem keineswegs unerheblichen Punkte, welcher der früheren Zeit für wichtig genug gegolten hatte, um im Westphälischen Frieden dafür besondere Garantieen zu schaffen, von obenher ohne Weiteres die Union eingeführt, ein Umstand, der für das spätere Unionswerk von nicht geringer Bedeutung war."

Das reformirte Kirchen-Direktorium trat zuerst gegen diese Neuerung auf und bat, „für die reformirten Kirchen und Schulen eine besondere geistliche Oberbehörde fortbestehen zu lassen." Hierauf ward der Bescheid ertheilt, daß „eine besondere Ober-Kirchenbehörde für jede Konfession mit der neuen Verfassung unvereinbar sey."

„Bei weitem am entschiedensten und bestimmtesten war indeß der Widerspruch des lutherischen Ober-Konsistoriums," allein eben so vergeblich.

Ein Zweites, was in nähester Beziehung mit der Union stand, sie einleitete und begleitete, war die neue Preußische Agende.

Der Oberhofprediger Sack hatte „die Ausarbeitung einer Liturgie als möglich und wünschenswerth bezeichnet, in deren Gebrauch sich beide Theile, die Reformirten und die Lutherischen

*) Abriß. Ev. K. 3. 1815. S. 475—485.

vereinigen könnten. Der König ergriff diesen Plan mit Wärme. In einer Kabinetsordre vom 18. Juli 1798 drückte er seine Freude darüber aus, daß Hoffnung vorhanden sey, „beide Konfessionen durch eine gemeinschaftliche Agende, der bleibenden Verschiedenheiten ungeachtet, einander näher zu bringen." — „Daß Lutheraner und Reformirte im Gottesdienste," sagt Mühler *), „gleichmäßig ihr evangelisches Bewußtseyn wiederfinden, sich darin gemeinsam erbauen möchten, das war die Aufgabe. Der König war sich ihrer und ihrer Bedeutung im vollsten Maaße bewußt." Der erste praktische Versuch mit der neuen Liturgie geschah 1816 unter den Augen des Königs.

„Die neue Agende," sagt **) der Verfasser des erwähnten geschichtlichen Abrisses, „sollte, wiederholten Erklärungen der kirchlichen Behörden zufolge, mit der Union in keinem nothwendigen Zusammenhange stehen und deshalb ohne Widerspruch angenommen werden. In der That aber war ihre Annahme oder Nichtannahme von der Unionsfrage nicht zu trennen, so daß indirekt mit der Agende der Union der Weg bereitet wurde." Ein Jahr nach jenem ersten Versuch mit der neuen Liturgie erschien die Kabinetsordre vom 27. September 1817, in welcher der König den Wunsch aussprach, bei der Säkularfeier der Reformation einen Anfang der Union der luther. und reform. Kirche in's Leben treten zu sehen; doch sey er, die Rechte und Freiheit beider Kirchen achtend, weit entfernt, seine Ueberzeugung aufdringen zu wollen. —

Wie kam es nun, daß die Union so schnellen Eingang fand — und wenn sie damals diesen fand, wie kommt es doch jetzt, daß „die antiunionistische Gesinnung in raschem Fortschritt begriffen ist, intensiv nicht weniger, als extensiv?" ***)

Der Einführung kam sehr vieles und sehr verschiedenes zu stat-

---

*) Mühler. 334.

**) Ev. K. Zeitung 1845. S. 501.

***) Hengstenberg in der Ev. K. Z. 1844. S. 1.

ten: einmal der Wunsch des Königs, dann die religiösen Ansichten vieler christlich Gesinnter, bei der Menge aber eine große Gleichgültigkeit gegen Religion und eine so unglaubliche Unwissenheit, daß die Meisten kaum die einfachsten Katechismuslehren kannten.

Was zunächst die gläubigen Lutheraner und Reformirten betrifft, so hatten sich diese in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ohne allen Unterschied der Konfession, zusammen gethan, im Gegensatz zur Masse des herrschenden Unglaubens. Selbst Katholiken hatten sich ihnen angeschlossen. Die konfessionellen Differenzen wurden von ihnen nicht berührt, oder vielmehr Gläubige wie Ungläubige kannten sie kaum oder gar nicht. Die gewöhnliche Ansicht war: es handle sich zwischen Lutheranern und Reformirten einzig um eine unnütze Subtilität in Bezug auf das Abendmahl. Von einer Kirche war nicht mehr die Rede, höchstens von einer unsichtbaren, deren Glieder in den verschiedensten Gemeinden zerstreut, sich fast nach Art der Freimaurer erkannten, zusammenfanden und zusammenhielten.

Natürlich thaten so gesinnte Christen so wenig gegen die Union, daß sie dieselbe vielmehr auf alle Weise förderten, ja sich selbst als längst Unirte betrachteten.

Wie es aber um die religiöse Gleichgültigkeit und Unwissenheit der großen Menge, ja auch so vieler Geistlichen damals stand, bezeugen übereinstimmende Aeußerungen von Männern, die in religiöser Hinsicht höchst verschieden denken.

Es leidet keinen Zweifel, sagt der Verf. des angeführten „Abrisses", daß sich die Kirche *) „in ihrem damaligen Zustande der vollen Bedeutung der Union durchaus nicht klar bewußt war; daß es an richtiger Kenntniß und Würdigung des konfessionell-kirchlichen Rechtsbestandes, den man wesentlich zu alteriren im Begriff war, offenbar fehlte, daß Rationalismus und Indifferentismus das Unionswerk wesentlich gefördert haben." — Eben so urtheilte der Preußische Bischof Sack. „Selbst die

*) S. 500 l. c.

schlaffe, indifferentistische Denkungsart," sagt er, „die sich leider aller Stände bemächtigt habe, komme der guten Sache (der Union) nicht weniger zu statten, als die Einsicht und der Wunsch aufgeklärter Anhänger des Christenthums *)."

Wie in Preußen war der Zustand der Lutheraner und Reformirten in der Rheinpfalz, als sie sich im Jahre 1818 unirten. Die Synode in Kaiserslautern wollte die symbolischen Bücher ganz abgeschafft wissen und einzig das neue Testament als Norm ihres Glaubens anerkennen. Ein rheinpfälzer Geistlicher **), der sich freut, daß die Union „auf freisinnigen und rationalen Grundsätzen erbaut wurde," schildert dennoch den damaligen Zustand der Rheinpfalz als höchst traurig. Er sagt: Das Kirchenregiment sey „wohlwollend aber allzuschlaff" gewesen, „unwürdige Geistliche seyen eben nicht sonderlich beunruhigt worden." „Im Allgemeinen," bemerkt er, „herrschte viel falscher Rationalismus, Flachheit, Seichtigkeit und Mangel an theologischer Bildung; die Studienzeit der ältern Generation war in eine ungünstige, unruhige Zeit gefallen und das Studium meist schnell abgethan worden — von der jüngeren Generation forderte man nicht viel Kenntnisse; nicht leicht fiel einer durch das Examen, daß aber völlige Ignoranten es bestanden, war nichts seltenes." Kurz, das kirchliche Leben in der Pfalz war unläugbar in einem sehr kläglichen, matten Zustande. „„Die Leute schliefen,"" als man sich unirte.

Ein ebenso unparteiisches Zeugniß legt der bekannte Pastor Zittel über den religiösen Zustand des protestantischen Badens zur Zeit, da die Union eintrat, ab. „Der künftige Religionslehrer," erzählt er, „studirte, wo er wollte; auf der Landesuniversität wurden offen genug und unangefochten Ansichten ausgesprochen, die keinen Anspruch auf Konformität mit dem symbolischen Lehrbegriff machen konnten. Der Geistliche trat

*) E. K. 1844, S. 13.

**) Franz in der „Morgenröthe" S. 36.

in sein Amt, ohne daß an eine Verpflichtung auf irgend eine Bekenntnißschrift gedacht wurde, ja, es war fast zufällig, wenn er nur mit dem Inhalt der symbolischen Bücher bekannt wurde. Er predigte darum auch wirklich, ohne die mindeste Rücksicht auf diese zu nehmen."

Das charakterisirt die Zeit, in welcher die Union gestiftet wurde. Der Einfluß der unglücklichen Konstellation bei ihrer Geburt, wirkt noch heute fort. „Die Leute schliefen," einer aber wachte und diesen Einen überwachte ein Stärkerer. —

Man vereinigte sich. Wenn zwei Handlungshäuser eine gemeinsame Firma annehmen wollen, so gehen sie vorher erst sorgfältig ihre beiderseitigen Bücher durch, da ja keiner durch die Verbindung Schaden leiden, vielmehr gewinnen will.

Wie anders verfuhr man, als Reformirte und Lutheraner sich zur neuen Firma der Unirten einigten. Keiner bemühte sich, bei einer so hochwichtigen Sache, die Bücher des Andern einzusehen, kein Theil kannte, wie gesagt, die Bekenntnißschriften des andern, höchst selten die eigenen. Der schlesische Pastor Gerhard meint: von 1,500,000 Schlesiern dürften kaum 15 die symbolischen Bücher gelesen haben. — Wenn unsere frommen, gewissenhaften Vorfahren eine Union in voller, wesentlicher Wahrheit vergebens erstrebten, so genügte dem leichtfertigen unwissenden Geschlecht unserer Tage ein trügliches Scheinbild der Wahrheit. Sie riefen: Friede! Friede! und war doch kein Friede, sie verlachten dünkelhaft den bedenklichen konfessionellen Ernst der Alten, als hätten diese in übergewissenhafter Beschränktheit nur de lana caprina gestritten.

Von der Unkenntniß, welche in konfessioneller Hinsicht auch bei besseren Geistlichen beider Konfessionen herrschte, mögen hier einige Beispiele stehen. Ein lutherischer Knabe wohnte dem Religionsunterrichte eines reformirten Pfarrers bei. Nach der Stunde trifft dieser die Mutter des Knaben, und wünscht ihr Glück, ein so ausgezeichnetes Kind zu haben. Die Mutter verwundert fragt: was er denn im Unterricht behandelt habe? Der Pfarrer ant-

wortete den zweiten Artikel; der Knabe habe seine Frage so vortrefflich beantwortet, daß er selbst es nicht so gut könne. Als er nun die Antwort referirt, sagte der Mann lachend: das ist ja die Erklärung des zweiten Artikels im kleinen luther'schen Katechismus, die mein Sohn aufgesagt hat! — Ein lutherischer Pfarrer verrieth gelegentlich, daß er nicht wußte, wie die Reformirten die Gebote anders zählen als die Lutheraner. So bewiesen beide Geistliche, daß sie die bekanntesten, populärsten Konfessionsschriften — den kleinen luther'schen und den Heidelberger Katechismus — nicht kannten, und beide waren doch sehr achtungswerthe Männer.

Anders verhielt es sich mit einer Anzahl reformirter und lutherischer Laien, welche in großen, angestrengt liebewarmen Worten sich schriftlich gegen alle konfessionellen feindlichen Unterschiede scharf erklärten und hinzufügten: sie seyen entschieden für die **Konkordienformel**.

4.

Friedrich Wilhelm III. erfaßte, wie wir sahen, schon im Beginn seiner Regierung (1798) mit größter Vorliebe den Gedanken einer Union und that alles, um denselben zu verwirklichen. Der Vorwurf des Indifferentismus trifft den ernst religiösen König gewiß nicht; was war es denn, das ihm die Einigung der Lutheraner und Reformirten so wünschenswerth machte?

Die preußische Geschichte antwortet hierauf: es haben seit dem Jahre 1613 alle preußische Regenten, mit Ausnahme zweier Könige, die Union durchzuführen getrachtet.

Die Reformation ward im Jahre 1539 in der Mark angenommen, im Jahre 1577 die Formula concordiae.

Der Kurfürst **Joachim Friedrich**, entschieden lutherisch gesinnt,*) ließ sich im Jahre 1593 von seinem Sohne **Johann**

*) Evang. K. Z. 1842, S. 784.

Sigismund, schriftlich angelobein, daß er bei den Symbolen der lutherischen Kirche, einschließlich der Konkordienformel, beständig bleiben, diesem zuwider in Schule und Kirche nichts ändern, sondern Alles in dem vorhandenen Zustande lassen wolle" *).

Dennoch erklärte Johann Sigismund am 18. Dezember 1613 seinen Uebertritt zur reformirten Konfession; im Berliner Dom genoß er am 25. Dezember zum erstenmale mit 54 Andern das Abendmahl nach reformirtem Ritus. Ob ihn hierbei nur religiöse Ueberzeugung oder auch Rücksicht auf neu erworbene reformirte Unterthanen in Jülich wie auf reformirte Bundesgenossen — die Holländer — bestimmten, das weiß Gott allein. Entschieden machte aber der Uebertritt **) „einen ebenso tiefen als nachtheiligen Eindruck auf die, fast sämmtlich streng lutherischen Unterthanen des Kurfürsten." Selbst gemäßigte unter ihnen fürchteten, „es werde Gewalt und List angewendet werden, um der Religion des Fürsten Anhänger zu verschaffen, die Lutheraner aber zu unterdrücken." „Jedenfalls trennte diese Religionsveränderung den Fürsten von seinen Unterthanen und versetzte das Land in Unruhe."

In Berlin kam es selbst zu offenem Aufstande und blutigen Auftritten, wobei zehn kurfürstliche Trabanten verwundet und getödtet wurden, und des Kurfürsten Bruder selbst einen Steinwurf erhielt.

Die lutherischen Prediger kämpften eifrig gegen die reformirte Lehre, besonders gegen das decretum absolutum. Sie sagten: „der Reformirten Gott sey dem Teufel ähnlicher als dem wahren Gotte, nach reformirter Lehre müsse der Gottloseste, wenn er auserwählt sey, doch selig werden." ***)

Der scharfe Gegensatz der Konkordienformel gegen die Leh-

---

*) Stenzel Geschichte des preuß. Staats 1, 387. Mühler 122.

**) Stenzel 388, 389.

***) Stenzel l. c.

ren Zwingli's und Kalvin's war in feindseligem Haß lebendig geworden und regte ein ganzes Land auf.

Was war natürlicher, als daß dem Kurfürsten alles daran liegen mußte, diesen unglücklichen Zwiespalt zu schlichten, um die Liebe der erbitterten Unterthanen wieder zu gewinnen. Er ließ deshalb die Confessio marchica (auch confessio fidei Johannis Sigismundi genannt) entwerfen. Sie*) wurde deutsch publizirt, damit das ganze Volk sie lesen könne. Wiewohl in die Sammlungen reformirter Symbole aufgenommen, würde sie doch von Kalvin nicht anerkannt, in Dordrecht als arminianisch verdammt worden seyn, weil sie nicht das decretum absolutum lehrt. In den meisten übrigen Punkten reformirt, konnte sie ebensowenig bei den Lutheranern Anerkennung finden. Kurz, sie trägt ganz den Charakter einer beabsichtigten Union. Dies darf um so weniger Wunder nehmen, da Pelargus, der Verfasser der confessio marchica, welche bis zum Jahre 1817 Symbol der Preußischen reformirten Kirche blieb, da dieser Verfasser lutherischer Generalsuperintendent in Frankfurt war. Bis an seinen, 1632, 18 Jahre nach Abfassung der confessio, erfolgten Tod, blieb Pelargus in der lutherischen Kirche.**)

---

*) Augusti Corpus librorum symbolicorum, qui in ecclesia Reformatorum auctoritatem publicam obtinuerunt S. 640. Novam doctrinae formam exposuit, eamque subditis suis non tamquam normam, sed tamquam exemplum proposuit.

**) Mühler 131, 148, 165. Die Generalstaaten luden späterhin den Kurfürsten Johann Sigismund ein, Deputirte auf die Dordrechter Synode zu schicken, „ihre Abreise aber war aus zufälligen, vielleicht absichtlich vorgeschützten Gründen unterblieben.“ Aus der Natur der confessio Sig. folgt, daß das Preußische Regentenhaus und seine reformirten Unterthanen eigentlich schon seit 2 Jahrhunderten nicht reformirter, sondern unirter Konfession war. Daher erklärten sie sich wiederholt ebenso entschieden gegen die canones von Dordrecht, als gegen die For-

Der konfessionelle Zwiespalt dauerte bis zum Regierungsantritt Friedrich's II. fort. Von der Regierungszeit Georg Wilhelm's, des Nachfolger Sigismund's, berichtet Stenzel*): „die scharfe Spaltung zwischen dem eifrig lutherischen Volke und der reformirten Regierung war noch immer völlig durchgreifend in Brandenburg und in Preußen. Sie lähmte alle Maaßregeln, die der Kurfürst nahm." — Auf Georg Wilhelm folgte Friedrich Wilhelm der große Kurfürst. Dieser hatte**) „eine nicht sehr verdeckte Vorliebe für die Reformirten," er bewirkte es, daß sie in den westphälischen Frieden als Augsburg'sche Konfessionsverwandte einbegriffen wurden. Die Verpflichtung auf die Konkordienformel hob er auf und verbot den Besuch der streng lutherischen Universität Wittenberg. Durch ein Edikt untersagte er im Jahre 1665 alle konfessionelle Kanzelpolemik. Unter den Geistlichen, welche sich weigerten dies zu unterschreiben, war Paul Gerhard, welcher deshalb abgesetzt ward; die Bitte des Berliner Magistrats um seine Wiedereinsetzung ward vom Kurfürsten sehr ungnädig abgeschlagen.

„Dieser that", sagt Stenzel,***) „was er nur vermochte, die Lutheraner und die Kalvinisten einander zu nähern, doch verdroß ihn die Starrheit jener nicht weniger, als ihm die Unbiegsamkeit der Kalvinisten mißfiel. Er tadelte die Synode von

---

mula concordiae und gegen alles, was sie für böse Reste aus der päbstlichen Zeit hielten. Auch war die Preußische Kirchenverfassung sehr verschieden von der anderer reformirten Kirchen. Dies ward recht klar, als die französischen Refugiés mit ihrer discipline und Confessio gallicana in Preußen Aufnahme fanden, da sie in Bekenntniß, Liturgie und Verfassung sehr von den Preußischen Reformirten abwichen.

*) 1, 424.

**) Ib. 2, 89.

***) Ib. 475.

Vorwurf sehr, da sie, nach ihm, die ganze Welt in Flammen gesetzt und der Religion fast unheilbare Wunden geschlagen habe." Womit er auf das, von dieser Synode in seiner ganzen Härte angenommene kalvinische decretum absolutum zielte.

Friedrich I. verfolgte seines Vaters Weise. Durch Rescript schaffte er im Jahre 1698 in Berlin die Privatbeichte*) ab. Zur Förderung des Unionswerkes wurde in Berlin ein Collegium charitativum, aus einer Anzahl Geistlicher beider Konfessionen errichtet.**) Der König wollte beide Konfessionen so uniren, daß sie sich nicht mehr Reformirte und Lutherische, sondern mit einem gemeinsamen Namen „Evangelische" nennen sollten. „Aber", heißt es bei Stenzel,***) „alle vielfachen Bemühungen Friedrich's, eine Vereinigung, ja man kann sagen, selbst nur eine Annäherung der beiden evangelischen Glaubensbekenntnisse zu bewirken, waren erfolglos." Zugleich ließ er, eingenommen für die anglikanische Liturgie, durch Jablonski einen Entwurf zur Einführung der englischen Kirchenverfassung machen. Alles war schon eingeleitet, als der König starb und der Plan unausgeführt blieb. †)

Friedrich's Sohn, Friedrich Wilhelm I., suchte ebenfalls auf alle, selbst auf gewaltsame Weise, die Union durchzusetzen.††) Die Unterscheidungslehren bezeichnete er als „Possen", und erklärte: „er halte beide Religionen für einerlei zu seyn

*) Ib. 194.

**) Mühler, 193. Leibnitz und Jablonski waren hierbei thätig. „Aber", sagt Mühler, „ein unzeitig erschienenes Werk, unter dem Titel Arcanum regium, enthüllte zu früh und grob die gehegten Plane und rief einen lange anhaltenden, erbitterten Streit in Deutschland hervor." Das Werk war von Winkler in Magdeburg.

***) Stenzel 3, 233.

†) Ib. 114.

††) Evang. K. Z. 1843, S. 387.

und finde dabei keinen Unterschied." Im Jahre 1713 feierte er das Jubelfest der Annahme der reformirten Konfession, 1717 das der lutherischen Reformation, 1730 das der Uebergabe der Augsburg'schen Konfession, 1739 das der Einführung der lutherischen Reformation in der Mark *). Seine Gemahlin blieb lutherisch, seine Kinder ließ er von reformirten und lutherischen Geistlichen prüfen, der Tochter gestattete er lutherisch zu werden, als sie den Markgrafen von Baireuth heirathete. Für Lutheraner und Reformirte stiftete er wie sein Vater Simultankirchen. Differenzen beider Kirchen suchte er mit Gewalt zu beseitigen. In den Jahren 1736 und 1737 verbot er den Lutheranern das Kreuzschlagen, das Singen vor dem Altar, die Chorröcke, Leuchter, Lichter, Kaseln, und zwar bei Strafe der Suspension. Dem Magdeburger Konsistorium befahl er: den Predigern, welche einiges Bedenken dabei hätten, zu ihrer Beruhigung ihre Entlassung zu ertheilen. Einige wurden wirklich kassirt, alle Remonstrationen waren vergebens.**) Dagegen war ihm, wie seinen Vorfahren, die reformirte Lehre vom Decretum absolutum durchaus verhaßt. Er verbot dieselbe auf der Kanzel zu verhandeln und befahl***) dem Feldprediger Müller, Alles aufzubieten, um dem Kronprinzen — nachmals Friedrich II. — „den schweren Irrthum von der unbedingten Gnadenwahl zu benehmen." Es könnten sich, meinte er auch, seine langen Grenadiere auf das decretum absolutum berufen, wenn sie desertirten. So läßt sich die Unionsangelegenheit seit dem Uebertritt Johann Sigismund's bis zum Tode Friedrich Wilhelm's I., unter 5 Regenten verfolgen, vom Jahre 1613 bis zum Jahre 1740, da Friedrich II. zur Regierung kam.

Dieser, †) welcher nicht nach den Grundlehren, geschweige

*) Stenzel 4, 472.

**) Ib. 474.

***) Ib. 609. 610.

†) Ev. K. Z. 1843, 393.

nach den Unterscheidungslehren der zwei Kirchen fragte, ließ alle Gedanken an Union fahren*). Er nahm die angeführten Verbote seines Vaters gegen die Lutheraner zurück. Den reformirten und lutherischen Examinatoren befahl er: „sich nicht bei denen, unter beiden Religionen streitigen Punkten, welche ohnedem nichts bedeuten, aufzuhalten."**) „Die Religionen", erklärte er, „müssen alle tolerirt werden, und muß der Fiskal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß ein Jeder nach seiner Façon selig werden." Letztere Worte werden bis zum Ueberdruß oftangeführt, besonders von Menschen, welche nicht merken, welch' ein himmelweiter Unterschied sey zwischen dem barmherzigen Gott, der seine Sonne aufgehen läßt über Gerechte und Ungerechte, und einem königlichen Religionsverächter, der gleichgültig alle Welt tolerirt. Diese Stimmung des höchst bedauernswerthen großen Königs war wohl eine Frucht der Erziehung, welche er genossen. —

Während der 46jährigen Regierung Friedrich's II. entwickelte sich nun das unchristliche und antichristliche Wesen besonders in den höhern Ständen und auf Universitäten. Das Volk war noch nicht durch das Gift angesteckt. Friedrich Wilhelm II. wollte durch das bekannte Religionsedikt die Krankheit heilen, verstärkte sie aber. Seit dem Anfang der französischen Revolution richteten sich die Blicke und alle Thätigkeit mehr auf äußere Verhältnisse.

Im Jahre 1797 kam Friedrich Wilhelm III. zur Regierung. Wir fragten: warum gerade er mit so großer Vorliebe den Gedanken der Union ergriffen und zu verwirklichen

---

*) Doch soll der König einst einen Geistlichen gefragt haben, ob es nicht besser sey, daß man veranlasse, die Lutheraner und Reformirten zu Einer Kirche zu vereinigen, worauf dieser erwiderte: wenn man es unternähme, würde man, anstatt zweier Kirchen, deren drei haben. (Harleß Zeitschr. 1839. Bd. 3. S. 54.)

**) Mühler 232.

gestrebt habe? Die Geschichte antwortet nun: der Gedanke war ein Erbtheil von seinen Ahnherrn. Fünf derselben hatten vergebens Lutheraner und Reformirte zu uniren versucht; seit 77 Jahren, seit dem Regierungsantritt Friedrich's II., ruhten die Versuche, als der König im Jahre 1817 die Union aussprach. Er wollte endlich die Wunde völlig heilen, welche Johann Sigismund vor mehr als 200 Jahren durch seinen Uebertritt zur reformirten Konfession geschlagen hatte. In ihm lebte der innigste Wunsch, mit seinen lutherischen wie mit seinen reformirten Unterthanen Eines Glaubens zu seyn. Wer möchte diesen Wunsch der Liebe verdammlich finden, wäre er auch schmerzlich überzeugt, daß derselbe durch die Union so wenig erfüllt worden sey, daß diese vielmehr jene alten Wunden wieder aufgerissen, ja neue Wunden geschlagen habe? —

Es kann einmal kein europäischer Regent mit allen seinen Unterthanen Eines Glaubens seyn. Wehe denen, welche gewaltsam uniformirend Eine Staatsreligion aufdringen und erhalten wollen! So meinte es der König von Preußen anfangs gewiß nicht, erklärte er ja in dem Erlaß von 1817, daß er die Rechte der beiden Konfessionen achte und Niemanden zur Union zwingen wolle. Aber seine feste Ueberzeugung: die konfessionellen Differenzen seyen durchaus unwesentlich, mochte ihn späterhin verleiten, in denen, welche ihrer Konfession treu bleiben, dieselbe unvermischt erhalten wollten, nur unverständige, blinde Eiferer und Friedensstörer zu sehen.*)

Man bedachte nicht, daß, nach Jean Paul, die Dissonanz zwischen Tönen oft um so größer ist, je näher sie dem Einklange sind.

---

*) In der angeführten Kabinetsordre vom 28. Febr. 1834 heißt es, in Bezug auf die Schlesischen Lutheraner: „am wenigsten aber — weil es am unchristlichsten seyn würde, — darf gestattet werden, daß die Feinde der Union im Gegensatz zu den Freunden derselben, als eine besondere Religionsgesellschaft sich konstituiren.“

5.

Wir sahen, wie verschiedene Ansichten über Bekenntnißschriften in der Union herrschen.

Die Destruktiven wollen durchaus keine Bekenntnißschriften. Diese absoluten Selbstherrscher fühlen sich durch jedes Gemeinschaftliche in ihrer persönlichen Freiheit gehemmt. Sie führen die Liebe als leeres Wort im Munde, eine wesenlose Schattenliebe. Hätten sie wahre Liebe im Herzen, so würden sie sich nach der tiefsten menschlichen Liebesgemeinschaft, nach der Gemeinschaft des Glaubens sehnen.

Andere dagegen sind einig darüber, daß keine Kirche ohne Glaubensbekenntniß denkbar sey. Fühlen doch selbst Ungläubige, wenn sie sich zusammenthun, die Nothwendigkeit, ein gemeinsames Bekenntniß ihres Unglaubens aufzustellen. Wie viele solcher Bekenntnisse sind nicht die letzten Jahre in Leipzig, Breslau, Königsberg ꝛc. erschienen! Ja selbst Rousseau, da er die umfassendste Union, zwischen Christen, Juden und Muhamedanern in Vorschlag bringt, gibt er zugleich ein Glaubensbekenntniß, in welchem alle drei Religionen übereinkommen sollen, schließt aber fanatisch die Heiden aus.

Wie soll es aber in der Union gehalten werden? Ist sie wirklich eine neue Kirche, sagen Einige, so soll sie auch ein neues Glaubensbekenntniß aufstellen, und sich eben dadurch als Eine Gemeinde ausweisen, die da weiß, was sie gemeinsam will.

Daß aber ein solches neues Glaubensbekenntniß für die Gesammtheit der Union und aus ihr hervorgehen könne, stellen alle Sachkundige in Zweifel. Gehören ja selbst jene Antikonfessionellen auch zur Union; wie wäre es möglich, so entgegengesetzt gesinnte Menschen in Wahrheit zu einigen?

Ist kein neues Symbol möglich, so laßt uns zunächst an den überlieferten alten festhalten, sagen Andere. — An den Symbolen beider Konfessionen? fragte man: wie wäre das möglich? Sie widersprechen ja einander. Zuletzt wird man noch die Kon-

fordienformel und die Canones Dordraceni Ein und derselben Kirche aufdringen wollen! — Der Widerstreit ist nicht so leicht zu schlichten, wie Mancher glaubt. Wenn früher die Reformirten sich mehr der Union anbequemten, so möchte dieses Entgegenkommen gegenwärtig durch die wissenschaftliche Theologie sehr gefährdet seyn. Reformirte Dogmatiken, welche von andern Prinzipien ausgehen als die Lutherischen und in konsequenter Folgerung ein System aufstellen, weichen nicht blos in einzelnen bisher berücksichtigten Punkten, wie in der Abendmahlslehre, von der lutherischen Lehre ab, sondern mehr oder minder in allen. Auch in der Würdigung der heiligen Schrift. Die reformirten Dogmatiker haben dies auch offen ausgesprochen, so Schweizer. —

Wiederum sagen Andere: wir wollen nicht, daß alle Bekenntnißschriften beider Kirchen in der Union Geltung haben sollen. Die Augsburgische Konfession verbindet ja Reformirte und Lutheraner schon seit dem westphälischen Frieden zu der Einen Religionspartei, der Augsburgischen Konfessionsverwandten, sie bleibe ihr gemeinsames Bekenntniß.

Verhält sich's wirklich so? Bezeichnete der Name „Augsburgische Konfessionsverwandte" einen religiösen Begriff, nicht vielmehr einen politischen, welchen der Kurfürst Friedrich Wilhelm, trotz des Widerspruchs der Sachsen, geltend machte? Bezeichnete er eine konfessionelle wahre, wesentliche Einigung der Lutheraner und Reformirten, wie hätten doch die Streitigkeiten beider Parteien unmittelbar nach dem westphälischen Frieden, unter der Regierung des Kurfürsten und seiner Nachfolger, in so großer Heftigkeit fortdauren können?

Andere sagen: die Augustana kann nicht als gemeinsame Konfession gelten, sie geht in ein Detail, welches nicht bloß die Reformirten, sondern auch viele Lutheraner nicht unterschreiben würden. Wir wollen daher eine den Reformirten und Lutheranern gemeinsame Grundlehre als Einigungsformel aufstellen. Einer schlägt die, der Andere jene Lehre vor. So z. B. die Rechtfertigung durch den Glauben — oder einen Spruch, wie

Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit. Und wie viel solcher Formeln und Sprüche könnten vorgeschlagen werden!

Machen redliche Christen solche Vorschläge zur Verkürzung der Symbole, so möchte ich sie an eine unglückliche Mutter erinnern. Diese reiste mit ihren Kindern durch einen nordischen Wald. Plötzlich sieht sie sich von Wölfen umringt; in der Todesangst wirft sie ihnen ein Kind vor, um die Bestien zu befriedigen und während diese das Kind verzehren, mit den andern Kindern zu entfliehen. Aber nicht lang währt es, so sind die Wölfe wieder da, sie opfert ein Kind nach dem andern, zuletzt wird sie selbst gefressen. —

Wozu denn diese Abbreviatur unserer herrlichen Konfessionsschriften? Jede solche Abbreviatur ist freilich ein Glied, welches, wie das einzelne Glied eines organischen Körpers, die ganze Organisation charakterisirt. So könnten wir z. B. im apostolischen Glaubensbekenntniß schon bei dem: „Ich glaube an Gott den Vater“ stehen bleiben; weist doch der „Vater“ auf den Sohn, den Versöhner hin; heißt es ja: „wer den Sohn nicht hat, hat auch den Vater nicht,“ und wiederum: „Niemand kann Christum einen Herrn heißen, als durch den heiligen Geist.“ So liegt in jenen fünf Worten die Trinitätslehre und somit die ganze Dogmatik. Das folgt aus dem innigen Zusammenhang der heiligen Schrift.

Aber wozu doch eine solche Abbreviatur der Symbole? frage ich noch einmal. Ist's nicht um aller zweideutigen Auslegung freien Spielraum zu lassen, daß man unsere ehrlichen Glaubensbekenntnisse in ihrer klaren, unzweideutigen Vollständigkeit hintansetzt? Der Ungläubige, welcher einigermaßen denkt, konsequent denkt, der wird aber die Abbreviaturen ebensowohl verwerfen als die ganzen Bekenntnisse, weil er eben im Einzelnen das Ganze erkennt. — So will es auf keine Weise gehen, und ein Spötter könnte diejenigen, welche verzweifeln möchten in Worten auszusprechen, worin die Unirten Eines Glaubens sind, er könnte

sie auf das Beispiel jenes Kosaken verweisen, welcher als Morgengebet das ABC hersagte und Gott anheimstellte, sich daraus ein Gebet zusammenzusetzen. — So könnte man auch das ABC zur beliebigen Kombination zu einem Bekenntniß hinstellen. —

O selige Zeit, da Fürsten und Städte und Theologen in freudiger Glaubenseinigkeit die Augustana unterschrieben; o unselige Zeit, da jede Ahnung von Einigkeit im Glauben geschwunden, Jeder im Symbol nur eine todte Zwangsformel sieht — da ein freudloses Streben nach einer falschen Freiheit und Selbstständigkeit, alles Bedürfniß der Liebe nach Gemeinschaft der Liebe ertödtet.

Es macht einen wehmüthigen Eindruck, wenn man jetzt die edelsten Menschen vom ehrenwerthesten Charakter vergebens gegen oberflächliche und böswillige ankämpfen sieht. Ueberall tritt ihnen die Union in den Weg. Sie fühlen schmerzlich die Unmöglichkeit einer völligen konfessionellen Harmonie zwischen Lutheranern und Reformirten. Indem man eine neue Kirche zu gründen strebte, entwurzelte man beide Konfessionen. Eine tiefe Sehnsucht ist in den Bessern erwacht, wieder einzuwurzeln sich wieder entschieden mit ihren frommen Vätern durch das Band des Glaubens zu einigen, mit ihnen Ein Bekenntniß zu haben, Einer heiligen, allgemeinen Kirche anzugehören.

Aber die Geltung lutherischer und reformirter Konfessionsschriften verlangen, heißt die Geltung selbstständiger lutherischer und reformirter Kirchen verlangen. Das sieht man in Preußen mehr und mehr. Es wird schon hingewiesen auf die Menge preußischer Gemeinden, welche sich nie unirten, besonders lutherischer. Manche Provinzen, sagt man, z. B. Preußen, seyen fast nur von Lutheranern bewohnt, mit wem hätten diese sich doch uniren sollen? Verhältnißmäßig seyen nur wenige Gemeinden wahrhaft „gemischt unirt," wird behauptet.

Ist dem also, so halte man sich doch an das historisch Gegebene, nenne lutherische Kirchen lutherische, reformirte, reformirte

ordinire die Prediger der erstern auf die lutherischen, die der letztern auf reformirte Symbole. —

Aber wo bliebe die Union? Ich glaube, sie würde erst von da an eine wahre Union.

Pfaff theilte die Unionen in drei Arten. Die erste nannte er Unio absorptiva, wenn sich z. B. Reformirte und Lutheraner so vereinigten, daß die Reformirten völlig lutherisch würden, oder umgekehrt. An eine solche Union ist in Preußen nicht gedacht worden.

Die zweite Art nennt Pfaff Unio temperativa, da beide Kirchen von ihrer Eigenthümlichkeit so viel aufgeben, um eine dritte zu bilden.

Dieser Art sollte die Preußische Union seyn, aber der Versuch ist, wie wir sahen, mißglückt. Differenzen in der Lehre, welche Lutheraner und Reformirte als unwesentlich ansehen sollten, um sich zu einigen, sie sind eben durch den Unionsakt erst recht aufgewacht und haben den größten Zwiespalt herbeigeführt.

Die dritte Art der Union nennt Pfaff Unio conservativa, da jede Kirche ihre Eigenthümlichkeit bewahrt, zugleich aber die andere Konfession in ihrer Eigenthümlichkeit anerkennt, und in Liebe und Frieden mit ihr lebt.

Nachdem man nun seit Jahren in Preußen die Unio temperativa vergeblich zu verwirklichen gesucht und es doch nicht einmal so weit gebracht hat, daß man nur eine klare Definition der Union geben könnte, da sich vielmehr aus Preußen selbst immer mehr Stimmen vernehmen lassen, die Union existire gar nicht — wäre es da nicht am besten, die Unio temperativa ganz aufzugeben, dagegen die Unio conservativa mit voller christlicher Liebe festzuhalten? Und zugleich die Hoffnung, daß aus einer solchen Unio conservativa späterhin in glaubenskräftiger Zeit eine ächte Unio hervorgehen werde, ganz anderer Art, lebendig und beständig, nicht eine so unwahre, gespenstische wie die gegenwärtige, die nur eine Scheinexistenz hat.

6.

In den letzten Decennien haben sich aber viele Stimmen Solcher vernehmen lassen, welche den Sitz der Krankheit unserer Kirche nicht in der mangelnden Einheit des Glaubens suchten und die Symbolfrage umgingen oder ganz in den Hintergrund stellten. Sie sagen: unserer Kirche fehle nur die rechte Verfassung, alles Unglück rühre daher, daß die Kirche von den Reformatoren ganz in die Gewalt der Fürsten verkauft worden sey. Sie bedürfe eine selbstständige Existenz; durch Einführung der reinen Synodal- und Presbyterialverfassung müsse sie von der Tyrannei des Staates emanzipirt werden. — Verständigere urtheilen gerechter über Reformatoren und Fürsten und verlangen nur: daß Synoden und Presbyterien den möglichst selbstständig gestellten Konsistorien hinzugethan werden möchten — wie dies schon hin und wieder geschehen ist.

Der Gegenstand ist durch viele treffliche Männer, wie Stahl, Hengstenberg, Gerlach, Richter, Jakobson, Puchta, Julius Müller u. a. einsichtsvoll, nüchtern und erschöpfend besprochen worden.

Die Gemeinschaft des Glaubens, sagen sie, niedergelegt in den Bekenntnißschriften, sey das Herz der Kirche, wenn es hier fehle, heile keine Verfassungsform. Dann rathen sie in dieser bewegten, ungebundenen, zerstörungssüchtigen Zeit möglichst Neuerungen zu vermeiden, besonders bei Einführung von Synoden vorsichtig zu verfahren. Gewiß mahnt schon dies zur Vorsicht, daß entschieden radikal Gesinnte auf Synoden dringen und verlangen, daß dieselben nicht etwa blos von Geistlichen, sondern auch von Laien beschickt werden müßten und zwar so, daß diese letzteren in der Mehrzahl seyen. Haben wir doch schon hören müssen, daß diese Forderung von ganz Ungläubigen auf den Grund des allgemeinen Priesterthums, dessen Glieder sie seyen, gemacht wurde.

Was Leute der Art beabsichtigen, ist nur zu klar. In unsern Tagen bedarf es eben keiner scharfen Augen, um in die

Herzen der Menschen zu blicken; geht ja der Mund aller Orten frech von dem über, deß die Herzen voll sind. Wer nur einigermaßen Ronge's Triumphzug von der polnischen Grenze bis an den Rhein verfolgt hat, wer die Versammlungen der Lichtfreunde aller Konfessionen, ihre Zweckessen, Toaste kennt, wer ihre sogenannten Glaubensbekenntnisse, ihre Addressen und mancherlei Brochüren gelesen, was soll der vom allgemeinen Priesterthum in unserm armen, nicht geweihten, sondern in ganzen Massen entweihten Volke denken? Im tiefsten Gewissensschlafe schreien sie träumend nach Gewissensfreiheit; Menschen, welche den kleinen Katechismus, die zehn Gebote nicht kennen, sie verlangen Freiheit der Forschung in der heiligen Schrift und dringen auf Abschaffung der Symbole, welche nur Menschenwort seyen, von dem sie nicht gebunden seyn wollen. O der groben Heuchelei! Sie denken: wozu die Kirchen? wir besuchen sie nicht; wozu die Sonn- und hohen Festtage? wir feiern sie nicht; wozu heilige Musik? sie langweilt uns. — Leben und Hoffen unserer Väter war eitle Thorheit und Selbstbetrug, die Gläubigsten waren am überschwenglichsten wahnsinnig. — Doch ich breche ab. Jenes vorgebliche allgemeine Priesterthum, welches sich in die Synoden eindringen und wo möglich das Christenthum ganz beseitigen möchte, läßt uns den entsetzlichen Abfall so Vieler auf's schmerzhafteste fühlen. —

Doch wir verzweifeln nicht im Mindesten. Die Frechen drängen sich freilich jetzt vor, lärmen und rumoren so, daß ruhige und besonnene Männer nicht zu Worte kommen und sich zurückziehen, bis der tolle Pöbel ausgetobt hat. Aber viele Tausende haben ihr Knie nicht gebeugt vor Baal.

Wir brauchen auch nicht abzuwarten, bis Synoden und Presbyterien überall gestiftet werden, um die wahren Glieder des allgemeinen Priesterthums kennen zu lernen. Diese wurden längst schon von Luther im kleinen Katechismus ordinirt, wenn er sagt: „die zehen Gebot (Glaube ꝛc.) wie sie ein Hausvater seinem Gesinde einfältiglich vorhalten — wie er sein

Gesinde lehren soll Morgens und Abends sich segnen." Steht es gut in den Familien, herrscht hier christliche Hauszucht und christliches Leben, dann haben wir für Presbyterien und mittelbar für Synoden einen wahren lebendigen Anfang und können getrost einer gedeihlichen Entwicklung der Kirchenverfassung entgegen sehen. Fehlt es aber da, so gilt des Apostels Wort: So Jemand seinem eigenen Hause nicht weiß vorzustehen, wie wird er die Gemeine Gottes versorgen? — Wie können Associationen jeder Art gedeihen, wenn ihre Glieder — Hausväter — nicht im Kleinen, nicht jeder in seiner Familie, getreu sind? —

Keiner sah hier klarer als Luther. Auf Familien und Schulen richtete er mit voller Ueberzeugung sein Hauptaugenmerk; diese waren ihm die wahren Werkstätten des Kirchenbau's, hier griff er frisch ein. Galt es aber eine neue Kirchenordnung, da verfuhr er mit der größten Vorsicht, fing klein an, ging langsam vor — er war ein Muster demüthiger, weiser Nüchternheit, ein Muster, an welchem sich besonders die jetzige Zeit spiegeln mag. Als Landgraf Philipp von Hessen ihn wegen einer beabsichtigten neuen Kirchenordnung um Rath fragte, schrieb er ihm folgenden Brief:

„Gnade und Friede in Christo! Durchlauchtiger, Hochgeborner Fürst, gnädiger Herr! Auf die Verordnung, welche mir E. F. G. zugeschickt, und meine Meinung darauf begehren, antworte ich zwar nicht gern, weil uns zu Wittenberg Viele Schuld geben, als wollten wir Niemand vor uns lassen etwas gelten, da wir doch — das weiß Gott — wohl wünschen, daß Jedermann ohne uns das Allerbeste thäte; aber E. F. G. zu Dienst, und weil solche Verordnung möchte mit dem Geschrei ausgehen, als wäre mein Rath auch dazu gekommen: — so ist das mein treuer und unterthäniger Rath, daß E. F. G. nicht gestatte, noch zur Zeit diese Verordnung auszulassen durch den Druck. Denn ich bisher und kann auch noch nicht so kühn seyn, so einen Haufen Gesetze mit so mächtigen Worten bei uns vor-

zunehmen. Das wäre meine Meinung: Wie Moses mit seinen Gesetzen gethan hat, welche er, fast das mehrere Theil, als schon im Brauch ganghaftig unter dem Volke von Alters vorkommen, hat genommen, aufgeschrieben und geordnet: — also auch E. F. G. zuerst die Pfarren und Schulen mit guten Personen versorgt, und versucht zuvor mit mündlichem Befehle, oder auf Zettel gezeichnet, und das alles auf's kürzeste und wenigste, was sie thun sollten. Und welches noch viel besser wäre, daß der Pfarrherrn zuerst einer, 3, 6, 9 unter einander anfingen eine einträchtige Weise in Einem oder 3, 5, 6 Stücken, bis es in Uebung und Schwang käme; und darnach weiter und mehr, wie sich die Sache wohl selbst würde geben und zwingen, bis so lange alle Pfarrer hier nachfolgen. Alsdann könnte man's in ein klein Büchlein fassen; denn ich wohl weiß, — hab's auch wohl erfahren, — daß, wenn Gesetze zu früh für dem Brauch und Uebung gestellet werden, sie selten wohl gerathen. Die Leute sind nicht darnach geschickt, wie diejenigen meinen, so da sitzen bei sich selbst, und malen's mit Worten und Gedanken ab, wie es gehen sollte. Vorschreiben und nachthun ist weit von einander. Und die Erfahrung wird's geben, daß in dieser Ordnung viele Stücke sich würden ändern müssen, etliche der Obrigkeit alleine bleiben. Wenn aber etliche Stücke in Schwang und Brauch kommen, so ist dann leicht dazu thun und sie ordnen. Es ist fürwahr, Gesetz machen ein groß, herrlich, weitläuftig Ding, und ohne Gottes Geist wird nichts Gutes daraus. Darum ist mit Furcht und Demuth vor Gott zu verfahren, und diese Maaße zu halten, kurz und gut, wenig und wohl sachte und immer an; darnach wenn sie einwurzeln, wird des Zuthuns selbst mehr folgen, als vonnöthen ist, wie es Mosi, Christo, den Römern, dem Pabste und allen Gesetzgebern gegangen ist. Solches ist meine Meinung, mich damit zu verwahren; denn E. F. G. und den Pre-

digern in E. F. G. Lande will ich hiermit weder Ziel noch Maaß stecken, sondern sie Gottes Geiste befehlen. E. F. G. zu dienen bin ich schuldig und willig.

Zu Wittenberg, Montag nach Epiphan. 1527.

E. F. G. williger Martinus Luther."

Die lutherische Kirche in Preußen.

Eine theologische Beleuchtung der Schrift des Pastor Pistorius: Was und wo ist die lutherische Kirche?

von

Dr. Lindner,

Lic. theol. und Frühprediger zu St. Pauli in Leipzig.

Schreiber dieser Zeilen hat mit großer Aufmerksamkeit den Streit verfolgt, der durch die Unionsfrage in Preußen mächtig angeregt worden ist, ob innerhalb der Union eine lutherische Kirche bestehen könne und wirklich bestehe? Die Frage ist, wie es in Zeiten des Kampfs und der Partheiung nicht anders seyn kann, sowohl von Seiten der separirten, als der unirten Lutheraner mit einiger Heftigkeit, und deshalb von beiden Seiten nicht ohne Ungerechtigkeit geführt worden. Da nun der Verfasser dieses Aufsatzes das Glück hat, einer Kirche anzugehören, in welcher bis Dato, obwohl dieselbe die Unvollkommenheiten und Schwachheiten aller evangelischen Landeskirchen in nicht geringem Maaße trägt, doch, Gott sey Dank, das reine Bekenntniß der lutherischen Kirche noch Gesetzeskraft und volle Gültigkeit hat, so ist er auch im Stande, als einer dem Streite selbst ferne Stehender, über denselben mit Ruhe und Besonnenheit ein Urtheil zu fällen, und ein Wort des Friedens zwischen die Streitenden zu werfen. Es ist in der That jetzt Pflicht, daß jeder Freund der Kirche innigen Antheil an derselben nehme, namentlich da, wo sie leidet, und daß er sein

Scherflein zur Beilegung von Mißverhältnissen und Mißverständnissen beitrage. Als ein solcher Beitrag, als ein Beweis, daß wir im Sachsenlande an unsern Brüdern in Preußen den herzlichsten Antheil nehmen, wollen diese Zeilen betrachtet seyn, und, wir hoffen, selbst wenn ein ernstes Wort brüderlichen Tadels nicht zu vermeiden ist, wird doch die Liebe, die aus dem Glauben stammt, auch in diesem sich nicht verkennen lassen.

Die lutherische Kirche in Preußen außerhalb der Union hat durch ihr treues Bekenntniß und ihre unermüdliche Geduld den Widerstand sowohl der Behörden als der Gegner der lutherischen Kirche überhaupt überwunden; sie ist durch eine Generalkonzession ferner Verfolgung überhoben. Ganz unerwartet, zumal sie sich seit jener Zeit öffentlicher Polemik größtentheils enthalten, und ihre Kraft auf ihre innere Organisation konzentrirt hat, mußte daher allen der Angriff kommen, der aus den Reihen derer, welche innerhalb der Union noch das lutherische Bekenntniß für sich in Anspruch nehmen, durch Herrn Pastor Pistorius in Süplingen auf sie gemacht wurde. (Herm. Alex. Pistorius: Was und wo ist die lutherische Kirche? Eine Frage unserer Zeit mit besonderer Rücksicht auf das Königreich Preußen, beantwortet aus den lutherischen Glaubensschriften. Magdeb. Falckenberg u. Komp. 1844). Diese Schrift, die wir im Folgenden einer kurzen Recension unterwerfen wollen, enthält manches Wahre und Treffende, ja man kann mit Allem, namentlich mit dem, was der verehrte Verfasser aus Luther und den glaubensfrischen Zeugnissen der lutherischen Kirche anführt, vollkommen einverstanden seyn, man muß es seyn. Bei alle dem aber können wir das Resultat der Schrift beim besten Willen nicht unterschreiben; denn das, was P. aus den Alten citirt, paßt, um mich seines Ausdrucks zu bedienen, häufig, wie die Faust auf's Auge; er stellt häufig weitläufige Untersuchungen an, die man als Prämissen alle billigen muß, allein der Schluß auf die gegebenen Verhältnisse ist eben so häufig ein falscher und verkehrter. Vor allem aber hat uns

an der Schrift der wegwerfende, oft anmaßende Ton verletzt, der einem lutherischen Geistlichen lutherischen Brüdern gegenüber durchaus nicht ziemt; wenn ein guter Arzt eine brennende Wunde berührt, so thut er, wenn er menschliches Gefühl hat, es sanft und zart; aus seinem Benehmen geht hervor, daß der Schmerz des zu Heilenden ihm nicht gleichgültig sey; daß er mitleide. Einem Nachfolger Christi aber ziemt es besonders, sanftmüthig, wie Er, und demüthig zu seyn, und (wir reden ex concessis) irrende Schäflein seines Hirten mit dem Stabe sanft zurückzuführen, oder, wo möglich, auf den Schultern heimzutragen. Es ist eine andere Sache um einen Kampf mit erklärten Feinden des Worts; auch da ist Mitleiden und Sanftmuth wohl am Platze, aber es kann nicht immer umgangen werden, wo Klötze auszureuten sind, einen derben Axtschlag anzubringen; aber gegen sein eigen Fleisch und Blut, gegen Brüder, die den Herrn lieben, und um des Herrn willen gelitten haben, fährt man fein sanft und säuberlich. In der alten christlichen Kirche hatten die Märtyrer und Bekenner das Recht, daß auf ihre Bitten die Abgefallenen wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen wurden; die Blutzeugen und Bekenner in Karthago, wohl nicht ohne einigen geistlichen Hochmuth, machten von diesem Rechte einen leichtsinnigen Gebrauch, indem sie oft an ganz Unwürdige Scheine zur Wiederaufnahme ausstellten, und dem Bischof Cyprian seine seelsorgerische Thätigkeit unendlich erschwerten, auch wohl den vielgeprüften Mann persönlich mit ihren Angriffen nicht schonten. Cyprian verwies ihnen dieses, seinem Amte gemäß nachdrücklich; aber wie zart, wie rücksichtsvoll behandelt er bei alle dem die, von welchen er wußte, daß sie um Christi willen des Leidens gewürdigt worden waren. Selbst zugegeben, daß Hr. Pastor P. in seiner amtlichen Thätigkeit und Stellung von den separirten Lutheranern zu leiden gehabt habe, nehme er sich ein Beispiel an dem alten frommen Bischofe von Karthago; denn auch seine Gegner tragen die Wundenmale des Herrn an sich, und darum sind sie ehrwürdig.

Wie ganz anders Herr Pastor Pistorius. Weil er mit einem stumpfen Schwerte ficht und eine Sache vertritt, bei deren Vertheidigung man ihm abmerkt, daß er selbst kein ganz ruhiges Gewissen hat, so sucht er seine eigene Beklommenheit hinter einem recht fürchterlich tönenden Schlachtgeschrei zu verbergen, und sie dadurch zu übertäuben, und spart die Seitenhiebe auf die Persönlichkeit der Gegner nicht, um wenigstens nicht völlig in die Luft zu streichen. Es mag seyn, daß die separirten Lutheraner auch ihrerseits hie und da in der Erbitterung zu weit gegangen sind, die Liebe verletzt und die gesetzlichen Grenzen der Wirksamkeit überschritten haben; — ihr Mißtrauen gegen Glieder, namentlich Geistliche, einer Kirche, von welchen sie auf das grausamste und ungerechteste verfolgt worden sind, ohne daß die Theologen derselben den Mund gegen ein solches Verfahren aufzuthun gewagt haben, scheint uns hinlänglich gerechtfertigt; und jedenfalls ist es eine eigenthümliche Art und Weise, sie durch Ehrentitel, wie: blinde Lutheraner, Buben und Winkelprediger, die man dem Stockmeister überantworten müsse, zur christlichen Liebe zurückzuführen. Noch mehr muß die Entrüstung derselben und das Mißtrauen genährt werden, wenn in der Vorrede zur zweiten Auflage der Verfasser mit einem komischen Hochgefühle die Preußischen Lutheraner von Königs Gnaden der armen, verachteten, generalkoncessionirten Sekte gegenüber herausstreicht, und versichert, die königliche Gnade habe jenen Leuten noch viel zu viel gewährt; d. M. habe das volle Recht gehabt, sie zu zwingen, sich der königlich Preußischen landeskirchlichen Behörden zu unterwerfen. Mögen sich die verfolgten Brüder trösten, sie sind nicht schlechter, als die Lutheraner von Königs Gnaden, sie sind eine lutherische Kirche von Gottes Gnaden, nicht auf königliche Edikte und Reskripte gebaut, sondern auf den Fels des göttlichen Worts, das in der That unverändert bleibt, sich nicht widerspricht, und alle Deuteleien und Auslegereien durch seine göttliche Klarheit unnöthig macht. Und wenn sie auch nicht von denen, die sich innerhalb der Union für die wahren Luthe-

raner in Preußen halten, wenn sie auch von keiner politia canonica auf Erden anerkannt würden, jeder wahre Lutheraner erkennt sie als eine wahre, lutherische Kirche, als theure Glieder des Gesammtkörpers an, und betet für sie, nicht daß sie Gott verstöre oder bekehre, sondern daß er ihnen in ihrem völlig rechtmäßigen Kampfe den Muth nicht sinken lasse und den endlichen Sieg gewähre.

Das wäre das erste, was wir dem verehrten Verfasser entgegenzuhalten uns gedrungen fühlen: selbst wenn die separirten Lutheraner in wirklichem Unrecht gegen ihn und seine Schicksalsgenossen stünden, ist der Ton, der in der Schrift gegen sie angeschlagen wird, ein durchaus unwürdiger, verletzender und nur seinen eignen Herrn schlagender.

Wir gedenken aber in dem Folgenden zu zeigen, daß vielmehr der Verfasser im Unrecht gegen seine Gegner ist, und daß der stolze Triumphgesang am Ende des Büchleins eigentlich nur eine schällende Fanfare ist, hinter der er seine Niederlage, aber nur einem unkundigen Auge, verbirgt. Die ganze Argumentation des Verfassers besteht aus ziemlich leicht erkennbaren Sophismen. Deren erstes ist die Berufung auf die königlichen Kabinetsordres, deren eine die andere annullirt, zwar nicht mit klaren Worten, aber indirekt und faktisch. 1817 war vom König der Wunsch ausgesprochen worden, die beiden Kirchen möchten sich, natürlich mit Beseitigung ihrer Differenzen, zu einer dritten, evangelisch-unirten Kirche vereinigen: also nicht blos unter eine landesherrliche Kirchenbehörde sich, mit Beibehaltung ihres eigenthümlichen Charakters, zusammenschließen, sondern wirklich in einer dritten Kirche aufgehen. Es war auch dieses die Politik Brandenburgs seit langer Zeit gewesen, nicht eine Union der Kirchen, sondern eine unirte Kirche*): das

*) Der erste Versuch, die Union mit Gewalt einzuführen, scheiterte an dem Widerstande des brandenburgischen Volks und der Stände,

Kolloquium zu Leipzig 1631 und das zu Thorn 1645 gingen keineswegs darauf, die beiden dogmatisch getrennt bleibenden Kirchen unter den Hut eines Kirchenregiments zu bringen, sondern die dogmatischen Differenzen selbst auszugleichen und ein Symbol zu schaffen, das für beide den Mittelpunkt der Einheit bilden könnte. Mit großer Begier ergriff Brandenburg alles, was dahin einschlug, und während in keinem Lande die Leipziger und Thorner Resultate Beachtung fanden, erhob sie Brandenburg trotzdem, daß sie unter einander selbst nicht harmonirten, beide zu symbolischer Geltung. Unstreitig war nun dies auch die wohlgemeinte Absicht Friedrich Wilhelm's III., als er jenen königlichen Wunsch 1817 aussprach; er wollte das Terrain untersuchen, und falls er es für die Unionssaat vorbereitet genug fände, ihm das Samenkorn anvertrauen. Wäre der Gedanke mit großer Uebereinstimmung aufgenommen worden, hätte man gewiß bald auch an ein Unionsconcil gedacht, auf welchem das Unionssymbol ausgearbeitet worden wäre, und dann hätte die Sache wenigstens eine Gestalt, man hätte nicht mit einer gespenstischen Idee, sondern mit einer unirten Kirche, die Muskeln und Knochen hatte, zu thun gehabt. Allein, obwohl der Zeitpunkt sehr günstig gewählt schien, der königliche Wunsch fand nur wenige offne Ohren, und bis 1830 geschah in der Sache wenig oder nichts. Nun schlug man einen andern Weg ein: man wollte die ganze Preußische Kirche zunächst unter den Hut einer Agende bringen; ein Mittelweg. Denn eine Agende bestimmt zunächst nur die Ordnung des öffentlichen Gottesdienstes, gehört somit zum Aeußern der Kirche und gewiß zum

---

und der König mußte seinen Ständen den bekannten Revers ausstellen, der das Bestehen der lutherischen Landeskirche sicherte. Seit dieser Zeit hat die Preußische Regierung den langsameren, aber sicherern Weg allmähliger Union eingeschlagen, und alles, was zu deren Förderung geschehen ist, ging entweder von Preußen aus, oder wurde von ihm eiligst arripirt.

Ressort des landeskirchlichen Episkopats. Zugleich aber participirt die Agende wenigstens an der Lehre, und es ließen sich solche Dogmen in sie einschmuggeln, welche den Bekenntnissen beider zu unirenden Kirchen zuwiderliefen und diese damit faktisch beseitigten, faktisch ein neues, mittleres Symbol einführten. Dieß geschah auch in der That, wie Pastor P. selbst zugibt, und die betreffenden Stellen citirt. Ein lutherischer Geistlicher, der ein Abendmahlsgebet mit kalvinischen Lehrformeln gebraucht hätte, hätte damit faktisch die Irrelevanz der Differenz ausgesprochen, und sich für unirt erklärt. Und das sollten nach dem königlichen Willen alle thun, denn die Agende sollte unverändert, und von Allen gebraucht werden. Auf diese Weise wäre durch eine scheinbar rein äußerliche, und somit indifferente Maßregel das erreicht gewesen, wornach man strebte, nämlich die innerliche Verschmelzung der beiden Kirchen im Dogma. Der Erfolg der Maßregel ist bekannt; eine Anzahl von Geistlichen, die sich weigerten, die Agende anzunehmen, wurden vom Amt abgesetzt und verwiesen; sie mit ihren Gleichgesinnten bildeten den Kern der sich gestaltenden Separation in der unirten Landeskirche, oder vielmehr derjenigen, welche in der alten Kirche beharrend, die Anmuthung einer neuen standhaft zurückwiesen. Eine andere Opposition bildete sich in der Landeskirche selbst; theils war die Agende Einzelnen zu orthodox, theils nicht orthodox genug; die lutherischgesinnte Opposition weigerte sich, eben so wie die rationalistische, die Agende unverändert anzunehmen, und es stand zu fürchten, daß eine neue rationalistische Separation entstand und die lutherisch Gesinnten die lutherische Separation mächtig verstärkten; endlich leisteten auch die treuen Reformirten einen entschlossenen Widerstand und weigerten sich die lutherischen Elemente der Agende mit in Kauf zu nehmen. So blieb denn der Regierung nichts übrig, als ihre Unionstendenz auf das Minimum zu beschränken, und mit einer bloßen Zusammenleimung der Kirchen unter einem Kirchenregimente sich zu begnügen; die dogmatischen Differenzen

zwar freigebend, aber doch für irrelevant erklärend, wenigstens für nicht wichtig genug, eine Kirchentrennung zu bewirken. Nun erhielten Lutheraner, Reformirte und Rationalisten das Recht, an der Agende nach Belieben zu ändern, wenn sie dieselbe nur formell beibehielten; die dehors wenigstens mußten gerettet werden. Das ist der Verlauf der Sache, und der Stand derselben; wie der Verfasser der Schrift: Die lutherische Kirche in Preußen (Leipz. bei C. L. Fritzsche 1846) sehr richtig bemerkt, ein ganz miserabler Zustand, und ein ebenso miserabler historischer Verlauf.

Darauf nun steift sich Pastor Pistorius, daß der König in dem späteren Erlasse seine Meinung in Bezug auf das unverändert näher erklärt, oder den frühern Erlaß vielmehr zurückgenommen habe. Das Wörtlein unverändert stehe zwar noch da, sey aber faktisch für null und nichtig erklärt, und folglich gar nicht mehr vorhanden. Wir geben das zu, aber auch dem verehrten Verfasser zu bedenken, daß alsdann auch Pastor Uhlich mit den Lichtfreunden vollkommenes Recht innerhalb der Preußisch-unirten Kirche habe. Denn ihr Schluß ist ein ganz gleicher: Wir werden, sagen sie, allerdings auf die symbolischen Bücher verpflichtet; aber es ist eine leere Formel, die eben so, wie jenes Wörtchen unverändert, durch die faktische Toleranz von Seiten der Preußischen Regierung und der kirchlichen Behörden gegen offenkundige Abweichungen für null und nichtig erklärt, d. h. gar nicht da ist. Denn so gut etwas Geschriebenes dadurch ungültig wird, daß man faktisch nicht darauf hält, so gut auch etwas Gesprochenes und Geschworenes. So gut ein gläubiger Superintendent einem lutherischgesinnten Geistlichen die lutherische Abendmahlsformel und den Teufel in die Agende eintragen kann (S. 94), so gut kann ein ungläubiger auf Verlangen die gläubigen Elemente herausstreichen und lichtfreundliche Formeln dafür hineinsetzen. Und dergleichen bodenlose Willkühr, die lediglich an der persönlichen Ueberzeugung der Vorgesetzten ihr Maaß und Ziel hat, scheint

Herrn Pastor P. erträglich, scheint ihm das Bestehen einer lutherischen Kirche innerhalb der Union zu beweisen? In der That, das sind thönerne Füße für eine Behauptung von Eisen und Blei.

Aber zugegeben, daß jetzt durch den Bekennermuth der lutherisch-gesinnten Geistlichen und Gemeinden das lutherische Element noch nicht hat unterdrückt werden können, stehen nicht die Verhältnisse so, daß, menschlicher Berechnung nach, doch am Ende das unirte und unirende Prinzip siegen muß? Allerdings gibt eine lutherische Kirchenordnung und ein lutherisches Kirchenregiment an und für sich keine Garantie gegen den Unglauben und Halbglauben; wenn Gott nicht das Haus bewacht, so wachen die Wächter umsonst; eine Weisheit, die der Herr Pastor den separirten Lutheranern eben so wenig zu predigen braucht, als er sich von ihnen belehren lassen will, was lutherisch sey oder nicht. Heißt denn das aber nun, daß die Wächter schlafen sollen, und die Bewachung des Hauses Gott allein überlassen, widrigenfalls sie ihr Vertrauen auf Menschenwerk setzen? Ein Zaun um einen Garten kann niedergehauen, durchbrochen, von Dieben überstiegen werden, aber bei alle dem ist der ein Thor, der den Zaun, der schon steht, niederreißt, oder, wenn er Gelegenheit hat, nicht einen baut. — Die Preußische Regierung meint es mit ihrer unirenden Politik gewiß nicht böse: wäre sie nicht von dem Nutzen und Vortrefflichkeit einer Union überzeugt, so würde sie an diese Idee nicht so viel setzen. Ist sie aber von deren Nutzen fest überzeugt, so wird es ihr Niemand verdenken, ja sie hat gewissermaßen die Pflicht (und die Macht), ihren Plan auf alle Art zu fördern und zu vollenden. Sie duldet die sich innerhalb der Union gegen die Union sträubenden reformirten und lutherischen Elemente nur als Extreme, welche die Zeit und die Macht der Gewohnheit nach und nach in der von ihr gewünschten und vorgeschriebenen Mitte zusammenführen werde. Es ist staatsklug und billig zugleich, daß sie den Nichtunirtseynwollenden zur Zeit noch Concessionen macht; Con-

cessionen sind noch keine Rechte, die sie später anerkennen und achten muß. Es ist uns kein Fall bekannt, daß einer lutherischen Gemeinde als ein Recht zuerkannt worden sey, stets lutherische Geistliche, die sich auf die Bekenntnißschriften unserer Kirche mit Ueberzeugung verpflichten lassen, zu erhalten, und andere zurückweisen zu dürfen. Setzen wir selbst den Fall, daß einer Gemeinde, in der ein bewußt lutherisches Leben erwacht ist, auf ihr Verlangen ein unirt gesinnter Prediger nicht aufgedrungen würde, was ist das anders, als eben nur eine zeitweilige Concession, den Umständen gemacht, die sich innerhalb weniger Jahre ändern können. Herr Pastor Pistorius ist ein lutherisch gesinnter, seiner konfessionellen Entschiedenheit mit Bestimmtheit sich bewußter Mann; wie seine Gemeinde steht, weiß ich nicht; er selbst frage sich aber, ob, wenn ihn Gott morgen von seinem Tagewerke abforderte, seine Gemeinde bereits im konfessionellen Bewußtseyn so männlich erstarkt ist, daß sie einen gläubigen, unirt gesinnten Geistlichen, wenn er klug und bedächtig verführe, von einem konfessionell treuen unterscheiden könnte? Weiß Herr Pastor P. nicht, daß sein etwaiger Nachfolger, im Fall er die unirte Agende wörtlich braucht, oder lichtfreundlich umgestaltet, der Behörde gegenüber sich mit ihm in völlig gleichem Rechte befände, versteht sich, faktisch? Weiß er nicht, daß im Fall die lutherische Gemeinde sich über ihren unirten oder lichtfreundlichen Pfarrer der falschen Lehre wegen beklagte, die Behörde zwar Rücksicht auf die Sachlage nehmen, und aus Billigkeitsgefühl die Gemeinde anhören könnte, aber auch nicht das mindeste Recht hätte, einen unirt gesinnten Geistlichen seiner unirten Lehre wegen von dem Dienste einer lutherisch gesinnten Gemeinde innerhalb der Union zu entsetzen? Denn eine unirte Behörde hat schon vermöge ihrer Stellung das Recht und die Pflicht, die unirte Lehre den opponirenden Extremen gegenüber zu vertreten. In den lutherischen Kirchen ist es allerdings nicht zu vermeiden, daß auch halb- oder gar nicht lutherische Prediger sich in Aemtern befinden; es ist dies

einer der Uebelstände, gegen welche eine radikale Kur jetzt nicht nur thöricht, sondern auch grausam und ungerecht seyn würde, nachdem der Staat so lange den Rationalismus und Halbglauben auf den Universitäten gehegt und gepflegt. Aber immerhin ist hier doch ein rechtlicher Anhalt gegeben; ein solcher Pfarrer befindet sich seiner Gemeinde und der Kirche gegenüber, welchen er den Amtseid auf die Bekenntnißschriften geschworen, stets im Unrecht, und hat einen Stachel im Gewissen, der ihn stets zu näherer Prüfung aufregt, und welchen man durch Vorhaltung seiner Verpflichtung, wenn anders er ein gewissenhafter Mann ist, schärfen kann. Es ist schon gut, wenn Jemand gegen den Stachel löcken muß, denn da ist Hoffnung vorhanden, daß er endlich einmal vergebens dagegen löckt; aber wie, wo gar kein solcher Stachel im Gewissen sich findet? Es ist gewiß jetzt an der Zeit, daß die Kirche sich in einzelnen Fällen ihres Rechtes, Irrlehrer zu entsetzen, begibt, und den Irrenden nicht die züchtigende Richterhand fühlen läßt, sondern die ziehende Mutterhand beut; wie ist es aber da, wo die Kirche gar kein Recht hat, dessen sie sich begeben könnte? In der unirten Kirche, wie sie jetzt zu Recht besteht, ist ein unirt gesinnter Pfarrer an einer lutherischen Gemeinde dieser gegenüber vollkommen in seinem Rechte, und selbst einem völlig ungläubigen sind so starke Entschuldigungs- ja Rechtfertigungsgründe an die Hand gegeben, sein Gewissen zu trösten, daß dem Stachel die Spitze abgebrochen werden muß, zumal, wenn ein lutherischer Geistlicher mit dem trefflichen Beispiel vorangeht, sich auf die faktische Toleranz der Behörden als einen Grund dafür zu berufen, daß die Sache, die er vertritt, innerhalb der Union, zu Recht bestehe.

Philosophisch betrachtet, hat nur die Wahrheit ein Recht zu existiren, und jeder Irrthum die Pflicht, nicht zu existiren, d. h. sich selbst aufzugeben und zu vernichten, so wie jeder, der die Wahrheit sucht und liebt, die Pflicht, den Irrthum von seinem Unrechte zu überführen, und zur Selbstvernichtung zu nöthigen.

Diese Selbstvernichtung des Irrthums aber ist reine Sache der Ueberzeugung: sie erfolgt, so bald er sich als Irrthum anerkennt, und dazu kann ich ihn nur auf philosophischem Wege, durch geistige Waffen, durch die unwiderlegliche Evidenz des Beweises zwingen. Da ich nun von der Wahrheit der lutherischen Lehre vollkommen überzeugt bin, so erkläre ich damit die unirte und unirende Lehre, die mir zumuthet, von der anerkannten Wahrheit abzubrechen, und dem, was ich als Irrthum kenne, Concessionen zu machen, für einen Irrthum, und suche ihre Anhänger durch Gründe und Beweise dahin zu bringen, die Irrthümlichkeit ihrer Richtung einzusehen und sie aufzugeben. Ich spreche also der Union, als einem Irrthume, philosophisch das Recht der Existenz ab; ein in sich unhaltbarer Begriff kann darauf keinen Anspruch machen. Die philosophische Existenz eines Begriffes, einer Ansicht ist aber erst dann vernichtet, wenn die Gründe dagegen so evident sind, daß alle Anhänger desselben sich genöthigt sehen, ihn aufzugeben. So lange es noch deren gibt, die den Gründen für die Pflicht der Nichtexistenz Gründe für das Recht der Existenz entgegensetzen, ist die philosophische Vernichtung noch nicht erfolgt. So lange nun ein Begriff philosophisch noch nicht vernichtet ist, hat er auch politisch das Recht zu existiren und sich geltend zu machen, sofern er nicht den Gesetzen der Gesellschaft und dem öffentlichen Wohle des Staats zuwiderläuft. Man wird mich nicht mißverstehen, wenn ich sage: die Union ist in ihrer Existenz philosophisch noch nicht vernichtet, folglich hat sie das Recht, politisch zu existiren und sich geltend zu machen, und nur die Schranken zu beobachten, die ihrem Rechte, sich geltend zu machen, die anerkannten, gesetzlich festgestellten Rechte anderer, philosophisch ebenfalls noch nicht vernichteter, Richtungen setzen, die mithin ebenso, wie die Union, ein Recht politischer Existenz und Sichgeltendmachung haben. Auch darf keine Ansicht zur Vernichtung entgegenstehender andere als geistige Waffen anwenden. Deshalb ist das bisherige Unionsverfahren ein durchaus ungerechtes, weil es die

Rechte anderer Konfessionen verletzt hat, die politisch garantirt wären; denn sie hat eine im Reichsgesetze anerkannte Kirche durch die schnödeste Willkühr der Gewalt zu einer blos koncessionirten Gemeinschaft herabgedrückt, und dieselbe durch Gewaltmaßregeln genöthigt, ihre Existenz, die ein garantirtes Recht war, als eine Gnadenwohlthat hinnehmen zu müssen; und sie hat ihre Absichten durch ungeistliche Gewaltthat zu verwirklichen gestrebt. Das ist und bleibt ein Unrecht, und ein Schandflecken in der vielfach so ehrenvollen Preußischen Geschichte. Das nur beiläufig. Für unsern Zweck aber ist es wichtig, daß die Idee der Union eine philosophisch noch nicht zur Selbstaufgebung genöthigte ist; im Gegentheil, sie zählt noch viele, sehr begabte, und mit Ueberzeugung streitende Anhänger, und hat in Preußen sogar dadurch ein großes Uebergewicht, daß die Regierung, der Staat ihr huldigt. Sie hat folglich in Preußen das Recht, sich geltend zu machen, und der Staat, der sie zu der seinigen gestempelt hat, unbestreitbar das Recht, alle seine Mittel zur Realisirung dieser Idee in Bewegung zu setzen, so weit er dadurch nicht in die Rechte anderer Konfessionen eingreift. Ohne im Geringsten Unrecht zu thun, wird also der Preußische Staat alle seine Anstalten, den Klerus der Landeskirche, namentlich den kirchlichen Beamtenorganismus, seine Schulen und Universitäten zu Propaganden der unirenden Tendenz machen; er wird, wie dies faktisch vorliegt, keine Dozenten anstellen, welche die unirenden Zwecke bekämpfen, oder eines der opponirenden Extreme durch ihre Wirksamkeit unterstützen.*) So sorgt also der unirte Staat dafür, daß seine künftigen kirchlichen Beamten in

*) Herr Professor Guericke ist seiner streng lutherischen Richtung wegen durch ein Gutachten für unfähig erklärt, in eine Preußische Fakultät einzurücken; neuzuberufenden Docenten ist die Forderung nicht erlassen worden, in den Verband der unirten Staatskirche einzutreten und sich verbindlich zu machen, nichts gegen die Union zu unternehmen, unbeschadet ihrer persönlichen Ueberzeugung.

Schule und Kirche auf den Seminarien und Universitäten in unirtem Geiste erzogen und gebildet werden, um durch sie einst alle Stellen zu besetzen, und in der Schule und von der Kanzel auf das Volk zu wirken, und in diesem nach und nach die opponirenden extremen (lutherischen und reformirten) Elemente von ihrer Schroffheit zurück und in der Mitte zusammenzubringen und zu verschmelzen; und dabei ist der unirte Staat in seinem vollkommnen Rechte. Und diesen Staatsmaßregeln gegenüber sind die lutherischen, wie die reformirten Gemeinden völlig rechts- und schutzlos, wenn auch der Anwendung von Gewalt die Billigkeit und Staatsweisheit entgegen ist. Daher hat auch jede nicht unirte Konfession das Recht der Selbsterhaltung zu üben, d. h. gegen diese Staatsmaßregeln sich durch alle Garantien, die in ihrer Gewalt sind, sicher zu stellen; lieber einen gedrückten, aber rechtlich gesicherten Standpunkt einzunehmen, als sich den Folgen einer langsamen, nicht ungerechten Untergrabung auszusetzen. Es ist wahr, Gott kann auch aus unionistisch auferzogenen Kandidaten und Schullehrern konfessionell gläubige Pfarrer und Schullehrer erwecken; aber deshalb die rechtlichen Garantien des ungeschmälerten Fortbestehens der Wahrheit vernachläßigen, und um einer Möglichkeit willen sich der Sicherheit begeben, das heißt nicht Gott vertrauen, sondern Gott versuchen.

Das Resultat unserer Untersuchung würde nun das seyn: Es gibt bei der jetzigen Sachlage allerdings einzelne Lutheraner und vielleicht auch lutherische Gemeinden und Kirchen, aber eine rechtlich gesicherte, ihres Fortbestehens durch unantastbare Privilegien vergewisserte lutherische Kirche gibt es in der Union nicht. Daß sie noch lutherisch sind, ist nicht ein Recht (wie es nach dem westphälischen Frieden seyn sollte), sondern eine Gnade, eine Ausnahme, eine Folge staatskluger zeitweiliger Koncessionen. — Viel weiter wagt auch Herr Pastor Pistorius die Sache nicht zu treiben, und hilft sich mit zweideutigen Redensarten, daß man recht gut merkt, es ist

ihm in seiner Rüstung doch nicht recht geheuer. S. 76, so würde es ja vermessen seyn, wenn Jemand behaupten wollte, daß unter denen, die durch Luther von der päbstlichen Tyrannei befreit worden sind, die, nicht auch noch eine lutherische Kirche seyn sollte. (Was heißt das: eine lutherische Kirche ist unter denen? Ja wohl, sie sind nicht eine lutherische Kirche!) S. 88 wagt der Verfasser nicht von lutherischen Pfarrern zu reden, sondern nur von Pfarrern, die dem lutherischen Glauben zugethan sind! S. 100, da haben wir schon eine bedeutende Anzahl lutherischer Kirchen und Pfarrer unter den königl. Preußischen Konsistorien, selbst wenn das wahr wäre, daß die erneuerte Agende das Glaubensbuch der unirten Kirche wäre. (Ja, aber keine lutherische Kirche!) S. 148, daß die Separatisten wenigstens nicht allein die lutherischen Kirchen in Preußen sind. (Verhängnißvoller Plural! Wohl sind sie aber allein die lutherische Kirche). Hätten die separirten Lutheraner (um diesen grundfalschen Ausdruck beizubehalten) je behauptet, daß es keine einzelnen Lutheraner, und keine einzelnen lutherischen Gemeinden in Preußen gebe, so wären sie allerdings im Irrthum, und hätten in der Hitze des Streites zu viel behauptet; ja auch ihr alle, die ihr in den Fesseln der Union die lutherische Wahrheit bekennet, seyd liebe, theure lutherische Brüder, Bein von unserm Bein, Fleisch von unserm Fleisch, und wir leiden wahrlich mit euch in brüderlicher Liebe! Aber eine lutherische Kirche seyd ihr nicht, ihr seyd Inseln im weiten Weltmeer der alles verschlingenden Union, an deren Gestaden die brandende Woge nagt; die, wir wissen's ja, selbst Felsen auszuhöhlen und zu stürzen vermag. Darum ist uns um Euch bange. Zudem habt ihr außer der allgemeinen menschlichen Schwachheit, die wir Alle mit euch tragen (worunter namentlich auch der, wenn auch vielleicht unbewußte, Egoismus zu rechnen, daß ihr zufrieden damit, daß ihr eure persönliche Ueberzeugung für hinlänglich gesichert haltet, es verschmäht, euern Nachkommen auch äußer-

lich die Garantie der reinen Lehre, so viel in euern Kräften steht, zu gewähren, und sie vor langsamer, aber sicherer Untergrabung zu schützen); außer dieser allgemein menschlichen Schwachheit habt ihr auch mit der Unklarheit in einem Lehrpunkt zu ringen, nämlich in dem von der Kirche, und würdet deshalb vielleicht eher, als die separirten, den Namen blinder Lutheraner verdienen, weil ihr gegen eine drohende Gefahr auf unbegreifliche Weise, wiewohl ich hoffe, ohne es zu wollen und zu wissen, euer Auge verschließet, und wie der Vogel Strauß meint, wenn ihr euern Kopf in einen Strauch stecket, und die Gefahr nicht sehet, sey sie nicht vorhanden! Nehmt's nicht übel, 's ist gut gemeint! Keinen Falls aber habt ihr das Recht, diejenigen Lutheraner, welche es vorzogen, an ihrem Theile Alles zu thun, was in ihren Kräften stand, um ihren Kindern das theure Erbtheil der Väter ungeschmälert zu erhalten, und lieber Schmach und Verfolgung trugen, als ihrem Rechte ein Jota vergaben, so stolz und wegwerfend zu behandeln, wie ihr es gethan habt. Dazu ist es eine glühende Undankbarkeit; denn daß jene sich voran in den Streit stellten, und die Lanzenspitzen in ihre Brust drückten, das hat euch die schmale Bahn geöffnet, auf der euch die Gnade der Gewalthaber wandeln läßt. Weil das Kirchenregiment sah, was Glaubensmuth zu thun und zu leiden im Stande sey, wenn man zu hart auf ihn drücke, darum, damit ihr nicht die Reihen der Separation verstärktet, hat man gegen euch gelindere Saiten aufgezogen, und euch — Koncessionen (das fatale Wort!) gemacht, um euch im Guten zu erhalten. In eure Dörfer hat man keine Husaren geschickt, und ihr habt die Kerkerluft nicht geathmet, ihr seyd geschont worden; aber seyd so gut, und lasset jenen ihre Ehre; es steht euch schlecht an, eure Vorstreiter zu schmähen. Die Pommer'schen Brüder haben wenigstens dies eingesehen, vielleicht kommt Herr Pastor Pistorius auch noch zu besserer Erkenntniß, und bereut seine Sünde, und widerruft seine Schmähungen. Er müßte denn bei seinem Grundsatze be-

harren, der freilich einem Tyrannen besser ansteht, als einem Christen, der weiß, daß man irren kann, und darum auch die Pflicht hat, seinen Fehler im vollsten Maaße wieder gut zu machen; dem Grundsatze, den er S. 91 ausspricht, daß es Niemanden zuzumuthen sey, zu sagen: Liebe Herren, ich bitte um Verzeihung, ich habe mich einmal geirrt, ich habe da ein Wörtchen drucken lassen, das ich nicht behaupten kann, ich werde es wieder auskratzen lassen, damit es eure zarten Augen nicht mehr sticht! — Eine solche Sprache, bis auf den letzten Hohn, würde einen christlichen Regenten, wie es Friedrich Wilhelm III. war, nicht schänden, sondern ehren; vielleicht gäbe bei besserer Erkenntniß Herr Pastor Pistorius viel darum, wenn er sein ganzes Buch, bis auf das, was aus der Wahrheit ist, auskratzen könnte aus der Literatur und aus seinem Gewissen; so viel kann ich ihm versichern, daß es nicht blos zarte Augen, sondern männliche Herzen gestochen und verletzt hat!

Wir kommen nun auf einen zweiten Punkt, in welchem wir den Herrn Verfasser mit seinen eignen Waffen schlagen können. Sehr wohl weiß er seinen Gegnern auseinander zu setzen, daß die Zeiten seit dem Interim und dem Preußischen Agendenstreite sich geändert haben, und daß eine Argumentation aus damaligen Schriften nicht ganz auf unsere Verhältnisse passe; aber frischweg citirt er selbst Stellen aus Luther's Schriften, namentlich den bekannten Brief an Georg Buchhalter, Probst zu Berlin, von 1539, um damit seine heutigen Gegner zu schlagen. O nein, Herr Pastor, die Zeiten haben sich gewaltig geändert, Ihre Beweisführung paßt, wie — die Faust auf's Auge! Damals handelte es sich um Duldung einer neuentstehenden Religionsgenossenschaft, und Luther gab dem Probst den Rath, in gleichgültigen äußerlichen Dingen nachzugeben, und vor Allem darauf zu dringen, daß die freie Predigt des Evangelii gestattet würde. Denn es wäre allerdings ein großer Schade gewesen, wenn um einer hartnäckigen Opposition in dergleichen Aeußerlichkeiten willen die Hauptsache ver-

loren gegangen wäre, und Luther urtheilte ganz richtig, daß, wenn nur das Evangelium in seinem Laufe nicht gehindert würde, dergleichen Nebendinge von selbst fallen müßten. Der Erfolg hat seinen prophetischen Blick gerechtfertigt, und heutzutage sieht man in Berlin weder Chorkappen noch Chorröcke, noch feiert man papistische Prozessionen. Wenn man ein Joch von dem Nacken schüttelt, so ist es weise, sich mit Hauptsachen zu begnügen, und Nebensachen geduldig zu tragen. Allein jetzt ist der Stand der Sache ein ganz anderer; der lutherischen Kirche Preußens sollte ein Joch auferlegt werden, nämlich sie sollte sich wieder unter die Hand nichtlutherischen Kirchenregiments begeben; ein Joch, das sie einmal schon siegreich abgeschüttelt; sie sollte einem wohlerworbenen und wohlverbrieften Rechte entsagen, nämlich dem Rechte, sich selbst durch treue Glieder leiten zu lassen. Da steht die Frage ganz anders; nimmt man ein Joch in Nebendingen freiwillig auf sich, so geht's leicht weiter, und erstreckt sich bald auch auf Hauptsachen; wirft man ein Joch in den Hauptsachen ab, so fallen bald die Nebendinge von selbst. Wenn ein Mensch durch den Glauben die Rechtfertigung an sich erfährt, so wird er bald auch aus weltlichen Zerstreuungen und Vergnügungen, selbst wenn diese unschuldiger Art sind, herausgerissen, und auf das Eine, was noth ist, hingewiesen; aber der ist gewiß kein Thor, der dergleichen auch unschuldige Zerstreuungen meidet, weil er ja die Hauptsache, den Glauben, behalte. Wer einmal sich auf Adiaphora einläßt, der ist leicht geneigt, in dieses Gebiet mehr zu ziehen, als hinein gehört, im geistigen, wie im kirchlichen Leben. Ein Stein, der im Gebäude locker wird, zieht deren mehrere nach sich. Die Erfahrung hat's bewiesen. 1817 fand der königliche Wunsch wenig Anklang, allein man gewöhnte sich an den Gedanken, und 1830 war der Erfolg ein weit bedeutenderer; und haben sich die lutherischen Gemeinden in der Union erst an das kirchliche Zusammenleben mit heterogenen Konfessionen gewöhnt, ist diese erst, die Zeit der wiedererwachten konfessionellen Gegen-

sätze vorüber, so wollen wir sehen, wohin der Mangel an Wachsamkeit führen dürfte. Ich möchte nicht gern ein Unglücksprophet seyn! Dazu kommt noch ein anderes: Die lutherischen Geistlichen, von denen als Haushaltern vor allen Dingen die Treue im Großen wie im Kleinen, im Innern wie im Aeußern verlangt wird, hatten gar kein Recht, eine Prärogative ihrer Kirche, die sie geschichtlich errungen, pro libitu fallen zu lassen, mithin auch nicht das Recht, unter lutherischem Kirchenregimente selbstständig sich zu entwickeln. Wie sie diesen Raub, den sie an der ihnen anvertrauten Gemeinde begangen, verantworten wollen, weiß ich nicht. Wenn ein Satz aus Luther's Brief auf unsere Zeit paßt, so ist es allein der: „Daß wir aber das Aufheben hier zu Wittenberg eben gethan, haben wir Ursachen genug gehabt, die ihr zu Berlin vielleicht nicht habt. **Wir wollen's auch nicht wieder aufrichten**, wo nicht anders sonderliche Noth vorfällt, daß wir's **müssen**." Ja wohl, so muß die lutherische Kirche in Preußen unserm Luther nachsprechen: Daß wir uns, als der Hof reformirt wurde, unser eigenes Kirchenregiment erhalten haben, haben wir Ursache genug gehabt, wollen's auch nicht wieder aufgeben, denn sonderliche Noth ist noch nicht vorhanden, daß wir's müßten; da ein frei und frisch Entsagen den Vortheilen der staatskirchlichen Existenz unsern Kindern das theure Erbe der Väter sichert.

Mit den Adiaphoris hat es übrigens seine eigene Bewandtniß; auch Außendinge, die an sich Adiaphora sind, hören auf es zu seyn, sobald sie Lebensfragen einer Zeit und Kirche werden. In Bayern z. B. ist es völlig irrelevant, und kann ein lutherisches Gewissen nicht beschweren, daß das Konsistorium aus lutherischen und reformirten Beisitzern gemischt ist, und in einzelnen Parochien eine Art Simultaneum besteht; denn dort ist durch alle Verhältnisse und durch die gesetzlichen Bestimmungen das, gegenseitig zwar brüderliche, aber wesentlich konfessionell gesonderte Bestehen beider Kirchen hinlänglich ge-

sichert. Anders aber ist es in Preußen, wo anerkannt die Tendenz der Regierung eine auch konfessionell unirende schon seit Jahrhunderten ist, und die gemischten Behörden ein Mittel werden sollen und können, auch die dogmatische Verschmelzung beider Konfessionen herbeizuführen. Sie sind nur ein Pfand, das äußerste, was die Regierung bis jetzt erreichen konnte, das sie auf Abschlag nimmt, bis sie ein Mehres ohne Gefahr durchsetzen kann. Man nehme es nicht so leicht mit den Adiaphoris, oder schelte wenigstens nicht die, welche ihr Gewissen in einer so wichtigen Angelegenheit möglichst zu salviren streben. Zu viel Gewissenhaftigkeit ist, wenn man die Wahl hat, immer besser, als zu wenig!

Wir sind nicht gemeint, auf die persönlichen Beschuldigungen, die Herr Pastor Pistorius den separirten Lutheranern macht, näher einzugehen; es fehlt uns dazu an hinlänglicher Kenntniß der Sachlage, und sie werden sich, wenn sie es nöthig erachten, selbst am besten verantworten. Haben sie wirklich in den Kreis fremder Seelsorge und fremden Amts störend durch Predigen eingegriffen, wozu sie nicht berufen waren, so haben sie gefehlt, und werden mit Recht getadelt. Jedenfalls aber trifft der Vorwurf des Winkelpredigers nicht die ganze Kirche, sondern höchstens einzelne Individuen, die im Eifer zu weit gegangen sind. Uebrigens wird manches Winkelpredigt gescholten, was diesen Namen nicht verdient; Luther ließ sich durch kaiserliches Verbot nicht abhalten, auf dem Rückwege von Worms in fremden Gemeinden zu predigen. Wenn Herr Pastor Pistorius meint, sein Büchlein sey kein Winkelprediger, denn es sey Niemand gezwungen, es zu lesen, so paßt das auch auf etwaige mündliche Predigt, denn es ist Niemand gezwungen, sie anzuhören, und Jeder berechtigt, einem Winkelprediger die Thüre zu weisen.

Wir überlassen das Urtheil getrost dem urtheilsfähigen Leser. Die lutherische Kirche ist da, wo Gottes Wort rein und lauter gepredigt und die Sakramente recht verwaltet werden;

in der Union geschieht dies nicht im Allgemeinen, sondern nach lutherischem Begriff wird beides in derselben alterirt; nur hie und da ist ein Gemeinlein und ein Kirchlein, worin sich lutherischer Glaube und lutherische Predigt konzessionsweise erhalten hat; mithin ist in der Union nicht die lutherische Kirche, sondern nur einzelne lutherisch-gesinnte Gemeinden. Bei den Separirten wird die reine Predigt nicht nur erlaubt, sondern geboten, die Gemeinden sind rechtlich in diesem Besitze durch die Kirchenordnung gesichert, das reine Sakrament darf ihnen nicht nur gereicht, sondern es darf ihnen nicht entzogen werden. Nun beantworte sich Jeder die Frage selbst: wo vernünftiger Weise in Preußen die lutherische Kirche zu suchen sey? Die separirten Lutheraner sind eine ächte, durch und durch lutherische Kirche! Sie können an einzelnen Auswüchsen und Mangelhaftigkeiten leiden (wo wäre ein vollkommenes menschliches Werk); aber im Kerne und Wesen sind und bleiben sie es, und wenn zehn Pistorius es ihnen absprächen.

Daß es einem lutherischen Herzen wehe thut, wenn die, so schon hinlänglich gedrückten, Söhne der Kirche in Preußen sich unter einander beißen und fressen, das wird man wohl ohne große Betheuerung glauben. Lediglich, um über dieses Mißverhältniß den theuern Brüdern in und außer der Union die Augen zu öffnen, und sie zu rechtschaffener Buße anzuspornen, sind diese Zeilen geschrieben. Wem sie nicht gefallen, der widerlege sie! Zu welchen von beiden Seiten ich mich selbst wenden würde, wenn ich in Preußen lebte, das zu entscheiden, müßte ich eine genauere Sachkenntniß besitzen, und wissen, ob die Vorwürfe donatistischer Verirrungen, die man den separirten Gemeinden macht, gegründet sind, oder nicht. In einer geistig bewegten Zeit entsteht wohl auch ein verderblicher Auswuchs, namentlich bei zu großer Vollsäftigkeit. Das aber weiß ich, eine Runzel im Angesicht der Kirche entstellt zwar ihre Schönheit, hebt aber ihr Wesen nicht auf; die Gründe, die die unirten Lutheraner bis jetzt vorgebracht haben, sind wahrlich nicht stark

und stichhaltig genug, daß sie mich in der Union festhalten könnten; sie zerstäuben, wenn man ihnen näher in's Gesicht sieht, wenn sie auch auf den ersten Anblick blenden. Ob es bessere gibt, weiß ich nicht, würde mich aber überwunden geben, wenn man sie brächte, und ich erkennte, daß sie aus der Wahrheit wären. Das aber weiß ich, wenn mich auch persönliche Ueberzeugung in der Union festhielte, die Lippen müßten mir verdorren, wenn ein so unbrüderliches Wort über dieselben käme, als in diesem unseligen Streite gefallen sind. Das ist ein hartes Wort, aber ich denke, ich will's vertreten! Gott rechne Niemanden diese Sünden, die in der Hitze des Kampfs begangen worden sind, zu, und führe alle Herzen zur Buße und zum Frieden!

Aufforderung
die lutherische Kirche in Preußen betreffend.

Der Verfasser der in dem Aufsatze gegen Pistorius erwähnten, höchst lesenswerthen Schrift: Die lutherische Kirche in Preußen *), hat am Schlusse dieser seiner Schrift eine Aufforderung ergehen lassen, deren Mittheilung uns Pflicht gedünkt haben würde, auch wenn der uns unbekannte Verfasser nicht ausdrücklich von unserer Seite diese Mittheilung gewünscht hätte. In der That ist mehr als je ein dringendes Bedürfniß vorhanden, die Stellung der lutherischen Kirche in Preußen ruhiger, gründlicher und entschiedener Theilnahme und Besprechung werth zu erachten. Möge es geschehen, ehe Ereignisse den

*) Die lutherische Kirche in Preußen. Eine zunächst der gesammten lutherischen ecclesia repraesentativa gewidmete Denkschrift zum 18. Februar 1846. Leipzig bei Fritzsche, 1846.

Berathungen zuvorkommen. Man hat vielfach die Verfahrungsweise ehemaliger Regierungsgewalten in Preußen getadelt und sie nicht mit Unrecht mit dem verglichen, was heutigen Tages von russischer Seite in den Ostseeprovinzen geschieht. Allein die schmachvolle Indolenz der Lutheraner außerhalb Preußens, Gemeindeglieder und Kirchenbehörden zusammengenommen, hat Niemand noch mit Gebühr hervorgehoben, so einleuchtend es ist, daß die Sachen längst anders ständen, hätte man von dieser Seite aus seine Pflicht gethan. Man rede nicht vom guten Willen und dem Mangel an Macht; die Macht kommt mit dem Willen von selbst. Am Willen, an der Treue, an der Einsicht hat es gefehlt. Ist diese Anklage falsch, so hat man jetzt abermals Gelegenheit es zu widerlegen. Man bethätige sich mit Rathschlägen und Aeußerungen der Hülfeleistung. Wenn die Kirchenobern, die in der süßen Gewohnheit des Regiments eingeschlafen sind, das schlechthin Andern überlassen, so ist da freilich von unserer Seite aus nichts zu thun. Möge man wenigstens mit in den Schlaf den schreckhaften Gedanken nehmen, unangenehm aufgeweckt werden zu können. Die Träumer und Mondsüchtigen aber auf den Kathedern, die jetzt in sehr verschiedenen Formen sich mit dem Gedanken blähen, ihre moderne, sey es wirklich moderne, oder patristisch aufgeputzte Gala-Christlichkeit werde die alten Stumpfe des frischgrünenden Reformationstriebes in den Sumpf treten, mögen sich hüten die Rechnung ohne Wirth zu machen. Das Volk, rechts oder links, hat gar nichts mit ihnen zu schaffen und will nichts wissen von ihrer Budenkrämerei. Zweierlei allein steht dermalen in Aussicht: Entweder erheben sich die radikalen Massen und treten die christlich seyn wollenden Herren vom Katheder nieder sammt Allem, was christlich heißt; oder die Elemente des altchristlichen Bewußtseyns erheben sich im Volke, um die Herren Kathederchristen stehen zu lassen. Wir lassen sie auch stehen und theilen nachstehende Aufforderung Jenen mit, welche für Volk und Kirche ein Herz haben. Möge man sagen und thun, was unter

den gegebenen Umständen räthlich ist. — So nämlich schreibt der ungekannte Verfasser der Eingangs genannten Schrift:

Schreiber dieser Zeilen möchte es wagen, aus einem einfachen kirchlich-rechtlichen Gemüthe heraus seine Stimme aus der synthetischen Kirche zu der repräsentativen zu erheben und damit seiner Gewissenspflicht für dieses Mal Genüge zu thun. Er will sich kurz fassen und bittet um Gehör und Prüfung seiner Wünsche, die er als Gebet zum Herrn der Kirche und als Bitten an die Diener derselben sendet, ob einer von den lieben Preußen sie zu den seinigen mache, und zur Beistimmung und Erfüllung seine Brüder, gleich- und andersgesinnte, auffordere, wozu die Redaktionen der Zeitschrift für gesammte luth. Theologie und Kirche und der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche, wie wir glauben, einen angemessenen Raum gewähren würden.

1. Die lutherische Kirche in Preußen, als Gesammtheit der dortigen Lutheraner betrachtet, ist in Zwiespalt. Man lasse nun wenigstens allen andern Streit und Handel möglichst ruhen, koncentrire die Kräfte und Gaben, die Gott verliehen, auf diesen Einen Punkt, gründe etwa für ihn eine eigene Zeitschrift und lege hier seine Studien ꝛc. nieder. Ist es nicht, nebenbei gesagt, seltsam, daß, während eine Bonner Monatsschrift und eine Berliner, vielleicht noch andere Blätter, für die unirte Kirche erscheinen, sämmtliche Preußische Lutheraner für die lutherische Kirche in Preußen nicht ein Blättchen besitzen? — Ein bekanntes Blatt, dessen Herausgeber erst kürzlich von einer lutherischen Fakultät ein gerechtes Lob empfing, hat doch aus, wir wollen nicht sagen, unirter, aber aus unirender Schlangenklugheit und aus lutherischer Taubeneinfalt, beide Ingredienzien nicht gerade in malam partem genommen, sondern cum grano salis gewogen auf die lutherische Kirche in Preußen narkotisch wirkende Mixturen bereitet. Man enthalte sich also des weiteren Schreibens und suche ein Blatt zu gründen, das allen Preußischen Lutheranern seine Spalten öffne. Die gegenwär-

tig etwa noch hin und her fliegenden Streitbroschüren lege man ad acta.

2. Man nehme in freien Vereinen, von allen lutherischen Partheien möglichst zahlreich besucht, die Sache unter Gebet und in guter Hoffnung vor. Auch Pistorius darf nicht fehlen und allgemeines Vergeben und Vergessen gehe voran. Wer weder zu diesen Vereinen noch zu einer künftigen lutherischen Synode kommen wollte, würde billig als kirchlicher Störenfried und Separatist angesehen. In den Vereinen, wie draußen, entschlage man sich des losen Geschwätzes, das vorgekommen seyn mag, von Lutheranischen, blinden Lutheranern, unirten Bauchpfaffen u. dergl. m.

3. Jeder bringe nicht seine Persönlichkeit zu Markte, lasse sich aber auch nicht durch andere Persönlichkeit und durch die Mannigfaltigkeit der Persönlichkeiten nach den verschiedensten „Richtungen" und somit in Kraft- und Thatlosigkeit werfen. Man wolle die Sache erledigen; es gelte der Kirche, nicht Privatansichten und Privatrücksichten; es handle sich um gemeinsame Thaten, nicht um gemeinsame Worte oder gar um Koterieprojekte.

4. Man hole, ohne mit ihnen der Sache zu präjudiciren, Gutachten ein, von Fakultäten (auch die Bonner theologische, die einen „vindex unionis" zum Dr. theol. gemacht, nicht ausgenommen), von lutherischen Theologen und — Juristen. Die freien lutherischen Vereine mögen die Formulirung der betreffenden Fragen entwerfen, die Gutachten aber lasse man drucken.

5. Sodann ersuche man den Landesherrn um Berufung einer lutherischen Synode und beschicke sie von allen Seiten her. Dies ist unser altkirchlicher Weg, welchen einzuschlagen der edle Fürst mit seinen milden Behörden nicht anstehen können, ein Weg, der auch ihn und sie aus Gewissensbedenken führen und vor Versündigung an der lutherischen Kirche bewahren mag. Friedrich Wilhelm IV.

und seine oberste Behörde für die geistlichen Angelegenheiten sind wohlwollend. Die lutherische Kirche ist einem solchen Fürsten, der ja wohl Luther's Gebeine, aber nicht die durch Luther erweckte Kirche zu seinen Füßen sehen will, und solcher Behörde schuldig, mit offener Bitte hervor= und aus dem Gebiete einzelner Koncessions= und Gnadengesuche hinauszutreten auf den Boden, wo man im Namen Gottes nicht für sich, sondern eben für die Kirche handelt. Die Zeit ist günstig. Um nicht zu reden von den Gesinnungen des Fürsten, die wir für so lauter halten, daß es nur des freien Wortes im Namen des Herrn der Kirche bedarf, um sie auch bethätigt werden und nicht in dem Strudel zukunftschwangerer, aber vergangenheitloser Pläne und Bestrebungen untergehen zu lassen, ist ja bekannt, was der König von Synoden hält und erwartet. Wer beten kann, bete für ihn und seine Behörde; wer sprechen kann, thue den Mund getrost auf und alle Lutheraner mögen einstimmig und einmüthig bitten um Berufung einer lutherischen Synode.

6. Wird aber, was Gott in Gnaden verhüten wolle, diese Berufung versagt, so versammle man sich dennoch in Gottes Namen aus Noth, um die Streitigkeiten zu schlichten. Widerstreben die „praecipua membra", so sind die übrigen Glieder aus Gottes Worte berechtigt, einen Nothstand anzutreten, der mindestens eben so heilig ist, wie alles Kirchenregiment, das „aus Noth" aufgerichtet worden.

7. Das mündliche Wort eignet der lutherischen Kirche vor allen und die gegenwärtige ecclesia repraesentativa möge die schwere Verantwortung nicht mit in's Gericht nehmen, zur Beendigung des Unfriedens dies Wort nicht auch nur versucht zu haben. Erit dies —. Könnt Ihr Euch freuen auf das Wiedersehen des theuern Rüstzeugs, Dr. Martin Luther, der nicht fehlen wird, wenn der Herr erscheint mit seinen Engeln und mit seinen Heiligen zum Gericht? Aus Luther's Munde und aus dem aller heimgegangenen und nachfolgenden lutherischen Schaaren möge Euch alsdann, wenn der Herr ge-

sprochen: Kommt her! ein dankbares: Willkommen! durch alle Himmel entgegenhallen.

8. Auch politici und laici gehören zur ecclesia repraesentativa und in die Synode.

9. Man rufe nicht nur auch auswärtige Theologen zu dieser Synode, sondern empfehle allen lutherischen Kirchen, Dänemark und Schweden nicht zu vergessen, das gute Werk dieser lutherischen Union zu Fürbitte und Hülfe mit Rath und That, in der Gewißheit, daß lutherische Einheit und Reinheit, Wahrheit und Lauterkeit auch in ihren ersten Anfängen den auswärtigen lutherischen Kirchen einleuchten wird, und in der Hoffnung, daß diese Preußische Synode ein rechtmäßiges Conciliabulum sey, „ut gloria Dei propagetur, concordia in una fide stabiliatur, schismata, haereses et delicta publica avertantur“, wie Hollaz, nämlich der alte, sagt.

10. In Allem aber setze man, mit Verbannung menschlicher List, die wir unserm Luther nicht zum zweiten Male aufbürden lassen wollen, und falsch berühmter Kunst, seine ganze Hoffnung lediglich auf die Verheißungen des Herrn, welche er Seiner Kirche gegeben hat.

„Sie ist die Braut,
dem HERRN vertraut,
ihr ist weh und muß gebären
Ein schönes Kind, den edlen Sohn
und aller Welt ein HERren,
dem sie ist unterthan.

Das thut dem alten Drachen Zorn
und will das Kind verschlingen.
Sein Toben ist doch ganz verlor'n,
es kann ihm nicht gelingen:
Das Kind ist doch
gen Himmel hoch
genommen hin,
und lässet ihn
auf Erden fast sehr wüthen.

Die Mutter muß gar seyn allein,
doch will sie Gott behüten
und der recht' Vater seyn".

Dr. Martin Luther.

Am Tage Concordia 1846.

. . . . gen.

Aus Amerika.

Nachstehende Mittheilung aus Amerika ist charakteristisch genug, um ein Wort weiterer Beleuchtung zu fordern. Wir theilen sie mit als besten Beleg, in welchem Maaße unsere thätige Theilnahme an den dortigen kläglichen Zuständen dringendes Bedürfniß ist. Die Red.

Die General-Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche der Vereinigten Staaten, wünscht der Lutherischen, so wie auch der Vereinigten Kirche Deutschlands, Gnade, Barmherzigkeit, und Friede von GOtt unserm Vater, und dem HErrn JEsu Christo.

So wie überhaupt nach den Belehrungen der Natur und näheren Offenbarung GOtt die Liebe ist, so muß die wahre Religion, als aus GOtt geboren, das Gepräge der Liebe an sich tragen, und ihre Bekenner sollten in der Liebe leben, weben und ihr Daseyn haben. In diesem Geiste schildert JEsus den Kreis seiner Jünger als eine Brüderschaft, und Liebe gegen die Brüder als wesentliches Merkmal des christlichen Charakters. Dieser Geist war es auch, welcher die General-Synode unserer amerikanisch Lutherischen Kirche in's Daseyn rief. Schon war die alte „Synode von Pennsylvanien und benachbarten Staaten" in verschiedene Theile getrennt. Die Prediger und Gemeinden der sogenannten „benachbarten Staaten" hatten sich wegen der allzugroßen Entfernung in mehrere selbstständige Synoden gebildet; denn einige von ihnen wohnten 3, 4, bis 500 englische Meilen entfernt. Zwischen diesen Synoden existirte gar kein Verkehr, ausgenommen, daß dann und wann ein oder

zwei Prediger aus der einen als Deputirte der Versammlung der andern beiwohnten. Die große Masse der Prediger und Gemeindeglieder der verschiedenen Synoden mußten also einander fremd werden, die Bruderliebe litt Schaden, und das harmonische Zusammenwirken zur Beförderung gemeinschaftlicher Zwecke verschwand fast gänzlich. Durch die General-Synode aber wird alle zwei oder drei Jahre eine bedeutende Anzahl der angesehensten Prediger und Gemeindeglieder aus allen, auch den entferntesten mit der General-Synode verbundenen Synoden, an einem Orte zusammengebracht, wo sie mit einander persönliche Bekanntschaft pflegen, über das gemeine Wohl der Kirche sich berathschlagen, und wodurch Bruderliebe und Einigkeit des Geistes erhalten werden. Derselbe Geist der Bruderliebe war es, welcher die General-Synode bald nach ihrem Entstehen (A. D. 1820) antrieb, eine Korrespondenz mit den Häuptern der Lutherischen Kirche in den verschiedenen Ländern Europa's zu eröffnen. Aber nur wenig Wiederklänge der Liebe kamen als Antwort über das Meer zu uns zurück; doch hatten wir unter den erhaltenen uns eines geistreichen Schreibens des Herrn Konsistorialraths Dr. Plank zu erfreuen. Durch die Sendung des Dr. Kurtz, welcher in den Jahren 1826—27 die verschiedenen Theile Deutschlands zum Besten unseres Seminars besuchte, wurde das Band der Bruderliebe noch näher angeknüpft; so wie die warme Theilnahme der Mutterkirche am Wohl der Tochter uns mit den innigsten Gefühlen der Dankbarkeit und Liebe erfüllte.

Bruderliebe ist es auch, und Hochachtung für die Mutterkirche, so wie überhaupt für das religiöse und wissenschaftliche Streben Deutschlands, das uns jetzt wieder bewegt auf's Neue eine freundschaftliche Korrespondenz mit unseren deutschen Brüdern anknüpfen zu wollen. Obzwar wir Amerikaner sind, so sind wir doch aus deutschem Stamm entsprossen. Deutsches Blut wallt in unseren Adern, wir sind auf unsere deutsche Herkunft stolz, und wünschen in nähere Geistesverwandtschaft mit

unseren europäischen Brüdern zu treten. Wir sind also nahverwandte Theile des großen Reiches unseres Göttlichen Erlösers auf Erden. Wir wünschen diese Verwandtschaft in lebhafteres Bewußtseyn hervorzurufen. Wir wünschen Nachricht über den wahren Zustand der Kirche JEsu, und besonders unseres Theils desselben mitzutheilen, und ähnliche Nachrichten über die Kirche Deutschlands zu erbitten, damit etwaige irrige Ansichten beleuchtet, gegenseitige Achtung gestärkt, und Bruderliebe befördert werden möge.

Erlaubt uns also einige Hauptzüge des amerikanischen Lutherthums auf einfache Weise zu entwerfen.

1. Ein Hauptgrundsatz des Lutherthums, dessen wir uns zu bedienen oft Gelegenheit hatten, ist der, welchen Mosheim in seiner Schilderung der Lutherischen Kirche voranstellt, daß „nach der Meinung dieser Kirche alle Glaubenslehren und Lebenspflichten einzig und allein aus der heiligen Schrift geschöpft werden,“ und daß die symbolischen Bücher dem göttlichen Worte untergeordnet seyn müssen.

Nur wesentliche Uebereinstimmung in Lehr- und Lebensansichten würde also unter uns erfordert. Nach der von der General-Synode herausgegebenen Formula oder Kirchenordnung müssen Kandidaten bei ihrer Licensur und Pastoren bei ihrer Ordination, nachdem sie die Bibel als die allein unfehlbare göttliche Norm ihres Glaubens und Lebens anerkannt haben, nur folgendes Versprechen ablegen: „Wir glauben, daß die Fundamental-Wahrheiten der Bibel auf eine wesentlich richtige Weise in den Lehrartikeln der Augsburgischen Konfession vorgetragen werden.“ Unser Grundsatz ist: „In fundamentalibus Lutheranismi unitas, in non-fundamentalibus libertas, in omnibus charitas.“ Und es ist bemerkenswerth, daß unter allen Predigern, welche zu den verschiedenen mit der General-Synode vereinigten Synoden gehören, ist nicht, so weit uns bekannt ist, ein einziger Neolog. Die wenigen Rationalisten schon damals bejahrt, welche zur Zeit der Entstehung der

General-Synode in unserer Kirche existirten, haben sich derselben entgegengesetzt, und sind jetzt mehrstens gestorben. Wesentliche Rechtgläubigkeit wird also durch unsere Regel gesichert. Auch wäre strenge Gleichförmigkeit hier nicht erreichbar. Unsere Väter kamen aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes; und wem ist es nicht bekannt, daß da auch unter den Rechtgläubigen Verschiedenheit der Ansichten obwaltet, welche unsere Väter mit sich brachten. Nur durch einen solchen Eklekticismus, durch eine solche freie Bildung, welche über Verschiedenheit in Nebensachen hinaussehend, die wesentlichen Momente des Lutherthums mit wahrem Erfahrungs-Christenthum verbunden, zum Bande der Einigkeit macht, kann unsere Kirche in Amerika den Frieden erhalten und glücklich aufgebauet werden. Diese ganz freie Bewegung der Kirche mag unseren deutschen Brüdern befremdend erscheinen, aber sie fließt aus der freien Lage der Kirche, und herrscht auch in allen anderen Religionsverfassungen unseres Landes.

2. Was nun unsere Lehransichten anbelangt, so bekennen wir unverholen, ja bekennen es laut und offen, daß die große Mehrzahl von uns nicht altlutherisch sind, in dem Sinne einer kleinen Partei, welche in Deutschland diesen Namen führt. Wir sind überzeugt, daß wenn der große Luther noch lebte, so wäre er es selbst nicht. Wir glauben, die drei letztverflossenen Jahrhunderte haben auch Männer hervorgebracht, die vermögend waren zu denken, zu forschen, zu bilden, sowohl als das sechzehnte. Ja, so gering wir uns selbst achten, so erkühnen wir uns doch, angetrieben durch Pflichtgefühl, die Schrift für uns selbst zu untersuchen, und unsere Lehransichten aus dieser himmlischen Quelle zu schöpfen. Aber dennoch sind wir Evangelisch-Lutherisch. Festhaltend an dem Hauptgrundsatz Luther's, daß GOttes Wort allein unfehlbar ist, haben wir Luther's Lehrgebäude nach diesem Worte geprüft und wesentlich richtig gefunden. Wir stehen hier, wie überhaupt in den mehrsten unserer kirchlichen Grundsätzen, auf gemeinschaftlichem Grunde mit

der Unirten Kirche Deutschlands. Die Unterscheidungsansichten zwischen der Altlutherischen und der Reformirten Kirche achten wir als nicht wesentlich; und die Richtung der sogenannten altlutherischen Partei scheint uns hinter unserem Zeitalter zu seyn. Die glorreiche Reformation des sechzehnten Jahrhunderts war weder eine plötzliche noch vollkommene. Der große Luther hat Zeitlebens Fortschritte gemacht, und am Ende seiner Laufbahn sein Werk als unvollendet betrachtet. Wir folgen seinem eigenen Rathe, wenn wir in GOttes Wort mehr als in seinen Schriften um die Wahrheit forschen, und so sein Werk zu vollenden suchen; und diesem seinem Grundsatze getreu, glauben wir als ehrliche Männer, uns noch Lutheraner nennen zu können. Ueber alle Hauptpunkte des Christlichen Lehrgebäudes stimmen wir mit Luther und den Symbolen der Lutherischen Kirche überein. Die dogmatischen Ansichten eines Mosheim, eines Reinhard, ausgenommen des Letzteren Theorie über die künftigen Strafen der Hölle, können im Allgemeinen als die unsrigen angesehen werden.

Die Lehre der absoluten Gnadenwahl wird von keinem unserer Prediger geglaubt. Luther's besondere Ansicht über die leibliche Gegenwart des HErrn im Abendmahl, ist von der großen Mehrheit unserer Prediger längst aufgegeben; obzwar einige wenige der älteren deutschen Lehrer und Gemeindeglieder sie noch beibehalten. Ueber die Art und Bedeutung der Gegenwart des HErrn im Abendmahl, wird, wie in der Evangelischen Kirche Deutschlands, Freiheit erlaubt.

Die Mehrheit unserer Prediger glauben an eine besondere Gegenwart und einen besonderen Segen des HErrn, aber nur geistlicher Art. Die Versöhnung ist, nach unserer Ansicht, für alle Menschen bestimmt. Die Rechtfertigung des Sünders geschieht allein um des Verdienstes Christi willen durch den Glauben ergriffen. Die Gnade GOttes wird allen Menschen angeboten — ist aber nicht unwiderstehlich. Die Taufe nimmt das Subjekt in die sichtbare Kirche GOttes auf; auch versichert

sie dem Kinde die Vergebung der Sünde, dem Erwachsenen aber nur, wenn er wahrhaftig bußfertig ist, und lebendigen Glauben an Christum übt. Ueber die novissimis, oder letzten Dinge, wüßten wir nicht, daß wir in irgend einem Punkte die alte Lehre verlassen hätten. Die Lehre der Wiederbringung sehen wir als unbiblisch an, und der hiesige Universalismus, der fast immer den Socinianismus zum Grunde hat, wird als höchst schriftwidrig und seelengefährlich verworfen.

3. In Bezug auf Regierungsform, behaupten wir mit Luther und den mehrsten Reformatoren, die ursprüngliche Gleichheit der Prediger im apostolischen Zeitalter, und behalten sie auch in der Praxis bei. Das Synodal-System herrscht allgemein bei uns, und unsere Synoden bestehen, in gleicher Zahl aus Predigern und durch die Gemeindeerwählten Abgeordneten aus dem Laienstande. Dreizehn solcher Synoden sind jetzt mit der General-Synode vereinigt, und wir hoffen, die anderen werden sich auch mit der Zeit diesem Bruderbünde zugesellen. Die Macht der General-Synode ist nur rathgebend, und obzwar eine jede Synode verpflichtet ist, den gegebenen Rath der General-Synode in Ueberlegung zu nehmen, so kann eine Stimmenmehrheit diesen Rath verwerfen.

Manche unserer Synoden sind auch in Spezialkonferenzen eingetheilt, wovon eine jede vier bis zehn Prediger enthält, welche jährlich vier Mal zusammen kommen und während zwei, drei oder vier Tagen täglich mehrere Mal predigen. Der Zweck dieser Versammlungen ist, durch evangelisch-praktische Predigten sichere Sünder aufzuwecken und Kinder GOttes zu erbauen. Es werden auch inzwischen Betstunden gehalten, und wenn Sünder erwecket werden, so wird einzeln mit ihnen gesprochen, und nöthiger Unterricht über ihren Seelenzustand ertheilt. Bei diesen Uebungen, sagt unsere Formula, „muß die äußerste Vorsicht beobachtet werden, daß keine Unordnung erlaubt werde, noch irgend etwas, was die Andacht der Versammlung stören könne.“ In manchen Gegenden fällt es un-

fern Predigern schwer, alle Unordnung zu verhüten, dieweil unsere Gemeindeglieder mitten unter manchen andern Sekten wohnen, welche solchen Lärmen billigen. Eine ganz kleine Anzahl unserer Prediger mißbilligt selbst das laute Stöhnen des bekümmerten Sünders nicht so entschieden, wie unsere Kirche es fordert, aber ihre Zahl, glauben wir, nimmt ab, und die Kirche im Ganzen steht in keiner Gefahr in diesen Irrthum zu verfallen. Diese Brüder gehören in jeder andern Hinsicht zu unsern besten und thätigsten Seelsorgern.

4. Unsere Kirche hatte stets seit ungefähr 1732 eine Liturgie, welche im Jahr 1786 verändert und vermehrt, und in 1819 wieder mit einigen Verbesserungen abgedruckt, und endlich in 1839 von der Pennsylvanischen Synode vermehrt und verbessert zum Druck befördert worden ist. Fast allgemein wird die Liturgie als Vorschrift bei Abendmahls-, Tauf-, Trauungs- und Begräbniß-Gelegenheiten, so wie auch sonntäglich in den Haupt- und in einigen wenigen Landstädten, gebraucht. Es steht einem jeden Prediger mit seiner Gemeinde frei, sie so oft zu gebrauchen, als er will. Diese neueste Auflage der deutschen Liturgie ist von der General-Synode gebilligt worden, und wird auch in denen mit ihr verbundenen Synoden gebraucht.

5. Die kernhafte deutsche Sprache wird in manchen Theilen von Pennsylvanien, Ohio, und in einigen Theilen anderer Staaten noch von vielen Hiesiggebornen gesprochen. Doch läßt es sich leicht denken, da die englische die Landessprache ist, und alle gerichtliche Verhandlungen, und alle Geschäfte unserer Gesetzgebung beides der Staaten und der Nationalregierung, in dieser Sprache verrichtet werden, daß dieselbe allmählich auch unter unseren Deutschen den Vorzug gewinnen muß. Sogar die Kinder der Eingewanderten lernen alle Englisch sprechen, und wenn sie von ihren Eltern wegkommen, vergessen manche ihre Muttersprache. Es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß diese Sprache nicht nur unter den Gelehrten des englischen Theils unserer eigenen Kirche, sondern auch unter allen engli-

schen Kirchen und gelehrten Ständen unseres Landes immer mehr Ansehen gewinnt. In manchen hiesigen Hochschulen wird sie gegenwärtig als gelehrte Sprache studirt.

Die deutsche Literatur wird jetzt häufig importirt nicht nur durch unsere Prediger, sondern auch durch Andere. Die gediegensten Werke deutscher Gelehrten sind unter uns ziemlich weit ausgebreitet, und werden hochgeschätzt.

6. Fügen wir eine allgemeine statistische Uebersicht aller Lutherischen Synoden in Amerika, aus den Verhandlungen der letzten General-Synode bei:

Die ersten dreizehn der folgenden Bezirkssynoden stehen mit der General-Synode in Verbindung.

				Pred.	Gem.	Com.
1.	Synode von Maryland, zählte im	Okt.	1844,	30	62	6664
2.	„ „ Westpennsylv.	Sept.	1844,	43	128	14053
3.	„ „ Süd-Karolina,	Nov.	1844,	30	40	2784
4.	„ „ Hartwick	Juni	1844,	15	25	3000
5.	„ „ Neuyork,	Sept.	1844,	35	36	6000
6.	„ „ Virginien,	Mai	1845,	20	40	2415
7.	„ des Westens,	Okt.	1844,	27	60	3657
8.	Englische Synode von Ohio,	Sept.	1844,	46	140	6304
9.	Alleghany Synode,	Sept.	1844,	16	69	6811
10.	Synode d. westl. Virginiens,	Mai	1844,	7	17	1044
11.	„ von Ostpennsylv.	Okt.	1844,	23	52	5207
12.	„ „ Nord-Karolina,	Mai	1844,	11	21	2093
13.	„ „ Miami, Ohio,	April	1845,	17	36	1923
14.	Pennsylvanische Synode,	Mai	1845,	68	224	32274
15.	Verein. Sy. v. O. { Oestl. Bezirkssynode v. O.	Okt.	1844,	22 g.	80 gsch.	8000
16.	Westl. „	—	1844,	40 „	130 „	13000
17.	Engl. „	—	1844,	9 „	35 „	5000
18.	Fränkische Synode, N. Y.	Juni	1845,	27	40 „	3000
19.	Synode von Michigan,	—	1844,	4	7 „	500
20.	„ „ Pittsburg,	Juni	1845,	15	45 „	2500
21.	„ „ Tennessee,	—	—	20	90	7200
22.	„ „ Indiana,	Okt.	1843,	13 „	30 „	2000
			Zusammen,	538	1307	135629

7. **Das Seminar der General-Synode, das einzige, welches diese Synode selbst errichtete, für welches Herr Dr. Kurz Deutschland bereiste, wurde im Jahre 1825 gegründet, doch fingen die Vorlesungen erst im September 1826 an, indem der erwählte Professor, Dr. Schmucker, mittlerweile in verschiedenen Theilen unseres Landes Gelder und Bücher zum Besten der Anstalt sammelte. Wir haben jetzt drei Professoren, Dr. Schmucker, welcher Vorsitzer der Fakultät und Professor der Theologie ist; Dr. Krauth, Professor der Alt-Testamentlichen Exegese; und Professor Hay, der deutschen Sprache und der Exegese des Neuen Testaments. Die Professoren Dr. Krauth und Hay geben auch Unterricht in dem Kollegium, welches als Vorbereitungsschule durch die Freunde des Seminars errichtet wurde. In den beiden Anstalten sind gewöhnlich sechzig bis siebenzig fromme junge Männer, die sich zum Predigtamt vorbereiten, wovon zwischen zwanzig und dreißig im Theologischen Seminar sind. Alle diese Personen sind, allem Anschein nach, bekehrte Männer, die sich des wahren praktischen Christenthums befleißigen. Keine anderen werden nach unseren Regeln in das Theologische Seminar aufgenommen. Und wenn ein schon Angenommener durch seinen Wandel beweist, daß es ihm um das wahre praktische Christenthum nicht Ernst ist, wird er nach gehöriger Ermahnung entlassen. Während ihres Kursus im Seminar sind die mehrsten Studenten fast jeden Sonntag einige Stunden beschäftigt als Lehrer in Sonntagsschulen, andere sind auf dem Lande und halten Betstunden, und im letzten Jahre ihres Kursus werden sie häufig ausgesandt in die Umgegend zu predigen, und Erbauungsstunden zu halten. Auf diese Weise suchen wir durch GOttes Beistand fromme thätige Arbeiter für den Weinberg des HErrn zu bilden, Männer, die durch die Liebe JEsu getrieben, es sich zum Geschäfte ihres Lebens machen, Christum den Gekreuzigten zu predigen, Sünder zur Buße zu ermahnen, und die Kinder GOttes in Glauben, Liebe und Hoffnung zu erbauen; Männer, die mit brennendem Eifer alles Mögliche thun, um das Reich unseres Göttlichen Erlösers bis an der Welt Ende auszubreiten. Auch haben etliche mit der General-Synode vereinigten Synoden, die vom Mittelpunkt der Kirche weit entfernt liegen, eigene Seminare gegründet, in welchen die Ansichten und Lehren der General-Synode auch vorgetragen werden, nämlich, zu Lexington, in Süd-Karolina, wo der Ehrw. Dr. Hazelius Professor der Theologie ist; zu Springfield, in Ohio, wo der Ehrw. Herr Dr. Keller dieselbe Stelle bekleidet. Das Seminar zu Hartwig, im Staat Neuyork, ist das älteste unter allen, und hat der Kirche schon bedeutende Dienste geleistet, besonders in Neuyork. Es hat zwei Professoren, Herrn Dr. Müller und Professor Schmidt, welche auch klassischen Unterricht ertheilen.

8. Was die sogenannten Neuen Maaßregeln anbelangt,

so ist und bleibt bei uns, wie bei den Reformatoren, die Predigt des Wortes das Hauptmittel zum Aufbau des Reiches JEsu. Daß man aber in den letzten zwei Decennien das Wort mit größerem Eifer und häufiger als früher predigt, ist wahr. Auch werden Betstunden gehalten, und mit erweckten und bekümmerten Seelen wird von manchen Predigern einzeln gesprochen. Specialkonferenzen oder mehrtägige Versammlungen werden fast allgemein gebilligt. Betstunden werden gehalten in Kirchen, Schulhäusern, oder in Privatwohnungen, wobei die Kirchendisciplin der General-Synode strenge Ordnung fordert. Scheint während der Predigt eine besondere Rührung in der Gemeinde zu herrschen, so laden manche Prediger die bekümmerten Seelen öffentlich ein, sich nach vollendetem öffentlichen GOttesdienste zu versammeln, entweder in der Kirche, oder im Schulhause oder im Pfarrhause, damit er einzeln mit ihnen reden, und sie durch Gesang und Gebet ferner erbauen könne. Diese Verfahrungsart wird von beinahe allen Freunden der General-Synode, und auch von Predigern anderer Synoden gebilligt. Einige unserer Prediger verfahren auf eine etwas verschiedene Weise: Sie laden bekümmerte Seelen gleich nach der Predigt ein, sich in der Kirche zum nämlichen Zwecke um den Altar stehend zu versammeln, oder wenn schickliche Bänke oder Stühle da sind, sich auf dieselben zu setzen. Dann naht sich ihnen der Prediger und gibt ihnen nach kurzer Unterredung bestimmten Unterricht und Trost, und betet nochmals mit ihnen, worauf nach Gesang die Gemeinde entlassen wird. Da der Prediger nun weiß, welche Personen in Seelennoth sind, besucht er sie in ihren Wohnungen, und bestellt auch Betstunden während der Woche. Geschieht dieses Alles in christlicher Ordnung, ohne vermeidliches lautes Stöhnen, so wird es von vielen gebilligt. Etliche wenige Prediger erlauben bei solchen Gelegenheiten unnöthiges lautes Weinen, und vergessen, daß GOtt ein GOtt der Ordnung ist, welches Verfahren von fast allen andern mißbilligt wird. Manche junge Männer, die im Anfang unnöthiges Stöhnen erlaubten, sind durch die Erfahrung belehrt, jetzt Freunde der Ordnung geworden.

Es sey uns erlaubt noch einige Worte über die zahlreichen Einwanderer aus Deutschland hinzuzufügen. Als Bürger unseres Landes sind sie uns willkommen, denn hier haben wir noch Hunderte von Millionen Acker unbebauten Landes. Und der biedere Charakter der Deutschen hat das Geständniß von unseren größten Staatsmännern erpreßt, daß die Deutschen die nützlichsten Bürger abgeben. Schon im Jahre 1787, als die Gesetzgebung Pennsylvaniens ein Kollegium (Hochschule) für die Deutschen fundirte, hat sie ausdrücklich die Gabe als Beweis ihrer Dankbarkeit gegen die Deutschen für ihre Dienste im Freiheitskrieg, und ihrer Hochachtung für den Fleiß und die Vortrefflichkeit des deutschen Charakters bezeichnet; und denselben

Respekt zollen ihnen jetzt noch alle Unbefangene. Als Christen heißt die ganze amerikanische Kirche sie willkommen. Die mehrsten von ihnen ziehen sogleich in die neuen Gegenden des Westens, wo ihr predigerloser Zustand besonders zu bedauern ist. Die General-Synode wünscht aufs Möglichste für sie zu sorgen, und hat es bis jetzt gethan durch ihr Seminar und durch die mit der General-Synode verbundene Central-Missionsgesellschaft. Bruder Heyer, der jetzt als Missionär in Indien wirkt, arbeitete etliche Jahre als Reiseprediger der General-Synodal-Mission in unseren westlichen Staaten, um die zerstreuten Lutheraner beides deutsche und englische in Gemeinden zu organisiren, damit man sie dann mit Predigern versehen könnte. Unser Seminar zu Gettysburg hat schon zwei hundert Prediger ausgesandt, wovon viele im Westen arbeiten und die Mehrzahl von ihnen predigen auch in deutscher Sprache. Die amerikanische Traktatgesellschaft hat sich auch besonders der deutschen Einwanderer angenommen, und wirkt segensreich durch ihr Kolporteur-System unter ihnen. Die Methodistische Kirche hat auch viel Nutzen gestiftet unter den Deutschen, und mehrere Gemeinden gebildet. Aber die Ansichten dieser sonst geschätzten Kirche über Ordnung im GOttesdienst, behagen den Deutschen nicht. Es fragt sich nun, wie kann die Mutterkirche ihren Kindern zu Hülfe kommen? Denn da die mehrsten Einwanderer arme Leute sind, sollte das Vaterland auch Sorge für sie tragen. Deutsche Kandidaten können nur selten etwas ausrichten. Ihre Ansichten, obzwar dem Zustand der Dinge in Deutschland angemessen, taugen hier nicht. Auch können sie selten die englische Sprache erlernen, was doch fast überall nothwendig ist; denn an ganz wenig Orten sind die Emigranten so zahlreich, daß sie selbst eine Gemeinde bilden können. Sie müssen also sich entweder mit den hiesiggebornen Lutheranern oder Reformirten vereinigen, einen Prediger zu erhalten, oder müssen predigerlos bleiben. Die Letztern aber müssen Prediger haben, die auch in englischer Sprache das Wort GOttes verkündigen können, denn wenn sie auch selbst deutsch verstehen, was bei sehr vielen nicht der Fall ist, so können es ihre Kinder nicht. Könnten sie uns fromme junge Männer aus ihren Gymnasien zusenden, welche dann ihre theologische Erziehung hier in unserem Seminar erhalten würden, so daß sie zugleich mit den kirchlichen Verhältnissen unseres Landes und auch mit der englischen Sprache gründlich bekannt werden könnten, so wäre uns am allerbesten geholfen. Die Prediger, welche der thätige Goßner herübersandte, haben den rechten Geist, doch wäre es viel besser, wenn sie eine gelehrtere Erziehung hätten, denn auch hier haben sie oft mit gelehrten Gegnern zu kämpfen. Oder wenn Studenten von ächt christlichem Charakter ein Jahr auf der Universität studiren, und zwei hier in unserem Seminar zubringen könnten, hätten sie auch Aussichten nützlich zu werden. Aber in weniger

als zwei Jahren können sie die englische Sprache nicht richtig reden lernen, (was das kritische englische Ohr hier streng fordert) und auch dann nicht, wenn sie schon ziemlich bei Jahren sind. Die Fakultät des Seminars würde gerne die zur Unterstützung dieser jungen Männer herübergesandten Fonds in Empfang nehmen, und in deren Anwendung sich ganz nach der Anweisung unserer deutschen Brüder verhalten. Aber keine Neologen, oder wilde Burschen verlangen wir, sondern nur wahrhaft fromme junge Männer. Wenn diese Männer die englische Sprache richtig erlernen, können sie mehrstens Pfarrstellen erhalten, wo sie einen hinlänglichen Unterhalt finden. Können sie aber nur deutsch predigen, so muß ihnen von einer Missionskasse auf eine Zeit Hülfe zufließen. Wenn Prediger herüber kommen, sollten sie sich an unsere Synoden anschließen, indem die Errichtung einer eigentlichen Evangelischen (Unirten) Kirche, wie sie im Vaterlande existirt, ist hier nicht rathsam. Sie würde nur aus Europäern bestehen, und eine neue Sekte neben den schon existirenden bilden. Die hiesigen Reformirten neigen sich zur absoluten Gnadenwahlslehre, und sind nicht willig mit der Lutherischen Kirche sich zu vereinigen; sondern vielmehr mit der Holländisch-Reformirten, welche sich strenge an das Lehrgebäude Kalvin's hält. Auch sollten sie nicht mit dem Vorsatze kommen, die Amerikanisch-Lutherische Kirche nach dem europäischen Maaßstab umbilden zu wollen. Es wird ihnen doch nicht gelingen, und der Versuch verursacht nur Streit und Zwiespalt. Etliche europäische Brüder haben dieses versucht, indem sie eine deutsche Zeitschrift, welche wir anfangs unterstützten, „Die Kirchenzeitung" dazu benutzten. Aber die amerikanischen Deutschen ziehen sich zurück, und die Zeitschrift wird wahrscheinlich untergehen. Das Kolumbus-Seminar, in dessen Verwaltung einige neulich angekommene Theologen die Oberhand erhielten, und es fast ausschließlich Deutsch und Altlutherisch machen wollten, wurde bald von den Amerikanern verlassen, und ist nun suspendirt! Unsere Väter haben vor vierzig Jahren noch den letzten bedeutenden Versuch gemacht, unsere Kirche ganz Deutsch zu erhalten, bei welcher Gelegenheit sich besonders die Herren Doctores Helmuth, Schmidt, J. G. Schmucker, Lochmann und andere ausgezeichnet haben. Sie waren aber einsichtsvoll genug die Unmöglichkeit ihres Unternehmens einzusehen, und zu erkennen, daß nur Unheil für ihre Kinder und für die Kirche daraus entstehen würde; und die mehrsten von ihnen haben sich in ihrem Alter noch in die Landes-Umstände zu fügen gelernt. In einem großen Theile unseres Landes, besonders in den Hauptstädten, ist während des letzten Halbjahrhunderts ungefähr die Hälfte des natürlichen Zuwachs der Lutherischen Bevölkerung durch den ausschließlichen Gebrauch der deutschen Sprache in unserem GOttesdienst aus der Lutherischen Kirche vertrieben worden, indem sie diese

Sprache nicht verstanden. Und in dieser Hälfte war gerade der gebildetste Theil unserer Jugend enthalten, denn hier ist die höhere Bildung nur durch die englische Sprache zugänglich. Fast in allen englischen Kirchen unseres Landes sind unter den vornehmsten Gliedern Abkömmlinge unseres Zions zu finden. Der Versuch, unsere Kirche ausschließlich Deutsch zu erhalten, hat ihren Wachsthum über die Hälfte vermindert, und ist doch mißlungen.

Alle neue Versuche dieser Art müssen auf dieselbe Weise scheitern. Doch wir müssen unser schon zu langes Schreiben zu Ende bringen.

Wir haben nun Nachricht ertheilt über den Zustand unserer Kirche in Amerika. Wir haben Euch die warmen Gefühle unseres Herzens, ja eines jeden mit der General-Synode verbundenen Herzens, gegen die Mutterkirche ausgedrückt. Bruder Kurtz insonderheit, grüßet herzlich alle seine alten Freunde und hält sie in liebevollem Andenken. Möge dieser aufrichtige Versuch, das Band der Bruderliebe fester anzuknüpfen, mit gegenseitiger Liebe aufgenommen werden, und wir und die ganze Lutherische Kirche unsers Landes uns bald einer geneigten Antwort erfreuen können.

Gettysburg, Pennsylvanien, Nov. 10ten, 1845.

Dr. S. S. Schmucker,
Professor der Theologie an dem Seminar der General-Synode der Luther. Kirche zu Gettysburg, Penns.

Dr. B. Kurtz,
Herausgeber des „Lutheran Observer“ zu Baltimore, Maryland.

Dr. H. N. Pohlman,
Pastor der Luther. Kirche zu Albany, Neuyork.

Dr. J. G. Morris,
Pastor der Ersten Luth. Kirche zu Baltimore, Maryland.

Ehrw. H. J. Schmidt,
Professor am Seminar zu Hartwig, im Staat Neuyork.

Bunsen:
Die Verfassung der Kirche der Zukunft.
(Hamburg 1845.)

In der zwiefachen Ueberzeugung, daß jetzt oder nie die Zeit dafür sey, die Reformation der Lehre durch Herstellung einer angemessenen Verfassung der Kirche zu ergänzen, und daß Preußen den Beruf habe, als Träger des geistigen Gesammtbewußtseyns Deutschlands der deutschen evangelischen Kirche zu dieser ihrer Selbstvollendung zu verhelfen, hat ein durch Gelehrsamkeit und christliche Erkenntniß, wie durch staatsmännische Stellung und Erfahrung befähigter Schriftsteller in dem oben genannten Werke den Entwurf einer Verfassung der evangelischen Kirche Preußens veröffentlicht, welcher ausdrücklich den Anspruch macht, sofort verwirklicht werden zu können, weil er sich eben so sehr aus den Bedürfnissen der Gegenwart und den vorhandenen Bedingnissen für ein solches Unternehmen, als aus wesentlich zugestandenen allgemeinen Grundsätzen rechtfertige. Je ernstlicher wir nun die preußische Regierung mit Maaßnahmen beschäftigt sehen, welche nicht bloß auf eine Gestaltung der Landeskirche, sondern auch auf Einigung oder doch gegenseitige Verständigung der evangelischen Kirchenregierungen Deutschlands abzielen; um so wichtiger muß es uns seyn, Anschauungen und Voraussetzungen, welche, wenn auch nur theilweise, zu jenen Maaßnahmen mitwirken mögen, im Zusammenhange ausgesprochen zu finden und einer Prüfung unterwerfen zu können. Gehen doch jene Maaßnahmen offenbar von der nämlichen zwiefachen Ueberzeugung aus, welcher der Bunsen'sche Verfassungsentwurf ent-

sprungen ist. Wie nun, wenn sich dieselbe als eine irrige ausweist? Wird es dann nicht gut seyn, an diesem schriftstellerischen Erzeugnisse derselben sich gleichsam vorzuüben für die Abwehr ihrer thatsächlichen Folgen?

Wir untersuchen zuerst die Gültigkeit der leitenden Gedanken des Buchs, welche sich für wesentlich zugestandene Grundsätze ausgeben, und prüfen dann die Anschauung von dem Bedürfnisse und der Befähigung der Gegenwart, in Folge deren sich der auf jenen Grundsätzen aufgeführte Entwurf für zeitgemäß, wie für sachgemäß achtet.

Zwei grundlegende Gedanken stellen sich dar. Sie erwachsen dem Verfasser durch Erörterung der beiden Gegensätze, allgemeines Priesterthum und Amt, geistliches und weltliches Regiment. Die höhere Einheit für jenen ist ihm das Reich Gottes, für diesen der christliche Staat oder, wie er sich lieber ausdrückt, das christliche Reich. Das Priesterthum, sagt er S. 103, ist nur in der Gemeinde, und die Gemeinde entsteht erst durch das Amt. Eben so ist die Kirche nur in Völkern oder Gemeinden und Familien, und diese entstehen erst durch den Staat und dessen Vorbild, die Ehe. Aber weder das Amt ist Selbstzweck, noch der Staat, sondern jenes nur Mittel zur gottgefälligen, geordneten Uebung des allgemeinen Priesterthums, dieser nur Mittel, die volksmäßige Eigenthümlichkeit der göttlichen Erlösung theilhaftig zu machen. Durch das Amt wird das Priesterthum möglich, welches sich dann vollständig verwirklicht nur im christlichen Staate.

Diese Sätze scheinen unanstößig, aber bleiben sie es auch in der Anwendung, welche der Verfasser davon macht? Aus der Thatsache des Priesterthums der an das Wort des Heils gläubigen Menschheit leitet er erstlich das göttliche Amt der Heilsverkündigung ab, dann aber auch das gemeindliche Recht derer, die es annehmen, und nennt in Folge dessen S. 149 ff. die Gemeinde, nämlich die sichtbare Gemeinde des Herrn, also, weil dieselbe nur im Staate sich darstellt, die Gemeinde als

christliche Nation, als Reichsgemeinde oberste Rechtsperson in der Kirche: denn der Gemeinde ist der Geist Gottes gegeben, und über den Geist Gottes gibt es keine Oberherrlichkeit. Sollen diese Folgerungen innerlich zusammenhängen, so müssen sie darauf hinausgehen, daß die christliche Nation, in dem Maaße als den Einzelnen Gottes Geist und Glaube an das Wort des Heils innewohnt, oberste Rechtsperson der Landeskirche ist, so daß sich nach diesem Maaßstabe das gemeindliche Recht des Einzelnen bemäße. Aber so kämen wir ja auf die Unsichtbarkeit der sichtbaren Kirche, welche der Verfasser als eine Erfindung der Theologen mit Geringschätzung beseitigt. Es ist ihm widerfahren, daß er die Gesammtheit der Gläubigen im Auge hat, wo er nach der obersten Rechtsperson in der Kirche fragt, und dann, wo er diese in Wirksamkeit treten läßt, statt jener die Gesammtheit der nach Christo Genannten vorfindet. Nur der erstern kann er grundsätzlich die gemeindliche Berechtigung zusprechen, welche dann thatsächlich von der letztern in Besitz genommen wird.

Es ist eben nicht möglich, weder aus dem allgemeinen Priesterthum, noch aus dem göttlichen Amte des Worts ein Kirchenregiment herzuleiten, welches dem erstern entsprechend, dem letztern ebenbürtig wäre. Das allgemeine Priesterthum bezeichnet der Verfasser richtig als die Stellung des Christen zu Gott, vermöge welcher er, durch Christi Sühnopfer ein für alle Mal geheiligt, das schuldige Dankopfer guter Werke selbstständig darbringt. Aber was hat diese Berechtigung und Verpflichtung des Christen zu schaffen mit der Kirchenverfassung? Nur so viel leuchtet ein, daß kein Kirchenregiment dem Christen sein priesterliches Recht verkümmern darf, für dessen Uebung er seinem Gott persönlich verantwortlich ist. Eine Schranke ist letzteres für ersteres, wie das Gewissen eine Schranke ist für weltliches Regiment. Aber so wenig sich aus der Thatsache des Gewissens eine Reichsverfassung herleiten läßt, eben so wenig eine Kirchenverfassung aus der Thatsache des allgemeinen Priesterthums.

Eine ähnliche Bewandniß hat es freilich mit dem Amte des Worts. Daß die Träger dieses Amts auch Inhaber der Kirchengewalt seyn müssen, sey es nun selbstständig oder vertretungsweise, läßt sich aus der Natur der Kirche, deren Gemeinde durch das Wort gewonnen wird, keineswegs herleiten. Es folgt nur, daß das Wort bestimmend seyn will für die Uebung der Kirchengewalt, und diese nichts vermag gegen das Wort. Von wem die Kirchengewalt geübt werden soll, bleibt um so mehr eine Frage der Zweckmäßigkeit, als das Wort auch bei den Trägern seines Amts nicht sicher ist vor Verwahrlosung oder Verderbniß.

Gegen beide, gegen die Inhaber des Amts der Verkündigung und gegen die Inhaber des Amts der Regierung, bleibt das christliche Gewissen, wie der Geist Gottes, von dem dasselbe belehrt ist, in seinem Rechte, ohne daß darum die Gemeinde in ihrem sichtbaren Umfange zur Verkündigung oder zur Regierung ursprünglich berechtigt und durch die Inhaber des einen oder andern Amts nur vertreten ist. Christum vertreten diese, an seiner Statt predigen und verwalten sie; die Gemeinde aber in ihrer Sichtbarkeit bedarf ihrer, weil sie der Belehrung und Zucht, des Wachsthums und der Reinigung bedarf. Um diesem ihrem Bedürfnisse Genüge zu schaffen, kann sie nur Einrichtungen treffen, deren der Herr sich bediene, um sie zu lehren und zu verwalten, nicht aber lehrt und verwaltet sie sich selbst.

Je zweckmäßiger nun jene Einrichtungen sind, desto mehr ist ihr Befriedigung ihres Bedürfnisses gesichert. Zweierlei wird zur Zweckmäßigkeit erfordert, daß die Einrichtung dem angemessen sey, was zum Vollzuge kommen soll, und daß sie der jetzt gerade so beschaffenen Gemeinde angemessen sey, an welcher dasselbe zum Vollzuge kommen soll. Was von einer auf allgemeine Geltung Anspruch machenden Musterverfassung zu halten ist, erhellt nun von selbst. Evangelischer Seits wissen wir, daß das Wort das erste ist, und die Gemeinschaft, welche auf dem Worte beruht, sich so gestalten muß, daß das Wort

darin Raum habe und seine Herrschaft üben könne. Papistischer Seits dagegen will die Gemeinschaft das erste seyn, und das Wort soll sich nach ihr richten. Demzufolge geht in der römischen Kirche die Kirchengewalt dem Amte des Wortes vor, während bei uns die Kirchengewalt nur dem Amte des Worts Raum schaffen soll. Wir müssen wünschen und dahin trachten, daß sich die Kirchenverfassung, die Ordnung der Kirchengewalt jederzeit so gestalte, wie es in der jedesmaligen Kirche nöthig ist, um dem Amte des Worts zur rechten Wirksamkeit zu helfen.

Anders meint es Bunsen. Ihm zufolge ist die Verfassung das nothwendige Gegengewicht der Lehre, nicht ist jene durch diese bedingt; denn die Verfassung nennt er S. 80 die Verwirklichung des christlichen Glaubens als Lebens, wie die Lehre es ist als eines Gegenstandes des vernünftigen Nachdenkens. Die Ansicht, daß das Christenthum vor allem andern Lehre sey, und die Einheit der Lehre, d. h. des theologischen Systems, alle andere kirchliche Entwickelung bedinge, achtet er S. 77 für die nothwendige Frucht der Geistlichkeitskirche. So habe man geglaubt und gesagt im Lateran, so bei der Unterschrift der Konkordienformel, so in Dordrecht. In der Wirklichkeit sey es ganz anders. Lehre wie Verfassung habe zu ihrer Voraussetzung den Glauben an die göttlichen Thatsachen der Erlösung und Stiftung der Kirche: auf diesen göttlich gegebenen thatsächlichen Glaubensgrund setze die Theologie die Lehre in der Form von Bekenntniß, Artikeln, System, und auf demselben erbaue sich auch die Verfassung. So stehen denn beide in Wechselwirkung, ja die Lehre werde praktisch verstanden nach der Verfassung, unendlich mehr als die Verfassung nach der Lehre: wie denn das vorbildliche Priesterthum, welchem das Christenthum ein Ende machen sollte, sich in die kirchliche Welt wieder eingeschlichen habe durch das natürliche Heidenthum im Gottesdienste und durch das gesetzliche Judenthum in der Verfassung.

Wie wahr ist diese letzte Beobachtung! Aber was folgt aus ihr? Daß alle kirchliche Verfassung, Gottesdienst und

Verfassung im engern Sinn, sich richten muß nach der Lehre. Freilich nicht nach einem theologischen System: aber wer heißt auch Bunsen diese beiden Begriffe sich gleich stellen? Die christliche Religion, das heißt, die in Christo gegebene Gemeinschaft Gottes und des Menschen, ist eine Thatsache, welche verkündigt seyn will, damit sie geglaubt werde und im Glauben der Mensch jener Gemeinschaft theilhaftig werde. Sie will verkündigt seyn mit immer schärferer Abgränzung gegen Irrthum und Lüge, mit immer tieferer Erfassung ihrer Wahrheit: daher das kirchliche Bekenntniß, sey es nun das nicänische oder augsburgische, nicht für einen Bau über dem Glaubensgrunde, sondern für die menschlich ausgesprochene Glaubenswahrheit selbst gelten will. Wie kann auch jene Glaubenswahrheit zur Herstellung einer Kirchenverfassung führen, ohne zuvor Gegenstand des vernünftigen Nachdenkens geworden zu seyn?

Verfassung und Lehre stehen sich also nicht gleich, sondern diese, wenn sie anders lauter ist, hat gegründeten Anspruch, die Voraussetzung jener zu seyn. Eine Geistlichkeitskirche entstände auf solche Weise nur dann, wenn dem nicht theologisch gebildeten Christen die Befähigung abgesprochen würde, lautere und unlautere Lehre zu unterscheiden, wenn kirchliche Gemeinlehre und theologisches System dasselbe wäre. So wenig aber dies der Fall ist, so irrthümlich nennt auch Bunsen die Verfassung der Kirche die Verwirklichung des christlichen Glaubens als Lebens, wenn er dem gegenüberstellt den Glauben als Gegenstand des vernünftigen Nachdenkens. Denn wo es recht herging, sind Gottesdienst und Verfassung der Gemeinde eben so wenig als das kirchliche Gemeinbekenntniß aus einem unbewußten Glauben erwachsen, sondern haben durch bewußte Bethätigung der klar verstandenen Thatsachen des Christenthums ihre Gestaltung gewonnen.

Demnach hat die Ordnung des kirchlichen Regiments, die Kirchenverfassung, zu ihrer Voraussetzung den Ausdruck des kirchlichen Gemeinglaubens, das kirchliche Bekenntniß; und sie

dient dazu, der Verkündigung dieses Bekenntnisses Raum zu schaffen Ist dem so, dann muß eine Kirchenverfassung um so unvollkommener seyn, je weniger sich in ihr das Gemeinbekenntniß bethätigt, und um so unfruchtbarer, je weniger sie Verkündigung desselben bezweckt. Hiernach wird sich nun bemessen, ob die preußische Landeskirche die Aufgabe hat, sich eine Musterverfassung zu geben, nach welcher sich die gesammte protestantische Kirche bilde und gestalte, und ob Bunsen's Entwurf einer solchen Verfassung, bei welchem von dem kirchlichen Gemeinbekenntniß eben so abgesehen ist, wie bei der Union, für diejenige Kirche einen erheblichen Werth haben kann, welche keinen andern Fortschritt für möglich achtet, als auf der Grundlage ihres Bekenntnisses. Wichtiger daher als der Gegensatz des allgemeinen Priesterthums und des Amts, die sich einander nur beschränken, sonst aber verschiedenen Gebieten angehören, wäre für Bunsen's Aufgabe das Verhältniß von Gemeinbekenntniß und Gemeindeordnung gewesen, welches bei ihm so wenig zu seinem Rechte gekommen ist.

Der zweite Gegensatz, auf dessen Lösung er seinen Entwurf gründet, ist der von Katholicität und Nationalität, oder von geistlichem und weltlichem Regiment, von Kirche und Staat. In dem christlichen Staat findet er die höhere Einheit dieses Gegensatzes. Denn der Staat, sagt er S. 99, ist die höchste Darstellung der Sittlichkeit nur, so weit die kirchliche Sphäre in ihm wirksam ist. Andererseits nimmt die christliche Idee den ganzen Menschen, das ganze Leben in Anspruch; aber der ganze Mensch entwickelt sich nur als Theil einer freien Gesammtheit, das ganze Leben nur im staatlichen Leben: daher die Idee des allgemeinen Priesterthums zu ihrer vollen naturgemäßen und gesunden Entwickelung ein christliches Volk und einen christlichen Staat fordert (S. 71). Demzufolge soll (nach S. 107) nicht eine Staatskirche, wohl aber eine Nationalkirche erstrebt werden, das heißt, eine Kirche, welche das nationale Leben in seiner Beziehung auf Gott, im Gebiete der freien Sittlichkeit, eben so

vollkommen und selbstthätig darstellt, als der Staat im engern Sinne dasselbe Leben in seiner Beziehung auf die Welt, im Gebiete des Rechts verwirklicht: so daß die bürgerliche und kirchliche Verfassung des Staats zwei verschiedene Ströme des Einen nationalen Lebens sind, deren Einigkeit am besten gesichert wird durch ihre vollständige Getrenntheit.

Da die Nationalkirche nicht so gemeint ist, als sollte eine kirchliche Gemeinschaft alle anderen ausschließen, vielmehr unter bürgerlicher Duldung aller nicht unsittlichen Sekten und Religionen mehrere größere kirchliche Gemeinschaften neben einander stehen mögen, in welchen sich das nationale Bewußtseyn vorzugsweise darstellt; so kann man diese Nationalkirche nicht verwechseln mit einer Staatskirche, aber man fragt sich, was mit ihr neues gesetzt seyn soll? Gilt die protestantische Kirche Bayerns für weniger national als die katholische? Oder wird die katholische Kirche Preußens dadurch nationaler werden, daß man sie preußisch nennt? Die römisch-katholische Kirche, heißt es S. 106, schließt die Theilnahme der Laien aus, und das nationale Element kann hier nur durch schützende Staatsgesetze, nicht durch Theilnahme der Gemeinde gegründet werden. Besagt dies nicht mit andern Worten, daß es eine katholische Nationalkirche nicht geben kann? Also nur eine evangelische? Wie aber? wenn diese zertrennt ist durch Verschiedenheit des Bekenntnisses? Ist dann eine der beiden evangelischen Kirchen nationaler als die andere? Oder werden sie beide, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihres Bekenntnisses, eine solche Verfassung bekommen, wie Bunsen sie zur Darstellung einer nationalen Kirche erforderlich achtet?

Auch hier finden wir das Bekenntniß zurückgestellt, einer Musterverfassung zu Liebe, welche nicht sowohl Ausdruck eines kirchlichen Gemeinglaubens, als vielmehr einer allgemein christlichen Nationaleigenthümlichkeit seyn will. Doch was sage ich, Nationaleigenthümlichkeit! Gibt es denn eine preußische, hessendarmstädtische, lübeck'sche Nation? Es richtet sich eben das Gebiet einer kirchlichen Gemeindeverfassung nach dem Umfange des

staatlichen Gebiets, welchem sie angehört. Und steht dann das Gemeinbekenntniß in der Geltung, welche ihm zukommt, so werden sich immer die Angehörigen desselben Bekenntnisses in verschiedenen Ländern einander kirchlich verwandter wissen, als die Verschiedengläubigen desselben weltlichen Gebiets. So lange also die Dinge stehen wie gegenwärtig, ist es viel weniger der Gegensatz von Katholicität und Nationalität, als der von Katholicität und Konfessionalität, welcher für die Kirchenverfassung Wichtigkeit hat. In weiter, ich weiß nicht ob jemals erreichbarer Ferne steht die Zeit, wo sich die kirchlichen Gemeinschaften nur durch die Volkseigenthümlichkeiten, mit welchen sie verwachsen sind, unschuldig und friedlich unterscheiden.

Bunsen aber stellt sich an, als wäre diese Zeit schon vorhanden, als brauchte man um das Gemeinbekenntniß keine Sorge mehr zu tragen, oder vielmehr als wäre es an der Zeit, dasselbe zu vergessen, damit der Gemeinglaube nicht länger gehindert werde, die reif getragene Kirchenverfassung mit ihren blos volksthümlichen Verschiedenheiten aus sich zu gebären. Und dies Angesichts der so kräftig wiedererstandenen kirchlichen Bekenntnißverschiedenheiten! Aber freilich, wo bliebe Bunsen's Hoffnung von Preußens kirchlichem Berufe, wollte er anerkennen, daß für Herstellung einer Kirchenverfassung die Bekenntnißeigenthümlichkeit wichtiger ist als die Volks- oder Reichseigenthümlichkeit?

Schon hier zeigt es sich, daß Bunsen nicht blos die leitenden Gedanken seines Buchs irrthümlich für zugestandene Grundsätze hält, sondern auch von der gegenwärtigen Kirche eine Anschauung hat, welche guten Theils auf Selbsttäuschung beruht. Es möchte in Preußen unter den Männern gleicher Stellung und gleicher Gesinnung wohl nicht viele geben, welche zu der dort äußerlich vollzogenen Union eine so unbefangene Zuversicht hegen. Aber noch verwunderlicher als sein Vertrauen auf die innere Einheit der preußischen Landeskirche ist seine rosige Ansicht von der geistlichen Verfassung, in welcher sich dieselbe befindet. Er kennt unter ihren 6000 evangelischen Pfarrern nur

einige wenige, die zum offenen Bruche mit dem kirchlichen Glauben, nicht etwa gekommen sind, sondern gekommen zu seyn scheinen: man müsse sich nur nicht durch Formeln und Stichworte bethören oder durch den Streit der Schulen erschrecken lassen (S. 166). Und nun gar die 17000 Volksschullehrer, fast sämmtlich Männer, die bis zum funfzehnten Jahre etwa, in einer gelehrten Schule gebildet, und dann in einem Schullehrerseminare für ihr wichtiges Amt vorbereitet sind, dem zu Liebe sie sich freiwillig mit einer Aufopferung, ja Begeisterung, welche ihres Gleichen sucht, einem Leben der Entsagung unterwerfen: es ist edle Wißbegierde bei allen, Liebe zur Pflege der Jugend des Volks und gläubige Hingebung bei vielen, welche allein jenen Entschluß und die beharrliche Ausführung desselben zu erklären vermag. Sagt Jemand, unser Glaubensleben sey zerstört durch den Rationalismus, so fragt Bunsen (S. 361) verwundert: „welchen? wessen? der todte Rationalismus der Schule des achtzehnten Jahrhunderts hat sich selbst zu Grabe getragen, und dem wahren rationalistischen Elemente, welches sich innerhalb des Lehramts der Kirche befindet, verdankt die deutsche evangelische Kirche wenigstens eben so viel, als dem entgegengesetzten. Die freie Kritik der heiligen Bücher hat unendlich mehr genützt als geschadet, wie es denn Jedem klar werden muß, daß dieselbe im Glauben an die Wahrheit und nicht im Unglauben vorgenommen worden ist. Und die neuere Philosophie? Wir können es wahrlich für kein Unglück halten, wenn Männer der Wissenschaft, welche sich zur Kirche bekennen, sich ernst bemühen, zu zeigen, daß das Christenthum auch in der Idee wahr sey." Womit denn die theils unmündigen, theils boshaften Lästerer unserer evangelischen Kirche, die kleingläubigen, altweiberischen oder heuchlerischen Wehklagen über die ungezügelte deutsche Wissenschaft und Philosophie gebührend abgefertigt sind.

Wahrlich, auch wir sind nicht geneigt zu klagen, wo es gilt zu handeln. Aber um das Rechte thun zu können, muß man die Verhältnisse sehen, wie sie sind, und nicht, wie man sie gerne haben

möchte. Den Gemeinden in ihrem gegenwärtigen Bestande die Mündigkeit in kirchlichen Dingen zusprechen und demnach die Selbstregierung überlassen, heißt nichts anderes, als dem Geheimnisse des widerchristlichen Wesens zu seiner schnellern Selbstoffenbarung verhelfen. Nicht als setzten wir unsere Hoffnung auf die polizeiliche Hülfe des weltlichen Regiments: es wird bald genug klar werden, wie wenig diese auf die Dauer ausreicht. Im Gegentheil, unsere Hoffnung in Mitten der gegenwärtigen Verwirrung ist eine rein geistliche. Wir vertrauen, daß der Herr Mittel und Wege finden wird, seine Gemeinde, die es wirklich und nicht blos dem Namen nach ist, aus der Welt heraus und in's helle Licht des Tages zu stellen, recht als die Stadt, die auf einem Berge liegt und darum nicht verborgen bleiben mag; und die zunehmende Feindseligkeit, welche unsere Kirche von ihren Angehörigen zu erfahren hat, ist uns eine Weisung und Mahnung, auf eine Umgestaltung des kirchlichen Gemeinlebens uns vorzubereiten. Bunsen verlangt S. 322 von der Kirche der Zukunft, daß sie auf den gesetzlichen Zwang der Konfirmation und der kirchlichen Trauung verzichte. Was ihm eine Folge der neuen Kirchenverfassung, das ist uns Voraussetzung derselben. Wenn der Widerspruch gegen den Gemeinglauben unserer Kirche in dem Maaße zunimmt, wie gegenwärtig in mehreren Provinzen Preußens; so wird zwangsmäßige Konfirmation aller Getauften mit dem Wesen einer evangelischen Gemeinde so unvereinbar erscheinen, daß man sich auf die hohe Bedeutung der Handauflegung wieder wird besinnen müssen. Erst wo es wirklich freier Entschluß ist, vermöge dessen der Einzelne in die selbstthätige Gemeinde tritt, da kann auch wieder von Selbstthätigkeit der Gemeinde die Rede seyn. Eine Vorübung aber für solche Selbstthätigkeit der Gemeinde sehen wir mit Bunsen in den Werken der Mission, der äußern, noch mehr der innern, wo dieselben auf Grund eines selbstbewußten, lebendigen Verhältnisses zum kirchlichen Gemeinglauben geschehen. Je kräftiger diejenigen, welchen der Beruf dazu gegeben ist, diese gemeinsamen Bethätigungen des kirchlichen

Gemeinglaubens fördern; desto mehr wird jener Bruch und Riß, welcher unvermeidlich bevorsteht, an Gefährlichkeit verlieren, und desto geschickter wird die wohl vorbereitete Gemeinde seyn, aller Manchfaltigkeit der Gaben und Güter des Geistes zum Werkzeug und Gefäß, der Welt aber, in der sie steht, zum leuchtenden Vorbild zu dienen. Von dieser wahren und wesentlichen, weil innerlichen Selbstbereitung wird aber die protestantische Kirche nur abgezogen durch solche Versuche einer äußern Umgestaltung, wie Bunsen sie anräth und die preußische Regierung sie anstellt. Es waltet hier ein sittlicher Irrthum ob: man will sich den Grundschaden einer unirten Landeskirche nicht gestehen, sondern sucht ihn, weil man ihn nicht zu heilen weiß, in eine zeitgemäße Tugend umzudeuten, um nur in dem süßen Wahn beharren zu können, als habe Preußen wirklich den Beruf, um welchen es sich durch die Union gebracht hat. „Ja zum Gesetz und Zeugniß! Werden sie so nicht sagen, so werden sie die Morgenröthe nicht haben.“

Erwiederung.

Die Beurtheilung, welche meine christologischen Beiträge im Januarheft des Repertoriums von Reuter gefunden haben, gibt mir einen willkommenen Anlaß zur Berichtigung eines Mißverständnisses; denn auf einem Mißverständniß beruhen allerdings die wesentlichsten Ausstellungen, welche der von mir sehr hochgeachtete Verf. jener Kritik, Herr Prof. Dr. Dorner, an meiner Theorie gemacht hat, und sofern dieselben durch meine Ausdrucksweise sollten mitveranlaßt seyn, bin ich doppelt über die sich mir darbietende Gelegenheit zu einer, wenn auch nur kurzen, Berichtigung erfreut; denn da ich die christologischen Beiträge späterhin umzuarbeiten beabsichtige, so

gedenke ich mir ausführlichere Erörterungen bis dahin vorzubehalten. Dabei muß ich vor Allem mit der, wie es scheint von Herrn Dr. Dorner übersehenen, Bemerkung der christol. Beiträge beginnen, daß dieselben keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machen; sie beschäftigen sich lediglich mit Betrachtung der geschichtlichen Person des Gottmenschen und lassen das Verhältniß derselben zur immanenten Trinität, welche sie voraussetzen, unerörtert; weshalb ich im voraus gegen die Konsequenzen zu protestiren berechtigt bin, die mir in dieser Hinsicht Herr Dorner aufbürden will. — Und da sich seine Kritik nicht sowohl gegen den Kern meiner christologischen Ansicht gerichtet hat, als gegen die End- und Ausgangspunkte derselben, wodurch sowohl die Bedeutung als der Zusammenhang des Ganzen einigermassen verwirrt worden ist, so werde ich wohl mit einer kurzen Rekapitulation des Wesentlichen beginnen müssen, um die Sache auf ihren eigentlichen Stand zurückzuführen.

Ich gehe in meiner Theorie von der Ueberzeugung aus, welche die Basis der kirchlichen Lehre ist, der Erlöser sey wahrer Gott und Mensch in Einer Person. Auf die lebendige Durchdringung des Göttlichen und Menschlichen in ihm, näher auf die persönliche Einheit, lege ich mit der lutherischen Kirche das Hauptgewicht, und was mich dazu bewegt, sind nicht nur einzelne Schriftstellen, sondern der Gesammteindruck, welchen die Darstellung der Evangelien gewährt. Denn hier gewahre ich auch nicht eine Spur von jenem Dualismus, mit welchem die älteren Theorien noch behaftet sind, nichts von einem doppelten Ich, nichts von einer zwiefachen, auf ein zwiefaches Prinzip zurückgehenden, Reihe nebeneinander herlaufender Gedanken, Willensakte und Thätigkeiten, sondern überall Eine Persönlichkeit im vollsten Sinn des Wortes, Ein einheitliches Bewußtseyn, Eine einheitliche, gottmenschliche Lebensbewegung. Und in dieser Anschauungsweise liegt der eigentliche Nerv meiner Christologie. Beides zusammen aber, nämlich einerseits

die volle Realität des göttlichen und menschlichen Wesens in Christo, andrerseits die Einheit der Persönlichkeit, vermag ich für den Stand seines irdischen Lebens nicht festzuhalten und zusammenzudenken ohne die Annahme einer wirklichen κένωσις, und zwar nicht blos einer Verzichtleistung seiner Menschheit auf den Gebrauch und Besitz der ihr durch die hypostatische Verbindung mit dem Logos zukommenden göttlichen Idiome, wie sie dieselbe im Stande der Erhöhung aktuell besitzt, sondern einer Selbstbeschränkung des göttlichen Logos selbst, die mir deshalb mit der Menschwerdung zusammenfällt. Denn ohne diese Annahme will mir die vorausgesetzte Einheit des Selbstbewußtseyns nicht festhalten. Denke ich mir z. B. die Erzählung Matth. 9, 23 so: der Erlöser habe, während er seiner Menschheit nach im Schiffe schlief, seiner Gottheit nach nicht nur gewacht, sondern auch den Sturm selbst sowohl herbeigeführt als gestillt — und anders ließe es sich doch nicht denken, wenn der Fleischgewordene Logos als dieser soll die Weltregierung und Weltherrschaft geübt haben, — so löst sich mir nicht blos das Wunder auf in einen blosen Schein, sondern es fällt mir entweder die Einheit seines Ichs und seiner Lebensthätigkeit in eine Zweiheit auseinander, oder ich verliere die Wahrheit seines menschlichen Bewußtseyns, welches doch als mit dem göttlichen geeint gedacht werden soll und muß. Keines von beiden aber kann ich nach den obigen Prämissen, die mir feststehen, zulassen; weder die (von Hrn. Dorner mit der meinigen verwechselten) Theorie Dr. König's und Anderer, welche, wie ich wohl weiß, den Logos in einen Menschen sich umsetzen läßt, noch die andere, welche die persönliche Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Christo erst auf dem Wege einer allmählichen Durchdringung werden läßt. Jene nicht, weil sie den geschichtlichen Zusammenhang der Menschheit des Erlösers mit dem zu erlösenden Geschlechte aufzuheben und zugleich die Realität seiner Gottheit zu beeinträchtigen scheint; diese nicht, weil sie die Thatsache der unio hyposta-

tica, das ὁ λόγος σάρξ ἐγένετο, in einen Prozeß successiver Ineinsbildung verwandelt und den Menschen Jesum erst zum Gottmenschen werden läßt. Demnach bleibt nur die Annahme einer Selbstbeschränkung des Göttlichen in Christo über. — Und da stimmt die heil. Schrift bei, nach welcher Christus am Ende seiner irdischen Laufbahn den Vater um die δόξα bittet, die er vor Grundlegung der Welt bei ihm gehabt hat, also um einen Besitz, der dem ewigen Sohne vor der Menschwerdung eignete und dessen er sich begeben hat (εἶχον). — Nur fasse ich diese Selbstbeschränkung nicht so, wie Herr Dr. Dorner es mehrmals ausdrückt, als Aufgeben des „ethischen und geistigen Wesens", was eine ganz irrige Relation meiner Darstellung ist, — — sondern, wie ich wiederholt und bestimmt sage, „nicht des göttlichen Wesens, nicht des absoluten Lebens", sondern eben nur der δόξα und zwar unter der S. 96 ausdrücklich urgirten Limitation: „So weit ihr Besitz nicht zum Erlösungswerke erforderlich war; so weit sie dazu nöthig war, hat er sie auch im Stande der Erniedrigung besessen." Unter der δόξα aber verstehe ich die Fülle der Beziehungen, in denen sich das göttliche Wesen nach außen hin offenbart, dasselbe, was man auch die Fülle der göttlichen Eigenschaften nennen könnte, falls man unter Eigenschaften nicht die immanenten Bestimmtheiten des göttlichen Wesens versteht, sondern eben, wie ich thue, die realen Beziehungen, die es sich ad extra gibt. Z. B. absolutes Leben, Geist, Liebe, Heiligkeit sind Wesensbestimmtheiten; nicht aber Allmächtigkeit, Allwissenheit im gewöhnlichen Sinne, nach dem es auch die praescientia einschließt, Allgegenwart als omnipraesentia operativa, — oder Zorn, Strafgerechtigkeit u. s. w. Hält man diese von mir bestimmt ausgesprochenen Sätze fest, so erledigen sich von selbst die Bedenken, welche Dorner, ausgehend von einer ihm, wie es scheint, eigenthümlichen Unterscheidung zwischen einem Physischen und Ethischen in Gott, gegen meine Auffassung erhebt; um so mehr,

als mir diese Unterscheidung völlig fremd ist, und mich somit gar nicht trifft. Denn wenn ich das, was der Logos auch im Stande der Erniedrigung besitzt, mit der Schrift als das absolute Leben bezeichne, so meine ich damit nichts andres, als das göttliche Wesen, welches Geist und Leben ist.

Allerdings aber bleibe ich hiebei nicht stehen, sondern ich verfolge die Konsequenz dieser Bestimmungen nach Innen hinein, indem ich weiter sage, daß die Selbstbeschränkung des Fleischgewordenen Logos auch auf das Bewußtseyn sich extendire, näher darauf, daß er mit seinem göttlichen Bewußtseyn in die Form des menschlichen eingegangen sey. Die Form des menschlichen Bewußtseyns aber im Unterschiede von dem absoluten, ist die der Endlichkeit, der Zeitlichkeit, der Beschränktheit. Der Mensch ist wie in seinem leiblichen so auch in seinem geistigen Leben unter das Gesetz des Werdens, der Entwicklung gethan — und unter dasselbe Gesetz, so achte ich, hat sich auch der Logos, kraft der Menschwerdung mit seinem göttlichen Bewußtseyn begeben, um fortan als der Gottmensch in wahrhaft menschlicher Weise zu leben, zu denken, zu fühlen, zu leiden, weil er nur so als wahrer Gott zugleich wahrer Mensch, nur so uns seinen Brüdern allerdinge gleich ist. Dabei ist nun meine Meinung keineswegs, als habe er das göttliche Bewußtseyn überhaupt aufgegeben, so daß er sich während seines geschichtlichen Lebens nur als Mensch gewußt hätte (weshalb ich auch den Ausdruck aufgeben dafür nicht gebrauche); sondern vielmehr, er habe sein göttliches Bewußtseyn so in die Form des menschlichen begeben, daß er sich hinfort nur als Gottmensch wußte. „Weder einseitig als menschliches, noch als göttliches, sondern als ein einheitliches, als gottmenschliches" sage ich ausdrücklich, sey es zu denken. —

Die Nothwendigkeit dieser Annahme ergibt sich zunächst aus dem Obigen. Denn ist der ewige Logos kraft der Menschwerdung wirklich in das Welt- und Zeitleben eingegangen, so kann er sich jetzt auch nicht als den wissen, der bei dem Vater ist, sondern er weiß sich als den, der vom Vater ausgegan-

gen ist und wieder zum Vater geht, wie er denn auch redet, was er beim Vater gehört und geschaut hat; hat er wirklich auf die göttliche δόξα verzichtet und damit für den Stand seines irdischen Lebens als Gottmensch die Stellung aufgegeben, die er von Anfang an der Welt gegenüber einnahm, so kann er sich auch jetzt nicht als den die Welt allmächtig beherrschenden wissen, sondern er weiß sich eben als den, der die Herrlichkeit gehabt hat, und wieder zurückempfangen wird, nicht als den, der sie actu besitzt. Und diese Form des Wissens ist schon eine zeitliche, denn es ist ja die der Erinnerung; aber freilich einer Erinnerung, welche das Bewußtseyn der wesentlichen Einheit mit dem Vater nicht aus- sondern einschließt. — Näher erhellt jedoch die Nothwendigkeit jener Annahme aus der Art, wie die h. Schrift den Gottmenschen in seinem geschichtlichen Daseyn zeichnet. Es ist das Bild einer wahrhaft menschlichen Lebensentwicklung, das sie uns vorführt — also ein zeitliches Nacheinander der Momente der Lebensthätigkeit und des Bewußtseyns. Fällt nun dieses Nacheinander blos auf die Seite des Menschlichen, hat der Erlöser in seinem geschichtlichen Leben neben dem zeitlichen Bewußtseyn, vermöge dessen er die Dinge in ihrer Succession und Einzelnes, wie den Tag des Gerichtes, gar nicht wußte, zugleich ein solches besessen, kraft dessen er Alles in zeitloser Anschauung weiß, — überhaupt hat er nicht unser ganzes Leben im eigentlichsten Sinne mitdurchgelebt, so sehe ich nicht, wie die Einheit seines Selbstbewußtseyns, die unio personalis, noch bestehen könne. Umgewandt aber halte ich diese fest, wie ich nicht anders kann, so will mir ohne jene Voraussetzung die Wahrheit seines menschlichen Lebens nicht anschaulich werden. Ich kann mir dann z. B. gar nicht denken, wie sich der Erlöser soll geistig entwickelt haben, oder wie er soll wirklich geschlafen, oder wie er am Kreuze sich soll von Gott verlassen gefühlt haben, oder wie er soll wirklich gestorben seyn. Denn, um nur dies Eine zu erwähnen, der Schlaf, der eine momentane Hingabe des Bewußtseyns an einen Zustand der Be-

wußtlosigkeit ist, erscheint doch als schlechthin für den Gottmenschen unmöglich, wenn er zugleich die ganze Fülle des Gottesbewußtseyns (in seinem gottmenschlichen Bewußtseyn) actu besessen; und so dürfte denn nichts übrig bleiben, als entweder ein zweifaches Ich (ein wachendes und ein schlafendes) zu statuiren, oder anzunehmen, wie ich thue, daß wirklich das göttliche Bewußtseyn Christi in die Form des menschlichen eingegangen sey, ja selbst momentan, bis zur Hingabe an einen Zustand der Bewußtlosigkeit.

Gilt dies aber von irgend einem einzelnen Momente seines Lebens, dann kann es gar kein Bedenken haben, dasselbe für den Stand seiner frühesten Kindheit zu behaupten. Dieß die Summe meiner in den Beiträgen entwickelten Ansicht. — Dabei weiß ich recht wohl, daß sich Alles weit leichter und einfacher zu lösen scheint, durch die Annahme einer allmählichen Ineinsbildung des göttlichen und menschlichen Bewußtseyns des Erlösers, — aber ich fürchte, daß diese Erleichterung um einen theuern Preis erkauft werde, nämlich mit dem Verlust der unio hypostatica, ja, wenn ich recht sehe, mit dem des Begriffs der Menschwerdung. Denn diese erschiene so nur als der Anfangspunkt eines Processes, in welchem der Mensch Jesus allmählich zum Gottmenschen wird; eines Processes, der dann erst mit dem Moment der Erhöhung könnte als vollendet gedacht werden. Und dieser Preis ist mir zu theuer. Viel lieber bleibe ich bei dem schriftmäßigen Weg der Kirchenlehre, wenn er auch größere Schwierigkeiten darbietet. Da nun Hr. Dr. Dorner die bezeichnete Auskunft auch nicht zu theilen scheint, da er vielmehr von einer modernen Christologie verlangt, daß sie Durchführung dessen sey, „was schon im 16. Jahrhundert christologischer Grundgedanke war", so würde er mich zum höchsten Dank verpflichtet haben, wenn es ihm gefallen hätte, anzudeuten, wie er selbst etwa auf eine leichtere Weise diese Schwierigkeiten zu lösen gedenkt. Allein es hat ihm das nicht gefallen. Statt dessen hält er sich an die äußersten Enden meiner Darlegung und zieht aus ihnen zwei Konsequenzen, die sie in das schlimmste Licht stellen dürften.

Wenn ich nämlich, um das Verhältniß zu erläutern, in welches der göttliche Logos kraft seiner Selbstbeschränkung zu der menschlichen Natur tritt, mich auf die Analogie mit dem göttlichen Lebensgeist im Menschen berufe, so entnimmt er daraus die doppelte Folgerung, einmal, daß ich dem Menschen überhaupt das menschliche Ich, die menschliche Persönlichkeit abspreche, deren Stelle ich durch jenen Lebensgeist vertreten lassen solle; und sodann, daß ich dasselbe von Christo lehre, mithin dem Apollinarismus verfalle. Damit aber thut mir der verehrte Recens. entschieden Unrecht. Denn erstlich berechtigt eine Analogie niemals, weitere Konsequenzen aus ihr zu ziehen, als, wer sie braucht, ihr beigelegt wissen will, weil eine Analogie die Sache, der sie gilt, nicht erschöpft, sondern eben nur nach irgend einer Seite anschaulich machen will. Zweitens hat ja eben diese Analogie bei mir nicht nur die Tendenz, die Einheit des Göttlichen und Menschlichen in Christo, sondern auch den Unterschied in der Einheit zu veranschaulichen; wie denn auch Herr Dorner selbst meine Grundansicht als eine solche bezeichnet, die noch an einem gewissen Dualismus leide, (S. 44) oder, wie er auch sagt: „auf der alten Grundlage zweier Naturen, die im Wesen verschieden sind, erbaut sey", was ich bereitwillig als meine Ansicht anerkenne, und womit ich mich auch im Rechte glaube; insbesondere einer solchen Einheit gegenüber, wie sie der Herr Recens. S. 45 in Anspruch nimmt. Drittens verwahre ich mich wiederholt geradezu im Voraus gegen alle diese Konsequenzen; ich sage ausdrücklich, daß ich jenen Lebensgeist nicht mit der menschlichen Persönlichkeit identifizire, lasse deshalb auch die Hypostase des göttlichen Logos keineswegs die Stelle der menschlichen in Christo ohne weiteres vertreten (vgl. desgl. S. 98 der Beitr.), was Alles der Herr Recens. geradezu umkehrt; und eben so wenig denke ich mir das Verhältniß jenes Lebensgeistes in uns zu dem Absoluten pantheistisch, denn damit, daß ich ihn „ein Göttliches oder Gottverwandtes" nenne, damit daß ich einen Wesenszusammenhang

zwischen uns Menschen, die wir das Bild Gottes an uns tragen, und zwischen dem Absoluten anerkenne, bin ich noch weit entfernt, beide pantheistisch zu identifiziren.

Aber Herr Dorner hat sich von diesem Lebensgeiste eine mir in der That völlig fremde Vorstellung gemacht, aus der er nun gegen mich argumentirt. Uebrigens ist diese ganze Analogie für meine Theorie ein Nebenpunkt, mit welchem sie weder steht noch fällt.

Bedeutender erscheint das andere Bedenken, „daß nämlich meine Auffassung zur Aufhebung der immanenten Trinität für die irdische Lebenszeit Jesu zu führen scheine," und ich stelle keineswegs in Abrede, daß dieselbe zu diesem Scheine Veranlassung geben konnte, sofern in ihr das von Herrn Dr. Dorner berührte Verhältniß nicht näher entwickelt wurde. Indessen trete ich in der That jenem Dogma nicht zu nahe. Was ich von dem Erlöser aussage, fällt ganz in das Gebiet der ökonomischen Trinität; und für dieses gestaltet sich allerdings das ewige und immanente Verhältniß der drei Personen durch die Selbstentäußerung des Logos zu einem Verhältniß der Ungleichheit, der völligen Unterordnung des Sohnes unter den Vater; ja es gewinnt in dieser nach außen gekehrten Seite allerdings den Anschein, als ob es sich aufgelöst habe. Allein dies ist ein Schein, den meine Darstellung nicht erst macht, der sich aber bei näherer Betrachtung jener Selbstbeschränkung löst. Daß diese ein Akt des Willens und eo ipso des Bewußtseyns sey, näher ein Akt des ewigen Sohnes, der, mit der Menschwerdung zusammenfallend, von da an zur fortwährenden That des Gottmenschen wird, in der sich das Wunder des Anfangs auch menschlich fortsetzt, habe ich S. 105 der Beitr. ausdrücklich gesagt. Es ist also eine fortgehende That der Freiheit; der Sohn kann in jedem Moment die Existenzweise, die er sich für die Zeit seines irdischen Lebens gegeben hat und fortwährend gibt, wieder aufheben; in jedem Moment, was er sotu dahingibt, wieder zurücknehmen. Mithin hat sich das

göttliche Bewußtseyn nicht an sich aufgehoben, es ist vielmehr selbst die bewirkende Ursache seiner kontinuirlichen Entäußerung zum Zeitlichen, es bildet, daß ich so sage, gleichsam den ewigen Punkt über der Linie seines geschichtlichen Lebens, aber es tritt für das zeitliche Bewußtseyn des Gottmenschen in den Hintergrund, es latitirt in diesem, daher es auch in dem Maaße hervortritt, als sich dieses entwickelt, jedoch auch so nur in der Form der Zeitlichkeit. Nicht nach oben hin, nicht nach der Seite der immanenten Trinität, sondern für die nach außen gekehrte, für die in die Geschichte eintretende, findet also jene Herabsetzung des absoluten Bewußtseyns des Logos statt. Es liegt hier allerdings ein tiefes Mysterium verborgen; aber ich glaube nicht, daß die Schwierigkeit, die daraus erwächst, uns berechtigt, den Gottmenschen anders zu fassen, als die heil. Schrift uns anleitet. Uebrigens bietet das Verhältniß der Transcendenz Gottes zu seiner Immanenz, das Verhältniß seiner Ueberweltlichkeit und Außerzeitlichkeit zu seinem Eingehen in die Zeitschranke mit seinem Wissen und Wirken, eine, wenn auch nicht ausreichende, Analogie für jenes Mysterium dar. Ein tieferes Eingehen in das Verhältniß der immanenten Trinität zur ökonomischen, liegt jedoch ganz außer der Absicht dieser Zeilen. Mir genügt es, hier den Punkt bezeichnet zu haben, von welchem aus meine Auffassung des Gottmenschen sich der an ihr gemachten Ausstellung erwehrt. Herrn Professor Dorner aber sage ich nochmals Dank, daß er mir zu dieser Erklärung die Veranlassung gab.

Korrespondenz.

2. April 1846.

(Die neuaufgefundenen Briefe von Rancé.)

Es wird Manchem, welcher die früheren Mittheilungen über den Reformator des Trappistenorden Armand-Jean Le Bouthillier de Rancé mit dem verdienten Antheil gelesen hat, eine nicht unwillkommene Notiz seyn, daß vor Kurzem in Paris neu aufgefundene Briefe desselben Mannes veröffentlicht worden sind*). Der Fund ist eine Wirkung des durch Chateaubriand's Buch neu erregten Forschungstriebes. Ein Glied der Familie Dumont-Favier in Clermont erinnert sich, durch Erbschaft in den Besitz von Briefen gekommen zu seyn, welche Rancé sowohl vor als nach seiner Sinnesänderung an einen Favier, einen seiner Lehrer, geschrieben habe. Es fanden sich 52 Briefe vor. Zu diesen sind noch 174 andere Briefe gekommen, welche der Bibliothekar Gonod durch Vermittlung des Herrn Prosp. Faugère erhielt, der sie theils in dem Briefwechsel des Abbé Nicaise, theils in der königlichen Bibliothek, theils in Sammlungen von Autographen vorfand. Sechszehn bereits gedruckte, aber in seltenen Büchern verstreute Briefe sind wieder mit abgedruckt worden. Im Ganzen entnimmt man dieser Sammlung von Briefen nicht gerade Neues.

*) Lettres de Armand-Jean le Bouthillier de Rancé, abbé et réformateur de la Trappe; recueillies et publiés par B. Gonod, bibliothécaire de la ville de Clermont-Ferrand. Paris chez Amyot 1845. 8vo. XVI et 436 pages. Preis 7 Francs 50 Cent.

Nur zwei charakteristische Bruchstücke wollen wir mittheilen. Das Eine läßt einen traurigen Blick in die unwahre Sprache der Frömmigkeit thun, die Rancé zu einer Zeit geläufig war, wo er noch in den offenbarsten Sünden lebte. Diese Stelle findet sich in einem Briefe an den Abbé Favier und zwar vom Ende des Jahres 1648, in welcher Zeit Rancé noch in dem engsten Verhältniß mit der Gräfin Montbazon lebte, deren Art der Kardinal von Retz mit den Worten bezeichnete, „er habe nie eine Person „gesehen, die in ihrem Lasterleben so geringe Scheu vor dem ge„zeigt hätte, was Tugend heißt." Mitten in dieser Zeit schreibt Rancé an Favier: „Sie haben eine zu gute Meinung von „meinem Beruf zum kirchlichen Amte. Ist es Gott angenehm, so „geht darin all' mein Wünschen auf, und wir als Christen können „keinen andern Gedanken und kein anderes Ziel unserer Handlun„gen als hierin haben. — Ich habe mich étant seul et par un „extra tempora auf zwölf Tage zu geistlichen Uebungen in die „Mission zurückgezogen, wo ich mich sehr an den guten Leuten er„freute, welche mehr Frömmigkeit haben, als das frömmelnde Aeu„ßere, das man ihnen allein zutraut. Es ist ein wahres Gottes„haus; seines Gleichen findet sich nicht anderwärts." Die Gräfin Montbazon, deren Tod der Anlaß zu Rancé's Sinnesänderung wurde, starb im Jahr 1657. So sprach er also die Sprache der Frömmigkeit neun Jahre vor dem Tode seiner Buhlin bereits geläufig.

In die Zeit seiner Bekehrung fällt die Aufhebung des Edikts von Nantes. Daß er, der strenge Katholik, dawider polemisiren werde, kann Niemand erwarten. Aber den Ausdruck einer diese Maaßregel vergötternden und darum rohen Freude erwartet man doch nicht. Seine Briefe zerstören diese Täuschung. Also schreibt Rancé unter dem 30. Januar 1646 (Lettre LXVIII.): „Was „der König zur Ausrottung der Ketzerei gethan hat, ist so außer„ordentlich und großartig, daß die Nachwelt es kaum glauben und „begreifen wird. Was bis jetzt ein Schreckbild schien, ist zu nichte „geworden und dieser ganze Wechsel ist ein Blitzstrahl Gottes, der

„die Großherzigkeit des Königs in seinen Dienst nahm, der, was „er anfängt, hinausführt und dessen Besitz kein Hinderniß kennt, das „ihm nicht weichen müßte. Wir müssen Gott bitten, daß er sich „der Herzen dieser Neubekehrten versichere und daß er ihren Glau- „ben stärke, da er als junger Schößling doch nur schwach und „wankend seyn kann.“

Dem Direktor der Konvertitenkasse und sonstiger Bekehr- anstalten, Pellisson, obwohl dieser ohne Beichte gestorben war, setzt Rancé das Ehrendenkmal: „Er hat die Protestanten auf alle „Weise angegriffen; er hat sie in ihren Schanzen belagert und all' „seine Erfahrung und Erleuchtung angewendet, nicht um zu siegen „wie ein Mann, der triumphiren will, sondern wie Einer, der sie „in die Kirche mit sanften und liebreichen Mitteln zurückzu- „führen gedenkt.“ (Lettre CXXXVIII. 8. Febr. 1693.)

Das ist Rancé der Reformator, der Liebling Chateau- briand's und die Hoffnung des jungen ultramontanen Frank- reichs! —

---

2. April 1846.

(Die Kirche, welche den weltlichen Arm verschmäht.)

— — Die Kirche verschmäht den weltlichen Arm. Wenn man ge- wissen Skribenten glaubt, so ist das allein der Wahlspruch der rö- mischen Kirche und in ihr ganz besonders der Jesuiten als der wahren Verfechter dieser Kirche. Unter diesen Umständen thut der Sémeur vom 11. März 1846 nicht übel, an ein paar Fakta neueren und älteren Styles zu erinnern. Als der Kardinal Caprara mit Napoleon über die kirchlichen Angelegenheiten verhandelte, fragte Napoleon den Kardinal: „Hören Sie, Kardinal Caprara, „besitzen Sie noch die Wundergabe? Besitzen Sie sie? In diesem „Fall gebrauchen Sie sie, Sie werden mich sehr verpflichten. Ha- „ben Sie sie aber nicht, so lassen Sie mich machen und weil ich

„auf menschliche Mittel beschränkt bin, verstatten Sie mir, mich de„ren nach meiner Einsicht zur Rettung der Kirche zu bedienen.“ Worauf der Kardinal an den heiligen Vater schrieb: „Wir wollen „diesen Mann nicht reizen! Er allein hält uns in diesem Lande, „wo Alles gegen uns ist. Sollte sein Eifer einen Augenblick er„kalten oder er unglücklicherweise sterben, so gäbe es keine Re„ligion mehr in Frankreich“ (Histoire du Consulat et de l'Empire par M. Thiers. T. III. p. 438.). Es war vielleicht nur eine momentane Verirrung; aber in diesem Augenblick war Napoleon der Gott des Herrn Kardinal Caprara und die Kirche war verloren, wenn ihr nicht der Kaiser half. — Es ist aber nicht von so ganz neuem Datum, daß die Vertreter jener Kirche, welche den weltlichen Arm verschmäht, die Vortheile der weltlichen Protektion nicht blos zu schätzen, sondern auch zu rühmen wußten. Bis zu welchem Grade, mag am besten an den Beispielen Solcher einleuchten, welche für verhältnißmäßig aufrichtige und aufopfernde Christen galten. Da paßt vor Andern Franz Xaver, welchen jetzt auch Protestanten mehr als billig rühmen und von welchem ein neuerer protestantischer Kirchengeschichtschreiber poetisch sagt: „Er habe mit dem begeisterten Gefühle der großen Aernte und mit „wunderbaren Thaten der Frömmigkeit wohl Hunderttausende ge„tauft. (Hase Kirchengesch. 5. Aufl. S. 446.) Es fällt mir nicht im Mindesten ein, die wirklich schönen Seiten jenes Mannes verkleinern oder ableugnen zu wollen. Aber wie die Nichtachtung des weltlichen Armes zum Geist der katholischen Kirche gehören solle, wenn die besten ihrer Söhne die Anwendung der schlechtesten weltlichen Mittel zum Frommen der Kirche empfehlen, das ist nicht leicht zu begreifen, will man nicht bloßen Versicherungen Glauben schenken. Genug, der heilige Franz Xaver schreibt in Bezug auf die Ausbreitung und Festigung des römisch-katholischen Bekenntnisses in Indien, daß dem König Johann III. von Portugal nichts so Noth thue, als täglich ja in jeglicher Bitte des Spruches zu gedenken: Was hälfe es, so Jemand die ganze Welt gewänne, und nähme doch Schaden an seiner Seele? daß man ihn an die

Nähe des Todes und der Rechenschaft erinnern und ihn dahin bringen müsse, dem Wachsthum des Glaubens in Indien allen Beistand angedeihen zu lassen. Und was denkt sich Franz Xaver unter diesem Beistand? „So weit mir Licht gegeben ist, sehe ich „nur ein Mittel zur Blüthe der Religion in Indien. Der König „erkläre allen Beamten dieses Landes, daß er nur denen Vertrauen „schenke, welche Eifer für die Förderung der Religion haben u. s. w. „und daß man feierlich betheure, man werde, wenn sie sich nicht auf die „Ausbreitung der Religion in Indien legen, sie nach ihrer Rückkunft „nach Lissabon mit Gütereinziehung und langem Gefängniß strafen. „Gibt der König diese Befehle und straft er streng die ungehorsa„men Beamten, so wird man mit Gottes Gnade große Bekehrun„gen sehen. Aber thut der König hierin nichts, so wird nichts „ausgerichtet. — Benützt man nicht die Autorität des Königs und „macht sein Stellvertreter sie nicht geltend, so ist jeder Versuch „vergeblich. Ich spreche aus Erfahrung.“ (Histoire des îles Mariannes par le P. Le Gabien de la Compagnie de Jesus. Par. 1701 p. 23.). Man lege diesen Brief des heiligen Xaver so mild aus, als man wolle — der Mann mit dem „begeisterten Gefühl der großen Aernte“ hatte doch etwas seltsame Ansichten von dem Verhältniß des weltlichen und geistlichen Armes und von der Ohnmacht des letztern ohne Mithülfe der „Omnipotenz des Staatsregimentes“, welche bekanntlich erst eine Erfindung des Protestantismus seyn soll.

Bei dieser Benützung des weltlichen Regiments durch die jesuitischen Vertheidiger der absoluten Kirchenfreiheit fällt mir immer die Geschichte ein, die der ehemalige Jesuitenschüler Elias Hasenmüller erzählt (historia Jesuitici ordinis lat. 1593. deutsch von Melch. Leporinus 1594. Frankf. a. M. 4⁰. 660 Seiten herausgegeben): „Ich habe mit meinen Augen angesehen,“ berichtet er (S. 340), „daß S. Durchlaucht (der Herzog Wilhelm von „B.) in der Fasten beim Grabe Christi, das die Jesuiten aufgerich„tet hatten, sich selbst mit Geisseln zerhauen, und haben die Je„suiten heimlich hinter der Mauer gestanden und gelachet und über

„solcher That eine große Freude gehabt. Es jammerte mich damals „des guten frommen Fürsten, daß er von den losen Buben so „schelmisch vexiert und verspottet wurde."

Jenem alten Elias wollte es überhaupt sehr zweifelhaft vorkommen, ob wenigstens Fürst und Vaterland mit den Vertretern jener absoluten Kirchenfreiheit gut führen. Denn er hatte den Jesuiten Piedro zu Landsberg predigen hören: „Liebe Brüder, achtet des Pabstes Liebe viel höher, denn eurer Eltern, Freunde, „aller Hab und Güter und eures eigenen Vaterlandes Liebe. „Denn wenn ihr das thut, so werdet ihr große Belohnung davon „bringen, beide in diesem Leben und hernachmals auch die Herrlichkeit der ewigen Freude erlangen." (S. 337).

Freilich des Pabstes zu Rom Stütze wollten sie allezeit seyn. Dafür theilt Jener das charakteristische Wort des Jesuiten Gregorius zu Augsburg mit, welcher sagte: „So lange zwischen unserer Societät und dem Pabst zu Rom Fried und Einigkeit wird „erhalten werden, so lange wird St. Peters Stuhl und der Apostel Sitz bestehen und es unserer Gesellschaft wohl ergehen. „Wenn aber Uneinigkeit dazwischen kömmt, so werden sie beide „fallen, und wir allesammt werden der ganzen Welt ein Spott „werden." —

Ist dem so, so steht es schlimm um den päbstlichen Stuhl, und ist dem nicht so, so steht es abermal nicht gut mit ihm. Wie das gemeint sey, ist leicht zu verstehen. Uebrigens meinten schon etwa 40 Jahre nach der Gründung des Ordens römische Nobili: „Die compagnia di Giesu, ob sie wohl gehalten werden, als wenn „sie eine große Stütze oder Säule des römischen Pabstes wären, „werden sie es doch dereinst so weit treiben, daß der Pabst wird „müssen weichen, sie aber werden seinen Stuhl besetzen. Deshalb „sollte der Pabst bei Zeit hiezu wach seyn und gedenken, wie er „diesem Unglück vorbauen wolle, ehe die jesuitische Sekte größere „Gewalt überkäme, als vor Zeiten die Tempelherren gehabt." Ob diese römischen Nobili seit dieser Zeit eine Bestätigung ihres Urtheils aus der Geschichte empfangen haben, mögen Andere beurtheilen.

Eingetroffen aber ist, was, wenn anders die Nachricht zuverlässig ist, bereits im Jahre 1558 der Erzbischof George Bronswell von Dublin hinsichtlich der Jesuiten vorausgesagt hat: „Es hat sich vor Kurzem eine Brüderschaft gebildet, die man Jesuiten nennt. Diese werden viele verführen und durch ihr Leben „nach dem Exempel der Schriftgelehrten und Pharisäer die Wahrheit auszurotten bemüht seyn. Es wird ihnen auch beinahe gelingen, denn Leute von solcher Art wissen alle Gestalten anzunehmen. Bei den Heiden werden sie Heiden, bei den Atheisten „werden sie Atheisten, bei den Juden Juden, bei den Reformirenden Reformirende seyn; sie werden eure Neigungen, eure Absichten, eure Herzen ergründen und euch hiedurch den Thoren „gleich machen, welche in ihren Herzen sagen: es ist kein Gott. „Diese Leute haben sich durch die ganze Welt ausgebreitet; sie „werden in den Rath der Fürsten kommen, welche nicht tugendhafter als sie seyn werden; sie werden diese so sehr bezaubern, „daß sie sie zwingen, ihnen ihre größten Herzensgeheimnisse zu „entdecken, damit nämlich, daß sie Gott und sein Evangelium verlassen, demselben nicht gemäß leben und zu den Sünden der Fürsten still schweigen. Endlich aber wird dennoch Gott, um die „Ehre seines Gesetzes zu retten, diese Gesellschaft durch eben diejenigen zu Grunde richten, die ihr am meisten beigestanden sind „und sich ihrer am meisten bedient haben, dermaßen, daß sie endlich allen Völkern verhaßt und in noch viel ärgern Umständen „seyn werden, als die Juden. Sie werden keinen gewissen Ort „mehr auf der Erde und ein Jude mehr Gunst bei den Leuten „haben, als ein Jesuit. Tempus faciendi, Domine, dissipaverunt „legem tuam." (So nach dem Buche: Procès contre les Jésuites pour servir de suite aux causes célèbres Brest. 1750 in der unpartheiischen Kirchengeschichte Th. III. Abth. II. Jena 1754 S. 1668 ff.)

Das ist vor ungefähr 300 Jahren vorausgesagt, vor 53 Jahren buchstäblichst eingetroffen und mit Ganganelli's, des römischen Pabstes Vergiftung besiegelt worden; und wenn jetzt für die

dreifache Krone wie für die einfachen Kronen die Jesuiten abermals als die Heilbringer empfohlen werden, so ist zwar Alles begreiflich, auch das, daß es nur apokryphe Weissagungen gibt; nur das ist nicht begreiflich, wozu die Welt eine Geschichte gehabt hat und zu welchem Zweck alle Welt dermalen thut, als studire sie Geschichte. —

---

2. April 1846.

(Cyriakus Spangenberg's und Luther's Ansprache an die Sichern dieser Zeit.)

In diesen Tagen, in welchen der Abfall des deutschen Volks von der evangelischen Wahrheit, wenn nicht größer, als er war, doch offenbarer als früher wird, und ein nicht geringer Haufe vor der albernsten, geistlosesten und nichtigsten Komödie, die jemals in kirchlichen Dingen gespielt worden ist, ich meine vor dem sit venia verbo Deutsch-Katholizismus seine Kniee ohngefähr mit jener Andacht beugt, mit welcher man den Wagen der Elsler nach Hause zieht oder Zweckessen feiert, um bei Austern und Champagner Weltgeschichte oder nach Umständen auch Kirchengeschichte zu machen, in diesen Tagen, in welchen sich wahrhaftiges bitteres Elend mit dem Elend des fratzenhaftesten Geisterbankerotts in einer schauerlichen Weise mischt und kein Mensch, auch die Triumphirenden nicht, sich wohl fühlt, habe ich eines alten Schülers von Luther gedenken müssen, der 15 Jahre nach Luther's Tode sich gedrungen fühlte, das bereits undankbar gewordene evangelische Deutschland zu mahnen und zu warnen. Er hat das in sehr einfältigen Worten gethan und daneben jene Voraussagungen Luther's gesetzt, welche vom künftigen Geschicke Deutschlands handeln. Jetzt sind 300 Jahre seit Luther's Tode verflossen und man hat erst unlängst das Gedächtniß dieses Todes gefeiert. Es sind da manche

schöne Gedenkzeichen wahrhaftigen Glaubens und wahrhaftiger Liebe zu Tage gekommen. Aber ich möchte nicht, daß diese sich wie ein Schleier über den Abgrund deckten, der vor unsern Füßen gähnt. Darum weiß ich nicht, ob nicht, da die Propheten von heute nicht mehr gehört werden, man gut thue, solche Stimmen der alten Zeit und namentlich die Luther's selbst wieder laut werden zu lassen, in welchen sich ein nur zu deutliches Gemälde der Uebel findet, die über uns gekommen sind.

Dem alten Nordhäuser, Cyriakus Spangenberg, war es so wie Luther, seinem Lehrer, zu Muthe, daß er bei allen Spuren kirchlichen Verfalls und religiösen Undanks immer an sein deutsches Vaterland denken mußte und was für Gefahren dem aus solchen Zuständen erwachsen würden. Hatte er doch klar erkannt, welch' unermeßlichen Dienst Luther dem Staat, der Schule, dem Gottesdienst, der Sprache und Bildung überhaupt erwiesen hatte. Denn er zählt auf, wie Luther 1) „die weltliche Obrigkeit durch „seine Schriften wiederum in ihrer Würden und Ehren gesetzt, de„ren sie durch den Pabst beraubt gewesen und sich mit Füßen ha„be müssen treten lassen; hat ihnen auch vielfältigen christlichen „Bericht mitgetheilet, wie sie das Schwert recht führen und brauchen „sollen. 2) Hat dieser hochbegnadete Lehrer durch nothwendige „Schriften den Ehestand gezieret und von's Pabsts Unflat und „Makel, damit er denselben verunreinigt, wieder gesäubert und „gefeget. 3) Hat er guten wohlgegründeten Bericht gegeben von „der wahren christlichen Freiheit wider die mancherlei Gewissensstricke „der Papisten. 4) Haben wir durch Doktor Luthern, als durch „ein göttliches dazu verordnetes Mittel, die heilige Bibel, der lie„ben Propheten und Apostel Schriften in rechter, guter, reiner „deutschen Sprache, welche Wohlthat Gottes nicht auszusprechen „ist, daß der heilige Geist in den letzten Zeiten zu uns Deutschen „gekommen ist und die großen hohen Geheimnisse Gottes je also in „deutscher, als in hebräischer und griechischer Sprache hat ausge„redet. — — 5) Hat wohlgedachter Luther der Jugend zum „Besten die ganze Hauptsumme der heiligen Schrift in gewisse

„Fragstücke verfaßt, also daß wir einen solchen deutschen Katechis-
„mus von ihm haben, darinnen kein vergebenes Wort gesetzt, son-
„dern alles voller Geist und Leben ist, wie die wissen, so in De-
„muth und mit Andacht dasselbige kleine goldne Büchlein viel und
„oft lesen, hören und betrachten. 6) Ist's nicht möglich, daß man
„genugsam könnte ausloben sein schönes, liebliches und holdseliges
„deutsch Gesangbüchlein, darinnen nach Gelegenheit der Zeit und
„Personen nur aber alle Maßen schöne Lehrpsalmen und Trostlieder
„beisammen gefunden werden, damit sich auch ein fromm Herz ge-
„gen allerlei falsche Lehre und Irrthum kann rüsten und trösten
„und ihm selbst alle zufällige Beschwerung lindern. O es ist gar
„ein geistreiches Büchlein, wer sein recht braucht. 7) Ist's un-
„leugbar, daß vor Luther's Zeiten die deutsche Sprache sehr
„korrupt, finster, dunkel und unverständlich gewesen, wie beide, alte
„Briefe und Bücher noch ausweisen. Nun hat er uns erstlich
„wiederum die rechte Art deutscher Sprache herwieder bracht und
„uns so rein und polirt wieder zugerichtet, daß er billig bei uns
„und allen unsern Nachkommen deshalb als ein Vater deutscher Sprache
„gerühmt und gelobt wird. — — Es konnte doch fürwahr zuvor
„Keiner recht und gut artig deutsch reden und könnte es noch heu-
„tiges Tags Keiner, er hätte es denn von Luther und aus sei-
„nen Schriften gelernt. Denn Gott hatte ihm nicht allein gegeben
„die Erkenntniß aller göttlichen Sachen, so viel derselben zur Se-
„ligkeit der Menschen zu wissen nothdürftig sind, sondern ihm auch
„dazu die Wort in den Mund gelegt, daß er von geistlichen Sa-
„chen reden könnte nicht mit Worten, welche menschliche Weisheit
„lehren kann, sondern mit Worten, die der heilige Geist lehret. — —
„Summa er ist der Mann, der uns von Gottes wegen erstlich hat
„von göttlichen Sachen lehren vollkömmlich und recht gut deutsch
„reden.*)

---

*) Wahrhaftiger Bericht von den Wohlthaten, die Gott durch Dr. Mart. Luther selig fürnemlich Deutschland erzeigt und von der schändlichen groben Undankbarkeit für solche große Gaben geschrie-

Von diesen und andern Wohlthaten, die er ausführlich noch außerdem anführt, hat Spangenberg den lebhaftesten Eindruck. Und nun blickt er auf den Zustand des lutherischen Volkes und auf das hiermit zusammenhängende Geschick Deutschlands, und da gehen ihm vor Wehmuth die Augen über. „Dies laß Dir," setzt er einer Warnung Luther's hinzu, „dies laß dir liebes Deutsch„land wohl befohlen seyn! Verachte Deine Heimsuchung nicht! „Es werden wahrlich große schreckliche Trübsale kommen und uns „plötzlich überfallen, so dermaßen ganz Deutschland Groß und Klein „in der grausamen und schrecklichen Verachtung göttlichen Worts „und dessen Diener und andern großen Schanden und Lastern fort„fahren wird. O Deutschland, o Deutschland! ach liebes Vater„land: wache doch dermalen auf Du Trunkene; wache auf, Deine „Freud ist nun aus! Wehe Dir Deutschland, die Du bist erhoben „bis an den Himmel, Du wirst bis in die Hölle hinunter ge„stoßen werden. Denn so solche Thaten in Frankreich, England, „Welschland und Niederland geschähen wie bei Dir, sie hätten sich „anders gehalten. Aber wehe Dir, die Du solch Deine gnädige „Heimsuchung so verachtest! Es will keine Vermahnung, keine „Weissagung, keine Drohung, Gut noch Bös helfen. Man schlägt „Alles in den Wind, macht ihnen dazu noch lange inducias (Waffen„stillstand), dichtet ihnen lauter goldene Zeit, es habe noch keine „Noth, stehe Alles noch wohl. Wohlan liebe Welt, willst Du Dir „ja nicht mehr sagen lassen, ei so sehe immerhin auf Dein Abentheuer; „Du wirst erfahren, wen Du verachtest hast. Die Diener des Worts „sind hiemit entschuldigt. Ich muß meinem lieben Vaterland gleich „zur Zugabe noch ein Stücklein aus den Schriften des theuern „Mannes Gottes Dr. Luther's zu guter Letzte schenken, ob sie „sich ja dermalen einst bewegen wollten lassen und stehe auch dessen „zweifelfrei, diese meine herzliche und christliche Vermahnung werde „dennoch ohne Frucht und Nutz bei Frommen nicht abgehen, son-

den durch Mag. Cyriakum Spangenberg, Jena 1561. 12mo. Bl. 19 b. bis 21 a. und Blatt 7 b.

„dern noch etliche fromme Herzen treffen, bei denen es bewandt „seyn wird, die ihr Leben mit folgender Buße in Gottesfurcht und „Glauben anstellen werden. „„Deutschland, (spricht der heilige „„Mann Gottes Genes. Kap. 23.) nachdem es das Evangelium „„gehabt, läßt sich ansehen, als wenn es der Teufel gar besessen „„hätte; die Jugend ist so ruchlos und wild, will sich nicht lassen „„ziehen noch bändig machen; die Alten sind Wucherer und Geiz„„hälse, in unaussprechlichen Lastern und Sünden verwurzelt — „„das ist nämlich der Dank und Lohn, den wir Gott geben für „„die gnadenreiche Predigt, die er uns durch seinen eingebornen „„Sohn verliehen und geschenkt hat. Wir mögen wohl billig mit „„Moses seufzen und klagen: Dankest du also dem Herrn deinem „„Gott, du tollthöricht Volk? Deshalben soll es Keinen Wunder „„nehmen, daß so grausame Gefahr und Noth vorhanden ist. „„Das ist so der Welt Lauf und Eigenschaft. Wir aber, dieweil wir „„Zeit haben, laßt uns Gutes thun, ein Jeder in seinem Stand, „„daß er lerne Gottes Wort und befleiße sich der Zucht und „„Redlichkeit, dieweil Gottes Wort noch vorhanden und leuchtet, „„wie der Sohn Gottes lehret: Glaubet an das Licht, dieweil „„Ihr es habet.““

„Dies sey Dir liebes Deutschland diesmal zu guter Letzte ge„schenkt. Gedenke daran; verachte deine gnädige Heimsuchung nicht! „Wer aber diesen Tag des Heils versäumen wird, an dem wird „sich Gott schrecklich rächen. Keine Buße thun, ist jetzt der Deutschen „Reim und solche Sünde wird ihnen gewißlich den Hals brechen. „Darfst nicht gedenken, dieweil Gott mit der Strafe verzeucht, es „werde nichts seyn. Denn das ist gar ein gnädiger Zorn, „wenn die Strafe eilend folget. Aber wenn Gott die „Strafen aufzeucht, die Sünde verbirget und lange „durch die Finger siehet, ach Gott! da, da ist ein schreck„licher Zorn vorhanden, der nimmermehr aufhöret; „ach Gott! da gehet es erst an; da ist das endlich Ver„derben Leibes und der Seelen vor der Thür. Ein „solcher Zorn des Herrn ist gewesen zur Zeit der Sündfluth. — —

„Also sollen wir auch wissen, daß über Deutschland, welches so „lange Zeit her in greulichen großen Sünden gelebet, in Verachtung Gottes Worts und dessen Diener, in Wucher und andern „unzähligen Sünden mehr, alles nach ihrem Muthwillen getrieben, „ein schrecklich Urtheil und Gericht ergehen wird, als nicht bei „Menschen Gedenken gewesen. Das wird erst dann dem Deutschland den Garaus geben, denn Gott hat nun eine lange Zeit mit „der Strafe verzogen, lang durch die Finger gesehen, gewartet, „ob Buße folgen sollte. Deßhalben wird auch die Strafe eine „Strafe über alle Strafen seyn. Daraus denn ein ewiger Zorn „folgen muß, wie mit den Juden, Türken und andern geschehen. „Selig ist der Mann, der es zu Herzen nimmt.“

„Und dieweil aber dennoch unter den Deutschen noch viel „tausend frommer Christen sind, die Gott zu lieben Kindern angenommen, die auch Gott und sein Wort lieb und theuer halten, „ihr Leben nach dem anstellen, sollen hiemit solche Kinder Gottes „und fromme Christen, denen gottlos Leben nicht gefällig, sich keineswegs daran stoßen oder ärgern, sondern mit uns wissen, daß „diese letzte Zeit, da alle Welt treibt, als sey sie vom Teufel besessen, ihnen einen großen Trost mitbringe. Sintemal daraus „stark zu schließen ist, daß der frommen Christen Erlösung sich nahet, ja schon vor der Thür ist. Darum wollen sie mit uns in „Christo fröhlich und freudig seyn, ihre heiligen Hände und fröhlichen Häupter zu Gott aufheben und der ganz freudenreichen Erlösung bald gewärtig seyn.“

„Der allmächtige Gott, ein Vater unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, wolle zu seinem Lob, Ehre und Preis und mehrer Erweiterung und Aufbauung der heiligen christlichen Kirche „sein heiliges Wort noch länger bei uns in Deutschland erhalten „und allem dem, das sich dawider setzet, gewaltiglich steuern und „wehren! Der sey mit seiner Gnade bei uns und erlöse uns von „allem Uebel. Amen.“

Auf diese Worte des alten und frommen Spangenberg's folgt eine große Reihe von warnenden Weissagungen Luther's,

die man wohl auch sammt und sonders einmal wieder vorführen sollte, vielleicht gleich hier am Platze, wäre nicht die Epistel schon zu lange gerathen.

Paßt aber Spangenberg's Wort auf unsere Zeit — und ich finde es nur allzu passend, was die Masse unseres deutschen Volks anlangt — so möchte ich vor Allem, daß die wahrhaftigen Christen sich den Trost aneigneten. Es gibt jetzt genug verzagte Herzen, welche nur fürchten, statt zu glauben, zu leben und zu handeln und welche sich fast verhalten, wie jenes Würtemberger Bäuerlein, das seinen Weinberg nicht mehr umhacken wollte, weil ja doch demnächst der Herr Christus wiederkomme. So lange Tag ist, müssen wir wirken, in Kirche und Volk und für beide, und so uns verhalten, als sey da kein Gedanke an irgend ein Ende des einen wie des andern, sondern nur der eine Gedanke an Zubereitung beider für das Reich der herrlichen Zukunft. Wer aber wirken will am Tag, bevor die Nacht kommt, der vergeudet seine Zeit nicht mit thatlosem Seufzen.

Nicht minder aber möge Jedermann die Warnung beherzigen, die jener Alte aussprach: Der dreißigjährige Krieg kam als die Sündfluth über dieses Geschlecht. So oder anders wird eine Fluth der Gerichte auch über Deutschland ergehen, so es bleibt, wie es jetzt ist. Und damit die warnende Predigt nicht blos für Ungläubige eingerichtet sey, sondern auch für Solche, die den vollen Glauben haben, will ich noch ein kurzes Wort hinzufügen. Ist denn alles blos Verderben, gar nichts von heilsamen, rettenden Elementen? Ich antworte: genug und übergenug; aber es ist keine Fähigkeit da, sie zu benutzen, kein kraftvoller Wille, daraus ein wohlgefügtes Ganze zu ordnen, kein Tastsinn auf Seiten derer, welche die Zeit zu beherrschen und zu leiten den Beruf haben, daß sie die Zeit verständen. Es ist, als ob das wüste Geschrei vom Zeitgeist ihnen die Ohren so verhallt habe, daß sie nichts wissen, als die Mütze über die Ohren zu ziehen. Jetzt aber heißt es mehr wie je: Ohren auf, Augen offen! Die Hand gehalten an den, wenn immer fieberkranken, doch lebendigen Puls der Zeit; in den Ofen aber

mit den doktrinären Rezepten, die man im Büreau und am Gelehrtentisch ausheckt. Warum begegnet man nicht all den albernen oder gottlosen Reformen, die aus der Tiefe auftauchen, mit weisen und heilsamen Reformen von oben? Warum führt man die Dämme nur quer gegen das Wasser, als ob nicht diese die Wasser stauten und doppelt gefährlich machten, statt dem Strom einen geordneten und segenbringenden Lauf durch wohlbemessene Brüstungen der Ufer zu geben? Die Heillosigkeit der sogenannten Staats- und Kirchen-Reformen liegt bereits ziemlich offen zu Tage; wird sie aber eine Macht, so mögen es Jene bedenken, welche oben am Tische sitzen und das Nichtsthun der Rathlosigkeit und das Vordonnern der Unbotmäßigkeit einzig und allein für Weisheit halten. Ja es kann geholfen werden, aber nur so, daß männiglich, oben und unten, an die Brust schlägt und sich der Thorheit anklagt, oder wenn es die unten nicht thun, daß wenigstens die oben endlich einmal etwas thun und in Gottes Namen handeln und nicht sich abhudeln mit den schlechten Lehren der faits accomplis und der noch schlechtern Lehre von Vermeidung der démentis und wie all' die rothwälschen Doktrinärtitel heißen, mit welchen dermalen die Köpfe der Weisen im Staat und in der Kirche berückt werden. Rücksichtslose Gottesfurcht, thatkräftige Wahrheit, Dienst der bedürftigen Gegenwart, Verachtung aller dummen oder geistreichen Ideologie, frisches und gestaltungskräftiges Leben muß die Losung seyn. Meint nicht, ihr müßtet machen, was schon da ist; und wähnt nicht, was da ist, könne helfen, ohne daß ihr dessen lebendige Kraft bethätiget. Stärkt euch an den alten Zeiten zu neuem Leben. Meint nicht, das sey die neue Wahrheit, die das Alte mit Fußtritten hinausjagt. Aber bereit euch, daß das Vorhandene Gestalt gewinne, ehe die gestaltlosen und zerstörenden Kräfte euch sammt euerer zögerlichen Weisheit in Trümmer brechen. Das sage ich nicht, als ob des Herrn Reich jemals in Trümmer gehen könnte. Je sauer sich der Feind stellt, um so besser kann es seyn. Aber dermalen stellt er sich sauer und es steht in der lebenden Generation sehr schlecht. Wollt ihr also nicht eure und eurer Kinder Häupter durch eure Schuld

dem Verderben weihen, auf! predigt, zeugt, warnt, schafft, handelt und weckt aus dem Schlaf all' die Harmlosen und die Faulen und die Selbstgerechten, die da jene Verheißung des Segens, den Gott den Seinen im Schlafe schenkt, in einen Eroberungsplan umwandeln und meinen, des Herrn Güter mit der Schläfrigkeit ihrer gewissenlosen oder gewissensfaulen Indolenz zu erbeuten. Die Hand empor zum Gebet; die Hand gelegt an's Schwert und an die Kelle! So nur werden Jerusalems Mauern gebaut. —

Aus Preußen *).

Ueber das rechte Verfahren der Geistlichen zur Heranbildung der Landgemeinden für eine geeignete Kirchenverfassung.

Von einem preußischen Geistlichen.

Mit dem neuerwachten christlichen Sinn und Leben ist die Erkenntniß lebendig geworden, daß der gegenwärtige Zustand der evangelischen Kirche unter uns ein Nothstand ist. Die Abhängigkeit der Kirche vom Staat widerspricht ihrem Begriff, denn sie soll ein selbstständiger Organismus seyn. Eine diesem Begriffe entsprechende Verfassung ist ein dringendes Bedürfniß. Weß das Herz voll ist, davon geht der Mund über. So hat auch, was viele treue Herzen bewegt, Sprache gewonnen. Von vielen Seiten werden tiefgefühlte und warmgehegte Wünsche in dieser Hinsicht unumwunden und nachdrücklich ausgesprochen. Die Gerechtigkeit dieser Wünsche, die Nothwendigkeit einer Verneuerung des im frischen Entwickelungsgange des christlichen Lebens Veralteten ist in Preußen von der höchsten Kirchenbehörde anerkannt und diese Anerkennung ausdrücklich bezeugt worden. Aufrufe sind ergangen, Wege angebahnt, Schritte eingeleitet, Handreichungen verheißen und verbürgt, daß

*) Diese Mittheilung, preußische Zustände zunächst betreffend, dürfte das allgemeine Interesse haben, zu zeigen, wie wenig einer Kirche mit blos äußerlichem Organisiren gedient sey.

Anm. der Redakt.

alle von Liebe zum Herrn und seiner heiligen Sache erfüllte Gemüther, namentlich auch alle eifrigen und gläubigen Seelenhirten sich frohen Hoffnungen hingeben dürfen. Selbst kältere Herzen wurden wie von einem Blitzstrahl durchzuckt und wußten nicht, wie ihnen geschahe. Aus einem Munde, der sich zu leeren Redensarten nicht herabwürdigt und dem Hände zu Gebote stehen mit Kraft gefüllt, um dem Versprochenen den Nachdruck der That zu geben, sind bei feierlicher Gelegenheit vor beinahe vierhundert größtentheils bereits verordneten Dienern der Kirche, anderntheils der äußeren Berufung zum Dienste am göttlichen Worte Entgegenharrenden Worte geredet worden, wie die folgenden. (S. Blätter zur Erinnerung an das Stiftungsfest des Prediger-Seminariums zu Wittenberg, gefeiert am 29. und 30. September 1842. Manuscript für Brüder und Freunde, Seite 71 f.) „Je mehr in unserer Zeit ein harter Kampf entbrannt ist zwischen denen, die der Kirche alles Recht und Leben absprechen, die jede wirkliche Regierung Gottes in der Welt leugnen, und denen, die einen historischen Christus, einen lebendigen Gott glauben, desto mehr muß es denen, die das Wohl der Kirche zu fördern haben, am Herzen liegen, ihre innern Kräfte zu entwickeln, und zu lebendiger Wirksamkeit bringen zu helfen. Nur zu lange schon hat die Kirche der Organe entbehrt, durch welche sie in Stand gesetzt ist, ihr inneres Leben zu entfalten und den ihr geordneten Kampf glücklich zu führen. Es ist die Absicht des Königs, ihr diese Organe zu geben, und es kann nur der Wunsch der obersten Behörden seyn, sie sobald als möglich ins Leben treten zu lassen, um sich selbst an ihnen zu stärken. Nur meinen Sie nicht, als wenn davon allein Alles abhinge. Jeder in seinem Kreise muß für diese Sache thätig seyn und sich bestreben, an seinem Theile dazu beizutragen, daß sich taugliche Organe der Kirche heranbilden. Was sich so in stillen Anfängen aus dem Leben der Kirche von innen herausbildet, wird von der obern Leitung der kirchlichen Angelegenheiten mit Freuden begrüßt werden, und kann sich der besten Unterstützung derselben versichert halten. Hierbei liegt es mir am Herzen, noch ein Wort zu Ihnen zu sprechen. Ich habe mich oft veranlaßt gesehen, bei besondern Gelegenheiten mich an Einzelne zu wenden, um durch ihren Rath und Beistand mich zu orientiren und zu stärken. Da habe ich nicht selten Stimmen vernommen, die zag-

haft und schwankend sich aussprachen ohne Entschiedenheit. Das kann nicht das Rechte seyn in unserer Zeit. Wir bedürfen Muth und Kraft. Wenn die Posaune, um mich des Gleichnisses zu bedienen, das ein geheiligter Mund gesprochen, einen undeutlichen Ton von sich gibt, kann sich wohl Jemand zum Streite rüsten? Werden auf den Ruf der unrein gestimmten Posaune die Schaaren sich sammeln und muthig den Streit wagen? Ich will mit diesen Worten nicht mißverstanden seyn. Ich bin weit entfernt zum Kampfe aufzufordern, ich wünschte vielmehr den versöhnlichsten Eindruck zu hinterlassen. Aber da wo es Entschiedenheit gilt, ist es Pflicht des Einzelnen, Hand an's Werk zu legen, und nicht erst zu warten, ob und wann Andere sich erheben werden mit mehr Kraft und Beruf. Und so fordere ich Sie denn schließlich auf, in diesem Sinne das Wohl der Kirche, das Ihnen anvertraut ist, zu betreiben. Nur wenn Jeder an seinem Platze das Seinige thut, kann der Bau des Ganzen gefördert werden."

Ein von demselben Geiste und derselben Sorge eingegebenes theures Dokument, das Ministerial-Reskript vom 10. Juli 1843, hat seitdem officiell die Geistlichen der preußisch evangelischen Landeskirche zu gemeinsamen Synodal-Berathungen und Gutachten, zu freimüthigen Vorschlägen, zum Nutz und Frommen der Kirche, der Gemeinden, zusammen berufen. Daß in jeder Gemeinde die Diakonie der urchristlichen Gemeinden wieder erweckt werden möge, ist als Wunsch in diesem Reskripte ausgesprochen, als geeignetes Mittel zur Abhülfe des gegenwärtigen Nothstandes, zur Erreichung des wichtigen Zweckes, zur allmähligen Lösung der betreffenden Lebensfrage der Kirche bezeichnet worden. Also Männer aus der Mitte der Gemeinde sollen wie jene geistlichen Mithelfer zur Zeit der Apostel, wie ein Stephanus und die andern AG. Kap. 6, 5 Genannten, jedem Seelsorger hülfreich zur Seite stehn; Männer, die ein gutes Gerücht haben und voll heiligen Geistes und Weisheit sind AG. Kap. 6. 3; Männer, der Schrift kundig wie Stephanus, und wenn es darauf ankäme, bereit ihr Bekenntniß von dem Gekreuzigten mit ihrem Blute zu besiegeln, jeden Falls also erhaben über die Schmähungen und Nachreden, die etwa in den Gemeinden sich gegen sie erheben möchten; Männer ehrbar, nicht zweizüngig, nicht Säufer, nicht unehrliche Handthierung treibend, die das Geheimniß des Glaubens

in reinem Gewissen haben, denn diese Beschaffenheit bezeichnet der Apostel Paulus 1 Timoth. 3, 8 f. als die für einen solchen Laienhelfer erforderlichen. Nun ist ohne Zweifel die urchristliche Gemeinde zu Jerusalem der auch ihr eigen gewesenen Unvollkommenheiten und Flecken ungeachtet, doch im Ganzen und in vielen einzelnen Stücken für alle nachfolgenden und auch für die jetzigen Gemeinden ur- und vorbildlich, und es ist daher gewiß von tief christlicher Einsicht und ächt christlichem Takte zeugend, auf sie und auf die apostolischen Gemeinden überhaupt bei der Frage über die geeignete Verfassung der evangelischen Kirche zurückzugehen. Geistliche und Gemeinden könnten sich Glück wünschen, wenn sie um solche, jenen ebenbürtige Diakonen in keiner Verlegenheit wären. Ja es wäre schon ein erfreuliches Zeichen, wenn die Gemeinden das Bedürfniß nach solcher geistlichen Aufhülfe durch Leute aus ihrer eigenen Mitte fühlten; ein noch erfreulicheres, wenn sie diese Theilnahme an der Leitung ihrer kirchlichen Angelegenheiten im tieferen Sinne durch Repräsentanten aus ihrer Mitte als ihr gutes evangelisches Recht in Anspruch nähmen.

Allein wir haben nicht mehr die Gemeinden des apostolischen Zeitalters. Namentlich auch befinden sich die Landgemeinden, nicht etwa nur der einen oder der andern Gegend, sondern sicherm Vernehmen nach im Großen und Ganzen, in einem ungeheuern, traurigen Abstande von den urchristlichen Gemeinden, obwohl nicht verkannt werden soll, daß eine vor der andern ist, und es einzelne geistlich besonders gesegnete Gegenden gibt. Zunächst liegen sehr viele Landgemeinden in einer beklagenswerthen Unkenntniß, theils der heiligen Schrift, theils des eigenen Herzens. Bei einer nicht geringen Zahl der Gemeindeglieder beschränkt sich die Kenntniß des göttlichen Wortes auf einige wenige Sprüche und Geschichten, bei andern findet sich in dieser Hinsicht eine ausgebreitetere Bekanntschaft, aber sie wissen nicht was das gesagt ist, ihre Bekanntschaft mit der Schrift ist nur Gedächtnißkram. Selbst wenn sie an Sonn- und Festtagen (denn auch an Wochentagen das Wort Gottes zu lesen ist in vielen Landgemeinden abgekommen) ein und das andere Kapitel lesen, so geschieht das von sehr Vielen, wie man sich davon leicht überzeugen kann, völlig gedankenlos, „sie nehmen sich das Buch“ aus todter Gewohnheit; es gehört das mit zu demjenigen, worin sie vornehmlich die Frömmigkeit setzen. Aehnlich steht es mit dem

Besuch des Gotteshauses. Auch dadurch kommt ein sehr großer Theil nicht zu größerer Erleuchtung, weil auch das nur ein opus operatum ist. Derer, die lesen und hören, um zu verstehen und sich daraus etwas zu nehmen, sind vergleichsweise immer nur wenige, in manchen Gemeinden, so weit menschliches Urtheil darüber eine Stimme hat, äußerst wenige. Daher, wie das Beides Hand in Hand geht, die Unbekanntschaft mit dem eigenen Herzen. Sie geben im Allgemeinen zwar zu, daß sie Sünder sind, aber theils gebrauchen sie das zu einem leichtfertigen Troste; wir sind alle Sünder, das heißt bei ihnen, man braucht sich darüber nicht zu grämen, daß man auch ein Sünder ist, man braucht keine Ausnahme von der Regel zu seyn; theils gibt sich bei Vielen zu erkennen, so bald man gründlicher auf dies Gewissenskapitel eingeht, daß auch dies Bekenntniß der Sündhaftigkeit nur ein heuchlerisches Geschwätz ist. Können sie von sich sagen, daß sie Keinem etwas gestohlen (Holz- und Grasdiebstahl wird nicht für Diebstahl gerechnet, denn das, so wie auch Obst, läßt ja der liebe Gott für Alle wachsen) und daß sie Keinen beleidigt haben, oder wie sie sich ausdrücken, Keinem zu nahe gekommen sind, so sind sie gut genug. Dem Einsender dieses ist es an Kranken- und Sterbebetten wiederholt vorgekommen, daß die Kranken im Allgemeinen zugaben, auch Sünder zu seyn, alsbald aber hinzusetzten, daß sie jene beiden vorher bezeichneten Vergehungen sich nie hätten zu Schulden kommen lassen und überhaupt immer fromm und gottesfürchtig gewesen wären; und er steht mit diesen seinen Erfahrungen gewiß nicht allein. Ein eigentliches Gefühl des Sündenelends, ein lebendiges Bewußtseyn der Erlösungsbedürftigkeit, eine wirkliche Ueberzeugung, daß man eine neue Kreatur werden müsse, ein wahrhaft christliches Ehrgefühl, das sich der Knechtschaft des Sündendienstes, des Entehrenden, was in der Sünde liegt, aufrichtig schämt, das Alles sind den Meisten unbekannte Dinge. Die Herrlichkeit eines fleckenlosen Lebens, wie wir es an dem Erlöser finden, das innere Glück einer dem Herrn sich weihenden Seele, das köstliche Bewußtseyn des Sieges nach glücklich überstandener Versuchung durch Lust oder Trübsal, Freude an dem Herrn und in dem Herrn, kindliche dankbare Herzensliebe zu Gott und seinem Sohne, das sind zwar Allen bekannte Worte, aber die Wenigsten verbinden damit einen Sinn, geschweige eine Gemüthstheil-

nahme. Daher ist es eben so schwierig, vor den Landgemeinden über Gegenstände des innern christlichen Lebens zu predigen, und doch thut sich eigentlich erst in solchen das rechte Glück der Theilnahme an der christlichen Gemeinschaft auf. Dieser Mangel an Erkenntniß des göttlichen Wortes und des eigenen Herzens gebiert nun natürlich eine große Unfähigkeit zu geistlicher und sittlicher Diagnose und Therapeutik, und das ist doch ein Haupterforderniß für die Diakonie. Sodann liegt auch die Sittlichkeit in den Landgemeinden, wenigstens in vielen Gegenden, weit mehr im Argen, als selbst die Behörden es glauben. Was so gerühmt wird von der Biederkeit, Ehrlichkeit, Mäßigkeit und Sittenreinheit des Landmanns, findet sich in der Wirklichkeit nur in seltenen Ausnahmen. Wer unter den Landleuten wohnt und mit ihnen in näheren Verkehr tritt, zumal in gewissenhaft seelsorgerlichen, der weiß, daß sie diesen Ruhm nur in den Idyllen der Dichter und in den durch diese getäuschten Köpfen mancher Städter haben, die den Bauer eben nur aus Dichtungen kennen, also nur den erdichteten Bauer. Ein treu der Wirklichkeit entnommenes Gemälde würde düster und schmutzig genug ausfallen. Wie Geheimnisse von Paris und Berlin geschrieben worden sind, so könnten auch Geheimnisse des Landlebens geschrieben werden, bei denen manchen Städter unwillkührlich ein Grauen ankommen würde. Manche Laster, wie namentlich verschiedene Arten des Diebstahls, Trunk, schmutzigster Geiz, empörende Behandlung alter Eltern, und vorzüglich Hurerei sind in vielen Landgemeinden so in das ganze Wesen und Leben der Leute übergegangen, daß sie kaum noch für Laster gelten. Es würde oft große Mühe kosten, nur eine geringe Anzahl, in manchen Gemeinden auch nur Einen herauszufinden, der nicht das eine oder das andere sich zu Schulden kommen lassen und als zu gewissen Lebensaltern oder Verhältnissen gehörig mit durch gemacht hätte, selbst wenn Manche sich späterhin äußerlich ehrbar erzeigen, so ist das nicht ein Zeichen, daß sie den betreffenden Sünden gram geworden, sondern die Sünde hat sich, ihrer so zu sagen überdrüssig, von ihnen abgewendet, und sucht sich jüngere Opfer. Zwar Einzelne finden sich, in denen man, so weit menschliches Urtheil in dieser Angelegenheit gültig ist, an gründliche Wiedergeburt und Bekehrung glauben darf; denn der Herr erwählt sich ja auch Leute von hinter den Zäunen zu seinem Abendmahl,

nicht nur dem im Gotteshause, sondern auch zu jenem geistlichen, davon er redet Off. Joh. 3, 20: So Jemand meine Stimme hören wird und die Thür aufthun, zu dem werde ich eingehen und das Abendmahl mit ihm halten, und er mit mir. Wenn solche Landleute dann in ihrer schlichten, derben, ländlichen Weise bekennen, abrathen, mißbilligen, zureden, so kann das großen Eindruck machen. Allein wie es, was den Christennamen an sich trägt, im Ganzen angesehen, bei der Mehrzahl nicht zur Wiedergeburt kommt, sondern bei einem großen Theile nur zu einer Art Besserung, oder richtiger Ausbesserung, zu einem moralischen Flickwerk, so gehören auch auf dem Lande die Wiedergebornen zu den Seltenheiten, die in den Dörfern vereinzelt stehen, während es Landgemeinden giebt, von denen nach sicheren Kennzeichen entschieden behauptet werden muß, daß sich nicht ein einziger Wiedergeborner in ihnen findet. Dies mag hart klingen, ist aber aus der Praxis genommen. Der vorherrschende Charakter der Landgemeinden ist überhaupt sittliche Stumpfheit. Daher auch bei den Besseren in der Regel ein so erstaunlicher Mangel des nothdürftigsten sittlichen Taktes. Wir belegen diese Behauptung mit ein paar Beispielen. In den Landgemeinden ganzer Diöcesen ist es altherkömmlicher Gebrauch, daß große Leichenschmäuse angestellt werden, nach denen die Gesellschaft die ganze Nacht bis zum hellen Morgen bei Branntwein und Kartenspiel im Trauerhause zusammen bleibt. Kein einziges Gemeindeglied nimmt daran Anstoß; es würde ein Zeichen seyn, daß es den Gästen nicht gefalle, wenn sie nach der Mahlzeit alsbald hinweg gingen. Der Wittwer, Vater, Sohn, der wenige Stunden zuvor weinend und händeringend am Grabe gestanden, bringt selbst die Karten, setzt immer neues Getränk auf den Tisch, und ermuntert, fleißig zu trinken. Dies bildet mit der schönen Sitte, am Schlusse der Mahlzeit, aus dem Liede: O Haupt voll Blut und Wunden, die beiden letzten Verse zu singen, einen höchst widerlichen Kontrast, der aber weder von den Gliedern des Trauerhauses, noch von den Eingeladenen gefühlt wird. Von ähnlicher Rohheit zeugt die weit verbreitete Unsitte, daß, wenn ein Knecht und eine Magd auf Hurerei ertappt werden, man sich eines vor dem Bette liegenden Kleidungsstückes bemächtigt, und sie dasselbe dann dadurch auslösen müssen, daß sie den jungen

Leuten eine gewisse Quantität Branntwein zum Besten geben. Diesen trinken sie dann in Gemeinschaft mit denselben aus, und sind nun wieder ehrlich. Keiner der jungen Leute schämt sich, an solchem Gelage Theil zu nehmen; keiner fühlt, daß diese Art von Reinigung fast schändlicher ist, als die vorhergegangene Befleckung; Jedem genügt die durch solche Branntweinsbuße wieder hergestellte Ehrenhaftigkeit, und die Alten rühmen diese Sitte als ein Zeugniß, daß die Jugend der Gemeinde auf Zucht halte. Es könnte noch viel Aehnliches angeführt werden, aber diese beiden Beispiele mögen statt aller andern genügen. Welchen Beistand kann nun ein Geistlicher, der doch mit allem Ernst an der Abstellung dieser und ähnlicher Mißbräuche arbeiten muß, von Gemeindegliedern erwarten, die darin gar nichts Arges, sondern vielmehr etwas Löbliches, und durch das Herkommen Geheiligtes erblicken! Was würden solche Leute für Diakonen seyn! Zu diesen wesentlichen Schwierigkeiten, welche in der geistlichen Unwissenheit und sittlichen Verderbtheit so vieler Gemeinden der Wiederherstellung eines Instituts wie der Diakonie in den Weg treten, gesellen sich noch andere, welche in den eigenthümlichen Verhältnissen der Gemeinden liegen, und die wir nur kurz berühren wollen. Zuvörderst, bei der genauen Kenntniß, welche die Leute auf dem Lande von einander haben, ist es auch allgemein bekannt, wie es ein Jeder früher oder später getrieben, und obgleich dies bei den gegenwärtigen Verhältnissen der Leute unter einander, kaum einem zu einem besondern Tadel angerechnet wird (es müßte denn aus persönlicher Erbitterung geschehen), so würden doch ohne Zweifel sehr unangenehme Enthüllungen zu Tage kommen, wenn Einzelne durch die Theilnahme an der Diakonie ein gewisses Uebergewicht über die Andern erhielten, oder was schwerlich ausbleiben würde, sich anmaßten. Ueberhaupt würde eine solche Auszeichnung Einzelner vor den Uebrigen, zumal bei dem schon den Bauern eigenthümlichen und sprichwörtlich gewordenen Bauernstolze und dem unter ihnen gewöhnlichen Neide, gewiß oft die ärgerlichsten Spannungen und Zerwürfnisse herbeiführen, und das ganze Institut alsbald verhaßt machen, oder die zu Helfern der Geistlichen Erwählten würden, um sich nicht persönlichen Unannehmlichkeiten auszusetzen, sich der Schweigsamkeit befleißigen, und dann wäre die ganze Diakonie ein leerer Name. Somit ergibt sich, daß bei dem gegenwärtigen Zu-

stande eines sehr großen Theils der Landgemeinden diese Einrichtung nicht ohne Weiteres könnte getroffen werden. Es würden nicht wenige und zwar um das Wohl der Gemeinden aufrichtig besorgte Geistliche in große Verlegenheit gerathen, wenn etwa in Kurzem so einen Kirchenvorstand oder Gemeinderath mit Diakonatsbefugnissen zu ernennen oder wählen zu lassen, ihnen befohlen würde. Denn sollten die Gemeinden zu diesem Amte wählen, was ohne Zweifel dem evangelischen Principe, gleichviel ob mit oder ohne Hinzuziehung des Geistlichen, am gemäßesten wäre, so würden sehr häufig die nichtswürdigsten Triebfedern mitwirken, so könnte sehr leicht dies Amt in höchst unwürdige Hände kommen, und auf die nachtheiligste Weise gemißbraucht werden. Alle diese Uebelstände liegen nicht etwa in dem breiten Gebiete ferner Möglichkeiten, sondern resultiren aus dem gegenwärtigen sittlichen Zustande der Gemeinden als sehr große Wahrscheinlichkeiten und zum Theil als handgreifliche Gewißheiten. Also wir mögen die Sache betrachten wie wir wollen, so erscheint vor der Hand die Ausführung jenes Planes bedenklich.

Gleichwohl liegt das am Tage, daß bei dem jetzigen Zustande der Kirche kein erweckter Christ, in welchem das Bewußtseyn der kirchlichen Gemeinschaft rege ist, und vollends kein erweckter Geistlicher sich beruhigen, und es sorglos und ohne eine bestimmte Thätigkeit darauf zu richten, kann darauf ankommen lassen, wie sich im Laufe der Zeit die Sache gestalten werde. Freilich die endliche Lösung der schwebenden wichtigen Fragen in diesem Stücke, die Entwirrung der vorhandenen Verwirrungen, muß der Einzelne, zumal in Zeiten wie die jetzigen, theils von diesen selbst, theils von den Maaßnahmen Derer erwarten, die zur Kirchenleitung auch äußerlich besonders berufen sind. Denn nicht jedem Geistlichen ist die Gabe der κυβέρνησις (1 Kor. 12, 28) verliehen, wenigstens sehr vielen nicht in solchem Grade, daß sie sich hinreichende innere Befähigung zutrauen könnten, sowohl die obwaltenden Kollisionen, als die geeigneten Mittel zu ihrer Beseitigung zu durchschauen. Es gehört dazu ein reiches Maaß so zu sagen von politischem Talent und Geschick, wie dies schon aus dem Begriff des Reiches Gottes erhellt, und dieses Talent und Geschick ist eben so wenig Sache jedes Geistlichen als es in Beziehung auf den Staat im eigentlichen Sinne Sache eines je-

den Einzelnen ist. Allein zuvörderst kommt es doch darauf an, daß in den einzelnen evangelischen Gemeinden und Gemeindegliedern das wahre christliche Leben erwache und Herrschaft gewinne, daß über die einzelnen Todtengefilde der Geist des Herrn wehe und die Todtengebeine wieder lebendig werden. Ist es damit erst wie es seyn soll, dann mag die evangelische Kirche im Großen und Ganzen sich zu ihrer Sicherung, Reinigung, Erhaltung, Ausbreitung und Vervollkommnung aus ihrer eigenen Kraft heraus Formen schaffen und geben, welche sie will, ihre einzelnen Gemeinden und Glieder werden dann im Stande seyn, sie als Abdruck ihres eigenen Lebens sich anzueignen und dasselbe mit Selbstständigkeit in ihnen auszuprägen; sie werden dann vor der Gefahr bewahrt bleiben, zu todten Formen zusammen zu schrumpfen. Zu dieser Erweckung und Nährung des christlichen Lebens in den ihm vertrauten Gemeinden und Seelen muß jeder Geistliche sich verpflichtet fühlen. Stellt er sich das nicht als Aufgabe und Zweck seines Amtes, so hat dasselbe überhaupt keinen Zweck und Sinn. Also wie er möge zu dieser Erweckung, so weit sich der Geist des Herrn dazu menschlicher Organe bedient, am erfolgreichsten wirken, muß sein immer erneuertes Suchen, Denken und Erbitten seyn.

Um nun die rechte Weise der auf dieses Ziel hinarbeitenden Thätigkeit des Geistlichen näher zu bestimmen, ist zunächst nöthig, die Ursachen in's Auge zu fassen, welche den gegenwärtigen Verfall des christlichen Lebens, und im Zusammenhange damit das Erlöschen des kirchlichen Bewußtseyns zur Folge und faulen Frucht gehabt haben. Denn nicht immer ist es in der evangelischen Kirche gewesen wie jetzt, sondern sie hat bessere Zeiten, Zeiten der ersten Liebe gehabt. Da kommt zuerst der bekannte Satz in Anwendung: Wo die Kunst im Argen liegt, da ist sie durch die Künstler verfallen. Daß die Geistlichen an diesem Verfall nicht unschuldig sind, ist geschichtliche Thatsache. Sie haben ihn verschuldet theils durch Unglauben, theils durch Unsitte, oder wenn das im Allgemeinen zu hart klingen sollte, theils entweder überwiegend durch Entgeistigung (todte Orthodoxie) oder überwiegend durch Verwässerung (Rationalismus) der christlich positiven Grundlehren von dem sittlichen Grundverderben aller Menschen, und der Rechtfertigung allein durch den Glauben an Jesum Christum, den eingebornen Sohn Gottes.

Die dem Rationalismus eigenthümliche Flachheit und Willkührlichkeit in der Schriftauslegung ist nur aus der Feindschaft gegen diese positiven Grundlehren entstanden. Die Ertödtung des Bewußtseyns der Angehörigkeit an die auf diesen Grundlehren ruhende evangelische Kirche ist sowohl von jener Entgeistigung in der todten Orthodoxie, als von dieser Verwässerung in dem Rationalismus natürliche und unausbleibliche Folge. Anderntheils haben die Geistlichen den Verfall des kirchlichen Lebens mit verschuldet durch ungeistliches und unsittliches Leben. Die Richtigkeit der erstern Behauptung steht für Jeden außer Zweifel, der die einst gepriesene, jetzt berüchtigte Aufklärungsperiode mit ihrem eben so starren todten Gegensatze als eine verkümmerte und trostlose, als eine Prüfungszeit in der Wüste erkennt. Wie konnten Geistliche, die jener Zeit- und Schulweisheit huldigten, kirchliches Leben in den Gemeinden erzeugen, fortpflanzen und bewahren? Wo das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Es ist zu nichts hinfort nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten (Matth. 5, 13). Die Herrschaft dieser Art von Afterweisheit auf der einen Seite, so wie der todten Orthodoxie, oder des einseitigen Supernaturalismus auf der andern ist hinsichtlich der Geistlichen vorüber. Die meisten einer tiefern und gründlichern Wissenschaftlichkeit, nicht einer, bloß ins Weite und Breite gehenden Gelehrsamkeit nachstrebenden Theologen widert, was den Rationalismus betrifft, schon die Seichtigkeit, was den einseitigen Supernaturalismus anlangt, die Kälte und Gemüthlosigkeit desselben an. Den Theologen macht weder das theologische Gedächtniß, noch der theologische Kopf, sondern das theologische Herz. Indeß haben auch gestürzte Dynastien Zeiten hiedurch noch ihre Prätendenten, Anhänger, Werber, und behalten oder fassen in manchen Gegenden des im Ganzen verlorenen Terrains vor der Hand noch festen Fuß, und halten ihre Emissäre oder Unterhändler, bis sie allmählig aussterben, und die Sympathieen für sie erlöschen. Gegen solche hat man auf seiner Hut zu seyn. Wenn also Geistliche auch jetzt noch zur Fahne des Rationalismus oder der bloßen Buchstabentheologie schwören, so dürfen sie sich nicht wundern, wenn sie vor leeren Bänken predigen, oder Todte unter Todten wohnen, und auch das besuchte Gotteshaus nur Kirchhof ist. Sie dürfen dann nicht die

Gemeinden anklagen, denn man kann es den Leuten nicht verdenken, daß sie nach leerem Stroh keinen Hunger haben, und nicht erwarten, daß hölzerne Gerichte Kraft und Munterkeit geben. Wiederum, wenn Geistliche nach längerer Wirksamkeit in der Gemeinde keine geistigen Lebensregungen, namentlich auch keine Regung des Unwillens und des Widerstreits gegen die Wahrheit bei Manchen wahrnehmen, eine Regung, die bei der Beschaffenheit der menschlichen Natur nicht ausbleiben kann, wo das Wort Gottes lauter und kräftig gepredigt wird, wenn es nicht knistert in der Gemeinde gemäß dem Ausspruch des Herrn: Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden (Lucä 12, 49), so mögen wir wohl zusehen, ob wir nicht Stroh dreschen, oder hölzerne Gerichte auftragen. Und zwar möchte wohl vor der todten Buchstabentheologie in jetziger Zeit und unter uns mehr zu warnen seyn, als vor dem veralteten Rationalismus, weil bei jener die geistliche Trägheit noch den Scheintrost der Uebereinstimmung mit der Schrift und mit der Kirchenlehre hat, und auch deshalb, weil unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Versuchung nahe liegt, aus Rücksicht auf zeitliche Vortheile sich rechtgläubig zu geriren.

Es droht jedoch gegenwärtig noch mehr als von diesen ergrauten Feinden Gefahr von den jüngeren und modernen Sprößlingen der Afterweisheit, alle als Ausgeburten derselben daran kenntlich, daß sie dem, der von sich gesagt hat (Joh. 14, 6): Ich bin die Wahrheit, entweder in ihren Systemen nicht nachfolgen, oder ihm vorauskommen zu müssen oder schon voraus zu seyn vermeinen, also ihm entlaufen sind. Soll durch unsere Wirksamkeit christliches Leben geweckt werden in den Gemüthern, so müssen wir bleiben an dem Worte des Lebens, an Seiner Rede, und das Wort des Lebens muß in uns selber Geist und Leben werden, wie es solches an sich ist. Es gilt auch für die ausstudirten und ordinirten Studiosen der Theologie das Wort von A. H. Franke, in seiner Abbildung eines der Theologie Beflissenen §. 29: „Die vornehmste Sorge eines recht gearteten Studiosi Theologiae ist bei allen seinem Lesen und Studiren, daß sein Glaube an Jesum Christum rechter Art, und in einer stets frischen, grünenden, blühenden und fruchtbringenden Kraft seyn möge.“ Sobald uns dieses als Grundbedingung für jede erfolgreiche geistliche Thätigkeit fest steht, so haben wir daran

für uns selber ein Präservativ gegen jeden, und namentlich auch gegen jeden gelehrten Müssiggang; denn gelehrte Müssiggänger sind die Theologen, auf welche Anwendung findet das Wort des Apostels: Sie lernen immerdar, und können nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Auch hat man an jenem Worte Franke's einen fortwährenden heilsamen Stachel, und einen sicher leitenden Ariadnefaden in den labyrinthischen Gängen der theologischen und philosophischen Systeme. Und wird das Wort Gottes in uns mehr und mehr Geist und Leben, so erwächst daraus von selbst als nothwendige Frucht und bezeugendes Symptom die praktische Nachfolge in den Fußtapfen des Erlösers, der geistliche, geheiligte und in der Heiligung fortschreitende Wandel, das von der Liebe Christi durchdrungene und diese Liebe beweisende Leben.

Der Mangel an Solchem ist gewesen und ist vielfach noch die andere Verschuldung von Seiten der Geistlichen, wodurch der sittliche Verfall in den Gemeinden herbeigeführt und vermehrt wird, wie das leider an so manchen Orten die skandalöse Chronik, und die noch gegenwärtige Erfahrung bewahrheitet. Wie nun das göttliche Wort, obwohl es die Verneuerung des Wesens, und die Gottseligkeit des Wandels, als unausbleibliche Frucht des wahren Glaubens darstellt, doch noch besonders zu solchem Fleiße im Wandel auffordert, wie dasselbe auch insonderheit an die Geistlichen Ermahnungen richtet wie die, daß sie sollen werden Vorbilder der Heerde (1 Petr. 5, 3), und nicht blos auf die Heerde Acht haben, sondern auch auf sich selbst (AG. 20, 28); wie der Apostel Paulus auch an sich Zucht geübt hat, daß er nicht den Andern predige und selbst verwerflich werde (1. Kor. 9, 27), so müssen auch wir Geistliche uns unausgesetzt rechtschaffen hüten, daß wir nicht die erste Liebe verlassen, daß wir nicht, was wir im Gotteshause zu bauen trachten durch die geistliche Rede, in unserm oder in irgend einem andern Hause niederreißen durch ungeistliches Wesen, und nicht durch die todten Werke unseres Wandels die Worte des Lebens aus unserem Munde, zu geistlichen Komödiantenphrasen machen. Wir Prediger sind die Augen der Gemeinden. Wenn das Auge ein Schalk ist, ist's ein Wunder, wenn auch der Leib finster ist? Wir Geistlichen sind nach einem unter den Landleuten beliebten Bilde die Weiser im Bienenstocke. Schwebt der

Meister nicht voran in die Hütten des Kummers und des Elends zu Reden der Theilnahme und der Tröstung, zu Werken uneigennützig helfender, dienender, aufrichtender und erfreuender Liebe, darf er es tadeln, wenn auch die Andern keinen Zug dazu haben? Sollen unsere Gemeinden auferstehen zu einem neuen Leben und in solchem wandeln, so darf es nicht wie Persiflage klingen, wenn wir etwa am 23. n. Trin. die Epistel verlesen (Phil. 3, 17): Folget mir, lieben Brüder, und sehet auf die, die also wandeln, wie ihr uns habt zum Vorbilde; so müssen die Gemeindeglieder sich nicht heimlich zuwinken können, wenn sie das Evangelium am 8. Sonntage n. Trin. von uns hören (Matth. 7, 15 ff.): Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reißende Wölfe. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Also ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte; aber ein fauler Baum bringet arge Früchte. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Ein Geistlicher darf es nicht geflissentlich meiden müssen, solche Aussprüche zu seinen Texten zu wählen, wie jenes Wort des Herrn (Matth. 23, 3 f.): Alles was sie euch sagen, das ihr halten sollt, das haltet und thut es; aber nach ihren Werken sollt ihr nicht thun. Sie sagen es wohl und thun es nicht. Sie binden aber schwere und unerträgliche Bürden und legen sie den Menschen auf den Hals; aber sie wollen dieselbigen nicht mit einem Finger regen.

Nachdem wir so in richtiger Anwendung des Sprichworts: Jeder ist sich selbst der nächste, die Ursachen der geistlichen und sittlichen Erstorbenheit in den Gemeinden zuvörderst in unserm Stande, bei uns gesucht und anerkannt haben, bietet sich als das nächste Gebiet, auf welchem wir die Spur jener Ursachen weiter verfolgen müssen, die Schule dar. Die einflußreiche Wichtigkeit dieser Bildungsstätten der Jugend, dieser Seminarien zukünftiger Gemeinden liegt auf der Hand. Jeder Geistliche weiß, daß es für seine eigene Wirksamkeit in der Gemeinde von der größten Bedeutung ist, was und wie hier in die jungen Gemüther gesäet und gepflanzt wird. Der Einfluß der Schule ist um so wichtiger, weil auf dem Lande wohl ziemlich durchgängig mit dem Ablauf der Schulzeit auch die

geistige Ausbildung der Generation beschlossen ist. Sie empfangen dort so ziemlich das ganze Kapital, von dessen Zinsen sie Zeit ihres Lebens zehren, und mit welchem sie im höheren Sinne wuchern und haushalten müssen, ohne daß dies Kapital in der Regel nachher noch vermehrt würde, sondern bei einem großen Theile geht so manches davon verloren. Es kann daher sicherlich auch mit Recht behauptet werden, daß, wenn die Schulen immer in den Händen erweckter, und ihrem Berufe gewachsener Lehrer gewesen wären, weder die seichte Aufklärerei noch der todte Dogmatismus so vieler Geistlichen einen so weit verbreiteten und durchgreifenden Einfluß hätte gewinnen können. Wo sich in Gemeinden, die notorisch lange Zeit hindurch von geisteslosen und ungeistlichen Geistlichen dem Hungertode preisgegeben worden, vorzüglich bei manchen Alten, noch genauere Bekanntschaft mit der Schrift und Lust an Gottes Worte und Hause findet, da ist das gewiß sehr oft das Werk der treuen Hände und unbeachteten Wirksamkeit eines gläubigen und gewissenhaften Schullehrers. Allein es ist hinreichend bekannt, wie sich das auch nicht anders erwarten läßt, daß bei einem großen Theil der Lehrer der Unglaube offene Thüren fand. Die erstaunlichen Entdeckungen der falschberühmten Kunst waren ja dem gesunden Menschen- und besonders auch dem Schulmeisterverstande so einleuchtend, es that dem Schulmeisterdünkel so wohl, den auch nur zu einer Art Schulmeister heruntergezogenen Heiland zu meistern und sich mit der neuen Weisheit gelegentlich vor den altgläubigen Bauern breit zu machen. Vielleicht ein noch größerer Theil der Lehrer aber, aus Bibel und Katechismus nothdürftig zugestutzt, schulte auf die jammervollste, geist- und herzloseste Weise das Gedächtniß der Kinder mit den Hauptstücken, einigen Bibelsprüchen und Gebeten, und das war dann ihre Mitgabe an Christenthum für's Leben; denn daß sie durch den Konfirmanden-Unterricht von Geistlichen oben bezeichneter Art, nicht erwärmt und wahrhaft bereichert werden konnten, bedarf keiner Auseinandersetzung. Exemplare jener Art von Schullehrern sind noch immer vorhanden. Dazu kam, daß das Geschäft der Jugenderziehung auf dem Lande lange ist höchst stiefmütterlich behandelt und zum Theil in die miserabelsten Hände gegeben worden. Die Zeit ist noch nicht sehr fern, wo ausgediente Soldaten, namentlich Unterofficiere, zu diesem Geschäft

tauglich befunden wurden. Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß die Hauptmethode dieser Leute in der Anwendung des Mittels bestand, dessen Gebrauch sie bei der Einübung der Rekruten am praktischsten befunden hatten, des Stockes. Es ist auch noch jetzt nichts Unerhörtes, daß in Landgemeinden unseres preußischen Vaterlandes der Dienst in der Schule mit dem Dienst an der Elle verbunden wird. Die geringe Aufmunterung, welche diesem Stande wurde, die kärgliche Subsistenz, welche ihrer viele bis auf den heutigen Tag aus dem Druck der Nahrungssorgen nicht herausläßt, die vielfache und unwürdige Abhängigkeit von Gunst oder Ungunst, von Freigebigkeit oder Knickerei der Gemeinden ist auch nicht geeignet, sie mit Begeisterung für ihr wichtiges, aber mühevolles Amt zu erfüllen. Jedoch hat sich in neuerer Zeit hier Vieles erfreulich geändert. Der frische Lebensodem, welcher in der Kirche reger waltet und gestaltet, findet auch bei den Lehrern Eingang, obgleich dem Geiste des Glaubens derselbe bei vielen noch nicht recht bereitwillig gestattet wird. Wir Geistliche müssen uns jedenfalls freuen, daß es im Ganzen doch so viel anders und besser geworden, und wenigstens viele von uns an der Schule jetzt eine ganz andere Hülfe haben, als früher. Erwarten wir von der Folgezeit noch Mehreres und Besseres, denn zu wünschen ist allerdings noch viel. Namentlich liegt der Wunsch nahe, daß die Bildungsanstalten für die Volksschullehrer, die Schullehrerseminare, durchgängig, nicht blos das eine und das andere, den lauteren und göttlichen Samen des kräftigen Wortes, das einfache biblische Christenthum, auch lauter, warm und kräftig in die Herzen der einstigen Säeleute in der Schule pflanzen, daß man in diesen Stätten nicht sowohl die Lust zum Kritisiren des göttlichen Wortes wecke, denn dazu sind Schullehrer ihrem Bildungszustande nach nicht befähigt; die Kritik des göttlichen Worts erfordert theologische Durchbildung; als vielmehr durch ehrfurchtsvolle Behandlung der heiligen Schrift die gebührende Ehrfurcht vor derselben einflöße, worin Männer wie Harnisch, Zahn, Zeller, Preuß, Kawerau und Andere in ihren Schriften mit nachahmungswerthem Beispiel vorangehen. Auch darf man sie nicht erfüllen mit Abneigung gegen die Kirche und die geistlichen Schul-Inspektoren, als ob diese eine hemmende Fessel wären, von der die Schule emancipirt werden müsse; denn das erweckt in den Ge-

minaristen nicht etwa eine richtige Erkenntniß des Verhältnisses zwischen Kirche und Schule, sondern einerseits mit der Abneigung gegen die Kirche auch Abneigung gegen deren Lehre, andererseits die Idee vermeintlicher Unabhängigkeit von den Geistlichen und bei manchen einen Geist des Widerstrebens gegen diejenigen, welche unter den vorhandenen Umständen auf dem Lande doch nun einmal die Aufsicht über Schulen und Lehrer behalten müssen, und deshalb gereicht es weder zum Vortheil der Sache noch der Lehrer selber, wenn ihnen ein solcher Geist eingeflößt wird. Es ist auch unwahr, man könnte sagen verleumderisch, wenn manche Schulmänner so thun, als ob durch die Beaufsichtigung der Schule von Seiten der Geistlichen die freie Lebensentwickelung in derselben gehemmt werde, oder als ob die Kirche und ihre Organe, die Geistlichen, darauf ausgingen, die Aufklärung zu hindern oder in Fesseln zu schlagen, die Leute in der Dummheit zu erhalten. Gerade die evangelische Kirche hat die Schulen wieder zum Leben aufgerufen; es ist Thatsache, daß mit der Reformation der Kirche von der Kirche aus auch die Reformation der Volksschulen Hand in Hand gegangen. Ferner muß jedem Geistlichen, der es mit der Kirche gut meint, sehr viel daran liegen, daß die Schule recht gründlichen und nach den Verhältnissen vielseitigen Unterricht gewähre; denn den Predigern wird ja ihre Arbeit an den Gemeinden unendlich erleichtert, wenn sie auf einem in der Schule gut gelegten Grunde fortbauen können; wie sollten sie sich nun so im Lichte stehen und auf Verdummung hinarbeiten! Dieser Vorwurf ist ein höchst unbegründeter und ungerechter, und wenn Manche aus diesem Grunde so laut nach Emancipation der Schulen schreien, so schreien sie aus Gespensterfurcht. Es liegt auch ziemlich klar zu Tage, worauf sich dieser Vorwurf bezieht und wie er zu nehmen ist. Die Kirche arbeitet nämlich, wie das in ihrem Wesen liegt, durch ihre Diener darauf hin, daß die Jugend in der Schule die lautere Milch des Evangelii empfange, auf den Grund der Apostel und Propheten erbaut und für die kirchliche Gemeinschaft gebildet werde, und das nennen Jene eine Fessel und einen Rückschritt. Deshalb richten solche Stimmen sich selber.

Wie hat nun der Geistliche sich zu verhalten, um auf diesem Gebiete fernerem Verfall oder fortwährender Stagnation des Ge-

meindelebens vorzubeugen und zu begegnen, um von dieser Sphäre aus eine bessere Zeit vorzubereiten? Hier kommt namentlich zweierlei zur Betrachtung; einmal unser Verhältniß zum Lehrer, sodann unser Einfluß auf die Schüler. Das Erstere hängt zugleich ab von der Persönlichkeit des Lehrers. Diese kann eine solche seyn, daß dem einen von dem Geistlichen scharf auf die Finger gesehen werden muß, ein anderer sein Subordinationsverhältniß geflissentlich fühlbar gemacht haben will, mit einem dritten als dürrem Holze nichts mehr anzufangen ist, und was dergleichen Ungehörigkeiten mehr sind, zu welchen theils eine noch nicht lange vergangene Zeit beigetragen hat, theils Verirrungen der Gegenwart das Ihrige thun. Allein im Allgemeinen muß Maxime, Wunsch und Ziel des Geistlichen seyn, auf innere Hebung aller ihm untergebenen Lehrer, und außer dieser bei den in dürftigen Umständen lebenden auch auf äußere Hebung derselben nach Kräften hinzuarbeiten. Die Lehrer müssen vor allen Dingen die Ueberzeugung empfangen, daß es uns nicht gleichgültig ist, in welchem geistigen und sittlichen Zustande sich ihre Schulen befinden, wie weit und wie tief sie in den neun Schuljahren die Kinder führen, daß uns viel mehr das Gedeihen der Schulen am Herzen liegt und ihre Wirksamkeit ein Gegenstand unserer Aufmerksamkeit und Theilnahme ist. Dies wird für solche Lehrer, in welchen das Interesse für ihr Amt nicht bereits erstorben, aber doch in Gefahr ist, von ordinären und unwürdigen Rücksichten erdrückt zu werden, so wie für solche, in welchen dies Interesse noch nicht den rechten Grad erreicht hat, ein heilsamer Sporn seyn, für eifrigere Lehrer aber eine erwünschte und ermuthigende Anerkennung ihres Wirkens. Ist die Schule so für uns ein Gegenstand der Sorge, so werden wir es schon von selbst nicht lassen können, uns auch mit den Lehrern, vorausgesetzt, daß ihre Persönlichkeit solches nicht unmöglich macht, in näheren Rapport zu setzen. Es wird uns wichtig seyn, nicht blos auf unmittelbar in den Beruf des Lehrers Gehöriges uns näher mit ihm einzulassen, sowohl um zu berichtigen und zu bereichern, als auch um selber zu zulernen und unsere eigenen Ansichten zu ändern (denn des Letzteren dürfen wir uns nicht schämen); sondern auch wir werden es uns angelegen seyn lassen müssen, um den Lehrer vor verknöchernder Pedanterie zu bewahren, auf manche anderweitige Gebiete menschlicher Bildung einzugehen, worin

ja der Geistliche dem Landschullehrer überlegen ist. Wir müssen dies um so mehr als unsere Pflicht erkennen, weil der Lehrer auf dem Lande häufig keine andere Gelegenheit hat zu bildendem Verkehr, als die Unterhaltung, die wir mit ihm pflegen. Auch die ihm zur muntern und frischen Ausübung seines Amtes so nöthige Abwechselung und Erholung kann er nicht immer nur bei sich selber, er muß sie auch bei uns suchen können. Mancher Geistliche ist vielleicht gewissermaaßen selbst schuld daran, wenn der unter ihm stehende Lehrer Umgang sucht, der seiner nicht würdig ist, und in solchem Umgange seine Autorität verliert, indem der Geistliche sich seiner zu wenig angenommen hat. Es soll hiemit nicht zu einem vertraulichen Umgange mit dem Lehrer gerathen seyn, denn das widerspricht theils der Natur des amtlichen Verhältnisses, theils ist der Bildungsstand beider, auch wenn der Lehrer in seinem Fache ganz tüchtig ist, doch ein sehr verschiedener. Es ist ein der Beachtung werthes Wort von Harms (Pastoraltheologie, Buch 3, S. 135): „Umgang, darunter meine ich nicht den Gesellschaftsfuß, daß wir sollten auf dem mit ihnen stehen, wir mit Frau und Kindern bei ihnen essend, sie mit Frau und Kindern bei uns essend. Nein, ich verstehe blos darunter, daß wir zuweilen ein Stündchen bei ihnen einsprechen, und lassen wiederum sie ein Stündchen bei uns zubringen. Es hat Letzteres gestehe ich gern an Orten seine Bedenklichkeit, diese eine: Wir haben keine Zeit dazu. Zwar wo in der Gemeinde nur zwei, drei, vier Schullehrer sind, die auch das Wiederweggehen wie das Kommen verstehen, da geht es an; wo sich aber ihrer ein zehn, zwölf finden, da ist's unthunlich. Die andere Bedenklichkeit: Es giebt, die eine solche Freundlichkeit des Predigers nicht vertragen, wissen sich etwas damit, daß sie beim Pastoren auf dem Sopha sitzen und eine Pfeife rauchen und rühmen sich dieser Ehre wie vor andern Leuten, so auch vor denjenigen ihrer Kollegen, die aus Bescheidenheit des Pastoren Anbieten ablehnen, oder wenn dieser seine Gründe hat, dem und dem kein solches Anbieten zu machen." Es liegt auch noch Manches zwischen dem vertraulichen Umgange und der blos amtlichen Berührung. In unserm mehr freundschaftlichen Verkehr mit ihm muß dann der Lehrer auch besondere Anregung zu echt christlicher Wirksamkeit, zur Erweckung und Belehrung christlicher Frömmigkeit in der Schule finden, denn dazu ist die blos

amtliche Stellung und Einwirkung auf ihn, nicht vermögend. Der Lehrer muß ungesucht wieder und wieder den Eindruck empfangen aus unserem ganzen Wesen, daß wir aus vollem Herzen dem rechten Glauben zugethan sind, daß uns das Evangelium zweifellose göttliche Wahrheit ist, daß wir nicht nur von Amtswegen Geistliche sind und unser geistlicher Charakter nur so lange dauert als die geistlichen Funktionen; daß nicht nur, wenn wir den Talar, sondern auch wenn wir den Hausrock anhaben, die geistliche Noth und die geistliche Förderung der Gemeinde unser Gemüth bewegt und unser Denken beschäftigt, daß besonders auch die christliche Bildung des aufwachsenden Geschlechts uns ernstlich am Herzen liegt, daß wir als Seelsorger auch um die Seelen Sorge tragen. Dies in Uebereinstimmung mit unsern Predigten wird dann in ihm erzeugen und erhalten das Bewußtseyn, worauf er es in seinem Amte und in seinem Sinn und Leben abzusehen habe, und welches sein Hauptgesichtspunkt seyn müsse, damit sein Wirken in der Schule eine Thätigkeit für das Reich Gottes im weiteren und im engeren Sinne sey. Er muß aber bei uns auch Hebung finden im Aeußern, gerechte und kräftige Unterstützung bei Klagen und Vergehungen unverständiger und schlecht gesinnter Gemeindeglieder gegen ihn, warmes Zeugniß von seiner Tüchtigkeit und Mühwaltung bei den Behörden, Thätigkeit zur Verbesserung und Aufhülfe bei dürftiger und bedrängter Lage. Wir müssen insonderheit auch vorkommende Gelegenheiten benutzen, vorausgesetzt daß wir es mit Wahrheit können, um vor Gemeindegliedern unsere Zufriedenheit auszusprechen; wir müssen ihm, zumal, wo aus früherer Zeit sich die Ansicht festgesetzt hat, daß der Lehrer ein Knecht oder gar ein Wohlthatenempfänger der Gemeinde sey, mit einer gewissen Auszeichnung begegnen und die Leute deutlich erkennen lassen, daß wir ihn ihnen nicht etwa gleich sondern höher stellen. Kurz wir müssen nach bester Einsicht und Umsicht das Unsrige thun, um an dem Lehrer einen hülfreichen Vorarbeiter für unsern größern Wirkungskreis zu gewinnen und zu behalten. Wir sollen aber auch selber einen Einfluß auf die Schuljugend ausüben, wozu uns theils unsere Schulbesuche, theils der Konfirmandenunterricht Gelegenheit darbieten. Lob und Tadel, Warnung und Ermahnung aus unserm Munde, Interesse für die in der Schule behandelten Unterrichtsgegenstände, so wie für die in denselben gemachten Fortschritte, Aeußerung der

Theilnahme an Aufführung und Fleiß der Einzelnen, das Alles wird auf die Kinder eines heilsamen Eindrucks nicht verfehlen. Dieser Gesichtspunkt muß uns den Schulbesuch wichtig machen, auch wenn wir solche Lehrer haben, deren Liebe zur Sache uns hinreichende Bürgschaft gibt, daß sie auch ohne unsere Beaufsichtigung um des Gewissens willen ihrem Amte treu vorstehen. Hiebei kommt es nicht sowohl darauf an, daß der Geistliche die Schule recht oft besuche, denn das ist vielen bei der Entlegenheit ihrer Filiale oder bei der Vielseitigkeit ihrer sonstigen Geschäfte nicht möglich; sondern neben dem freilich, daß er solche Versuche nicht vernachlässige, ist das von Wichtigkeit, daß er bei seinen Besuchen den Kindern fühlbar mache durch die Art, wie er sie ansieht, zuhört, fragt und redet, daß sie ihm am Herzen liegen. Die hauptsächlichste Gelegenheit zur Wirksamkeit auf diesem Gebiet gewährt uns der Konfirmandenunterricht, ein Gegenstand, der wohl einer besondern ausführlichen Besprechung in diesen Blättern werth wäre. Daß dieser Unterricht zur Weckung und Begründung des christlichen Lebens in den Seelen der Kinder wenig oder nichts eintragen kann, wenn er vornehmlich auf Einprägung von kahlen Sittenlehren und Klugheitsregeln, oder auch hauptsächlich auf verstandesmäßige Erklärung, sey es nach einem Katechismus, sey es im eigenen Lehrgange, ausgeht, daß er vielmehr mit dem Lichte und Feuer des heiligen Geistes und göttlichen Wortes erhellen und erwärmen, Nägel und Spieße für's ganze Leben in's Herz drücken müsse, versteht sich von selbst. Es ist aber in demselben besonders auch den Konfirmanden dies wichtig zu machen, daß sie nicht nur jeder einzeln Christi Eigenthum werden sollen, sondern daß sie Glieder sind der Kirche als seines Leibes, daß durch das wahre Christenthum und die Tugenden der Einzelnen immer auch der ganze Leib verherrlicht, dagegen auch durch das ungöttliche Leben und die Sünden der Einzelnen immer dem ganzen Leibe eine Schmach und Kränkung angethan wird, daß sie also nicht nur um des eigenen Gewissens willen, sondern auch aus Ehrfurcht vor der wahren Kirche als der Gemeinde der Heiligen offene und heimliche Schande meiden und sich der Heiligung des Herzens und gottseligen Wandels befleißigen müssen, indem der Herr dieser Gemeinde der Heiligen und diese selber nur solche als echte Glieder erkennen können, die der Heiligung nachjagen; daß sie ihrerseits den Trieb haben müssen, so viel an ihnen ist,

durch ihren Wandel erbaulich auf Andere zu wirken. Solche Arbeit trägt bei Einzelnen öfters schon bald Früchte. Es sind gewiß schon manchem in solchem Geiste und solcher Weise wirkenden Geistlichen von Vätern und Müttern Bekenntnisse ausgesprochen worden, wie das, daß sie sich vor ihren Kindern zusammen nehmen müssen, nicht etwas Unrechtes zu thun oder zu reden, weil diese es alsbald für unrecht und eines Christen unwürdig erklärten. Da werden dann die Herzen der Väter bekehrt zu den Kindern. Indeß würde der Konfirmandenunterricht im Ganzen ohne Zweifel wirksamer seyn, wenn nicht die Kinder nach den bestehenden Verordnungen zu früh in denselben aufgenommen und zu früh aus demselben entlassen würden. Auch darf man nicht aus der Acht lassen, daß auch nach der treusten Pflanzung und Pflege der Same bei einem großen Theile oft bald nachher und auf lange Zeit bedeckt wird von allerlei Dornen, bis er später sich doch hindurch arbeitet und seine Frucht trägt. Bei Vielen ist und bleibt zwar die Frucht höchst spärlich und dies wird auch bei dem weit verbreiteten geistlichen Tode und tief gewurzelten sittlichen Verderben noch geraume Zeit sich immer wiederholen. Gleichwohl bedarf es keiner Auseinandersetzung, daß uns Geistlichen in unserer Einwirkung auf die Konfirmanden die nächste und günstigste Gelegenheit gegeben ist zur allmähligen Heranbildung der Gemeinden für eine wünschenswerthe Erneuerung des ganzen kirchlichen Wesens und daß wir diese Gelegenheit nach bester Einsicht und Kraft benutzen müssen.

Eine weitere Ursache des sittlichen Verfalls auf dem Lande mit nachhaltiger Wirkung ist das unter den höheren Ständen und in den Städten herrschende Verderben gewesen, und ist es vielfach noch immer. Wie sehr in dieser Hinsicht, namentlich auch die Hauptstadt des Staates im Argen gelegen, belegen wir mit Zeugnissen eines Mannes, den wohl Niemand der Uebertreibung und des Rigorismus beschuldigen wird, Schleiermacher's. Er schreibt in der Zueignung des ersten Bandes seiner Predigten an den Prediger Stubenrauch: „Andern wird manches wunderlich vorkommen; zum Beispiel, daß ich immer so rede, als gäbe es noch Gemeinden der Gläubigen und eine christliche Kirche; als wäre die Religion noch ein Band, welches die Christen auf eine eigenthümliche Art vereinigte. Es sieht allerdings nicht aus, als verhielte es sich so; aber ich sehe nicht,

wie wir umhin können, dies dennoch vorauszusetzen. Sollen unsere religiösen Zusammenkünfte eine Missionsanstalt seyn, um die Menschen erst zu Christen zu machen, so müßten wir ohnedies ganz anders zu Werke gehen. Soll aber von ihrem Verhalten zum Christenthum gar nicht die Rede seyn, so sehe ich nicht ein, warum von Christenthum die Rede ist. Vielleicht kommt auch die Sache dadurch wieder zu Stande, daß man sie voraussetzt; wenigstens gibt es nichts Verderblicheres für unsere religiösen Vorträge, als das Schwanken zwischen jenen beiden Ansichten, ob wir als zu Christen reden sollen, oder als zu Nichtchristen. Andere werden sich daran ärgern, daß der Unterschied zwischen sittlichen und unsittlichen Menschen, zwischen frommen und weltlichgesinnten so streng genommen ist, wie es unter unseren Gottesgelehrten schon lange nicht mehr Mode seyn will, ihn zu behandeln; aber Sie wissen, daß ich diesem Anstoß nicht abhelfen konnte, ohne dem, was ich für das Wesentliche des Christenthums halte, untreu zu werden." Er sagt in dem Anfang seiner Reden über die Religion: „Es mag ein unerwartetes Unternehmen seyn, über welches ihr Euch billig wundert, daß noch einer wagen kann, gerade von denen, welche sich über das Gemeine erhoben haben und von der Weisheit des Jahrhunderts durchdrungen sind, Gehör zu verlangen für einen so gänzlich von ihnen vernachlässigten Gegenstand. Auch bekenne ich, daß ich nichts anzugeben weiß, was mir nur einmal jenen leichteren Ausgang weissagete, meinen Bemühungen Euren Beifall zu gewinnen, viel weniger den erwünschteren, Euch meinen Sinn einzuflößen und die Begeisterung für meine Sache. Denn schon von Alters her ist der Glaube nicht Jedermanns Ding gewesen, und immer haben nur Wenige die Religion erkannt, indeß Millionen auf mancherlei Art mit den Umhüllungen gaukelten, welche sie sich lächelnd gefallen läßt. Aber zumal jetzt ist das Leben der gebildeten Menschen fern von allem, was ihr auch nur ähnlich wäre. Ja, ich weiß, daß Ihr eben so wenig in heiliger Stille die Gottheit verehrt, als ihr die verlassenen Tempel besucht; daß in Euren aufgeschmückten Wohnungen keine andern Heiligthümer angetroffen werden, als die klugen Sprüche unserer Weisen und die herrlichen Dichtungen unserer Künstler, und daß Menschlichkeit und Geselligkeit, Kunst und Wissenschaft, wie viel Ihr eben dafür zu thun

meint und Euch davon anzueignen würdiget, so völlig von Eurem Gemüthe Besitz genommen haben, daß für das ewige und heilige Wesen, welches Euch jenseit der Welt liegt, nichts übrig bleibt und Ihr keine Gefühle habt für dies und von diesem. Ich weiß, wie schön es Euch gelungen ist, das irdische Leben so reich und vielseitig auszubilden, daß Ihr der Ewigkeit nicht mehr bedürfet, und wie Ihr, nachdem Ihr Euch selbst ein Weltall geschaffen habt, nun überhoben seyd an dasjenige zu denken, welches Euch schuf." Derselbe Gottesgelehrte hat bekanntlich eine eigene Schrift verfaßt unter dem Titel: über den Verfall der Religion. Daß dieser Verfall in den Städten den Landgemeinden nicht unbekannt geblieben, davon kann man sich durch Unterredungen mit Einzelnen bald überzeugen, die von Skandalen aller Art gehört haben und weiter erzählen. Davon zeugt auch der Umstand, daß auf solchen Dörfern, die in der Nähe größerer Städte liegen, die Unsittlichkeit in der Regel verbreiteter und durchgreifender ist, als in den von solchen entlegenern Ortschaften. Wenn sie nun wahrgenommen und gehört haben, daß in den Städten Entheiligung des Sonntags an der Tagesordnung sey, daß Herren in hohen Aemtern und großem Ansehn in Ehebruch lebten, daß Hurerei ein privilegirtes Gewerbe bilde; wenn auf adeligen Gütern die Gutsherrn und Junker mit bösem Beispiele vorangingen, so war der Schluß bald fertig, daß, wenn solche Leute es so machten, ihnen dergleichen doch erst gar nicht zu verdenken sey; wenn solche, die doch klug und gebildet wären, mit solchem Leben zu bestehen meinten, es damit doch so seelengefährlich seyn könnte, als die Pfaffen es ausmalten. Im Allgemeinen ist's nun unverkennbar in den höhern Ständen und namentlich auch in Berlin anders geworden. Die schweren Züchtigungen, womit der Herr unser Volk heimgesucht, haben heilsamen Eindruck gemacht. Man kann sich vielleicht der Hoffnung hingeben, daß, wie im Anfange das Christenthum von unten nach oben gegangen, so es jetzt verneuernd und emporhebend von oben nach unten gehen werde. Indeß liegt es uns natürlich sehr fern zu behaupten, daß der verderbliche Einfluß jener Sphären gegenwärtig etwa selten und unwirksam sey, vielmehr ist in Beziehung auf dieselben eine besondere und ausdrückliche Gegenwirkung des Geistlichen nothwendig und pflichtmäßig. Wir dürfen uns nicht damit begnügen, un-

seren Gemeinden vorzuhalten, wie sie zu wandeln haben; wir müssen auch Gelegenheit nehmen sie darauf hinzuweisen, daß Gebote und Verbote des göttlichen Wortes für alle Christen ohne Ansehn der Person bindend sind, daß die ächte Kirche Christi das Laster und Unrecht auf dem Throne eben so wenig gut heiße, als das in der Hütte; daß ein Hurer aus fürstlichem Geblüt bei beharrlichem Lasterleben dem göttlichen Wort zufolge eben so gewiß ausgeschlossen sey vom Reiche Gottes als ein privilegirtes Freudenmädchen; daß je höher Jemand von Gott gestellt ist, desto schwerer auch seine Verantwortung vor Gott einst seyn werde; daß keine Grundsätze und Handlungsweisen auch der weitesten und mächtigsten für irgend Jemand zum Vorbilde oder zur Entschuldigung dienen dürfen, wenn sie dem Sinn, Geist und Vorbild des Herrn Jesu widersprechen; daß auch die Gebildeten, Mächtigen und Reichen nach demselben Worte werden gerichtet werden, wie die Ungebildeten, Armen und Niedrigen; daß mithin auch Keiner sich auf den oder den berufen dürfe, sondern jeder für seine Gesinnung, sein Thun und Lassen selber einstehen müsse. Wollen wir aus der Mitte der Gemeinden Helfer für unsere Wirksamkeit haben, sollen die Gemeinden überhaupt mündig werden, so muß ihr sittliches Urtheil unabhängig seyn von menschlicher Autorität.

Wir bringen noch einen Punkt zur Sprache. Zwar nicht als eine Ursache des sittlichen Verfalls in den Landgemeinden, aber doch als eine Unterstützung und Bestärkung in allerlei verderbtem Wesen muß das Verhalten mancher Rentämter in Beziehung der Handhabung der polizeilichen Zucht bezeichnet werden. Viele Geistliche und Lehrer führen gegründete Klage, daß sie bei ihren Bemühungen um Hebung und Aufrechthaltung von Ordnung und Sitte an dieser Behörde fast keine Hülfe haben, daß bei Beschwerden von ihrer Seite gegen Kontravenienten bestehender Verordnungen das Rentamt durch langes Hinziehen der Sache, durch Fahrlässigkeit in der Untersuchung, durch unzeitig und übel angebrachte Milde in der Bestrafung die Uebelstände, welchen sie abzuhelfen wünschen, fast vermehre, indem die exekutiven Behörden die Geistlichen und Lehrer eigentlich bloßstellen durch solche Art des Verfahrens. Manche Rentämter stehen geradezu in dem üblen Kredit, daß sie möglichst die Partei der Gemeindeglieder gegen die Geistlichen und Lehrer

nehmen. Zum Belege eine hinlänglich verbürgte Thatsache. Auf einem Polterabendfeste wurde von den Knechten vor den Ohren des Küsters ein Spottlied auf denselben gesungen. Derselbe zeigte die Sache dem betreffenden Rentamte an und machte die Schuldigen namhaft. Diese wurden vorgeladen, dem Küster aber danach die Erklärung gegeben, daß sie dasselbe auch könnten ihm zu Ehren gesungen haben. (Eine Zeile jenes Liedes lautete: Seht nur, wie der Schlingel frißt). Der Küster konnte sich natürlich bei dieser Erklärung nicht beruhigen. Das Rentamt zog nun die Sache vom September bis in das folgende Jahr hin, wo ein großer Theil der betheiligten Knechte Dienste in andern Dörfern genommen hatte, welche unter verschiedene Gerichtsbarkeiten gehörten, und gab ihm dann die Weisung, daß er dieselben gerichtlich belangen müsse. So wurde aus der ganzen Sache nichts. Es ist sogar der Fall zur Sprache gekommen, daß ein Rentamt bei straffälligen Schulversäumnissen wiederholt in mehreren Dörfern ohne irgend einen Antrag der Schulvorstände ganz willkührlich unter der durch das Gesetz verordneten Strafe erkannt hatte. Nun ist es allerdings richtig, daß wahres geistliches Leben durch keine noch so strenge Polizeimaaßregeln kann hervorgerufen werden; allein auf dem Lande, wo die Leute zu weit größerem Theile noch, als in den Städten der Fall zu seyn pflegt, auf dem nur gesetzlichen Standpunkt stehen, und die innere Strafbarkeit des Vergehens nach den äußeren Folgen messen, ist die Entscheidung und das Benehmen solcher Behörden auf das sittliche Urtheil von sehr großem Einfluß. Werden Vergehungen leicht geahndet, so betrachten die Leute auch das Vergehen selber als ein gewichtloses, und die Unsittlichkeit desselben an sich kommt nicht in Anschlag. Behandelt eine solche Behörde Unordnungen und Ungebührlichkeiten oben hin, fragt der verhörende Schreiber mit lächelndem Gesicht den Delinquenten: „Na was hast du denn mit dem Schulmeister vorgehabt," wird dem Schuldigen unter den Fuß gegeben und auf die Sprünge geholfen, wie sie die Sache drehen müssen, um straflos oder mit einem Verweise davon zu kommen, sind in dem Munde von Gemeindegliedern Aussprüche von Rentbeamten wie der: „Die Krugwirthe wollen leben und das junge Volk will lustig seyn," dann ist der wohlmeinende Ernst des Geistlichen und Lehrers persiflirt und ihre Thätigkeit neutralisirt.

(Schluß folgt.)

Die den Lutheranern in Preußen ertheilte Generalkoncession.

Im Aprilhefte dieser Zeitschrift haben durch ein ungesuchtes Zusammentreffen die Stimmen Mehrerer auf die lutherische Kirche in Preußen hingewiesen. Da vorausgesetzt werden kann, daß sehr vielen Lesern die dortigen Sachverhältnisse und die sie bedingenden Erlasse nicht vollständig bekannt sind, so wird es kein überflüssiges Werk seyn, die fragliche Generalkoncession selbst mitzutheilen und kurz zu besprechen. Dazu bietet einen doppelt erwünschten Anlaß die Schrift von Ph. E. Huschke: Ueber den Sinn der Generalkoncession für die von der Gemeinschaft der evangelischen Landeskirche sich getrennt haltenden Lutheraner vom 23. Juli 1845. (Selbstverlag des Verfassers. Liegnitz, gedruckt bei J. B. Pohl.)

Wir lassen zuerst die Urkunde selbst folgen.

Generalkoncession für die von der Gemeinschaft der evangelischen Landeskirche sich getrennt haltenden Lutheraner. Vom 23. Juli 1845.

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden, König von Preußen 2c.

Auf die Uns vorgetragenen Bitten und Wünsche derjenigen Unserer Lutherischen Unterthanen, welche sich von der Gemeinschaft der evangelischen Landeskirche getrennt halten, wollen Wir in Anwendung der in Unserer Monarchie bestehenden Grundsätze über Gewissensfreiheit und freie Religions-

übung und im Interesse der öffentlichen bürgerlichen Ordnung zulassen und gestatten, daß von den gedachten Lutheranern nachstehende Befugnisse unter den hinzugefügten maaßgebenden Bestimmungen in Ausübung gebracht werden:

1) Den von der Gemeinschaft der evangelischen Landeskirche sich getrennt haltenden Lutheranern soll gestattet seyn, zu besonderen Kirchengemeinden zusammen zu treten und einen Verein dieser Gemeinden unter einem gemeinsamen, dem Kirchenregimente der evangelischen Landeskirche nicht untergebenen Vorstande zu bilden.

2) Zur Bildung einer jeden einzelnen Gemeinde ist jedoch die besondere Genehmigung des Staats erforderlich. Die Ertheilung dieser Genehmigung steht gemeinschaftlich den Ministern der geistlichen Angelegenheiten, des Innern und der Justiz zu.

3) Eine solche Kirchengemeinde (No. 2) hat die Rechte einer moralischen Person. Sie kann daher auch Grundstücke auf ihren Namen mit Genehmigung des Staats erwerben, so wie eigene, dem Gottesdienste gewidmete, Gebäude besitzen, welchen jedoch der Name und die Rechte der Kirchen (§. 18, Titel 11 Th. II. des Allgemeinen Landrechts) nicht beizulegen sind.

4) Als Geistliche der von der Gemeinschaft der evangelischen Landeskirche sich getrennt haltenden Lutheraner dürfen nur Männer von unbescholtenem Wandel angestellt werden, welche zu einer bestimmten Gemeinde vozirt, von dem Vorstande (No. 1) bestätigt und von einem ordinirten Geistlichen ordinirt sind.

5) Nach eben dieser Vorschrift (No. 4) ist zu beurtheilen, ob und unter welchen Bedingungen die bisher schon als Geistliche dieser Religions-Partei thätig gewesenen Personen in dieser Eigenschaft ferner zugelassen werden können.

6) Die von diesen Geistlichen (No. 4 und 5) vorgenomme-

nen Taufen, Konfirmationen, Aufgebote und Trauungen haben volle Gültigkeit, und werden die von ihnen und ihren Vorgängern bisher verrichteten Amtshandlungen mit rückwirkender Kraft hierdurch als gültig anerkannt.

7) Bei Führung der Geburts-, Trauungs- und Sterberegister haben die Geistlichen dieser Gemeinden die gesetzlichen Vorschriften genau zu befolgen, insbesondere auch Duplikate dieser Register bei dem Gerichte ihres Wohnorts niederzulegen. Die aus diesen Registern von ihnen ertheilten Auszüge sollen öffentlichen Glauben haben.

8) Aufgebote zu Trauungen können fortan mit rechtlicher Wirkung in den zum Gottesdienst bestimmten Lokalen derjenigen Gemeinden vorgenommen werden, zu denen die Verlobten gehören.

9) Wenn Mitglieder der gedachten Gemeinden die Verrichtung einzelner geistlicher Amtshandlungen in der evangelischen Landeskirche nachsuchen, so soll daraus allein der Austritt aus ihrer Gemeinde nicht gefolgert werden.

10) In Ansehung der Verpflichtung zu den aus der Parochialverbindung fließenden Lasten und Abgaben soll auch bei den, sich von der evangelischen Landeskirche getrennt haltenden Lutheranern die Vorschrift des §. 261 Tit. 11 Th. II. des A. L.-R. zur Anwendung kommen, soweit nicht nach Provinzialgesetzen oder besonderem Herkommen dergleichen Abgaben auch von Nichtevangelischen an evangelische Kirchen oder Pfarreien, und umgekehrt, zu entrichten sind. Zur Entrichtung des Zehntens sollen die gedachten Lutheraner, wenn die zehntberechtigte Kirche oder Pfarrei eine evangelische ist, überall verpflichtet bleiben, wo die Zehntpflicht sich nach Konfession des Zehntpflichtigen bestimmt.

Unsere Minister der geistlichen Angelegenheiten, des Innern und der Justiz sind beauftragt, für die Ausführung dieser Bestimmung Sorge zu tragen.

Urkundlich haben Wir diese Generalkonceßion Allerhöchstselbst vollzogen.

Gegeben Sanssouci, den 23. Juli 1845.

(L. S.) Friedrich Wilhelm.

Eichhorn. v. Savigny. v. Bodelschwingh.
Uhden.

Was nun in dieser Generalkonceßion nicht gesagt ist und was man nach ihr nicht sagen dürfe, leuchtet auch dem Rechtsunkundigen bald ein. Lutheraner dürfen in Preußen Bethäuser haben, aber sie dürfen sie nicht Kirchen nennen; Lutheraner gibt es in Preußen, auch lutherische Kirchengemeinden unter einem besondern, dem Kirchenregiment der Landeskirche nicht untergebenen Vorstande, aber daß es in Preußen eine lutherische Kirche gebe, dieß auszusprechen vermeidet mit Bedacht die Generalkonceßion. Was sind denn nun die preußischen Lutheraner nach dieser Generalkonceßion in den Augen der Landesregierung? Sind sie eine geduldete Sekte? oder sind sie Glieder der lutherischen Kirche und als solche anerkannt vom Staate? Die Eigenthümlichkeit der Generalkonceßion ist in unsern Augen die, auf diese Fragen weder nein noch ja, oder vielmehr nein und ja auf jede Frage zugleich zu sagen. Fragt man: sind sie eine Kirche? so spricht Artikel 3 mit seiner Satzung von den Bethäusern: Nein. Fragt man: sind sie eine geduldete Sekte? so antworten die übrigen Artikel nach ihrem Inhalte fast alle einmüthig: Nein. Sie sind keine Sekte und sind keine Kirche; die Frage ist wieder in jenen glücklichen, unbestimmten Mittelstand gebracht worden, welcher hie und da wie zur Lebensatmosphäre geworden ist. Man hat nicht abgeschlagen, und man hat auch nicht gewährt; man hat nicht ganz Ja und man hat auch nicht ganz Nein gesagt; man hat nicht mit einem Definitivum sich übereilt, noch „des langen Haders müde" einen festen Frieden geschlossen, sondern die Sache so geschlichtet, daß

sie, wie man zu sagen und zu rühmen pflegt, der „Entwickelung“ fähig ist und weiterer „Entwickelung“ überlassen bleibt. Dies sagen wir weder in schlechter Tadelsucht, noch in unehrlicher Verkennung und Verkleinerung jenes aufrichtigen Wohlwollens, aus welchem ohne Zweifel, wenn auch nicht die Form und Ausführung, jedenfalls aber der Grundgedanke dieser Koncession hervorgegangen ist. Was wir sagen, das sprechen wir aus, weil offener Tadel und rückhaltloses Eingeständniß in dieser sykophantischen Zeit uns ohne Vergleich heilsamer erscheint, denn die beflissene Lobhudelei und das Vertuschen und Verhehlen. Quippe confitenti consultantique supererant spes viresque: cum e contrario laeta omnia fingeret, falsis ingravescebat.

Wichtiger aber als unsere Privatansicht ist die Frage, wie sehen denn die preußischen Lutheraner selbst diese Koncession an? Darüber gibt nun eben die erwähnte Schrift umfassenden und officiellen Aufschluß. Und dieser kommt nur um so erwünschter, als fast überall in Deutschland die Meinung sich verbreitet hat, als wäre von den Lutheranern in Preußen das Recht der lutherischen Kirche vergeben, die Koncession im Sinne einer Sektenduldung hingenommen und so eine äußere Ruhe auf Kosten unveräußerlicher Rechte erworben worden. Das ist aber ganz und gar nicht der Fall. Im Gegentheil; Sie haben an dem gehörigen Orte dagegen protestirt, daß ihren Gotteshäusern Namen und Rechte der Kirchen verweigert und sie selbst „von der evangelischen Landeskirche sich getrennt haltende Lutheraner“ genannt worden sind. Sie haben nicht minder zugleich gebeten, daß man sie schlechtweg als lutherische Kirche in Preußen anerkennen wolle, und zwar nicht nach dem Preußischen Prinzip der Gewissensfreiheit, sondern auf Grund des guten Rechts des Bekenntnisses, wie sie denn auch nicht aufhören könnten, sich diesen Namen

und dieses Recht zu vindiciren. Obwohl diese Thatsache in der Eingangs erwähnten Schrift nicht erwähnt wird, können wir sie doch als verbürgt hier mittheilen. Und je argwöhnischer und mißfälliger von allen einsichtsvollen und bekenntnißtreuen Gliedern lutherischer Landeskirchen die preußische Generalkoncession angesehen worden ist, je mehr man sich tadelnd über die Hinnahme einer solchen Koncession von Seiten der preußischen Lutheraner aussprach, je mißlichere Folgerungen bereits in sehr verschiedenem Sinne aus der angeblichen Sektenstellung der Lutheraner in Preußen gezogen wurden, von um so größerer Wichtigkeit ist die Thatsache des gegen die einzelnen Theile der Koncession eingereichten Protestes. Es wird dieser Protest bei allen entschiedenen Bekennern der lutherischen Kirche den ungetheiltesten Beifall finden und zur Zerstreuung von Besorgnissen und Verdächtigungen auf das Wesentlichste beitragen.

Ich sehe hiebei von dem Erfolge dieses Protestes völlig ab. Er wird an dem schlimmsten Hinderniß scheitern, welches nur immer an öffentlichen Zuständen gedacht werden mag. Es ist die Unwahrheit einer Fiction, die officiell aufrecht erhalten werden soll auf Kosten des Rechts und der Wahrheit. Die Fiction aber ist die, daß die unirte Kirche nicht eine dritte und neue Art von Kirchengemeinschaft, was sie doch ist, seyn will, sondern die lutherische Kirche und die reformirte Kirche in einer Art von Einheit — wir sagen: in der monströsen Art des siamesischen Zwillingspaares. Ist nun aber die preußische Landeskirche die lutherische und die reformirte Kirche in Gestalt eines irgendwie zusammengewachsenen Doppelkindes und will der Staat eben das durchaus anerkannt wissen, daß die lutherische Kirche in dieser Landeskirche enthalten sey, so ist es für ihn eine Art von moralischer Unmöglichkeit, lutherische Gemeinden außerhalb der Staatskirche die lutherische Kirche zu nennen, d. h. er geräth

in die unmoralische Nothwendigkeit, zu leugnen, was ist, und zu behaupten, was nicht ist, die Lutheraner des lutherischen Bekenntnisses nicht als lutherische Kirche gelten zu lassen und der Staatskirche beizulegen, daß sie die lutherische Kirche in sich schließe. Es ist nicht auszusagen, wie diese Fiction die Gewissen verwirrt, das moralische Gefühl für Recht und Wahrheit abstumpft und zu einer Kette von unhaltbaren und unheilvollen Maaßnahmen veranlaßt hat und, so man die Fiction festhält, noch veranlassen wird.

Die Generalkoncession selbst ist ein schlagender Beleg für diese Behauptung. Die wohlwollendste Gesinnung des Monarchen geht an der Lahmheit und Unwahrheit der kirchlichen Zustände zu Schanden. Der Schritt vorwärts wird zur Hälfte wieder ein Schritt rückwärts und die Anerkennung eines guten Rechts muß — pour sauver les dehors — zugleich in der Gestalt einer Rechtsversagung auftreten. Dergleichen müßte man, auch wenn man an nichts als an die Grundsätze einer weisen Politik dächte, in unserer Zeit nicht nur unräthlich, sondern höchst gefährlich finden. Denn gesetzt auch, es sey nicht unweise, Rechtsgewährungen die Form von Gnadenwohlthaten zu geben, warum muß denn die Wohlthat zugleich kränken und Unbill nur aufheben, um Unbill zuzufügen?

An diese Bemerkung knüpft sich vielleicht für Viele von selbst die Frage, warum denn die Lutheraner in Preußen nicht lieber sofort gegen die ganze Generalkoncession protestirt haben, statt ihren Protest nur gegen einzelne Punkte derselben zu richten?

Halte ich mich an die vorliegende Schrift, so ist die Antwort die, daß sie eben die einzelnen Punkte nur als Widerspruch mit dem Inhalte der übrigen Artikel fassen oder die Generalkoncession als eine Anerkennung der kirchlichen Gerechtsame der Lutheraner ansehen, welche jedoch diese Anerkennung nicht Wort haben wolle.

Daß in diesem Umstande viel Mißliches liegt, ist gewiß

den Betheiligten am wenigsten entgangen. Ist schon in privatrechtlichen Verhältnissen Einzelner zu einander die größte Deutlichkeit und Unzweideutigkeit der Uebereinkünfte unerläßliches Erforderniß, wie viel mehr tritt das bei Regulirung öffentlicher Verhältnisse ein und wie schlimmer wirkt da die Unterlassungssünde. Wer die von früher her losgelassenen Gelüsten der preußischen Provinzial- und Unter-Beamten gegen die ehedem vogelfreien Lutheraner kennt, der wird mich ohne weitern Kommentar verstehen. Was an der Koncession nach Duldung einer Sekte schmeckt, wird bestens angenommen und verwendet werden; mit den entgegengesetzten Bestimmungen wird man nach Maaßgabe der „Duldung" fertig zu werden wissen.

So lange jedoch dieses abermalige Provisorium währet, wird die Schrift von Professor Huschke für die lutherischen Gemeinden und Gemeindeglieder in Preußen wenigstens den großen Gewinn haben, sie auf die wirklichen Rechte aufmerksam zu machen, welche sie kraft der Generalkoncession gegen muthmaßliche Beamtenübergriffe geltend zu machen haben. Für den Leserkreis dieser Zeitschrift wird das vor Allem Interesse haben, was nach Professor Huschke's Darstellung die Generalkoncession von einem bloßen Toleranzpatent unterscheidet.

Voraus wird der Satz geschickt (S. 7 ff.): Es sind weder die vollständigen Rechte öffentlich aufgenommener, noch bloß die geduldeter Kirchengesellschaften, welche den Lutheranern bewilligt werden!

Daß aber die Lutheraner nicht unter die nach dem preußischen Landrechte bestehenden Gesetze der bloßen Duldung subsumirt worden seyen, beweist 1) daß bloß geduldete Religionsgesellschaften bloß das Recht der Privatgesellschaften, nicht das der Korporationen und Gemeinden haben (Preuß. L. R. Th. 2. Tit. 11. §. 24. Tit. 6. §§. 22. 25. ff.), während die Lutheraner zu Kirchengemeinen mit korporativen Rechten zusammentreten dürfen (Gen.Koncess. §§. 1. u. 3.); 2) daß

geduldete Sekten dem Aufsichtsrecht der Konsistorien unterworfen sind (Instrukt. für die Provinzialkonsist. v. 23. Okt. 1817. §. 5), während die Lutheraner so wenig als die Katholiken dem landeskirchlichen Kirchenregiment unterliegen; 3) daß die Geistlichen der Lutheraner alle Casualien verrichten können und die aus ihren Registern herzustellenden Atteste publicam fidem haben (vgl. dagegen die Bestimmungen über die Mennoniten bei Boche der legale Pfarrer S. 42.); endlich 4) daß bloß geduldete Gesellschaften, wie die Mennoniten (Edikt vom 30. Juli 1789), hinsichtlich der Lasten als zu den Parochien ihres Wohnorts gehörig angesehen werden, während die Lutheraner den Parochiallasten der Landeskirche nicht mehr unterworfen sind.

Dies ist allerdings so klar, daß man mit dem Hrn. Verfasser S. 11 wohl sagen kann, die Verweigerung des Namens Kirchen für die Gotteshäuser könne kein Präjudiz für die übrige Berechtigung als öffentlich aufgenommene Religionsgesellschaft abgeben. Daß übrigens die Koncession hiebei auf die dermaligen Gebäude und Lokale der armen gedrängten Lutheraner Rücksicht genommen habe, welchen man nicht wohl den Namen von Kirchen beilegen lassen könne, scheint mir eine interpretatio benigna zu seyn, welche die Regierung der Pietät ihrer lutherischen Unterthanen in Rechnung bringen möge.

Auf der andern Seite ist aber auch das gewiß, daß in der offiziellen Anerkennung des Namens „Lutheraner" zugleich die Anerkennung aller den Lutheranern seit dem 16. Jahrhundert zustehenden reichsbundes- und partikular-gesetzlichen Rechte liegt. Sie müssen deßhalb auch nach Art. 16 der deutschen Bundesakte gleiche politische Rechte mit den andern evangelischen Unterthanen haben. Wie es indessen hier in der Praxis, namentlich in Bezug auf die ordentlichen Professuren theologischer Fakultäten stehe, davon hat ein neuer-

licher merkwürdiger Fall einen nichts weniger als erbaulichen Beleg gegeben.

Den S. 14 niedergelegten Protest gegen das Zumuthen, sich etwa nicht als die lutherische Kirche in Preußen ansehen und geriren zu sollen, finden wir ganz in der Ordnung. Zweifelhafter möchte seyn, ob die Ansicht „es werde von der Landeskirche nicht behauptet und könne vernünftiger Weise auch von keinem Einzelnen in ihr behauptet werden, die lutherische Kirche Preußens zu seyn", ohne alle Restriktion werde jenseits zugegeben werden. Die unirende Staatsmacht gibt freilich nicht die unirte Gemeinschaft für die lutherische Kirche aus; aber sie fingirt den Bestand der lutherischen Kirche innerhalb der Gemeinschaft und nennt deßwegen die Concessionirten Lutheraner, die sich von der Gemeinschaft der evangelischen Landeskirche getrennt halten. Doch da dieß allerdings nur unvernünftiger Weise geschehen, und daraus dem Rechte des lutherischen Bekenntnisses, als Kirche anerkannt zu werden, nicht das Mindeste derogirt werden kann, hat der Herr Verfasser juristisch eine unzweifelhafte Befugniß, darauf nicht weiter Rücksicht zu nehmen.

Dieß die Punkte, welche mir für die Würdigung der ertheilten Generalkoncession und deren Auffassung von Seite der in gliedlicher Gemeinschaft stehenden preußischen Lutheraner von allgemeiner Bedeutung zu seyn scheinen. Die Erörterung der übrigen Beziehungen ist mehr von Wichtigkeit für die Lutheraner in Preußen selbst. Jetzt da diese in ein Provisorium eingetreten sind, in welchem ihre Selbstständigkeit und die Unabhängigkeit ihres Kirchenregiments von Seite des Staates Anerkennung und Garantie gefunden hat, wäre es äußerst wünschenswerth, wenn von ihrer Seite Schritte geschähen oder geschehen könnten, sich mit den lutherischen Landeskirchen anderer Theile Deutschlands in engere Beziehung zu setzen. Ich meine damit nicht, daß mit der staatlichen Anerkennung etwas an dem religiös-kirchlichen Charakter der

Lutheraner eingetreten wäre, was sie nicht schon vorher gehabt und mit den Lutheranern aller Länder getheilt hätten. Doch sind, wie die Sachen nun einmal stehen, äußere Schwierigkeiten und Hemmnisse weggefallen.

Sodann ergreife ich den Anlaß, darauf aufmerksam zu machen, daß doch Jene, welche an gewissen Härten der von den preußischen Lutheranern im Jahre 1841 angenommenen Verfassung Anstoß genommen haben, die Beschlüsse der evang. lutherischen General-Synode zu Breslau vom Jahre 1845*) der Durchsicht würdigen möchten. Sie dürften Manches darin finden, was zur Berichtigung und Beruhigung Grund bietet. Ueberhaupt könnte ja diese Verfassungsfrage zum Gegenstand einer Besprechung und Verständigung auf freien Konferenzen gemacht werden. Möchte vor Allem der S. 257 ff. des Aprilhefts dieser Zeitschrift gemachte Vorschlag, vom Könige die Erlaubniß einer in Preußen abzuhaltenden lutherischen Synode zu erwirken, Anklang finden und Erfolg haben.

Endlich könnten die Hergänge in Preußen wie anderwärts für die Deutschen, Volk und Regierungen zusammen genommen, eine große allgemeine Lehre predigen. Doch scheinen bisher die Ohren hiefür noch ziemlich taub geblieben zu seyn. Ich meine die Lehre, was eine Kirche an ihrem historischen Prinzip, an ihrer Rechtsgrundlage, an ihrer charta magna, nämlich dem Bekenntniß habe. Die Regierungen, die das direkt oder indirekt untergraben, halten die Gemüther in einem gährungsvollen, neuerungssüchtigen, revolutionären Zustande, welcher der Natur der Dinge nach wie ein schwellendes Gewässer von der Kirche aus auch über die Dämme der politischen Ordnung und zwar um so mehr bricht, je mehr in Deutschland die kirchlichen Angelegenheiten mit denen des Staats, gleichviel ob gesund oder krankhaft, verwebt sind.

---

*) Leipzig, bei G. E. Orthaus 1845.

Das protestantische Volk aber sollte einsehen, daß ohne die Grundlage des Bekenntnisses kein Damm wider Usurpation, kein Bette geregelter Freiheit, organischen Fortschrittes möglich ist und daß die alberne deutsche Ideenreiterei der sogenannten Bildung und Aufklärung, welche die gegebene Ordnung als Hemmkette sprengen will, direktest zur Unterdrückung der Freiheit, zur Barbarei der Willkühr und der bodenlosesten und geistlosesten Phantasterei führt.

Aber die Deutschen werden, so scheint es, noch viel bitteres Elend kosten müssen, bis sie zur Anerkennung dieser sehr einfachen Wahrheit gelangen.

Vom evangelisch-lutherischen Hauptgottesdienste.

Eine historisch-liturgische Verständigung von J. F. Wucherer, Pfarrer in Nördlingen. 1846.

Zu den charakteristischen Merkmalen unserer Zeit gehört gewiß auch das, daß man lebhaft fühlt, es thue unserem Kultus eine Reform Noth. Es ist dieß ohne Frage ein Fortschritt christlicher Erkenntniß, dessen wir uns sehr zu freuen haben. Nachdem man zum Glauben an das Wort Gottes zurückgekehrt ist, nachdem man weiter schreitend in dem kirchlichen Bekenntniß den wahren Abdruck der Schriftwahrheit gefunden und so mit Erstaunen gesehen hat, daß man nach der Wahrheit nicht so weit zu suchen habe, ist auch die Zeit gekommen, wo man erkennt, daß die Formen unseres Gottesdienstes, daß die Gesänge, welche wir jetzt in unseren Kirchen singen, ein sehr dürftiger und ungenügender Ausdruck unseres Glaubens sind, ja daß sie nicht selten ihm störend entgegentreten. Wir freuen uns, daß man zu dieser Erkenntniß zu kommen anfängt, daß es bei Einzelnen, daß es bei den Gemeinden und bei den

geistlichen Behörden allmählig dahin kommt. Es ist das eine Erscheinung, welche uns immerhin trösten kann über so viele nebenhergehende drohende Anzeichen. Man kann daraus, daß man den Muth und das Bedürfniß fühlt, auch die Formen des Gottesdienstes von dem Glauben durchdringen zu lassen, erkennen, daß man auch zu den Gemeinden ein gutes Zutrauen glaubt fassen zu dürfen. Es war eine Zeit und daß sie ganz vorbei sey, sagen wir immer noch nicht, in welcher der von evangelischer Erkenntniß durchdrungene Prediger nur schüchtern sein Bekenntniß vor die Gemeinde bringen durfte: weiter zu gehen hätte er nicht für rathsam gefunden. Wenn man jetzt weitere Versuche wagen darf, so setzt das doch voraus, daß man auch bei den Gemeinden ein Verständniß, ein Bedürfniß wahrzunehmen glaubt, denn nichts muß mehr im freien Einverständniß der Gemeinden geschehen, als eine Reform im Gottesdienste. Wir freuen uns aber auch, daß solche Versuche nicht der erste Schritt des neuerwachten Glaubens waren. Aus dem Glauben mußte dieses Bedürfniß erwachsen. Darum mußte die Predigt des Glaubens vorangehen und durch sie mußte das Begehren nach einem Werk in den Gemeinden entzündet werden, das die freie und glaubensvolle Theilnahme der Gemeinde zu seiner Voraussetzung hat.

So weit sind wir indeß freilich noch nicht, daß wir eine solche Reform als ein fertiges Werk begrüßen dürften. Dazu fehlt noch gar viel. Nur die ersten Ansätze dazu meinen wir in dem da und dort sich aussprechenden Begehren darnach zu verspüren. Wir lassen uns vorerst an ihnen genügen und danken Gott, daß es so weit gekommen ist. Für je wichtiger wir aber alle dahin zielenden Versuche halten, desto dankbarer nehmen wir alle Beiträge dafür an und halten die Sache für wichtig genug, um auch den Lesern dieser Zeitschrift, so viel an uns liegt, Theilnahme dafür zu erwecken.

Dazu gibt uns die oben angezeigte Schrift des Hrn. Pf.

Wucherer Anlaß. Der Herr Verfasser bietet uns darin zwar keine neuen Resultate und spricht sich auch von vornherein dahin aus, daß es ihm um derartiges gar nicht zu thun sey. Sehr bescheiden sagt er S. XI des Vorworts: „Mir nun „fällt es nicht ein, als Lehrer und Meister aufzutreten; aber „hinweisen möchte ich auf die Männer, von denen ich einiges „gelernt habe, damit andere auch zu ihren Füßen sich nieder-„lassen und lernen möchten, auf daß, wenn wir einmal zu „reden haben, wir auch ein vernünftiges Wort reden.“ So ist es auch in der That. Das Schriftchen sagt dem in diesem Gebiete Bewanderten gerade nichts Neues, und das brauchen wir auch nicht. Der Herr Verfasser bietet aber „seinen Brüdern am Amte des Wortes und den Unterrichteten in der Gemeinde Gottes“, denen er auch das Schriftchen gewidmet hat, eine klare Verständigung über diesen Gegenstand, und das ist mehr werth. Ich wüßte zudem wenige Geistliche in unserer bayrischen Kirche, zu welchem seine Brüder im Amte mehr Vertrauen haben dürften, und von welchem sie lieber ein Wort der Verständigung hinnehmen dürften, als von diesem würdigen Manne, dem es an Erfahrung im Amte und an Einfalt des Glaubens wenige zuvor thun werden. Ist es ein unserer Zeit naheliegender Fehler, für Theorien sich einnehmen zu lassen und diesen das Wort zu reden, so weiß, wer diesen nüchternen schlichten Mann kennt und er hat genug gewirkt, daß ihn viele kennen können, daß er davon sehr fern ist und darf man im voraus gewiß seyn, daß wo er redet, er von einer Sache redet, in der er Erfahrung gemacht hat.

Anlaß zu diesem Schriftchen gab dem Herrn Verfasser eine Schrift des Herrn Pfarrer Zellfelder, betitelt: „Gefahr für die evangel. Kirche. Oder: die Liturgie in der Agende für christliche Gemeinden des evangel. lutherischen Bekenntnisses von W. Löhe ꝛc. in etlichen Briefen beleuchtet.“ Sie war, wie der Titel besagt, gegen die von Herrn Pfarrer

Löhe herausgegebene Agende gerichtet. Diese betrachtet Herr Pfarrer Wucherer und will's Gott werden es viele mit ihm thun, für ein sehr verdienstliches Werk. Er hat es darum zwar nicht sich zur Aufgabe gemacht Löhe's Agende zu vertheidigen, aber die „rechte Weise des evangel. lutherischen „Hauptgottesdienstes, wie sie sich in den alten Agenden un„serer Kirche findet und Löhe in seiner Agende sie nur wie„der an's Licht gezogen hat", will er darlegen, und hält das für um so nothwendiger, da ja in unserer Landeskirche seit Jahren an einer neuen Agende und Gottesdienst-Ordnung gearbeitet wird. Herrn Zellfelder's Angriffe auf diese alte Gottesdienst-Ordnung will er zugleich zurückweisen. Da es dem Herrn Verfasser nicht um die Person des Herrn Zellfelder zu thun war, so konnte er an der Herausgabe seiner Schrift sich auch dadurch nicht hindern lassen, daß mittlerweile des letzteren Schrift, „wahrscheinlich wegen etli„cher derber Ausfälle gegen die Römische Kirche", konfiscirt worden ist.

Diese Schrift des Herrn Zellfelder kennen wir nun nicht. Aufrichtig gestanden ist uns das aber auch nicht leid, denn was uns Herr Pfarrer Wucherer daraus berichtet, macht uns in Wahrheit nicht lüstern darnach und läßt uns auch nicht bedauern, daß sie durch die Konfiscation einem größern Leserkreis entzogen worden ist. Nichts Geringeres nämlich hat sich nach den Berichten des Herrn Pfarrer Wucherer, an deren Richtigkeit wir nicht zweifeln können, Herr Pfarrer Zellfelder vorgesetzt, als den Beweis zu liefern, „daß die große Gefahr, die für die evangelische Kirche in „der Löhe'schen Agende verborgen liege, keine andere „sey, als daß jeder, der sich damit befreunde, ohne daß er „wisse wie ihm geschehe, zur Römischen Kirche hinübergezogen „werde." Wie Recht hat doch Herr Pfarrer Wucherer, wenn er den Wunsch ausspricht, man möge von der Sache

kundigen Männern doch erst lernen, daß, wenn man einmal zu reden habe, man auch ein vernünftiges Wort rede!

Denn fürwahr wir sind erschrocken, als wir diese Behauptungen Herrn Zellfelder's hörten. Wir haben wohl auch hie und da und zuletzt noch bei Gelegenheit der letzten Generalsynode erzählen hören, daß sich bei den Gemeinden da und dort die Meinung verbreitet habe, die neuen Versuche der Gottesdienst-Ordnung führten zum Katholicismus. Allein wir glaubten in der That, solche Meinung könne sich nur bei Leuten sehr geringen Urtheils finden, bei solchen, welche die Beute von gewissen anderen Leuten geworden seyen, die sich erinnerten, daß es zu Nikolai's Zeiten ein ziemlich probates Mittel gewesen sey, durch die Verdächtigung, das sey der Weg nach Rom, vom Ernst des Glaubens abzuschrecken. Daß auch in intelligenten Kreisen solche Gespensterfurcht herrsche, hätten wir nicht geglaubt. Und wie konnte Herr Zellfelder zu dieser Furcht kommen? So viel wir aus den von Herrn Pfarrer Wucherer aus dem Schriftchen gegebenen Mittheilungen erkennen können, so weiß er seine Furcht so wenig zu rechtfertigen, daß er vielmehr nur die entschiedenste Unkenntniß liturgischer Sachen an den Tag legt.

Das ist nun freilich ein Bekenntniß, welches wir Theologen alle, mit wenigen Ausnahmen, ablegen müssen, daß wir die christliche Kultusgeschichte gar wenig zum Gegenstand eines genaueren Studiums gemacht haben, daß uns die Liturgik eine sehr wenig gekannte Wissenschaft ist. Wir tragen da die Sünden unserer Väter und sind so einigermaßen entschuldigt. Aber wir sollten für's erste erkennen, daß das eine große Lücke in unserem Wissen ist, welche wir auszufüllen eilen müssen. Und für die praktischen Geistlichen insbesondere ist es doch von der größten Wichtigkeit! Denn was liegt doch dem Interesse und der Pflicht des geistlichen Berufes näher, als der christliche Kultus, dessen Ausführung und Leitung einen so großen und wesentlichen Bestandtheil seiner

Funktionen ausmacht! Fehlt es dem Geistlichen an wissenschaftlicher Einsicht in Wesen und Zweck, in Natur und Bedeutung der Kirchen- und Gottesdienst-Ordnung, und hat er namentlich auch von der statarischen Kultusform keine solche historische und principielle Kenntniß, daß ihm die äußerliche Nothwendigkeit auf diesem Gebiete zu einem innern wird, so werden die hieher gehörigen Funktionen in ihm, weil kein freies und selbstbewußtes, gewiß eben darum auch kein würdiges und persönlich lebendiges Organ ihrer Bethätigung finden. Die Macht der kirchlichen Sitte, die Vorschrift der Kirchen- und Gottesdienst-Ordnung wird ihm, wenn sie ihn nicht in träge Gedankenlosigkeit einwiegt, als eine drückende Fessel erscheinen und das Handeln im Gottesdienst, dem er sich nicht entziehen kann, wird bei ihm entweder zu einem verdrießlichen Frohn- oder zu einem gleichgiltigen und theilnahmlosen Automatendienst herabsinken.

Doch das ist noch ein Uebelstand, der an ihm selbst sich rächt. Ein viel größerer Uebelstand tritt da an den Tag, wo, wie das jetzt der Fall ist, die Frage nach Kultus und Gottesdienst eine Frage für die ganze Kirche zu werden anfängt. Da sind es dann die Geistlichen, deren natürlicher Beruf es ist, das Urtheil der Gemeinde zu leiten. Durch sie sollen die Vorurtheile, welche in den Gemeinden sich eingeschlichen haben, überwunden werden. Wie aber soll das geschehen können, wo der Geistliche selbst keine nähere historisch wissenschaftliche Einsicht in die einzelnen liturgischen Elemente und ihre Verbindung unter einander, keine nähere Kenntniß von der Entstehung des kirchlichen Gottesdienstes hat? Dann geschieht, was allein geschehen kann, er urtheilt nach subjektivem Belieben und das Publikum hat keinen anderen Vortheil davon, als den, daß es hie und da die Herzensgedanken des Geistlichen kennen lernt. Denn das wollen wir unverholen bekennen, daß wir in einer Behauptung, wie die Herrn Zellfelder's, nur den an den Tag gelegten Sauerteig des

Rationalismus erblicken. Aber das ist denn doch gar zu wenig, wenn die Betheiligung des Geistlichen keine anderen Früchte trägt! Das ist doch wahrhaftig nicht das, was von ihm erwartet wird! Gewiß sagt Herr Pfarrer Wucherer S. X des Vorworts sehr richtig: „Ich achte es aber nicht „für billig und am wenigsten derer, die des Gottesdienstes „in der Gemeinde zu warten berufen sind, für würdig, in „solcher Sache nach bloßem Behagen oder Mißbehagen, „nach bloßer Sympathie oder Antipathie zu urtheilen und abzusprechen, da doch die Mittel zur gründlichen „Selbstbelehrung und also zur Befähigung ein sachkundiges „Urtheil abzugeben vorhanden und jedem leicht zugänglich „sind." Es wäre uns auch unbegreiflich, wie man zu dem Muth kommen könnte, ohne jede historische Kenntniß von der Sache doch über sie zu reden und zu schreiben, wüßten wir nicht leider, daß das auch auf anderen Gebieten unserer Theologie zur Mode geworden ist. Wir können uns zwar Schleiermacher's Behauptung, daß die Dogmatik eine historische Disciplin sey, nicht ohne weiteres aneignen. Wir könnten zu dem Wunsche aber versucht seyn, daß diejenigen sich diese Ansicht angeeignet hätten, welche über die Dogmen unserer Kirche urtheilen, ohne von der Entstehung derselben, von dem Sinne, der ihnen durch geschichtliche Vorgänge zu Theil geworden ist, etwas zu wissen. So ist diese Sitte, ohne historische Kenntniß von der Sache abzuurtheilen, freilich keine uns auf dem liturgischen Gebiete zuerst entgegentretende. Sie ist aber da darum nicht weniger verwerflich. Denn was liegt doch näher als der Gedanke, da wo es gilt über den Gottesdienst ein Urtheil zu fällen, die Geschichte zu fragen? Sie würde uns sagen, daß das, was jetzt vorliegt, eben nur durch die Zeit des Unglaubens so geworden ist. Und wenn dem so ist, so liegt es doch eben so nahe, nun in jene Zeit zurückzugehen, von welcher man weiß, daß sie im Besitz eines kräftigen Glaubens auch eine entsprechende Form als Aus-

druck desselben gefunden hat. Und wenn es sich um eine Reform des jetzt vorliegenden Kultus handelt, so scheint es uns noch gar kein Heroismus der Demuth, wenn man seinem eigenen Glauben und dem daraus hervorgehenden Geschick in Auffindung des rechten Ausdrucks desselben nicht gar zu viel traute und vielmehr von der Zeit lernen wollte, welcher der Glaube mehr in Blut und Leben übergegangen war.

Das ist der Gedanke, von welchem Löhe ausgegangen war. Nachdem er früher schon „eine Sammlung liturgischer Formulare der evangelisch-lutherischen Kirche" herausgegeben, bot er in der „Agende für christliche Gemeinden" die Quintessenz der alten lutherischen Agenden. Herr Pfarrer Wucherer aber unternimmt es in der vorliegenden Schrift, in einfacher, von allem Prunk der Gelehrsamkeit freien, darum aber doch sehr fachkundigen Weise zu zeigen, wie die rechte Weise des evangelisch-lutherischen Hauptgottesdienstes in den alten Agenden unserer Kirche enthalten sey. Er zeigt da in treffender Weise die innere Zweckmäßigkeit der ganzen Anordnung und weist in der That mit schlagender Kraft nach, wie die Umstände, welche Herr Zeltfelder erhoben hat, aus einer völligen Unkenntniß der Sache hervorgegangen sind.

Voran schickt er eine Erörterung „der Eigenthümlichkeit der evangelisch-lutherischen Kirche und ihres Gottesdienstes". Darin ist es ihm nun vor allem darum zu thun, zu zeigen, daß die lutherische Kirche sich nicht von der von Alters her bestehenden Kirche losgerissen hat, daß in ihr sich also alle die Merkmale und die Eigenthümlichkeiten, dann auch alle die Schätze vorfinden, welche mit dem Wesen der einen Kirche Christi unzertrennlich sind. Er schildert, was die lutherische Kirche seyn will, mit Worten, welche er Löhe's Büchern von der Kirche entlehnt. Dort nämlich heißt es S. 104: „Die lutherische Richtung erkannte, daß die Kirche seit der „Apostel Tagen, das hieß 1500 Jahre, nicht umsonst gelebt „habe. Man erkannte eine Entwickelung und Auslegung der

„apostolischen Lehre durch die Geschichte, man verstand, daß „das Eine Wort in der Zeiten Fortgang eine immer reichere „Fülle offenbarte. Man achtete die Geschichte der Kirche und „hatte ein Auge für die Gemeinschaft mit dem Alterthume. „Nicht losgetrennt von vorigen Jahrhunderten wollte man „etwas Neues und möglichst Selbstständiges anbahnen, im „Gegentheil war man bemüht, am Faden der heil. Schrift „die Fortsetzung der uralten apostolischen Kirche zu finden „und die Neuigkeiten abzuthun. Wie man alte werthvolle Bil„der und Bauwerke vom Schnörkel und der Verzier späterer „Zeiten befreit, so wollte man das Alte, nur ohne Fäl„schung. Nicht etwa wie es zur Zeit der Apostel gewesen „war, wollte man alles und jedes haben, sondern nur un„sträflich vor dem Angesicht der Apostel und Propheten wollte „man die geschichtliche Entwickelung der Kirche sehen. Man „erkannte ein Walten des heiligen Geistes in der Geschichte; „aber man erkannte nichts für ein Walten des heil. Geistes „in der Geschichte, was dem klaren Worte widersprach. Ein„heit der Schrift und Geschichte, Gemeinschaft mit der Schrift „vor allem und mit der reinen Kirche aller Jahrhunderte und „Länder, ächte Katholicität zeichnete die letztere Richtung, die „Richtung Dr. M. Luther's aus."

Was nun den Kultus anlangt, so folgt aus dem Gesagten von selbst, daß die lutherische Kirche bei ihrem Ausgang es auch da nicht darauf anlegte, ihn ganz neu zu gestalten, sondern nur das Irrthümliche, das sich eingeschlichen hatte in der Zeit des Mittelalters, entfernte sie daraus. So verstehen wir es dann, wenn Herr Pfarrer Wucherer sagt: „Dieser konservative Charakter ist das Eigenthümliche der lutherischen Reformation und Kirche." Damals, als man anfing sich von der Römischen Kirche loszureißen, wußte man sehr wohl, daß auch wahre und gute Elemente in dieser Kirche seyen und gegen diese war man so wenig gemeint zu protestiren, daß man vielmehr mit gutem Zutrauen alles beibehielt,

was nicht im Widerspruch mit der Schriftwahrheit stand. — Hr. Pfarrer Wucherer brauchte auch in der That für seinen Zweck keine genauere Bestimmung von der Eigenthümlichkeit der luther. Kirche und ihres Gottesdienstes zu geben; denn wenn jetzt in den alten Agenden, welchen er das Wort redet, sich vieles findet, was sich auch im Kultus der katholischen Kirche findet, so kann das kein Bedenken mehr erregen, ist es ja doch eine und dieselbe Quelle, aus welcher beide Kirchen geschöpft haben, und hat er also seinen Zweck erreicht. — Um indeß Mißverständnisse zu vermeiden, fügen wir zur Bestimmung der Eigenthümlichkeit der lutherischen Kirche noch einige Worte hinzu, denen, das dürfen wir voraussetzen, auch Herr Pfarrer Wucherer seine Zustimmung nicht versagen wird. So wahr es nämlich ist, daß die lutherische Kirche bei ihrem Ausgang in der von Herrn Pfarrer Wucherer bezeichneten Weise verfahren ist, so ist das doch nicht so zu verstehen, daß der Kanon, das Princip, von welchem die lutherische Kirche, so bald sie sich einmal als solche im Unterschiede von andern Kirchen erfaßt hat, ausgeht, nur das wäre, daß sie, und sey es auch nur in Beziehung auf den Kultus, eben nur so äußerlich aus der alten Kirche das annähme, was nicht im Widerspruch mit dem Schriftwort steht. Auch wenn Herr Pfarrer Wucherer sagt: „Die Schrift zwar sollte Grund „und Richtschnur ihres Glaubens und Lebens seyn, aber „was sich auf diesem Grund in der Kirche entwickelt und er„baut hatte, wenn es auch nicht in der Schrift geboten, wenn „es nur der Schrift nicht zuwider war, ward von ihr unan„getastet gelassen und geachtet, ward wenigstens nicht als „sündlich und schädlich verworfen und abgethan," so wird er das nur von jener Verfahrungsweise in der ersten Zeit verstehen und gewiß damit nicht in Abrede stellen wollen, daß die lutherische Kirche ein festes positives Princip sich gebildet hat, nach welchem sie das, was sie in ihren Kultus aufnimmt, nicht allein damit rechtfertigt, daß sie es aus der alten

Kirche überkommen habe und als etwas der Schrift nicht Widersprechendes betrachten könne. Es ist nur die eine Seite ihres Princips, welche dahin lautet, daß in den Kultus nichts aufgenommen werden dürfe, was der Schrift widerspreche. Die andere Seite ist die, daß da der Kultus nichts anderes ist, als der natürliche Ausdruck des innern Lebens der Gemeinde in ihn auch einerseits nichts aufgenommen werden darf, was nicht einen solchen Ausdruck des Glaubens und Lebens darstellte, andererseits aber auch alles das in ihm Platz finden muß, was Ausdruck des Glaubens und Lebens der Gemeinde ist. Was das sey, dafür hat der Christ keine äußere Vorschrift, und dadurch gerade unterscheidet sich die lutherische Kirche, wie sie wenigstens in der ersten Zeit sich darstellte, von der reformirten Kirche, daß diese gern nach solchen äußeren Vorschriften sucht, während jene weiß, daß der Natur der Sache nach keine dafür da seyn können. Gerade so nämlich, wie der einzelne Christ für sein sittliches Leben keine Vorschriften von außen empfängt, sondern dieses sein sittliches Leben mit innerer Nothwendigkeit aus seinem Glauben heraus sich gestaltet, so auch verhält es sich mit dem Kultus, denn im Kultus thut die Gemeinde nur, was in seinem sittlichen Leben der einzelne Christ thut. Die Unterschiede des Handelns gehen aber nur daraus hervor, daß das einmal ein Einzelner, das anderemal eine Gemeinde handelt. In beiden Fällen aber ist es das Princip der christlichen Freiheit, welches dem Handeln zu Grunde liegt.

Das ist ein Princip, welches die lutherische Kirche sich zwar in ihrem Anfange nicht ganz klar gemacht hat, dessen Anfänge und Grundbestimmungen wir indeß doch schon in den symbolischen Büchern unserer Kirche finden, schon in dem Abschnitt der Augsburgischen Konfession, welcher von dem Unterschied der Speisen handelt, in dem Abschnitt von den Menschensatzungen in der Apologie, in dem von den kirchlichen Ceremonien in der Konkordienformel. Demnach wird sich

also vom Kultus und der Gottesdienst-Ordnung in der lutherischen Kirche nicht sagen lassen, daß eine äußere Nothwendigkeit vorliegt, beides der alten Kirche zu entnehmen und wird sich auch nicht in Abrede stellen lassen, daß beides, Kultus und Gottesdienst-Ordnung der lutherischen Kirche seine Eigenthümlichkeiten haben soll, durch welche sich beides von den der alten Kirche unterscheidet. Denn so wenig auch die lutherische Kirche eine neue Kirche ist, und so sehr sie auch in lebendigem Zusammenhang mit der alten Kirche steht, so ist sie doch andererseits nicht so sehr nur die von den im Mittelalter eingeschlichenen Irrthümern gereinigte Kirche, daß sie mit der alten Kirche in allem schlechthin zusammenfiele. Sie hat immer noch ein Eigenthümliches, und das liegt in dem Fortschritt der Erkenntniß, welcher ihr zugekommen ist. Demnach wird man allerdings sagen müssen, je mehr diese vollere klarere Erkenntniß der Gemeinde in Blut und Leben übergegangen ist, desto mehr wird sich dieselbe auch in ihrem Kultus geltend machen.

In abstracto sagen wir also nicht, daß die lutherische Kirche zum Behuf der Gestaltung ihres Kultus zu der alten Kirche zurückgehen und aus dem da Empfangenen nur das Schriftwidrige ausscheiden solle, sondern wir sagen, daß die lutherische Kirche ihren ganzen Glauben zusammenfassen und in ihrem Kultus zur Darstellung bringen solle, und behaupten, daß ihr das in demselben Maaß gelingen werde, in dem sie in ihrem Glauben lebt. Damit befinden wir uns aber nicht im mindesten in einem Widerspruch mit Herrn Pf. Wucherer und mit seinem Vorschlag, zu den alten Agenden, welche ihren wesentlichen Bestandtheilen nach der alten Kirche entnommen sind, zurückzukehren. Denn was zuerst die lutherische Kirche der ersten Zeit anlangt, so behielt sie das aus der alten Ueberkommene bei eben darum, weil es ihr nicht einfiel, ein Neues setzen zu wollen und weil sie, nachdem sie die nöthige Reinigung vorgenommen hatte, den Aus-

druck ihres Glaubens darin wiederfand, wobei sie indeß doch nicht verfehlte, auch das Gepräge des eigenthümlich Lutherischen ihm aufzudrücken. Es wäre ja nur eine schlechte Neuerungssucht gewesen, wenn sie anders verfahren wäre, und wäre gedankenlos gewesen, wenn sie sich so viel schöpferisches Talent zugetraut hätte, daß sie es hätte unternehmen mögen, an der Stelle des Baues, zu welchem Jahrhunderte die edelsten Steine ihres Glaubens beigetragen, einen neuen Bau von gleicher Schönheit aufzuführen. Was aber unsere Zeit anlangt, so trauen wir auch den Zuversichtlichsten nicht die Kühnheit zu, daß sie glauben, unsere Zeit hätte nicht Ursache erst von der früheren zu lernen. Daß der christlich lutherische Glaube die Gemeinden der Zeit, aus welcher jene alten Agenden stammen, kräftiger und lebendiger durchdrungen hat, als das von den Gemeinden des heutigen Tages gerühmt werden darf — ich fürchtete mich lächerlich zu machen, wenn ich nur mit einem Wort einen Beweis dafür liefern wollte.

Somit geben wir also Herrn Löhe wie Herrn Wucherer ganz Recht, wenn sie uns an die alten Agenden verweisen. Herr Wucherer zeigt uns aber auch, welch' innere Zweckmäßigkeit jener alten Anordnung des Gottesdienstes zu Grunde liegt, für den aber, der das noch nicht einsähe, erzählt er Einiges aus der spätern Veränderung, welche mit dem Gottesdienste vorgenommen wurde und es wird jeder sich überzeugen, daß der Vergleich nicht zu Gunsten der neueren Zeit ausfällt.

Geben wir jetzt eine kurze Uebersicht des Inhalts seiner Schrift. Er spricht zuerst von dem Unterschied von Haupt- und Nebengottesdienst, wie er in jenen alten Agenden gemacht wurde, und dann in den Nrn. 3—7 von den einzelnen Theilen des Hauptgottesdienstes.

Den Hauptgottesdienst unterscheidet er, wie das von jeher geschehen ist, von dem Nebengottesdienste dadurch, daß bei jenem auch das Sakrament des Altares ausgetheilt wird,

und belegt das auch mit dem Zeugniß eines neueren Schriftstellers, Höfling's, welcher sagt: „Unter allen Akten der „Kommunion gibt es nur Einen, dem die übrigen seiner Na„tur nach sich selbst unterordnen, auf den hin eine gewisse „Richtung in allen andern vorhanden ist, der schlechthin als „der höchste bezeichnet werden kann — die Kommunion im „engern Sinne oder die Abendmahlshandlung. Als recht „vollständig kann daher kein christlicher Gemeindegottesdienst „betrachtet werden, bei welchem die Akte der Kommunion nicht „bis zu diesem natürlichen Ziel und Gipfelpunkte vorwärts „schreiten." In der angeführten Stelle ist die Abendmahlshandlung nur die Kommunion im engeren Sinne genannt worden, woraus sich schon andeutet, daß im weiteren Sinne noch anderes darunter verstanden zu werden pflegt. Man hat auch den ganzen Hauptgottesdienst mit diesem Namen belegt. Weil aber Herr Zellfelder die Löhe'sche Agende mit den Worten zu verdächtigen suchte: „Wie daher die Rö„mische Kirche den ganzen Gottesdienst Messe nennt, so nennt „er (Löhe) ihn einstweilen Kommunion", so war es ganz am Platz, daß Herr Wucherer auch diese Bezeichnung erklärt. Er zeigt nämlich, wieder mit Berufung auf Höfling, wie schon in der Apostelzeit ein zweifacher Gottesdienst unterschieden wurde, einer, bei dem nur gebetet und von dem Wort des Lebens gezeugt wurde (Act. III. V, 17), und einer, bei welchem außer Gebet und Apostellehre auch das Brodbrechen d. i. der Abendmahlsgenuß Statt hatte. Daß in letzterem der Abendmahlsgenuß der wichtigste Theil des Gottesdienstes war, folgt daraus, daß dieser ganze Gottesdienst mit dem Ausdruck des Brodbrechens bezeichnet wurde (Act. II, 46. XX. 7). Von der Sitte der dem Abendmahlsgenuß vorhergehenden Liebesmahle, welche *κοινωνία* (communio) genannt wurden, pflegte man dann diesen ganzen Gottesdienst communio zu nennen.

Aber im 4. Abschnitt muß nun Herr Zellfelder gar hören, daß man den Hauptgottesdienst in der lutherischen

Kirche eine ganze Weile sogar Messe genannt habe. Nicht allein die Augsburgische Konfession bedient sich dieses Ausdruckes, sondern auch 200 Jahr später handelt der Lutheraner Calvör von der evangelischen Messe. Herr Pfarrer Wucherer verweist da auf die von Löhe im dritten Heft herausgegebene „Sammlung liturgischer Formulare der evangelisch-lutherischen Kirche“, aus welcher klar erkannt werden kann, wie die Protestanten ihren ganzen Gottesdienst aus der Römischen Liturgie herübergenommen und nur was vom Meßopfer, der Anrufung der Heiligen und deren Fürbitten für Lebendige und Todte handelte, hinweggelassen haben. Die Protestanten der damaligen Zeit müssen also nicht wie Herr Zellfelder der Meinung gewesen seyn, daß „dem Irrthum: „ohne Sakrament kein vollendeter Gottesdienst, das Römische „Dogma, daß das Abendmahl ein Opfer für die Lebendigen „und Todten sey, zu Grunde liege.“

Nr. 5 handelt Herr Pfarrer Wucherer von den Theilen der Kommunion und deren Verhältniß zu einander. Er zeigt, meist wieder mit den Worten Löhe's, welche er der Vorrede zu der Agende entnimmt, wie die einzelnen Theile, aus denen die Kommunion besteht, in gar schöner und sinniger Weise zusammenstimmen; wie im Confiteor, dem Sündenbekenntniß, die Gemeinde ihr beschwertes Gewissen erleichtert und vom Prediger die Absolution empfängt; wie darauf der Introitus folgt, der entweder in einem kurzen, auf den Tag passenden Gebetseufzer meist in Psalmworten oder im Gesange eines deutschen Psalmes besteht; auf ihn das Kyrie, in welchem die Gemeinde den Herrn um der mancherlei Noth willen auf Erden anruft; dann das Gloria, die Kollekte, in welcher die Gemeinde noch einmal all' ihr Bedürfniß zusammenfaßt, endlich die Verlesung der Epistel und des Evangeliums, auf welche das Glaubensbekenntniß folgt. Darauf beginnt die Predigt. Nach ihr wendet sich die Gemeinde zum Altar und naht sich Gott im Bitt- und Dankgebet und bereitet sich so

vor auf den Empfang des heiligen Abendmahls. — Mit Recht sagt Hr. Pfarrer Wucherer von dieser Gottesdienstordnung: „daß dieselbe keine rosenkranzartige Aneinanderreihung und „diese Verbindung keine zufällige Zusammenstoppelung sey, „sondern daß beiden ein schöner Stufengang erbaulicher Ge„danken zu Grunde liege.“ Herr Pfarrer Wucherer hebt endlich noch das Bedenken, ob bei dieser Ordnung des Gottesdienstes derselbe nicht auf ungebührliche Weise verlängert oder die Predigt des Worts als die Hauptsache beim evangelischen Gottesdienst beeinträchtigt werde, durch die Versicherung, daß die angestellten Versuche dem widersprechen, indem ohne zu große Länge des Gottesdienstes drei Viertelstunden auf die Predigt kommen, was gewiß genug ist. Daß die Gebete der Gemeinde in dieser Gottesdienstordnung an den Altar, wohin allein die Gebete gehören, verwiesen sind, und somit das sogenannte Kanzelgebet nicht wegfällt, sondern nur von seinem falschen Platz an den rechten gestellt ist, das sollte keines Beweises mehr bedürfen.

In der 8. Nummer rechtfertigt dann der Herr Verfasser die thätige Theilnahme am Gottesdienst, für welche die Gemeinde durch die s. g. Antiphonien und Responsorien in Anspruch genommen wird. In der 9. Nr., welche von den Ceremonien handelt, wagt er es sogar dem Knieen, dem Kreuzeszeichen und den angezündeten Lichtern das Wort zu reden. Wüßte er nicht aus dem Katechismus Luther's die Worte anzuführen: „des Morgens, so Du aus dem Bette „fährest, sollst Du Dich segnen mit dem heiligen Kreuz und sagen ꝛc.“ so hätte er fürwahr den eifrigen Protestanten unserer Tage gegenüber einen harten Stand mit seiner Vertheidigung solcher Gebräuche!

Nachdem Herr Pfarrer Wucherer so die in den alten Agenden vorgeschriebene Gottesdienstordnung beleuchtet hat, thut er noch ein sehr dankenswerthes Werk. Er macht nämlich in der 8. Nr. darauf aufmerksam, aus welchen Ur-

sachen die alte Form des Gottesdienstes abhanden gekommen ist. Und das sind keine anderen Ursachen als die des Halbglaubens und des Unglaubens. Mit dem Abnehmen des Glaubens stellte sich natürlich auch eine Abnahme des liturgischen Taktes ein. Und als dann den Gemeinden selbst die Leere und Unschönheit ihres Gottesdienstes auffiel, versuchte man Aenderungen, indem man den Gottesdienst nach dem Geschmack der Gemeindeglieder einzurichten suchte. Viel zu bemerkenswerth sind in dieser Hinsicht die Geständnisse, welche der Erlanger Kirchenrath Seiler, ein Mann, der noch zudem im Ganzen wohlgesinnt war, ablegt und welche Herr Pfarrer Wucherer beibringt, als daß wir uns versagen könnten, eines davon mitzutheilen: „Die Lehrart und die Vorstellungsweise", sagt er an einer Stelle, „sind in unseren Tagen über die Artikel „von Taufe und Abendmahl so verschieden, als sie fast nie „waren. Ebenso die Ansichten, welche gemeine Christen da„von haben. Die Menge der neueren Erbauungsschriften und „der bessern Kirchenlieder hat zwar sehr viele gute Wirkungen „hervorgebracht, aber in vielen Lehren eine gewisse Lüsternheit „nach zierlich geschriebenen Aufsätzen erzeugt. Die alte Ein„falt ist ihnen verächtlich geworden. Kaum sind neuere For„mulare zu kirchlichen Handlungen schön genug, um ihren ver„wöhnten Gaumen zu befriedigen. Ueberdies ist die Verschie„denheit des Geschmacks in Ansehung solcher Religionsschriften „ungemein groß. . . . Wie schwer ist es, die Wahrheiten „weder zu alt- noch zu neumodisch, weder zu geschmückt noch „zu schmucklos, immer rein biblisch und der Vernunft vollkom„men angemessen, zweckmäßig und erbaulich darzustellen. Wie „kann man in einem oder nur etlichen Formularen den Wün„schen aller Zuhörer ein Genüge leisten?"

Man vergleiche die Grundsätze, welche so in der neueren Zeit an den Tag gelegt sind, mit denen der älteren Zeit und urtheile, zu welcher Zeit man das meiste Vertrauen haben dürfe, wenn es sich um Reform des Kultus handelt! Doch

das ist heut zu Tage eine eingestandene Sache, daß die Form des Gottesdienstes, welche die neuere Zeit uns überbracht hat, eine höchst ungenügende ist. Die Frage aber ist, wie es anders werden soll? Und nun sollen wir uns schämen, von einer Zeit zu lernen, welche voll des Glaubens war und welche Märtyrer dafür aufzuweisen hat, und sollen wir uns davon abhalten lassen durch die Furcht, der katholischen Liturgie dadurch näher zu kommen? Diejenigen, welche der Römischen Kirche gegenüber ihr gutes Bekenntniß abgelegt haben, haben diese Furcht nicht gehabt, und fürchten wir nicht mehr uns lächerlich zu machen, wenn wir solche Furcht hegen? Indem auf die alten Agenden verwiesen wird, soll damit auch nicht gesagt seyn, daß wir mit Unfreiheit uns dieselben zu Nutze machen sollen. Unser Endzweck wenigstens ging in den vorliegenden Blättern auch nur dahin, das zur Ueberzeugung zu bringen, daß man, um ein Urtheil über diese Frage nach dem Kultus zu gewinnen, sich der Kenntniß jener alten Agenden nicht entziehen soll und das ist es, was wir den Männern, wie Löhe und Wucherer, gar sehr zu Dank wissen, daß sie die Kenntniß derselben zugänglicher gemacht haben. Es ist eine hochwichtige Frage, welche unsere Zeit beschäftigt. Es gilt nicht nur viele Vorurtheile zu überwinden, viele Glieder aus den Gemeinden sind auch darum gegen heilsame Reformen, weil sie merken, daß man Ernst damit machen will, dem Glauben, den sie schon von der Kanzel nicht gern verkündigen hören, nun auch in dem Kultus einen bestimmteren Ausdruck zu geben, als bisher geschehen war. Das sagen sie zwar nicht offen, das haben sie aber im Hinterhalt. Mögen die, welche berufen sind, das Urtheil der Gemeinden zu leiten, solchen doch nicht selbst die Waffen in die Hand geben! Mögen sie es doch für eine Gewissenssache halten, durch ein ernstliches Studium für sich selbst ein richtiges Urtheil zu gewinnen! —

Korrespondenz.

Aus Preußen.

Ueber das rechte Verfahren der Geistlichen zur Heranbildung der Landgemeinden für eine geeignete Kirchenverfassung.

Von einem preußischen Geistlichen.

(Schluß.)

Wie soll sich der Geistliche unter so bewandten Umständen verhalten? Auf jeden Fall, auch wenn er sich kräftiger Unterstützung von Seiten der polizeilichen Behörde zu erfreuen hätte, dieselbe so selten als möglich in Anspruch nehmen. Wir müssen vielmehr darauf ausgehn, mit rein geistlichen Waffen zu kämpfen und wenn's Noth thut, mit der Ruthe des göttlichen Wortes zu züchtigen. Erwerben wir uns durch unser gesammtes Wesen und Wirken sowohl das Vertrauen als auch den Respekt und die Furcht der Gemeinden; denn es gilt auch bei vielen Beichtkindern, was bei unerzogenen leiblichen Kindern: wo keine Furcht ist, da taugt die Zucht nichts. Nur die völlige Liebe treibt die Furcht aus, und es fehlt bei unsern Gemeinden noch viel daran, daß die Liebe bei ihnen völlig wäre. So muß denn bei denen, welche ihrem sittlichen Standpunkt nach noch der Furcht bedürfen, diese bewirkt werden und kann dabei doch die Liebe bestehen und die Furcht allmählig überflüssig machen. Es kommt sehr häufig nur darauf an, daß man den Leuten eine Sache vernünftig und ruhig vorstelle, und neben dem entschiedenen Widerwillen gegen den Mißbrauch, den man abgestellt wünscht, wirkliches Wohlmeinen an den Tag lege, um zum Zwecke zu kommen. So finden sich in vielen Gemeinden ganzer Gegenden seit langen Zeiten die Unsitte, ihre ländlichen Feste mit Musik und Tanz auf den Sonnabend zu legen, was von den Herrschaften gern gesehen wird, weil wegen des darauf folgenden Sonntags die Dienstboten am wenigsten von der Arbeit versäumen. Auch in der Parochie des Einsenders dieses Aufsatzes fand dieser Mißbrauch statt. Nach einer bei einer solchen Gelegenheit halb durchschwärmten Nacht

saßen die sonst aufmerksamen jungen Leute mit dem Schlaf kämpfend in der Kirche; denn der Gottesdienst wird von ihnen auch dann nicht versäumt. Gegen diese Vergnügungen überhaupt zu predigen, da sich die Jugend hiesiger Dörfer dergleichen höchstens viermal im Jahre gestattet, und grobe Exzesse dabei niemals statt gefunden hatten, wäre ein Zelotismus gewesen, der erbittert haben würde, ohne zu fruchten. Allein zu der dem Tage und Hause des Herrn durch solches Dasitzen geschehenen Unbill, so wie zu der Entziehung der Lebensspeise, welche die jungen Leute ihren Seelen anthaten, konnte nicht geschwiegen werden. Der Verfasser dieses Aufsatzes wandte sich daher nach beendigter Predigt ungefähr mit folgenden, in wohlmeinendem Tone gesprochenen Worten an die jungen Leute: „Ihr jungen Leute, ich habe gesehen, wie euer Viele während der Predigt mit dem Schlaf gekämpft haben, da ihr doch sonst aufmerksam seyd. Habe ich etwa heute schläfrig gepredigt? Das nicht, sondern, daß ihr die Nacht mit Tanzen zugebracht, trägt die Schuld. Ich will euch euer Vergnügen, da ihr's so selten habt, und in der Voraussetzung, daß es dabei ordentlich unter euch zugeht, nicht stören; allein das seht ihr doch ein, daß ihr dem Tage des Herrn seine Ehre raubt und dem Worte Gottes die gebührende Andacht nicht schenken könnt, wenn ihr an Leib und Seele erschöpft in's Gotteshaus kommt. Auch beraubt ihr euch selbst des geistlichen Segens, den man aus der Predigt des göttlichen Wortes mit hinwegnehmen soll. Ich möchte daher, daß ihr dergleichen gesellige Zusammenkünfte auf andere Tage der Woche legtet. Ihr Herrschaften aber möget solchem Vorhaben eurer Dienstboten nicht aus irdischen Rücksichten Hindernisse in den Weg stellen, denn ihr würdet dadurch etwas Gutes hindern." Schon am folgenden Tage zeigten die jungen Leute ihren Beschluß an, daß sie solche Vergnügungen nie wieder Sonnabends halten würden und sie haben seit vier Jahren Wort gehalten. Wo ein Geistlicher dies oder ähnliches auf solchem Wege erreichen kann, ist es gewiß besser denselben einzuschlagen und jedenfalls zu versuchen, als selbst wenn ein Rentamt sich willig finden ließe Sonnabends die Nachtscheine zu verweigern, an dies sich zu wenden. Sind wir aber genöthigt, ein solches in Anspruch zu nehmen und erfinden es in der Bestrafung und Abstellung von Unziemlichkeiten fahrlässig, dann ist eine Zeitlang allerdings erst zu versuchen, durch freundliche oder energische Vorstellungen ein nachdrückliches und erfolgreiches Verfahren zu bewerkstelligen; wenn das aber vergeblich ist, so dürfen wir auch die Spannung mit solcher Behörde

nicht scheuen, sondern müssen um unseres Gewissens und der guten Sache willen weitere Schritte thun, sollte dies auch mit Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten verknüpft seyn. Insonderheit muß auch auf diesen Punkt die fürbittende Thätigkeit des Geistlichen sich richten, gemäß der Vorschrift des Apostels, daß wir sollen Fürbitte thun für alle Obrigkeit (1 Timoth 2, 2).

Abgesehen von der in Beziehung auf diese Ursachen des Verfalls auszuübende Thätigkeit fragt es sich, welche anderweitige Wirksamkeit wir zu entwickeln, welche Mittel wir anzuwenden haben, um christliches Leben in den Gemeinden zu wecken und dieselben auf einen höhern sittlichen Standpunkt zu heben. Hier müssen wir uns von vorn herein dahin erklären, daß diese Thätigkeit für jetzt keine eigentlich organisirende sondern überwiegend eine purificirende sein muß. Dies ist durch den gegenwärtigen Zustand der Gemeinden, wie er im erstern Theile dieser Abhandlung in Umrissen und Andeutungen bezeichnet worden, hinlänglich begründet. Muß doch aus jedem kranken Körper der Krankheitsstoff erst ausgestoßen werden, müssen die Aerzte doch Vomitive, Laxanzen und Blutentziehungen anwenden, ehe sie an Stärkung der Kräfte denken dürfen. So auch in der medicina pastoralis. Dies soll nicht soviel heißen, als dürfte überhaupt nicht eher organisirt werden, als bis der ganze Leib einer Gemeinde durch und durch purificirt sey; denn in diesem Fall würde man nie zum Organisiren kommen; wäre dies die Bedingung, dann hätte auch in den ersten christlichen Gemeinden nicht organisirt werden können, ja es wäre in diesem Fall jedes Organisiren überflüssig, denn wir hätten dann schon von selbst, was durch die organisirende Thätigkeit erst sollte erreicht werden. Die Gemeinden bedürften dann eben so wenig eines solchen Instituts wie die Diakonie, als die Menschheit der Aerzte bedürfen würde, wenn keine Krankheitszustände in ihr vorhanden wären. Schon die erste christliche Gemeinde zu Jerusalem hatte einen Ananias und eine Sapphira, schon die erste Christenheit einen Demas, Nicolaiten, laodicäische Lauigkeit (Off. Joh. 2, 14. 15; 3, 15), Leute an die geschrieben werden mußte (Eph. 4, 28): Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, und der erste Brief an die Korinther giebt kein absonderlich erbauliches Bild einer apostolischen Gemeinde. Man darf sich die erste Kirche überhaupt nicht zu idealisch ausmalen. Allein im Ganzen betrachtet waren die Gebrechen der ersten Christenheit doch im Verhältniß zum eigentlichen Leibe nur Auswüchse. Von der Gemeinde zu Jerusalem im Ganzen heißt es doch (Ap. Gesch. 4, 32; 2, 47), daß die Menge

der Gläubigen Ein Herz war und Eine Seele, und daß sie Gnade hatten bei dem ganzen Volke; die Apostel sind doch voll Dankes und Preises gegen Gott über den Zustand der Gemeinden; selbst die Korinther zeigten durch die Ausstoßung des Ehebrechers, und durch die Reue, welche der scharfe Brief des Apostels bei ihnen hervorbrachte, daß der eigentliche Kern der Gemeinde gesund war. Was sich von Gebrechen und Unreinigkeit in jenen Gemeinden findet, verhält sich zu ihrer innersten Gesinnung doch nur ähnlich wie in jedem wahrhaft wiedergebornen Herzenschristen die ihm noch anklebende Sünde zu seinem innersten Lebenstriebe, wie einzelne Vergehungen und Verirrungen zu seinem ganzen Wesen und Wandel. Daher richtete sich von selbst auch aus dem innern Leben der Gemeinden heraus eine organisirende Thätigkeit gegen die in ihr vorkommenden Gebrechen, wovon die alte Kirchenzucht ein nothwendiger Ausdruck war. Als der ächt christliche Geist aus den Gemeinden entwich und die Verschlimmerung um sich griff, wurde auch die Kirchenzucht etwas Todtes. Wie wenig sie als bloße Form etwas werth ist, sieht man in der schwedischen Kirche, die sich im Großen und Ganzen bei aller Strenge ihrer kirchlichen Verfassung doch in großer Starrheit und Leblosigkeit befindet; wie gradezu verderblich die Kirchenzucht als etwas blos Aeußerliches werden kann, zeigt sich in der katholischen Kirche, wo sie ein wahrer Polster aller möglichsten Sittenlosigkeit ist. Was nun unsere Landgemeinden betrifft, so gilt da, freilich modificirt, die Klage des Propheten (Jesaias 1, 5 ff.): Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Von der Fußsohle bis zum Haupt ist nichts Gesundes an ihm, sondern Wunden und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet, noch verbunden, noch mit Oel gelindert sind. Was noch übrig ist von der Tochter Zion, ist wie ein Häuslein im Weinberge, wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten, wie eine verheerte Stadt. Eine große Zahl von Landgemeinden sind Gefilde nicht mit Unkraut unter dem Weizen, sondern mit Weizen unter dem Unkraut, und in manchen Gemeinden ist dieser wenige Weizen theils in sich, theils gegen die Masse des Unkrauts unbedeutend. Daher kann für jetzt das eigentliche Organisiren nur unser Nebengeschäft seyn, man könnte fast sagen, wir müssen es darauf ankommen lassen, ob sich ein organischer Trieb in der Gemeinde von selbst entwickelt und dieser sich von selbst bethätigt. Wir müssen vorläufig zu unserm Hauptgeschäft das Purificiren machen; denn mit dem allmähligen Verschwinden des Krankheitsstoffes tritt ja von selbst die Genesung ein, und dann ist mit

Stärkungsmitteln zu Hülfe zu kommen. Ja ist die Genesung erst bis auf einen gewissen Punkt gediehen, dann schlägt alles zweckmäßig Dargereichte von selbst zur Stärkung an, mit dem wiederkehrenden Gefühle der Gesundheit regt sich der Trieb zur Thätigkeit und geht in wirkliche That über. So im Körper der Individuen, so im Körper der Gemeinden.

Wir kommen zu den Mitteln, durch welche wir unsere geistliche Wirksamkeit auszuüben haben. Obenan steht ungeachtet der Beschränkung, die wir hernach hinzufügen werden, die Predigt des göttlichen Wortes vor der Gemeinde. Diese muß in unserer evangelischen Kirche, so lange dieselbe darauf Anspruch machen will, sich am entschiedensten an das Wort Gottes zu halten, das Hauptelement und eigentliche Centrum des öffentlichen Gottesdienstes bleiben, und darf nicht etwa durch das liturgische Element in den Hintergrund gedrängt werden, wie in der katholischen Kirche bekanntlich der Fall ist, und wie in unserer evangelischen Kirche, freilich in der guten Meinung, den allerdings kümmerlichen Theil des liturgischen Gottesdienstes zu heben, hier und da eine Neigung dazu sich aufthut. Denn einerseits, nur bei einer solchen Stellung der Predigt zu den übrigen Theilen des Gottesdienstes können die Gemeinden den continuirlichen Eindruck von dem ausgezeichneten Werthe erhalten, den die evangelische Kirche, sowohl wegen ihres formalen als wegen ihres materialen Princips, dem göttlichen Worte beilegt. Andrerseits wird die Bekanntschaft mit demselben und sein Verständniß zum großen Theile durch die Predigt erhalten und vermittelt. Endlich bezeugt das göttliche Wort selber (Röm. 10, 17): Der Glaube kommt aus der Predigt. Also daß wir unser geistliches Amt als Predigtamt recht handhaben, ist von großer Wichtigkeit. Indeß kann an diesem Orte nicht die Meinung seyn, eine Darstellung der Erfordernisse zu einer evangelischen Predigt und die Eigenschaften einer solchen überhau.t angeben zu wollen; sondern dem Zwecke dieser Abhandlung gemäß heben wir dies hervor, daß die Predigt außer dem Andern, was sie seyn soll, namentlich auch eine Weckstimme und ein Spiegel seyn muß. Denn es kommt darauf an, den Gemeinden zum Bewußtseyn zu bringen, ihnen zu beweisen, daß sie in einem tiefen Verfalle liegen, was, wie schon vorher bemerklich gemacht worden, keineswegs von allen Gemeinden erkannt wird, sondern vielen in ihrer Selbstgerechtigkeit oder in ihrer sittlichen Rohheit verborgen ist, da so viele Sünden gar nicht als Sünden angesehen werden. Dazu reicht aber die Hinwei-

sung auf die menschliche Sündhaftigkeit überhaupt und das Bewegen in Allgemeinheiten durchaus nicht hin, sondern was die Aufgabe unserer Bußtagspredigten ist, die herrschenden Sünden der Zeit, die besondern Gebrechen unserer Gemeinden im kirchlichen, öffentlichen und häuslichen Leben, die in den verschiedenen Ständen und Verhältnissen vornehmlich hervortretenden Schattenseiten zur Sprache zu bringen, in ihrer innern Schändlichkeit und äußeren Verderblichkeit aufzuzeigen, und zum Abthun des ungöttlichen Sinnes und Lebens aufzurufen, das müssen wir uns nicht nur für den Bußtag, sondern für so manchen Sonntag im Kirchenjahre zur Aufgabe machen. Wir Landgeistliche können dies bei der uns möglichen genauern Kenntniß von dem Sinn und Wandel der einzelnen Gemeindeglieder weit specieller und einflußreicher, als die Prediger in den Städten. Die besondere Beschaffenheit und Eigenthümlichkeit seiner Gemeinde muß jedem Geistlichen an die Hand geben, ob er Zeiten hindurch ununterbrochen, solche Predigten, die mancher vielleicht Strafpredigten nennen würde, für nöthig und heilsam erachten darf, wie Luther nach seiner Rückkehr von der Wartburg acht Tage hinter einander gegen die Bilderstürmer predigte, oder, ob er nur dann und wann eine solche halten dürfe.

Ueber diese Art von Predigten mag es nicht unnütz sein, ein Näheres und Mehreres zu sagen. Zunächst, daß die Geistlichen auch zu solchen Predigten das Recht haben, können nur solche Laien bestreiten, welche weder die Schrift nach ihrem ganzen Geiste noch die Praxis der Apostel kennen. Sagt man, es verstoße gegen die christliche Liebe, von der besonders der Geistliche erfüllt seyn müsse, wenn er auf der Kanzel strafe, so haben Christus und die Apostel gröblich dagegen gefehlt; denn Leuten, die solche Begriffe von Liebe haben, muß es höchst gewaltthätig erscheinen, daß der Herr die Taubenhändler und Wechsler mit der Geißel aus dem Tempel getrieben. Lieblos muß es ihnen klingen, wenn sie ihn die Pharisäer nennen hören: Schlangen und Otterngezücht, Narren und Blinde, übertünchte Gräber, voll Moder und Todtengebeine, wenn er Wehe über Wehe gerufen. Wie müssen sie den Kopf schütteln bei jenen Worten des Stephanus, der nicht einmal ein Apostel war, und über welche die Juden die Zähne zusammen bissen (Apostelgesch. 7, 51 ff.): Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herzen und Ohren, ihr widerstrebet allezeit dem heiligen Geist, wie eure Väter also auch ihr. Welche Propheten haben eure Väter nicht verfolget und sie getödtet, die da zuvor verkündigten die Zukunft die-

ses Gerechten, welches ihr nun Verräther und Mörder geworden seyd? Ihr habt das Gesetz empfangen durch der Engel Geschäfte, und habt es nicht gehalten. Wie hart müssen sie es finden, daß Petrus den Juden öffentlich vorhält (Apostelgesch. 3, 14 ff.): Ihr verleugnetet den Heiligen und Gerechten und batet, daß man euch den Mörder schenkte; aber den Fürsten des Lebens habt ihr getödtet. Wie unchristlich muß es jenen vorkommen, daß ein Mann wie Paulus den Korinthern gradezu befiehlt (1 Korinth. 5, 13): Thut von euch hinaus wer böse ist; wie unbesonnen, daß derselbe einen jungen Prediger wie Thimotheus vermahnet, er solle gebieten und strafen und seine Jugend von Keinem verachten lassen (1 Timoth. 4, 11; 5, 7; 6, 17; 2 Timoth. 4, 2). Allein es ist zur Genüge bekannt, daß solche Leute von christlicher Liebe gar absonderliche Begriffe haben, und daß ihnen die Toleranz, die sie im Munde führen, gewöhnlich gleichbedeutend ist mit sittlicher Schlaffheit und Indifferentismus. Auch ist es mit ihrer eigenen Liebe nicht weit her; es sind diese Tadler scharfer Predigten meist solche Leute, die gegen das, was sie Pietismus nennen, die Worte nicht bitter und scharf genug finden können, und das finden sie von sich selbst nicht lieblos. Dagegen steht fest, daß der Herr und seine Apostel von einer Liebe gebrannt haben, von welcher die Welt entweder nichts ahnt, oder die sie gar nicht zu fassen und zu fühlen vermag, und darin liegt einerseits das Zeugniß, daß jede Liebe, die sich an dieser strafenden Liebe des Herrn und seiner Apostel stößt, oder diese Seite ignorirt, auf einem flachen und unreinen Begriffe dieser Sache beruht, andrerseits der Antrieb, daß diejenigen, welche von dem Herrn zu Fortsetzern und Trägern des apostolischen Amts berufen sind, nicht nur unbeschadet der Liebe, ihnen in dieser Predigtweise nachfolgen dürfen, sondern auch im Falle seyn können, es zu müssen, und daß, wenn sie dann nicht strafen, man ihnen sagen kann: Euch dringet nicht die Liebe Christi in eurem Amt. Die Prediger müssen das Strafen eben so wohl anwenden, wie die Aerzte das Schneiden und Brennen. Dessen muß man sich aber allerdings bewußt seyn, von der Liebe Christi getrieben zu werden, sonst ist das Strafen bedenklich und man darf es nicht wagen. Dieser Drang der Liebe muß sich im ganzen Wesen, in der Stimme, im Angesicht, beim Strafen selber fühlbar machen denen, die dafür Empfänglichkeit haben, und das ganze übrige Verhalten des Predigers muß ein von Liebe getragenes seyn. Wir müssen aber auch bei allem Feuer nicht mit Unverstand, sondern mit Be-

sonnenheit eifern und strafen; wir dürfen uns nicht wie Wüthende und Rasende geberden; wir müssen strafen bei größter Entschiedenheit und Schärfe mit Weichheit und Wehmuth, indem wir anklagen, zugleich beklagen; man muß herausfühlen, wie der Eifer um den Herrn uns verzehrt, wie der Schade Joseph's uns das Herz frißt. Es gehört aber zu solchen Predigten ein Herz, das selbst Schmach und Weh der Sünde tief empfindet, das es mit sich selber streng nimmt, das gegen die eigene Sünde von Schmerz und Unwillen brennt, sich selber aufrichtig und rechtschaffen straft, sich oft mit Wehmuth versenkt in den Gedanken, wie großen Frieden man in sich tragen, wie beseligend der Rückblick auf das vergangene Leben seyn würde, wie getrost und freudig man jederzeit vor seinem Gott stehen könnte, wenn einem die Sünde von Jugend auf fremd und fern geblieben wäre. Es gehört dazu ein Herz, tief durchdrungen von der Größe unverdienter göttlicher Gnade und Liebe, gründlich gerührt und ergriffen von dem heiligen Liebeswerke des Erlösers; ein Herz, das bei jedem Blick nach Golgatha die mahnende Frage vernimmt: Das hab' ich für dich gethan; was thust du für mich? ein Herz, über den Abstand der Gegenliebe, von dieser zuvor gekommenen Liebe um so mehr beschämt, um so ernstlicher zu thätiger Dankbarkeit gedrungen. Bei solchem Stande des eigenen Innern bleibt man dann davor bewahrt, daß man wiederum Gesetz predige, in dem Sinne wie der Apostel Paulus es verwirft, und also Zorn anrichte. Es gehört aber zu solchen Predigten auch völlige Unabhängigkeit von Menschenurtheil und gänzliche Unbekümmertheit um Lob und Tadel der Leute, wo es sich um die Wahrheit handelt. Es muß uns gleichgültig seyn, was der und der, ja was die ganze Gemeinde dazu sagt. Denn es kann gar wohl seyn, daß in manchen Stücken eine ganze Gemeinde im Irrthum, im Argen steckt, und durch die gewissenhafte und eindringliche Verkündigung der Wahrheit wir die ganze Gemeinde vor den Kopf stoßen; Einzelne, vielleicht Viele wird es ohnehin immer geben, welche gewisse Wahrheiten nicht hören mögen; denn die menschliche Natur ist ja noch dieselbe, wie zu Christi und der Apostel Zeiten; daher darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn sie sich bei solchen, die den blos natürlichen Menschen nicht ausziehen mögen, auch noch eben so zeigt wie damals, nämlich voll Bitterkeit und Feindschaft gegen die Wahrheit. Demnach muß auch der Ausspruch des Apostels unser Wahlspruch seyn und wir müssen das der Gemeinde unumwunden erklären (1 Kor. 4, 3): Mir ist es ein

Geringes, daß ich von euch gerichtet werde oder von einem menschlichen Tage. Unerschütterliches Festhalten, eiserne Konsequenz in wiederholter Bekämpfung und Nachweisung des Irrthums und der Sünde, in rücksichtsloser, furchtloser und entschiedener Verkündigung der bestrittenen Wahrheit, bringt manche Stimme zum Schweigen, die Anfangs laut war, und ändert nicht selten die Gesammtansicht in die entgegengesetzte um. Selbst das auf dem Lande viel bedeutende Bollwerk der althergebrachten Sitte und Observanz zeigt sich dieser festen Konsequenz gegenüber öfters als eine thönerne Brustwehr. So herrscht in vielen Gegenden die Sitte, große Tauffeste mit Musik und Tanz zu begehen. Dieselbe fand ein gewisser Prediger auch in seiner Parochie vor. Er machte darauf aufmerksam, daß sich dies mit dem Charakter des Sacraments der heiligen Taufe nicht vertrage, daß die gewöhnlich nur schwache Gesundheit der Wöchnerin dadurch gefährdet werde, daß es also auch eine große Rücksichtslosigkeit von Seiten des Mannes und der Angehörigen der Frau sey, wenn sie dergleichen veranstalteten. Es wurde nicht beachtet, namentlich auf dem Filialdorfe hielt man an dieser Sitte fest. Der Prediger schlug nun in dem Mutterdorfe eine Einladung zur Taufmahlzeit aus, mit der ausdrücklichen Erklärung, daß er dieser wilden Lustbarkeit des Tanzes und der Musik wegen nicht komme. Darüber wurde eine Zeit lang sehr raisonnirt, und die Eltern des Täuflings fühlten sich dadurch sehr gekränkt, da das Fehlen des Predigers bei solcher Gelegenheit als ein Mangel der Festlichkeit betrachtet wird. Indeß hat dies doch die Folge gehabt, daß in fünf Jahren dies der einzige Fall der Art geblieben ist. In jenem Filialdorfe lud vor zwei Jahren der neu eingeführte Schulze zur Taufe seines Kindes eine große Anzahl von Gevattern und Gästen, darunter mehrere junge Leute von beiden Geschlechtern ein. Der Geistliche nahm die Einladung zur Mahlzeit nur unter der Bedingung an, daß keine Tanzmusik seyn dürfe. Der Schulze versprach es. Die jungen Leute holten jedoch, nachdem der Prediger nach Hause gefahren war, Musikanten, und einheimische und auswärtige Gäste redeten dem Schulzen zu, den alten Gebrauch nicht fallen zu lassen. Dieser blieb jedoch seinem Worte getreu und schickte die Musikanten hinweg. Darüber herrschte im ganzen Dorfe große Aufregung gegen den Prediger. Dessenungeachtet und eben deshalb predigte dieser gleich am nächsten Sonntage in größter Entschiedenheit und Schärfe gegen das Unchristliche und Rohe dieses Gebrauchs, sagte übrigens sehr ruhig gradezu, daß er

sehr wohl wisse, wie sie mit ihm sehr abgeneigtem Herzen in's Gotteshaus gekommen wären, daß er aber dennoch nicht einen Finger breit weichen könne. Er drückte sein Wohlgefallen darüber aus, daß doch endlich Einer den Anfang zum Bessern gemacht, und forderte die Leute auf, über die Sache weiter nachzudenken, so würden sie nicht unterlassen können, diesem Beispiele in Zukunft zu folgen. Seitdem ist auch in jenem Dorfe, nicht nur keine Musik bei einer Taufe wieder vorgekommen, sondern auch mancher von denen, die sich früher mit großer Entrüstung über die Abschaffung des Gebrauches geäußert, spricht jetzt seine Zufriedenheit darüber aus. Im Mutterdorfe ist die allgemeine Stimme entschieden gegen diese Unsitte und zählt die Fortdauer derselben auf andern Dörfern der Umgegend zu den Zeichen von Rohheit. Es gehört zu solchen Predigten auch völlige Unabhängigkeit von Rücksichten auf persönliche Vortheile. Für sehr viele Landprediger ist es von Einfluß auf ihre äußere Lage, auf ihre Einkünfte, wie die Gemeindeglieder gegen sie gesonnen sind, indem in manchen Gegenden Vieles auf der Freigebigkeit der Gemeinden beruht. Das kann für uns eine Versuchung werden, zu schweigen wo wir reden sollten, zu bemänteln, was wir in seiner Blöße darstellen sollten. Aber auch solche Rücksichten dürfen kein Gewicht bei uns haben; selbst wenn wir voraussehen, daß Hände sich verschließen werden, die freigebig offen waren, selbst wenn solche kalt und ernst werden und sich zurückziehen, die warm, freundlich und umgänglich waren, so darf uns das nicht irre leiten. Ein Prediger muß wo möglich noch mehr als jeder andere rechtliche Mann des festen Glaubens seyn, daß Treue im Berufe nicht zu Schanden werden läßt, und daß der Herr, der ihm das Amt befohlen, ihn auch unter schwierigen Umständen werde getreulich und wunderbarlich zu erhalten wissen. Ein Prediger muß, wenn zeitliche Rücksichten der Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit ihn zu einem stummen Hunde machen wollen, sich das Wort zurufen:

Sollt' ich den falschen Christen heucheln,
Und der gottlosen Rotte schmeicheln
Um eine Hand voll zeitlich Korn,
Um zu entgehn der Menschen Zorn?

Sollt' ich die Bösen selig preisen,
Die weder Licht noch Glauben weisen,
Um derer Gunst und Liebeswind,
Die doch nur Feinde Gottes sind?

Weß ist das Amt, das ich hier trage?
Wer fordert's, daß ich's ihnen sage?
Ist's nicht des großen Gottes Mund,
Der thut durch mich sich ihnen kund?

Wir ergänzen das in Beziehung auf diese Predigten Gesagte durch eine Stelle aus Harleß's Zeitschrift für Protestantismus und Kirche. Neue Folge. Band 1. Märzheft 1841: „Wir sind weit entfernt, uns gegen sogenannte Strafpredigten aussprechen zu wollen. Wir wissen, was denen gedroht ist, die zu Hütern über Menschenseelen bestellt sind und dem Sünder nicht sagen, daß er des Todes sterben muß, wenn er sich nicht bekehrt, die ihr Hüter- und Wächteramt gleich stummen Hunden verwalten. Das rechte Strafamt wird von den meisten unserer Geistlichen keineswegs mit dem Freimuth und der Entschiedenheit, mit der Kraft und dem Nachdruck ausgeübt, mit welchem dies geschehen würde, wenn sie von dem Gedanken und dem Gefühl ihrer ewigen Verantwortung recht voll und von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit ganz frei wären. Man hält sich in der Regel viel zu sehr im Allgemeinen und in zu scheuer Ferne von den Zuhörern, geht ihnen mit den Waffen des göttlichen Wortes viel zu wenig direkt zu Leibe, läßt sich viel zu wenig auf Specielles ein, und vermeidet viel zu sorgfältig Alles, was auf Einzelne gedeutet werden könnte; man traut sich viel zu wenig die Dinge beim rechten Namen zu nennen und den Zuhörern wehe zu thun. Das sind schlechte Streiter Christi, die wie Harms sagt, statt des Schwertes die Scheide führen und statt des Steines einen Bonbon auf ihrem Gewehre haben. Die Biene, die keinen Stachel hat, giebt auch keinen Honig, und schlecht würde es um die Heilung der Wunden aussehen, wenn der Arzt seinen Patienten die Schmerzen des Aufdeckens, Untersuchens und Reinigens derselben ersparen wollte. Die Prediger, welche das Strafamt so schüchtern, so furchtsam und so aus der Ferne nur ausüben, erregen zwar keinen Anstoß, aber sie geben dem innern Leben ihrer Zuhörer auch keinen Anstoß, der sie erweckt und in Bewegung setzt; ihre Predigten gehen über den Köpfen ihrer Zuhörer hin, und diese schlafen unter denselben ruhig fort. Also Strafpredigten sollen und dürfen gehalten werden; es soll und darf nicht ungestraft bleiben, was an der Gemeinde im Ganzen und Einzelnen sich Strafwürdiges vorfindet. Mit Ernst und Nachdruck, mit flammendem Eifer soll, ja auch mit Affekt darf das Strafen geschehen; aber Alles kommt darauf an, was für ein Affekt es ist, mit dem es ge-

schieht. Es darf nicht die Leidenschaft bitteren Zornes über den Ungläubigen und Sünder, es muß der Eifer seelsorgerischer Liebe seyn, der das strafende Wort eingiebt. Wo man diese bekümmerte Liebe nicht aus den Worten herausfühlt, wo man dem Prediger nicht anmerkt, daß es ihm beim Strafen recht wehe um's Herz ist, oder wo es vielleicht gar den Anschein hat, daß derselbe auf diesem Gebiete in seinem natürlichen Elemente und so wohl wie der Fisch im Wasser sich befindet, da wird das Strafen immer eher erbittern, als seinen heilsamen Zweck erreichen, wenn es der Sache nach auch noch so gerecht ist. Der Prediger, der durch Strafen erbauen und nicht erbittern will, darf sich vor Allem nicht selbst erbittert zeigen." Wir knüpfen hieran noch eine Bemerkung. Es ist gewiß heilsam, wenn man Laster, Mißbräuche, Unsitten rügt, nachdem man die Schädlichkeit, Unziemlichkeit, Unsittlichkeit derselben in's Licht gesetzt hat, an die Gemeindeglieder selbst direkt mit auffordernder Ansprache sich zu wenden, nicht über die Gemeinde hin, sondern in die Gemeinde hinein zu predigen, wie ein Hofprediger an einem kleinen Fürstenhofe sagte, den Leuten nicht bloß auf den Pelz zu kommen, sondern durch den Pelz zu fahren, sie bei der christlichen Ambition zu fassen. Namentlich muß man unter Umständen die Aelteren und Gesetzteren, die Kirchen-Gemeinden- und Schulvorsteher daran erinnern, daß ihr Alter und ihre Stellung sie besonders verpflichte mit gutem Beispiel voranzugehen, daß ihr Alter, ihre Stellung ganz von selbst ein besonderes Vertrauen erwecken, und daß sie dies Vertrauen durch ihren Wandel, durch ihre Bemühungen zu rechtfertigen haben. Ihr Vorsteher in der Gemeinde, ihr erfahrenern Wirthe und Wirthinnen, ihr Häupter der Familien, ihr älteren Knechte und Mägde, mit solchen Anreden muß man sie für die gute Sache in besondern Anspruch nehmen. Können wir nur erst einen Theil der Gemeinde dahin bringen, daß sie darauf eingehen, daß sie durch solches Vertrauen, welches wir ihnen beweisen, sich geehrt und angeregt fühlen, daß sie, wenn auch auf unsere Aufforderung und Vermahnung, doch in freier Empfänglichkeit und Entschließung sich vornehmen und sich vereinigen, hier einem Laster zu wehren, da eine schlechte Sitte abzustellen, dort zu einem Guten die Hand zu bieten, dann haben wir viel gewonnen, dann schließt sich an die purificirende Thätigkeit die erwünschteste organisirende an; denn solche freie Einwirkung der Gemeindeglieder auf einander in Beziehung auf das Rechte, ist das eigentlich zu Erzielende, und wenn solches erst von mehreren Gemeindegliedern

in ihrem Kreise und in ihrer Weise geübt wird, und es scheint dann noch ersprießlich eine bestimmte Ordnung und Form für diese Thätigkeit festzustellen, so ist dies gewiß die dankbarste Vorarbeit dafür. Ja wir müssen behaupten, kommt es nicht zu dieser freien allgemeinern Thätigkeit, so wird auch die wohlgemeinteste und bestausgearbeitete Verfassung, die etwa von einer Behörde aus diktirt wird, mit allen Edikten, Verfügungen und Verordnungen den eigentlichen Zweck gar nicht oder nur sehr ungenügend erreichen. Uebrigens gilt auch in Hinsicht unserer Predigten im Allgemeinen, was bereits in Betreff des Konfirmandenunterrichts hervorgehoben worden, daß wir fleißig und eindringlich die Gemeindeglieder auf ihre Angehörigkeit an die eine große Gemeinde der Heiligen, auf ihre Mitgliedschaft an unserer evangelisch-protestantischen Kirche insbesondere, und auf ihre enge Verbindung in der besondern Gemeinde, der sie angehören, welche sie durch jede Kommunion feiern, bezeugen und erneuern, hinzuweisen, ihnen diese Verbindung heilig und werth zu machen und sie mit Achtung und Liebe zu derselben oder was dasselbe ist, unter einander zu erfüllen haben. In dem Maaße, als es uns gelingt, das Bewußtseyn ihrer kirchlichen Gemeinschaft in ihnen recht lebendig zu machen, wird auch das Streben nach der Heiligung und das Zusammenhalten in der Liebe wachsen und zunehmen.

Die Thätigkeit des Geistlichen zur Hebung des sittlichen Zustandes und zur Erweckung und Nährung des christlichen Lebens in der Gemeinde kann sich aber, obwohl dies an vielen Orten leider der Fall ist, durchaus nicht auf die Predigt als das einzige Mittel beschränken. Dies lehrt schon die unleugbare Erfahrung, daß schon die Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst, ja schon das theilnahmlose Dasitzen im Gotteshause mit wachenden oder auch mit schlafenden Augen von einem so großen Theile so vieler Gemeinden als hauptsächliche Bethätigung der Frömmigkeit, als verdienstliches Werk an sich betrachtet wird. Davon überführen uns ferner die im Ganzen doch sehr ungenügenden Wirkungen der Predigt. Ist's uns ein rechter Ernst mit unserer Arbeit für das Reich Gottes, so müssen wir gründlichen Fleiß wenden auf einen noch immer sehr vernachlässigten Theil der geistlichen Amtswirksamkeit, auf die specielle Seelsorge. Daß kein Geistlicher wähnen darf, dieser Pflicht Genüge zu thun, wenn er zu solchen Kranken geht, die ihn um seinen Besuch bitten lassen, soll hier nur erwähnt werden. An vielen Orten kommt selbst dies äußerst selten oder gar nicht vor.

weil das Bedürfniß nach geistlicher Pflege auch in diesem Falle erstorben ist, natürlich nicht ohne Schuld der Geistlichen. Und doch sollten die Pastoren auf dem Lande eben dies als einen wesentlichen Vortheil ihrer Stellung schätzen, den sie vor den meisten Stadtpredigern voraus haben, daß sie den Gemeindegliedern näher stehen und wenigstens einen Theil der ihnen anvertrauten Heerde, jedenfalls die im Mutterdorfe besser übersehen, überwachen und besorgen können. Denn mag es gleich paradox klingen, so nehmen wir doch keinen Anstand zu behaupten, daß ohne die specielle Seelsorge auch die sorgfältigsten, eindringlichsten und beredtesten Predigten kaum die halbe Arbeit leisten. Der Mangel solcher Seelsorge ist auch in den Städten, wo er zum großen Theil wegen äußerer Umstände nicht abzuändern ist, ein großer Uebelstand und es ist daher ein von christlicher Liebe erzeugter Gedanke, der nicht mit Achselzucken zu bemitleiden, sondern kräftig zu unterstützen ist, daß neuerlich Anstalten getroffen worden, um denselben zu mildern. Indeß hat in den Städten ein großer Theil der Leute doch sowohl mehr Befähigung als auch mehr Sinn dafür, durch freie geistliche Beschäftigung diesen Mangel für sich selber zu ersetzen. Allein beides, Sinn und Befähigung geht dem größten Theil der Landleute bei ihrer fast fortwährenden Beschäftigung und Sorge um das nur Irdische und bei ihrem niedrigen Bildungsstande sehr ab, daher bedarf auch der Landmann weit mehr der besonderen Beihülfe des Geistlichen und kann nicht sich selber überlassen werden. Dazu kommt dies, daß auch an die erwecklichste Predigtweise die Leute sich bald gewöhnen, denn im Ganzen beruht bei dem Landmann Alles überwiegend auf äußerlichen Eindrücken, und diese sind ihrer Natur nach vorübergehend und das Gefühl dafür stumpft sich bald ab. So wird ihnen denn, was sie Anfangs, als der Prediger noch neu war, vielleicht mächtig spannte, kräftig erschütterte, tief rührte, überschwenglich tröstete, nach und nach etwas Gewohntes, und mit dem Eindruck schwächt sich dann auch der Einfluß. Nun ist aber die reelle Erbauung von solchen Eindrücken gar nicht abhängig; sondern sobald es zur wirklichen Erweckung gekommen, wird Altes und Neues aus dem Schatze des göttlichen Wortes als nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit aufgenommen, erwogen, und in Saft und Leben verwandelt. Bei wirklich erweckten Gemüthern hängt der Eindruck der Predigt nicht an Zufälligkeiten und Aeußerlichkeiten, wie auch das eine Zufälligkeit ist, ob man einen Prediger erst kurze Zeit oder schon lange Zeit gehört hat. Der er-

wahre Christ fragt nicht nach dem Prediger, sondern nach der Predigt, und sucht nicht die Erbauung in der Predigtweise, sondern in dem Inhalt der Predigt. Da nun thatsächlich der größte Theil der Gemeindeglieder auf dem Lande an den Aeußerlichkeiten hinsichtlich der Predigt hängt, so folgt daraus, daß es auch noch nicht zur gründlichen Erweckung gekommen ist, und daß diese durch die Predigt allein auch schwerlich wird bewirkt werden. Also cura animarum! Solche kann nun im weitern und im engern Sinne geübt werden. Im weitern Sinne kann es geschehen in besondern Erbauungsstunden, die der Geistliche in seinem Hause oder in den Häusern von Gemeindegliedern hält, also in sogenannten Konventikeln. Ueber die Anwendung dieses Mittels zur Erweckung und Hebung des christlichen Lebens läßt sich allgemein weder absolut verwerfend noch absolut billigend und empfehlend absprechen. Daß in solchen Privatvereinen zur Erbauung einst in unserer evangelischen Kirche eine bessere Zeit ist vorgebildet worden, ist bekannt. Was sie unter Männern wie Spener und Franke Treffliches gewirkt haben, dürfen wir nicht vergessen. Daß bei richtiger Einrichtung und Führung durch die Geistlichen solche Zusammenkünfte von großem Segen seyn können, liegt in der Natur der Sache. Es sind heilige und selige Stunden, wo die Worte Zinzendorf's von Herzen gesungen werden:

Die wir uns allhier beisammen finden,
Schlagen unsre Hände ein,
Uns auf deine Marter zu verbinden
Dir auf ewig treu zu seyn;
Und zum Zeichen, daß dies Lobgetöne
Deinem Herzen angenehm und schöne,
Sage Amen und zugleich:
Friede, Friede sey mit euch!

Daß auch in solche Zusammenkünfte unter dem Deckmantel der Frömmigkeit sich manche Heuchelei, ja auch ruchloses Wesen eingeschlichen, daß in Konventikeln hie und da schändliche Orgien sind gefeiert worden, kann die Sache selber nicht verwerflich machen; denn auch das Heiligste kann ja entheiligt werden und hört darum doch nicht auf heilig zu seyn. Sollte der Vorwurf der Heuchelei, der jetzt der gewöhnliche gegen die Theilnehmer an solchen Zusammenkünften ist, weil andere Beschuldigungen gegen dieselben sich wenigstens den Gebildetern als zu handgreiflich lügenhaft und abgeschmackt erweisen, einen gerechten Widerwillen, oder gar, ohne sonstige Ver-

anlassung, Untersagung und Aufhebung solcher Zusammenkünfte begründen, dann müßte man nothwendig auch die Gotteshäuser zuschließen und namentlich auch die Feier des heiligen Abendmahls verbieten; denn daß im Gotteshause und am Tische des Herrn sehr viel Heuchelei getrieben wird, und daß in nicht wenigen Gemüthern, während sie äußerlich aufmerksam dasitzen, der Teufel sein ungehindertes Spiel treibt, das wird wohl Niemand in Abrede stellen. Sagt man also, daß die Besucher von Erbauungsstunden, weil darunter auch heuchlerische Mitglieder sind, insgesammt Heuchler seyn müssen, so muß man konsequenter Weise auch sagen, daß Alle, die ein Gotteshaus besuchen und zum Tische des Herrn gehen, ebenfalls Heuchler sind. Dies gegen solche Beurtheiler der Privaterbauungsvereine, welche mehr aus Unverstand und Mangel an Prüfung schlechthin verwerfend absprechen. Die Verläumdungen und angeblichen Befürchtungen, mit welchen die Feindschaft gegen das Evangelium, der religiöse Indifferentismus, der Widerwille gegen allen christlichen Ernst überhaupt ihrer Natur nach die Privaterbauung überschütten oder verdächtigen, können hier nicht in Betracht kommen, weil sie aus eben so feindseliger und unreiner Gesinnung herrühren und eben so bodenlos und unrein sind, als die bekannten abentheuerlichen Beschuldigungen der Heiden gegen die gottesdienstlichen Versammlungen der ersten Christen. Es ist daher ein trauriges Zeichen, wenn sogar Geistliche ihren Amtsbrüdern aus dem Grunde Pietisterei schuldgeben, weil sie besondere Erbauungsstunden halten. Indeß soll durch diese Apologie der häuslichen Erbauungsstunden denselben noch nicht das Wort geredet seyn; denn die Erfahrung zeigt doch mancherlei Bedenkliches. Noch näher, als in Beziehung auf die Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienst liegt die Gefahr, die Theilnahme an solchen Erbauungsstunden als ein besonders verdienstliches Werk anzusehen und zugleich als ein Zeichen von absonderlicher Christlichkeit und christlicher Vorzüglichkeit. Um dieser Gefahr willen sind schon in den Städten und selbst in den höheren Ständen dergleichen Zusammenkünfte immer nicht unbedenklich; auf dem Lande aber ist diese Gefahr um so größer, weil da schon eine vorwiegende Werthlegung auf das Aeußere in der Frömmigkeit vorherrschender Charakter ist. Daran schließt sich dann von selbst die Ueberhebung über solche Gemeindeglieder, die sich zur Theilnahme an solchen Zusammenkünften nicht bewogen fühlen und das giebt dann Partheiungen in der Gemeinde. Dieser Uebelstand wird auch nicht dadurch vergütigt, daß doch ein größerer oder kleinerer Theil der Gemeinde an den besagten

Zusammenkünften Theil nimmt; denn sitzt der geistliche Hochmuth in den Herzen, so ist's mit der wahren Frömmigkeit aus. Denn ein Christenthum voll Hochmuth ist bloße Aufgedunsenheit und um so verderblicher für den Charakter, wenn es sich mit der Demuth brüstet. Es gehört viel christliche Stärke dazu, um die exquisite Nahrung vertragen zu können, welche solche Erbauungsstunden zuführen. Dazu kommt noch dies in Betracht, daß dergleichen Versammlungen nun einmal in üblem Rufe stehen, besonders in dem selbstgemachter Heiligkeit. Das wissen bereits die Landgemeinden, und selbst wohlwollende Leute sind in solchen Fällen schwer von ihrer Meinung abzubringen. Es sind nicht immer die Schlechtesten, welche sich scheuen zu den sogenannten Frommen gerechnet zu werden und aus dieser Scheu, nicht aus Geiz, Beiträge zu Bibel- und Missions-Gesellschaften verweigern. An jenen Versammlungen nun würden, ohne daß wir ihnen die Theilnahme versagen könnten, sicherlich auch solche Theil nehmen, in deren Ernst und Aufrichtigkeit gerade die Bessern gegründete Zweifel setzen. Dadurch würde dann die nachtheilige Meinung gegen die besondern Erbauungsstunden Bestätigung erhalten. Deshalb muß jeder Prediger, der solche Zusammenkünfte einrichtet, wissen, wie er mit seinen Leuten daran ist, und nach allen Kräften dahin wirken jene Nachtheile möglichst fern zu halten. Wenn andere Prediger solche besondere häusliche Erbauungsstunden in ihren Gemeinden nicht für zweckmäßig erachten oder sich nicht getrauen den Gefahren derselben hinreichend begegnen zu können, so ist deshalb noch kein Zweifel in ihre geistliche Gesinnung und ihren Eifer für den Herrn zu setzen.

Im Ganzen möchten wir in Beziehung auf die spezielle Seelsorge im weiteren Sinne folgende Gedanken näherer Prüfung anheim geben. Spricht sich in einer Gemeinde Bedürfniß und Wunsch nach vermehrter gemeinsamer Erbauung aus, als die in dem sonntäglichen Gottesdienst gewährt wird, so richte der Prediger noch einen besondern Wochengottesdienst ein, oder was fast noch vorzuziehen seyn möchte, er ordne Morgen- oder Abendbetstunden abwechselnd mit Missions- und Bibelstunden an. Hofft er Anklang zu finden, so komme er mit solchen Einrichtungen der Gemeinde zuvor und wecke dadurch das Bedürfniß. *Wo möglich aber halte er diese Stunden im Gotteshause oder wenn der Raum es gestattet, in der Sakristei.* So gleichgültig die Lokalität zu seyn scheint, so wird durch die Verlegung in's Gotteshaus der Sache sogleich der ausschließende Charakter genommen.

Es wäre überhaupt schön, wenn, wie in der katholischen Kirche, von der wir in äußerlichen Einrichtungen manches lernen können, unsere Gotteshäuser nicht sechs Tage hindurch der Gemeinde verschlossen wären und nur am siebenten auf ein paar Stunden geöffnet, sondern wenn sie wenigstens einigemal in der Woche etwa zu bestimmter Morgenstunde solchen offen ständen, die ihre Freude daran hätten nicht nur allein im stillen Kämmerlein, sondern in Gemeinschaft mit andern Hausgenossen in dem Hause, wo Gottes Ehre wohnt, das Herz in Gesang und Gebet zu dem Herrn zu erheben. Denken wir uns eine Gemeinde, in welcher nur erst einiges wahre christliche Leben erwacht ist, so müßte es einer solchen erwünscht seyn, namentlich an jedem Morgen ihr Gotteshaus offen zu finden, um da in Gemeinschaft ihrem himmlischen Vater zu danken und sich für Last und Leid des bevorstehenden Tages seinen Segen zu erflehen. Wir finden eine solche tägliche Einrichtung gottesdienstlicher Andacht im Soldatenstande, namentlich im Feldlager, warum sollte sie nicht auch auf dem Lande möglich seyn? Die Geistlichen würden dadurch allerdings mehr Arbeit bekommen, aber diese Arbeit müßte ihnen sehr erwünscht seyn; denn durch eine solche Einrichtung, wie sie hier gemeint ist, würde uns nicht etwa die Zeit geschmälert, welche jeder Geistliche allerdings auf das Fortstudiren wenden soll, sondern es würde dies die erwecklichste und segensreichste Vorbereitung und die rechte Stärkung zu unserer besonderen geistlichen Beschäftigung seyn. Wir würden uns nur mit der Gemeinde zu dem vereinigen, was von jedem Geistlichen vorausgesetzt werden muß, daß er für sich thue, den Tag mit Gott anfangen. In diesen Morgenbetstunden oder auch Abendbetstunden, welche zum Beispiel am Sonnabend als ein guter Wochenschluß eingerichtet werden könnten, soll nicht ein solcher Gottesdienst gehalten werden, wie er an Sonntagen gewöhnlich ist, sondern die Elemente des christlichen Hausgottesdienstes sollen dabei in das Gotteshaus verlegt werden. Ein Morgenlied, ein Morgengebet, Verlesung eines Psalms oder andern Bibelabschnitts, oder eine kurze herzliche Ansprache, so daß das Ganze etwa eine kleine Stunde währte, das ließe sich wenigstens zu manchen Zeiten des Jahres wohl machen; es müßte dabei nur auf die besondern Orts- und Zeitverhältnisse billige Rücksicht genommen werden. Ferner muß Jedem, der sich über Angelegenheiten und Bedürfnisse seines Herzens, über geistliche Dinge mit uns zu besprechen wünscht, der Zugang zu uns offen stehn; wir selber mögen die Gemeindeglieder zu solchen Besuchen ermuntern, und wenn sie zu uns kommen, so mit

ihnen reden, daß es den Redlichen lieb ist wiederzukommen. Solch freies Suchen und Anklopfen ist gar oft mehr werth, als das Erscheinen zur festgesetzten Erbauungsstunde. Auch wird sich bei manchen geschäftlichen Berührungen mit dem Einzelnen diese und jene Gelegenheit finden, ein gutes Wort zur Warnung, Ermahnung, Erquickung zu reden.

Hiemit sind wir bereits auf das Gebiet der speciellen Seelsorge im engern Sinne getreten, worunter wir verstehen die besondere Arbeit des Geistlichen an einzelnen Seelen. Dazu ist fast unerläßlich, daß der Prediger von Zeit zu Zeit in die Häuser seiner Pfarrkinder gehe. Denn wollten wir warten, daß sie zu uns kommen und unsern geistlichen Rath, Zuspruch, Trost verlangen sollen, so würde von specieller Seelsorge wenigstens in sehr vielen Gemeinden bald keine Rede mehr seyn, wie sich davon auch leider an vielen Orten kaum eine Spur findet. Also wir müssen die Leute besuchen als geistliche Hausärzte und auch in ähnlicher Weise, wie die leiblichen Hausärzte es thun. Nämlich diese kommen nicht nur wenn sie gerufen werden, sondern uneingeladen und unangemeldet kommen sie von Zeit zu Zeit, und sehen nach, wie es denen geht, von welchen sie zu Hausärzten angenommen sind, und solche Besuche ohne Weiteres werden von ihnen erwartet. Sie machen diese Besuche um so öfter, je unsicherer der Gesundheitszustand, je schwächlicher die Körperbeschaffenheit der Hausbewohner ist. Zeigt sich ihnen bei solchen gelegentlichen Besuchen irgend etwas Ungehöriges oder Verdächtiges hinsichtlich des körperlichen Zustandes und Befindens, so geben sie Rath, verordnen Mittel, beugen vor. Dabei sind ihre Gespräche nicht immer rein ärztliche, sondern auch allgemein unterhaltende, doch ist und bleibt der eigentliche Zweck ihres Besuchs die Kenntnißnahme und Besorgung des körperlichen Zustandes ihrer Curanden. Haben sie wirklich Kranke, so vermehren sie ihre Besuche, stellen schärfere Beobachtungen und Untersuchungen an, verordnen, schärfen dem Kranken ein, wie er sich zu verhalten, belehren seine Angehörigen, wie sie mit ihm zu verfahren haben. Aehnlich wir geistliche Hausärzte. Zunächst müssen wir uns Kundschaft suchen, das heißt, uns freien Eintritt schaffen in die Häuser der Gemeindeglieder, denn wir würden vergeblich warten, daß sie uns sollen rufen lassen, wenn wir nicht den Anfang machen. Daß wir Geistliche zu Hausärzten verordnet und eingesetzt sind, natürlich im geistlichen Sinne, haben die Gemeinden meistentheils vergessen; wir aber müssen dessen eingedenk bleiben, daß sie unsere geistlichen Pfle-

gebefohlene sind. Diesen Zugang in die Häuser gründete sich ein Prediger dadurch, daß er gleich in der ersten Zeit seiner Ankunft in der Gemeinde alle Glieder derselben vom ersten bis zum letzten besuchte und ihnen von vorn herein eröffnete, er wolle sie nicht bloß im Gotteshause, sondern auch in ihren Häusern kennen lernen, und sie sollten ihn nicht bloß auf der Kanzel, sondern auch an ihrem Kaminfeuer sehen. Er kündigte ihnen an, daß er öfters sie besuchen werde und lud sie ein, besonders auch in solchen Fällen zu ihm zu kommen, wo sie sich nicht zu schicken noch zu helfen wüßten. Seitdem ist man daran gewöhnt, ihn in den Häusern zu sehen, und Viele fragen, ob er böse sey, wenn er einige Zeit nicht bei ihnen gewesen. Offenbar läßt sich gleich beim Eintritt in eine Gemeinde ein solches Verhältniß am leichtesten anknüpfen. Aber auch, wenn man dies versäumt hat und darüber schon Jahre vergangen sind, ist es gewiß nicht zu spät, noch anzufangen, sobald man sich nur nicht durch überhaupt ungeistliche Führung des geistlichen Amtes in ein solches Verhältniß zur Gemeinde gesetzt hat, daß eine Versetzung das Beste wäre. Und daß man diesen Eingang zu den Leuten gewinne und sich immer offen erhalte, ist von großer Wichtigkeit. Das wird gewiß jeder Prediger bestätigen, der in diesem Verkehr mit seiner Gemeinde steht. Bei Manchen freilich darf man sich durch die Freundlichkeit und Herzlichkeit des Empfanges nicht täuschen lassen, denn auch auf dem Lande ist die Verstellung nichts Fremdes. Allein man lernt doch die Leute durch diesen Verkehr besser kennen, tritt ihnen näher, interessirt sich mehr für sie, und besonders wenn man öfter kommt und sie zu behandeln versteht, tritt auch ihre wahre Beschaffenheit mehr und mehr hervor. Zu Allen wird übrigens das Verhältniß sich nicht gleichmäßig gestalten. Wir werden manche Häuser öfter besuchen, manche seltener, manche vielleicht bis auf außerordentliche Fälle ganz meiden. Darüber läßt sich nichts Näheres bestimmen oder andeuten, sondern hier bleibt Vieles dem Ermessen jedes einzelnen Geistlichen im Verhältnisse zu seiner Gemeinde anheim gestellt.

Hier wird nun mancher Prediger sich in Verlegenheit fühlen, was er bei seinen jedesmaligen Besuchen mit den Leuten sprechen soll. Darüber ist nicht etwa mißbilligend abzusprechen, mit Gemeinplätzen, wie etwa der: In solche Verlegenheit könne der Prediger gar nicht gerathen; über das innere Leben gäbe es immer etwas zu sprechen. Es kann sehr wohl seyn, daß weder der Geistliche noch die Bewohner des Hauses, in welches er eintritt, sich in ge-

eigneter Stimmung befinden, um auf eigentlich seelsorgerische Gespräche einzugehen und es auch dem Geistlichen nicht gegeben ist, sich selbst und Andere in die rechte Stimmung zu versetzen. Manchem Prediger treten zu einem solchen Verkehr mit den Landleuten in seiner ganzen Eigenthümlichkeit allerlei Schwierigkeiten entgegen. Was indeß dies Letztere betrifft, so werden gewiß, sobald wir nur mit rechter Liebe zu unsern Gemeindegliedern erfüllt, und von der Wichtigkeit der speciellen Seelsorge recht durchdrungen sind, diese Schwierigkeiten überwunden werden. Der Geist des Herrn verklärt ja, wo man sich ihm hingibt, die ganze Persönlichkeit und macht auch zu dieser Arbeit für das Reich Gottes tüchtig. Davon haben wir an den Jüngern des Herrn das überzeugendste und ermunterndste Beispiel. Wie herrlich ist an ihnen sein Wort in Erfüllung gegangen (Matth. 4, 19): Ich will euch zu Menschenfischern machen. Sie redeten mit neuen Zungen; Philippus machte sich an den Kämmerer der Königin Candace auf der Landstraße, fragte ihn, ob er verstehe, was er im Propheten Jesaias lese, und predigte ihm das Evangelium auf dem Wagen. Der Jünger konnte nicht unterlassen das zu thun, weil der Geist ihn trieb, und er war geschickt auch unter so ungewöhnlichen Umständen sein Amt auszurichten, weil er dem Geiste folgte, der ihn trieb. Denselbigen Geist, welcher die Jünger trieb zu zeugen, haben auch wir empfangen. Was aber das Erstere betrifft, nämlich das Fehlen günstiger Disposition zu geistlichen Gesprächen zu mancher Zeit, so mögen wir nur darin nicht ängstlich seyn. Machen wir es dann wie so oft die Hausärzte, die auch nicht immer sprechen von ärztlichen Dingen. Es braucht besonders in Häusern, in welche wir oft kommen, und auch in solchen, wohin wir seltner kommen, nicht jedesmal von geistlichen Dingen die Rede zu seyn. Will sich's nicht dazu schicken, so reden wir von zeitlichen und häuslichen Dingen, von den sonstigen Verhältnissen und Aussichten unserer Pfarrkinder, von Wetter, Acker und Ernte. Denn es macht schon das einen guten Eindruck, wenn wir uns mit den Leuten auch auf dergleichen einlassen; sie erkennen darin eine Theilnahme an ihrer Person und ihren Angelegenheiten überhaupt. Der Geistliche eröffnet sich dadurch ihre Herzen und erhält sie sich offen für andere Zeiten, wo es ihm vom Herrn gegeben ist, von geistlichen Dingen zu reden, und für seine Wirksamkeit im Gotteshause. Meist aber wird es dem Seelsorger bei einiger Gewandtheit und Uebung in specieller Behandlung der Seelen leicht werden, von Gewöhnlichem und Irdischem anfangend, auf Inneres

und Geistliches überzugehen. Eine treffliche Anweisung in dieser Hinsicht kann man entnehmen aus dem bekannten Büchlein von Scriver: Gotthold's zufällige Andachten, neuerlich unter dem Titel: Gleichniß=Andachten herausgegeben. Zuweilen schenkt der Herr bei solchen Hausbesuchen köstliche Stunden, wo der Besuchende und die Besuchten schon nach wenigen Worten auf der grünen Aue des Herrn zusammentreffen, wo die Seelen alsbald überfließen von den sie erfüllenden gleichen Bedürfnissen und Gefühlen, wo der Mund übergeht von Lob und Preis der Gnade und Freundlichkeit Gottes, wo die da zuhören, mit ihren wenigen Aeußerungen, schlichten Bemerkungen, einfachen Zeugnissen, dankbaren Erinnerungen, feuchten Augen, Oel in das heil. Feuer gießen, wo man deutlich spürt, der Herr ist in die Mitte getreten, wenn der Anwesenden auch nur drei oder vier sind, wo die Hände sich von selber falten, die Blicke dem Prediger auch ohne Wort sagen: Sprich du aus, was in unsern Herzen lebt, bete und wir wollen mit dir beten. Solche Stunden sind im Ganzen selten; man erlebt sie nur bei den geförderten Christen in der Gemeinde, und auch hier lassen sie sich nicht erzwingen; es sind Gnadenstunden, die von oben gegeben werden; aber sie hinterlassen dauernde Eindrücke, wie in uns selber, so auch da, wo wir solche Stunden gefeiert. In Beziehung auf solche mag hier noch die Meinung geäußert werden, daß wir, wenn die Herzen sich im Gebete ausgeschüttet haben, und die Seelen in höchster Andacht eins geworden sind, alsdann unsern Besuch beenden und weder von geistlichen Dingen weiter reden, die doch nun nicht mehr auf demselben Gipfel sich halten könnten, noch viel weniger auf Irdisches übergehen. Als die Jünger zu Emmaus den Herrn erkannt hatten an dem, daß er das Brod brach, also in dem Momente der seligsten Gewißheiten, der unverhofftesten Freude, verschwand er vor ihnen. So müssen auch wir verstehen zu rechter Zeit zu verschwinden. In der Regel jedoch muß man erst auf's Geistliche überleiten und sich daran genügen lassen, ein gutes Wort, eine ernste Ermahnung, eine freundliche Warnung, einen wohlgemeinten Rath, einen herzlichen Trost zurückzulassen. Man macht zuweilen, erst längere Zeit nachher, die Erfahrung, daß, wenn dergleichen nicht sowohl als eigentliche Belehrung, als vielmehr im Laufe des Gesprächs gleichsam als gelegentliche Aeußerung, ist gesprochen worden, dies tiefere Eindrücke zurückgelassen hat, als selbst diejenigen, an welchen dies zu Tage kommt, sich gedacht haben. So äußerte eine Frau zu einem Prediger, daß sie mit ihren Ver=

hältnissen so wohl zufrieden sey und ihr Alles so nach Wunsch gegangen, daß sie nicht glaube, es könne sie noch ein besonderes Unglück treffen. Der Prediger schüttelte den Kopf und sagte: „So lange wir auf Erden leben, sind wir nicht sicher. Wie Gott oft am nächsten ist mit seiner Hülfe, wenn die Noth am größten, so ist er oft nicht weit mit seinem Kreuze, wenn das Herz am sichersten. Vor einem schweren Gewitter ist's gewöhnlich am allerstillsten." Einige Monate darnach wurde über ihre Tochter ein verleumderisches Gerücht ausgesprengt, welches ihr so viele unruhige Tage und Nächte verursachte, daß sie den Prediger, der sie sonst schon oft besuchte, eigens bitten ließ, zu ihm zu kommen. Sobald er in die Stube getreten, war es fast ihr erstes Wort: „Wie oft habe ich an das Wort gedacht, was sie mir sagten, als ich im Sommer einmal meinte, es könne mir kaum noch schlimm gehen. Denken Sie sich, was ich erleben muß," und sie erzählte dem Prediger von dem Gerücht über ihre Tochter. Aehnlich wie in diesem Falle taucht gewiß noch in vielen andern, manches Wort aus unserm Munde in der Erinnerung der Leute auf. Sehr zweckmäßig bei unsern Hausbesuchen ist auch die Erzählung oder Vorlesung einer erbaulichen Geschichte, eines guten Liedes, einer erwecklichen Betrachtung, wozu besonders theils manche Traktate, theils die vom christlichen Vereine im nördlichen Deutschland herausgegebenen Schriften sehr geeignet sind. Nur muß solches Vorlesen weder das Einzige noch das Stehende bei unsern Hausbesuchen seyn, sonst wird auch daraus bald todte Form. Sehr nützlich ist's aber, wenn wir namentlich in den langen Winterabenden uns mit einem guten und verständlichen Buche einfinden, die Hausbewohner um uns versammeln und ihnen vorlesen. Großen Anklang bei Jungen und Alten finden Geschichten und Erzählungen, wie die vom Verfasser der Ostereier und manche von Nieritz. Auch Missionsberichte und gute Lebensbeschreibungen, namentlich auch Darstellungen von dem gottseligen Ende wahrer Herzenschristen werden mit großer Spannung gehört. So ein Leseabend, wo man nach Beseitigung der häuslichen Geschäfte eintritt, die Familie und der und jener Nachbar um den Tisch hersitzen, wo dann Alles mit Spannung dem Lesen zuhört, wo am Ende der Geschichte man auf die Bemerkungen und Aeußerungen der Leute eingeht, die ihrer Viele, wenn das Gelesene sie angesprochen, nicht zurückhalten, wo man dann mit einem Abendliede, das Alle mitsingen, schließt, bleibt wie ein Festabend im Gedächtniß der Leute; sie fragen dann bald, ob man nicht wieder ein-

mal Zeit habe, und es findet sich dann noch so mancher Andere ein. Daher ist es auch gut, zweckmäßige Volksbücher in der Gemeinde zirkuliren zu lassen, und das kann man sehr leicht dadurch in's Werk setzen, daß man solche Bücher in die Hände der größeren Schulkinder und Konfirmanden giebt, denn viele Eltern lesen dieselben Bücher mit großer Begierde. Es ist dies ebenfalls eine Art Seelsorge, und auch ein Mittel zu Zweck der eigentlichen Seelsorge. Hat man sich Vertrauen bei den Leuten erworben, so erfährt man auch bei diesen Hausbesuchen, in welcher Hinsicht die geistliche Behandlung besonders noth thut. Eheleute suchen bei uns die Vermittelung ihrer Zwistigkeiten, Eltern machen uns bekannt mit den Vergehungen oder Schattenseiten ihrer der unmittelbaren Aufsicht des Geistlichen entwachsenen Söhne und Töchter, die der Gemeinde besonders eigenthümlichen Uebelstände kommen zu unserer Kenntniß. Es ist gewiß schon mehr Predigern als einem vorgekommen, daß Mütter ihnen offenbart haben, wie sie ihre erwachsenen Kinder auf schlimmen Wegen vermuthen, daß sie solche zum Prediger geschickt haben, damit er ihnen das Gewissen schärfe; oder daß Nachbarn bei Streitigkeiten über das Mein und Dein, lieber die Vermittelung des Predigers nachsuchen, als den Rechtsweg beschreiten, und sich bei seiner Entscheidung beruhigen. Es wäre gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen, wenn Prediger, die über ihre specielle Seelsorge eigene Tagebücher führen, nach längerer Amtswirksamkeit, über ihre Erfahrungen und über ihr Verfahren bei den verschiedenen ihnen vorgekommenen Fällen, sich zur Veröffentlichung eines besondern Werks, worin dergleichen mitgetheilt würden, zusammen thäten.

Von ganz besonderer Wichtigkeit sind theils die Gespräche, welche am besten unter vier Augen geschehen, theils die Krankenbesuche. Gespräche unter vier Augen sollen es in den meisten Fällen seyn, wo verhärtete Gewissen zu erweichen, Geständnisse zu erfahren, Versündigungen zu strafen, zerknirschte Herzen aufzurichten sind. In dieser Hinsicht ist es von Wichtigkeit, daß wir in der Gemeinde über Einzelne umgehende Gerüchte beachten. Sind wir nicht zu der Ueberzeugung gekommen, daß ein Mensch sich unserm Einfluß gänzlich verhärtet hat, so muß unsere Sorge sich gerade dann auf ihn richten, wenn er sich ein schweres Vergehen hat zu Schulden kommen lassen. Gelangt solches zu unserer Kenntniß, so dürfen wir das nicht so behandeln, als hätten wir nichts gehört, als ginge es uns nichts an. Den Geistlichen gehen alle Verge-

hungen seiner Pfarrkinder etwas an und seine Verantwortung ist die allerschwerste, wenn er wie Kain fragt: soll ich meines Bruders Hüter seyn? Also hat ein Gemeindeglied sich mit grober Sünde beladen, ist eine Seele gefallen, ist ein Herz in einem gefährlichen Zustande und steht uns zu ihm noch so viel Zugang offen, daß wir über ihn noch nicht den Staub von unsern Füßen schütteln können, so ist Unterredung unter vier Augen mit solchem geistliche Pflicht. Will solcher Mensch nicht zu uns kommen, so gehen wir zu ihm, wie der Herr den verlorenen Schafen nachging. Zu solchen Unterredungen bedarf es besonderer Freimüthigkeit, besonderer Weisheit und christlicher Klugheit. Dieser Theil der speciellen Seelsorge will ganz besonders studirt und besonders durch Studium im eigenen Herzen, und durch Gebet um den Geist von oben ergriffen seyn. Es gilt hier, Auge in Auge mit dem Gefallenen, Lügenhaften, Scheinheiligen, Verstockten, die Herzenshärtigkeit zu zerschlagen oder zu zerschmelzen, mit der ganzen Schärfe des göttliches Wortes das Herz zu durchbohren, die Larve von dem Gesicht herunter zu reißen, und das erfordert solchem Einzelnen gegenüber weit mehr Muth, als wenn man die Sünder von der Kanzel aus straft; andererseits gilt es, das zerstoßene Rohr nicht zu zerbrechen, das glimmende Tocht nicht auszulöschen, den von seiner Schuld Ueberführten nicht mit Haß gegen uns, auch nicht mit Verzweiflung, sondern mit Reue zu erfüllen, ihm die eine offene Gnadenthür zu zeigen, allen leichtfertigen Trost abzuschneiden, und zu aufrichtiger Sinnesänderung und Heiligung des Lebens zu ermuntern. Das erfordert besondere Weisheit und Klugheit. Und doch ist eben diese speciellste Seelsorge, wenn sie recht ausgeübt wird, und ein empfängliches Herz findet, die allerfruchtbarste und segensreichste, wodurch so mancher dem Verderben schon fast verfallene Sünder vom Abgrunde ist zurückgerissen worden. Diese speciellste Seelsorge muß daher trotz ihrer Schwierigkeit mit größter Angelegentlichkeit geübt werden. Doch ist vielleicht davor zu warnen, daß wir uns nicht zu Gewissensräthen aufdrängen, und daß wir nicht zu schwarz sehen.

Was die Krankenbesuche betrifft, so muß der Geistliche die Leute zunächst dahin gewöhnen, daß sie ihm von dem Vorhandenseyn Kranker Nachricht geben, daß die Kranken selber oder ihre Angehörigen seinen Besuch wünschen. Diesen müssen wir dann Sorgfalt zuwenden. Denn wenn der Herr einen Menschen auf's Krankenbette legt, so geschieht das immer aus gnadenvollen Absichten auf das Heil seiner Seele. Der Kranke bekommt von dem

Herrn selber Zeit über sich nachzudenken, seiner Hinfälligkeit und der einstigen Rechenschaft sich noch mehr bewußt zu werden als in den Tagen der Gesundheit. Die Auferstehung vom Krankenbette soll nach dem Willen des Herrn eine Auferstehung seyn zu einem neuen ihm geweiheten Leben. Allein diesen Wink der göttlichen Gnade versteht der natürliche Mensch nicht, und daher wird sehr Vielen das Krankenbett keineswegs ein Durchgang zu höherer geistlicher Gesundheit. Deshalb muß der Geistliche sie darauf hinweisen und ihnen bei ihren Kämpfen auf dem Krankenbette beistehen. Er kann in solcher Lage besonders sehr segensreich wirken auf hochmüthige, auf weltlichgesinnte und selbstgerechte Leute. Den Hochmüthigen müssen wir bemerklich machen, wie ein thöricht Ding es ist um alles Pochen auf Gesundheit und irdische Glücksgüter. Sie sehen dies auf dem Krankenbette am leichtesten ein, denn die Ueberzeugung davon kommt ihnen bei ihrem kraftlosen Daliegen in die Hände. Wir müssen die Weltlichgesinnten darauf hinweisen, wie vergänglich die weltliche Lust und der weltliche Besitz ist, wie unwürdig, daß man das Herz daran hänge, und wie elend und beklagenswerth Jeder, dem mit den weltlichen Vergnügungen und Hoffnungen alle Freuden und Hoffnungen entschwinden. Besonders häufig werden wir zu thun und zu kämpfen haben, oft noch im Angesichte des Todes, mit Selbstgerechten, denn nirgend wird so häufig als am Krankenbette die Redensart vernommen: Wenn ich nur wüßte, womit ich das verschuldet habe; ich bin immer fromm und gottesfürchtig gewesen. Viele Kranken bedürfen auch namentlich des Trostes und der Aufrichtung, zumal wenn das Krankenlager länger dauert. Da dürfen wir uns nun keine Mühe verdrießen lassen; selbst unsere Nachtruhe müssen wir, wo es uns nöthig scheint, zum Opfer bringen. Das ist eben so wichtig um der Kranken selber willen, als auch wegen der, zu ihrer Pflege und Wartung verpflichteten Angehörigen; denn diese sind auf dem Lande nicht selten ziemlich kalt und hart, und die Geduld reißt ihnen bald aus. Denen müssen wir daher mit unserm Exempel vorangehen. Die Hauptsache dabei ist, daß unsere Theilnahme eine aufrichtige und herzliche sey, und man uns eine ernstliche Sorge um den geistlichen und leiblichen Zustand der Kranken abfühle. Wir müssen den um ihre Seele Unbekümmerten Bekümmerniß, den Verzagten guten Muth zeigen, und durch möglichst heiteres und freundliches Wesen den Trübsinn der Geplagten zu verscheuchen suchen. Bekanntschaft mit passenden Kernsprüchen und Liederversen, warmes

und kräftiges Beten, sind die hauptsächlichsten Arzeneien, welche wir anzuwenden haben. Bei Allem aber müssen wir die nöthige Rücksicht nehmen auf Körper- und Seelenzustand der Leidenden. Die schönsten Bande des Vertrauens können wir am Krankenbette knüpfen, nicht nur zwischen uns und dem Kranken, sondern auch zwischen uns und seinen Angehörigen.

Zum Schlusse weisen wir als auf geistliche Auferweckungs- und Belebungsmittel noch hin auf Erweckung des Interesses an Missions- und Bibelanstalten. Wie diese Anstalten mit dem Wiedererwachen des christlichen Geistes und Lebens selber in's Leben getreten sind, so haben sie unverkennbar auch höchst wohlthätig auf solche Gemeinden zurückgewirkt, welche der Missions- und Bibelsache Theilnahme beweisen. Dessen ungeachtet thut es noch immer noth, auch Geistliche selbst zu erinnern, für diese heilige Sache mit Wärme in ihren Gemeinden zu wirken. Die Einwände gegen dieselbe sind schon oft genug erhoben und auch oft genug widerlegt worden, und ist es daher dieses Ortes nicht, darauf näher einzugehen.

Das hier Gesagte enthält nur Grundzüge. Es ließe sich über den in der Ueberschrift angegebenen Gegenstand ein ganzes Buch schreiben. Mögen die hier gegebenen Gedanken Andere anregen sich weiter, gründlicher und nach andern Seiten hin, über Verfahren und Mittel zur Weckung und Förderung des geistlichen Lebens in unseren Gemeinden vernehmen zu lassen; denn auf Neubelebung kommt Alles an, wenn die Kirche die ihr gebührende Stellung einnehmen und aus sich selbst heraus eine gedeihliche und kräftigwirkende Verfassung erzeugen soll.

Kapuzinaden und Blasphemien des Fourierismus.

Im Saale Valentino in Paris sah man in diesem Jahre ein glänzendes und zahlreich besuchtes Banket. Ein Redner sprach zu den Unterzeichnern des Festmahls und ward oft von Beifall unterbrochen. Eine Stelle seiner Rede lautete:

„Auf ihr Krieger der heiligen Phalanx! Bekennet euren Glauben vor den Völkern und verkündiget: Zwei große Tage hat die „Erde seit dem irdischen Bestande des Menschengeschlechts geschaut, „den Tag, an welchem des Zimmermanns Sohn von Nazareth ge„boren ward, das Wort Gottes, der Herr der Seelen, und jener,

„an welchem des Tuchhändlerssohn aus Besançon das Licht der „Welt erblickte, der Fürst der Talente, der König der Intelligenzen. „Und saget weiter den Nationen, daß ein dritter Tag anbricht, wo „die himmlischen Jerusaleme (sic) vom Himmel auf die Erde niederfahren, wo die beiden Worte geeiniget in der Menschheit Fleisch „annehmen werden und wo die Menschheit eins mit Gott ihn „schauen wird in seiner Herrlichkeit."

Diese Rede galt dem Andenken Fourier's. Und der Redner war Viktor Considerant, jetzt der bedeutendste und angesehenste Schriftsteller dieser Richtung. Es wäre nicht der Mühe werth, dieses Stück fourieristischer Beredsamkeit mitzutheilen, handelte es sich bloß um dieses Exemplar allein. Namentlich wird für die Mehrzahl der Deutschen die Blasphemie einer solchen Erhitzung ihren ganzen Stachel an ihrer eigenen ungeheuern Lächerlichkeit verlieren. Sagt doch auch der Semeur mit schneidender Kälte: Tout lecteur désinteressé, c'est à dire qui n'est ni chrétien ni phalanstérien, conviendra que ces blasphêmes sont en pure perte. Aber die Sache steht nicht so allein und vereinzelt als es scheinen möchte. Erstens ist der Fourierismus nichts als deutscher Pantheismus in praktisches Französisch übersetzt. Es ist auf beiden Seiten die gleiche geistige Wurzel; nur in den Ausläufern ist sie verschieden je nach der Stammeseigenthümlichkeit. Sodann ist es eine von den grauenhaften und nicht genug zu beachtenden Erscheinungen, daß der sociale oder politische Irrthum eine heilige Sprache redet und die Religion hereinzieht. Und je ruchloser und heilloser der Irrthum, um so heiliger und schöner wird die Sprache, wofür Lammenais' neueste Schrift den schlagendsten Beweis liefert. Das ist eine Erscheinung, die mit Grauen erfüllt und in anderer Form bereits auch in Deutschland sich auszubreiten beginnt. Wir werden auch bald keine Fragen und Probleme rein rechtlicher, politischer, socialer Natur haben, sondern die Parteien werden alle reden wie neue Peter von Amiens, die Religion wird in jeden Handel hereingezogen werden und der religiöse Fanatismus wird die schlichteste Frage, den einfachsten Widerspruch streitender Ansichten mit ätzendem Gifte durchsäuern. Die jesuitische Partei hat den Anfang gemacht; die liberal-radikale liefert jetzt das Gegenstück und läuft im erborgten Gewande religiöser Reformer herum. Und dabei wird laut akklamirt, wie sehr im Volk die Theilnahme an religiösen Fragen steige. Ja sie steigt diese Theilnahme an der Religion, da wo die Religion gar nicht hin gehört; man wird bald nichts mehr pi-

kant finden, wo nicht ein Stück von Quasi=Religion als ungehöriger Beisatz dazu gethan wird, und diese Pseudo=Religiosität und Irreligiosität wird als das glänzende Dokument der Herrschaft der Religion unter den Völkern gepriesen werden und man wird zuletzt gar nicht mehr wissen, was Religion sey. Nichts beweist mehr die tiefe Irreligiosität der Massen, als dieses Kokettiren mit der Sprache und dem Schein der Religion. Gegen dies Heuchelthum mit religiösen Phrasen, mag die Phraseologie aus dem Worte der Schrift, oder der Sprache der Kirche oder dem Wörterbuch der neuesten Aufklärung und „Gesinnungstüchtigkeit" hergeholt werden, gegen dieses Heuchelthum, welches Religion einmischt, wo keine religiöse Frage und kein religiöser Sinn vorliegt, und dem Eifer um nicht religiöse Dinge den religiösen Anstrich gibt, möge man sich in Deutschland mit aller Kraft rüsten, soll nicht der letzte Funke von Wahrheitsgefühl in einem babylonischen Wirrwarr von Kunstlügen zu Grunde gehen. Und was wird die Wirkung solcher Lügen auf die Massen seyn? — Wir werden es noch erleben. —

Eine Klappe für zwei Fliegen.

Aus Mitteldeutschland.

Man wird sich aus französischen und deutschen Zeit= und Flugschriften, welche im Dienste der Kurie und der jesuitischen Interessen stehen, erinnern, mit welcher Heftigkeit gesetzliche Grundlagen der in Frankreich bestehenden katholischen Kirche, nämlich das Konkordat Napoleon's und die organischen Artikel, angegriffen worden sind. In Deutschland haben namentlich die Münchner historisch=politischen Blätter diesem Gegenstand längere Erörterungen gewidmet. Ihr Zweck war darzuthun, daß diese gesetzlichen Grundlagen dem Princip der katholischen Kirche nur widerstreiten. Und wenn die absolute Selbstständigkeit in dem Sinne, wie es die Kurie von Alters her verstand, wirklich das unantastbare Princip der römischen Kirche ist, so läßt sich Manches gegen das Konkordat und die organischen Artikel sagen. Auch haben die deutschen Katholiken in solcher Befehdung eine ungehemmte Stellung. Sie übernehmen ihre kirchlichen Aemter nicht unter eidlicher Verpflichtung auf das Konkordat und die organischen Artikel. In Frankreich thun es aber die römischen Priester, und der Kardinal von Borels, der in seinem

Fastenmandat gegen diese gesetzlichen Grundlagen donnerte, hat es nicht minder gethan. Davon schweigen die deutschen Anwälte der französischen Eiferer wohlweislich. Daß alle diese französischen Polemiker und Sturmläufer ein von ihnen beschwornes Gesetz mit Füßen treten, kommt ihren deutschen Verfechtern nicht in Betracht. Wie aber sieht man die Sache in Frankreich an? Ein geachtetes Pariser Blatt sagt: „Diese Skrupel kommen den Römischen Geistlichen doch immer ein bischen spät. Es wäre wenigstens um „Vieles natürlicher, wenn jene Herren, welche über Unterjochung „der Kirche schreien, den verlangten Eid nicht leisteten und „eine unabhängige Kirche auf ihre Gefahr hin gründeten. Ein Eid ist doch noch etwas für einen ehrlichen Menschen. „Man darf ihn nicht so leicht hin leisten, zumal wenn man Priester „ist. Böswillige Leute wollen behaupten, der römische Klerus „schlage gern zwei Fliegen mit einer Klappe und esse nicht ungern „aus zwei Brodkörben. Mit dem Eid hat man die Stütze und „das Geld des Staates; mit den Deklamationen gegen den Eid „setzt man sich mit Rom in's rechte Geleise und thut vielleicht auch „seinem Gewissen Genüge. So hat man alle Vortheile des Eides „und entledigt sich aller Lasten desselben. Möglich, daß der Jesuitismus eine Maxime gefunden hat, um dergleichen zu rechtfertigen; „aber wir kennen sie nicht und es wäre gut, wollte man sie zu „unserer Erbauung uns mittheilen. Bis dahin gibt es selbst einem „weiten Gewissen Aergerniß, Priester zu sehen, welche der geschworne „Eid so wenig beunruhigt, und welche, so scheint es, nicht die geringste Eile haben, eine so zweideutige Stellung zu verlassen.“ —

Gegen diese Instanz wird sich vor der Hand nicht viel sagen lassen. Die Ehrlichkeit der Ultramontanen ist den Beweis schuldig, wie man unter Eidesleistung ein Amt übernehmen, im Amt bleiben und trotzdem die beschworne Pflicht als unverträglich mit dem Amt und mit dem Wesen der Kirche perhorresciren könne.

Die Deutschen aber werden sich damit trösten, daß so etwas nur im frivolen Frankreich möglich sey. Die Protestanten insbesondere werden sagen, daß dergleichen jesuitisch sey und nur in der katholischen Kirche vorkomme. Im protestantischen Deutschland gibt es keine Geistliche, die ihr Amt mit Eidesleistung übernommen haben, im Amte bleiben und trotzdem wider den Eid losziehen und sich von ihm emancipiren. Solche Leute, die auch ein Eid nicht kümmert, wenn er ihnen dazu verhilft, aus doppeltem Brodkorb zu speisen, kennt das protestantische Deutschland nicht. Da schwört

Niemand einen Eid, um das Brod der Kirche zu essen und den Schutz des Staates zu haben, während er gleichzeitig den Eid lästert, um den Radikalen zu gefallen und die Gunst der Aufgeklärten zu besitzen. So etwas kommt im ehrlichen Deutschland, zumal im protestantischen, nicht vor. Das ist ja nur Jesuitismus, und zwar französischer Jesuitismus.

Wer sollte es auch thun? Die Orthodoxen gewiß nicht; die schwärmen ja für ihren Eid. Die Lichtfreundlichen gewiß auch nicht; die sind ja so deutsch, so ehrlich, so offen, solche Hasser des Jesuitismus! Die Schriften, in welchen man die Lichtfreunde gegen die von ihnen beschworenen Symbole losziehen läßt, sind untergeschoben. Oder hat der verstorbene König von Anderbeck wirklich solche Schriften geschrieben, so ist jedenfalls jenes Vermächtniß ein untergeschobenes, in welchem er seine Gleichgesinnten ermahnen soll, in derselben Kirche zu bleiben, von deren Eid sie sich lossagen und von deren Bekenntniß sie nichts wissen wollen.

Wie gesagt, solche Dinge sind zu jesuitisch und kommen nur in Frankreich, nicht in Deutschland, vor. Und da merke ich jetzt erst, daß die Klappe, die ich eingangsweise aufhob, nur eine Schmeißfliege trifft, die katholisch-jesuitische in Frankreich; in Deutschland gibt es keine, die von der Klappe solcher Schmach getroffen würde.

Und doch habe ich vor Scham fast in die Erde sinken wollen, als ich jenen französischen Ausfall auf die französischen Jesuiten las und dabei an mein protestantisches Deutschland dachte! —

Was ich doch für ein Thor gewesen bin! —

Liturgisches Dekorum.

(Aus Schwaben.) *Πάντα δὲ εὐσχημόνως καὶ κατὰ τάξιν γενέσθω* ist eine goldene Regel, die aber leider viel zu wenig beherzigt wird, namentlich auf dem liturgischen Gebiete. Es ist unglaublich, welche Sinn- und Geschmacklosigkeit sich in dieser Beziehung noch immer unter den Geistlichen kund gibt, wie die von den höheren Kirchenbehörden erlassenen desfallsigen Vorschriften so völlig unbeachtet bleiben, so daß man versucht ist, an dem Anstandsgefühl, dem ästhetischen Sinn und dem Gehorsam vieler Geistlichen irre zu werden. Ich will angeben, was ich in kurzer Zeit und in einem ziemlich kleinen Kreise mit eigenen Augen gesehen habe: Pfarrer, die in schwarzer (anstatt in weißer) Halsbinde, mit Handschuhen (auch nicht im Winter), mit der Brille auf der Nase (auch wenn sie nichts zu lesen haben), mit Chorröcken, so schlecht geschlossen, daß man die gewöhnliche Kleidung darunter erblickt, mit Bareten, die von einer Schlafmütze oder einem Cereviskäppchen schwer zu unterscheiden sind, auf der Kanzel, am Altare oder am Grabe erscheinen. Ferner: Kirchen ohne allen Altargottesdienst, Altäre ohne Kruzifix, Leuchter und Bibel, Feier des heil. Abendmahles ohne Lichter und ohne Kniescheme l; hie und da knieen nach (warum nicht bei?) dem Empfang des Brodes und Weines die Weiber, die Männer aber nicht, wie seltsam! Das non plus ultra aber sind die Schulprüfungen und Preisvertheilungen in der Kirche. Das mag zur Noth da entschuldigt werden, wo die Schulstube für solche Akte zu klein ist, und wo man für die Schulstube kein anderes passendes und hinlänglich geräumiges Lokal hat. Wo aber dies nicht der Fall ist, da weiß man kaum, was man dazu sagen soll, wenn der Pfarrer in seiner Kirche lesen, schreiben, rechnen, aus der Geographie, Geschichte ꝛc. examiniren, Wandtafeln und Landkarten aufstellen und aufhängen, den Altar zu einem gewöhnlichen Tisch, auf welchem die Preisebücher liegen, herabwürdigen, neben sich auf den Stufen des Altars einen Lehrer im neumodischen schwarzen Frack als seinen Adjutanten bei der Vertheilung der Preisebücher fungiren, und das Gotteshaus, in dem nur heilige Musik zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Gemeinde erschallen soll, durch unheiligem Ehrgeiz entstammten und eben dazu entflammenden Trompeten- und Paukenklang entweiht werden läßt. Dieser ganze Kram gehört nicht in die Kirche, sondern theils in die Schule, theils in andere dazu passende Lokalitäten (Rathhaus-

säle u. dergl.), und der Pfarrer hat dabei nicht im Chorrock, sondern in anderer anständiger Kleidung zu erscheinen, entweder in gewöhnlicher schwarzer Civilkleidung, oder in einer zwischen dem geistlichen Amtskleide und der gewöhnlichen Kleidung die Mitte haltenden Amtstracht. Mögen diese Klagen und Wünsche nicht ganz erfolglos verhallen! Goldene Aepfel bleiben freilich auch auf Holz noch, was sie sind, aber lieblicher erscheinen sie doch in silbernen Schalen; und die Herrlichkeit eines gediegenen Kunstwerkes ist allerdings durch nichts völlig zu vernichten, aber es wird doch das Auge durch ungehörige Zuthaten im Zopfstyl beleidigt: — darum wehret und wahret, ihr Wächter des Heiligthums! —

Ankündigung.

Mit Beginn des nächsten Halbjahrs wird die Zeitschrift unter Mitredaktion der HH. Professoren DD. Höfling, Thomasius und Hofmann erscheinen. Die Veränderung meiner früheren Stellung machte aus äußeren Gründen eine Umgestaltung der Redaktion nöthig. Sie hat durch die Güte und Bereitwilligkeit meiner früheren HH. Kollegen nun in einer Weise stattgefunden, welche ich aus innern Gründen längst gewünscht hatte und die jetzt nur dazu dienen kann, dem Unternehmen Bestand und frischen Aufschwung erneut zu verbürgen. Es trägt nunmehr die Gestalt der Redaktion selbst jenen Charakter, welchen die Zeitschrift von Anfang an behaupten wollte, nämlich nicht im Dienste irgend einer blos persönlichen Ansicht, sondern gemeinsamer, weil kirchlicher, Principien zu stehen. Daß sie das in immer vollerem und umfassenderem Maaße zu thun beabsichtige, dafür stehen jetzt die Namen vereinigter Kräfte ein. Dieselben Namen sind außerdem die beste Gewähr, daß die bisherige Richtung der Zeitschrift auch für die Folgezeit die wesentlich gleiche bleiben wird. Das Bedürfniß eines Organs für die kirchlichen Angelegenheiten und zwar im Dienste der evangelisch-lutherischen Kirche hat sich immer klarer herausgestellt und wird in der nächsten Zeit wohl mehr noch als früher empfunden werden. Wenn die Zeitschrift hiebei vorzugsweise auf das Bedürfniß der bayrischen Landeskirche gleich von Anfang an Rücksicht nahm, so wird die Neugestaltung der Redaktion auch noch dazu dienen, unser Organ dem ursprünglichen Berufe treu zu erhalten. Daß wir uns aber dabei nicht blos auf Bayern beschränkten, sondern des ganzen Leibes eingedenk blieben, davon geben auch die früheren Jahrgänge Zeugniß. Möge die allgemeinere Wirksamkeit in Zukunft dadurch gesichert werden, daß die Kräfte der verschiedenen Landeskir-

chen dem Unternehmen in erhöhter Weise eine thätige Theilnahme zuwenden. Der Herr der Kirche segne aber, was zum Dienste seines Reiches geschieht! —

D. Harleß.

Indem die Unterzeichneten, an vorstehende Ankündigung sich anschließend, hiemit erklären, daß sie auf den Wunsch ihres Freundes und früheren Kollegen, Herrn Prof. D. Harleß zur Uebernahme der Mitredaktion sich entschlossen haben und der Förderung des Zweckes dieser Zeitschrift nach Kräften mit allem Fleiße sich widmen wollen, können sie nicht umhin, auch ihrerseits die eben so freundliche als dringende Bitte um thätige Unterstützung und Mitwirkung an alle Freunde und Diener unserer in der gegenwärtigen Zeit von so vielen Seiten her bedrängten und gefährdeten evangelisch-lutherischen Kirche zu richten, und bemerken zugleich, daß Aufsätze und Korrespondenzartikel aus Süddeutschland direkt hieher an die Bläsing'sche Verlagshandlung, solche aus Norddeutschland aber an Herrn Erdm. Ferd. Steinacker, Buchhändler zu Leipzig, gesendet werden mögen.

D. Höfling. D. Thomasius. D. Hofmann.

Der Preis der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche bleibt unverändert der seitherige: für den Band von sechs Heften oder eines Semesters 2 Rthlr. Preuß. Cour. oder 3 fl. 30 kr., und somit für den Jahrgang von 12 Monatsheften, deren pünktlicheres Erscheinen zugesichert werden darf, 4 Rthlr. Preuß. Cour. oder 7 fl. Rhein.

Jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes, sowie die löbl. Postämter nehmen Bestellungen darauf an.

Erlangen, im Mai 1846.

Die Verlagshandlung:

Theod. Bläsing.





